

SPHINX

Monatsschrift

für die
geschichtliche und experimentale Begründung
der

übersinnlichen Weltanschauung

auf
monistischer Grundlage,

herausgegeben
von

Hübbe-Schleiden,
Dr. J. U.

IV. Jahrgang. **1889.** Achter Band.

Expedition der Sphinx in Gera (Reuß).

Inhalts-Übersicht

des

Achten Bandes.

Vierter Jahrgang.

1889.

Kürzere Bemerkungen.

Abbildungen
im
Achten Bande.

Vierter Jahrgang
1889.



SPHINX

Monatsschrift

für die geschichtliche und experimentale Begründung der übersinnlichen Weltanschauung auf monistischer Grundlage.

Herausgegeben

von

Hübbe-Schleiden
Dr. J. U.

VIII. Band. 1889 Heft 43—48.

Expedition der Sphinx in Gera (Reuß).

Aug. Siegle, 30 Lime Street, London E. C.
George Redway, 15 York Street, Covent Garden, London W. C.
C. Klincksieck, 11 rue de Lille; Haar & Steinert, 9 rue Jacob, Paris.
Amerika: General-Agenten für die Vereinigten Staaten:
The International News Co., 29—31 Beekman Str. New York.
Australien: Chs. H. Bamford, 87 Little Collins Street East, Melbourne.

Sphinx

VIII, 43. Juli 1889.

Künstliche Träume.

Von
Dr. Carl du Prel.

Allgemein gesprochen sind die Sinne eines Schlafenden gegen Eindrücke der Außenwelt verschlossen. Aber ganz ist unsere Empfindlichkeit nicht unterdrückt; daher halten wir es für nötig, durch Dunkelheit und Stille des Schlafzimmers uns vor äußeren Eindrücken zu bewahren. Lichtreize, welche durch die geschlossenen Augenlider dringen, Töne, von der Straße heraufkommend, Hautreize, etwa wenn wir in dem entblößten Fuße Kälte verspüren, auch Reize des Tastsinns, z. B. wenn wir auf einer Hemdfalte liegen: — alle diese Reize können auch im Schlaf empfunden werden. Sie sind zwar nicht stark genug, uns zu erwecken, aber sie werden empfunden, vermengen sich mit unseren Traumbildern, indem sie, auf einen äußeren imaginären Gegenstand bezogen, als Wirkungen äußerer Dinge aufgefaßt werden. Dabei werden sie aber oft phantastisch verwandelt: das Bellen eines Hundes auf der Straße verwandelt sich in den lauten Ruf eines Menschen, von dem wir eben geträumt haben; ein Lichtreiz wird zur Feuersbrunst; die Abkühlung des unbedeckten Fußes läßt uns träumen, daß wir durch kaltes Wasser waten.

Wenn nun solche Sinnesreize, statt dem Zufall überlassen zu werden, absichtlich erregt würden, z. B. der Fuß des Schlafenden absichtlich durch einen Experimentator entblößt würde, so wäre der Erfolg natürlich derselbe. Prinzipiell ist also gegen die Möglichkeit künstlicher Träume nichts einzuwenden, aber der Traumverlauf wird dabei nur im allgemeinen bestimmt werden können, die Phantasie des Träumers wird immer ihren Spielraum bewahren.

Im leichten Schlafe werden alle Sinne beeinflußt werden können. Mit der Schlafvertiefung werden die Sinne in einer noch nicht festgestellten Weise unempfindlich. Das Gehör bleibt noch lange eindrucksfähig; zu allerletzt schläft der Tastsinn ein. Ein Schläfer, der auf kein zugeflüstertes Wort mehr reagiert, zieht doch noch die Hand zurück beim gelindesten Nadelstich, oder wenn er gekitzelt wird. Diese Reihenfolge ist die gleiche beim Eintritt des gewöhnlichen, wie des somnambulen Schlafes.[1])

Eckartshausen sagte zu einer Person: Sie haben heute nacht von einer Rose geträumt; zu einer anderen: Sie haben unter einer Linde ge-

[1]) Vgl. Liébault: du sommeil. 24. 51.

sessen; zu einer dritten: Sie haben von einer Katze geträumt. Man drang in ihn, zu erklären, wie er das wissen könne. Er hatte das Kopfkissen der einen Person mit Rosenwasser besprengt, das der anderen mit Lindenblütenwasser, das der dritten mit Katzenurin. Er empfiehlt, solche Besprengungen so vorzunehmen, daß der Geruch sehr schwach ist. Solche und ähnliche Vorbereitungen können auch vom Schläfer selbst vorgenommen werden, und Eckartshausen empfiehlt beispielsweise Melissenkraut, um sich angenehme Träume zu verschaffen. Man macht davon Essig, lebt den Tag über mäßig, kaut vor dem Schlafengehen von dem Kraut und schnupft von dem Essig, der ganz unschädlich ist. Man träumt dann von angenehmen und schönen Gegenden.[1])

Legt mir unters Haupt Melissen,
Meine Träume sind so wild —

sagt Martin Greif in einem seiner Gedichte und spielt damit vielleicht auf einen Volksglauben an.

Daran ist also nicht zu zweifeln, daß man durch körperliche Eindrücke künstliche Träume hervorrufen kann. Wenn Gregory, der im Bett eine Flasche mit heißem Wasser an die Füße genommen hatte, von einer Ätnabesteigung träumte, wobei er die Hitze des Erdbodens unerträglich fand; wenn ein anderer, der sich ein Blasenpflaster auf den Kopf gelegt hatte, von Indianern skalpiert zu werden träumte; wenn ein dritter, der sich in einem feuchten Hemd schlafen gelegt hatte, durch einen Strom gezogen zu werden träumte; wenn ein im Schlafe eintretender Podagraanfall den Kranken träumen ließ, er befinde sich in den Händen der Inquisition und erleide Folterqualen, — so können solche Erregungsursachen offenbar auch künstlich geschaffen werden. Giron ließ absichtlich seine Kniee unbedeckt, und träumte dann, nachts im Postwagen zu reisen, eine der gehabten Empfindung sehr wohl korrespondierende Ursache; bei einer anderen Gelegenheit ließ er den Kopf hinten unbedeckt, und träumte, daß er im Freien einer religiösen Zeremonie beiwohne.[2]) Ein zufälliger Geruch von Tannennadeln kann uns im Wachen die Erinnerung an eine Waldpartie erwecken, im Schlafe würde er uns den Wald anschaulich vorzaubern, und auf ähnliche Weise lassen sich ohne Zweifel alle Sinne erregen.

Wir wissen im allgemeinen, daß die Tiefe unseres Schlafes und die Qualität unserer Träume von der Nahrung und den Getränken abhängt, die wir abends zu uns nehmen. Eine experimentelle Traumwissenschaft müßte aber den Zusammenhang zwischen den chemischen Stoffen, die wir in der Nahrung zu uns nehmen, und den davon erregten Traumbildern genauer präzisieren, und das ist noch nicht geschehen. Ich besitze ein Buch, welches davon handelt, aber nicht wohl empfohlen werden kann. Der Verfasser giebt Rezepte zu einer Traumapotheke, wodurch wir uns verschiedene Arten des Glückes verschaffen können, die uns in Wirklichkeit oft fehlen. Er hat ohne Zweifel recht, wenn er sagt, daß geträumte

[1]) Eckartshausen: Aufschlüsse zur Magie. I. 67. 68. —
[2]) Macnish: Philosophie des Schlafes. 40—41.

Empfindungen denen des Wachens gleichwertig seien, daß also derjenige glücklich wäre, der sich Träume nach seinen Neigungen verschaffen könnte, selbst wenn ihm der Tag manchen Kummer bieten würde. Wenn ein König allnächtlich die Existenz eines Sklaven, ein Sklave allnächtlich die eines Königs führen würde, so wären sie gleich glücklich.

Wir sollten also, meint er, aus dem Schlafe noch einen anderen Vorteil ziehen, als bloß den einer schläfrigen Ruhe, nämlich den, unser Schicksal zu verbessern. Er hält sogar künstliche Träume für erlaubt, in welchen strafbare Handlungen vorgenommen werden, ja er sieht in seinem System auch einen Vorteil für die Moral. Vor einem wirklichen Ehebruch sei er dadurch bewahrt worden, daß er ihn in den Traum verlegte. Begierden lassen sich durch den geträumten Genuß wie durch den wirklichen ersticken. Es sei besser, seine Leidenschaften im Traum zu befriedigen, als im Wachen sich davon quälen zu lassen, mit der beständigen Gefahr, der Versuchung zu erliegen. Sogar Verbrechen ließen sich auf diese Art verhindern, indem sie auf einen eingebildeten Gegenstand abgeleitet werden. Alle menschlichen Leidenschaften ließen sich auf diese Weise ohne Schaden für die Gesellschaft befriedigen. Er selbst sei lange, von Ehrgeiz und von Liebe beseelt, in einen unordentlichen Lebenswandel geraten, durch sein Ableitungsmittel aber zu einem ordentlichen Menschen geworden. Er halte sich für den Glücklichsten der Sterblichen, da ja die Einbildung viel reicher sei, als alle Wirklichkeit. Alle irdischen Genüsse koste er im Traum; sein Serail sei schöner und zahlreicher, als das des Königs Salomo. In Wirklichkeit ein 92jähriger Greis, werde er allnächtlich in einen Jüngling verwandelt, und am Tage genieße er in der Erwartung die Dinge voraus, die der Traum verleihe.

Gegen die Möglichkeit der Sache ist nun nichts einzuwenden, wohl aber läßt sich die Unschädlichkeit der zahlreichen chemischen Rezepte und ihrer wiederholten Anwendung, endlich aber auch die Unschädlichkeit der Träume selbst stark bezweifeln, wenngleich es an einem Rezepte nicht fehlt, der Entkräftung vorzubeugen. Es wäre wenigstens ungefährlicher, wenngleich weniger einfach, die Traumapotheke durch die hypnotische Suggestion zu ersetzen, die den gewünschten Traum auch mit größerer Sicherheit erzeugen könnte, mag es sich nun um leckere Mahlzeiten handeln, oder um das Phantom einer Geliebten, hohe Ehrenstellen, prächtige Paläste rc.

Die experimentelle Traumwissenschaft kann überhaupt auch noch in anderer Richtung arbeiten.

Hervey, der auch Versuche gemacht hat, seine Träume willkürlich zu regeln, hat dazu überhaupt nicht eine bestimmte feste oder flüssige Nahrung angewendet, sondern ein ganz anderes Verfahren eingeschlagen: die Assoziation von Vorstellungen. Während eines 14tägigen Landaufenthaltes benutzte er eine wohlriechende Essenz zum absichtlich beständigen Gebrauch in seinem Sacktuch. Zurückgekehrt unterließ er den ferneren Gebrauch und verwahrte das hermetisch verschlossene Fläschchen ein paar Monate lang. Dann gab er es seinem Diener mit dem Auftrag, ihm im Schlafe davon ein paar Tropfen auf das Kissen zu träufeln. Ein Tag war dafür nicht fixiert, und der Diener vollzog den Auftrag erst nach längerer Zeit. An diesem Morgen träumte Hervey von dem früheren Landaufenthalt.

Hervey ging dabei von der richtigen Voraussetzung aus, daß der Geruch der Sinn des Gedächtnisses ist, daß ferner wiedergeweckte Empfindungen solche Gehirnvorstellungen herbeiziehen, womit sie früher assoziativ verbunden waren, und daß die Gesetze der Assoziation auch für das Schlafleben gelten. Das Experiment wurde mehrmals mit gleichem Erfolg wiederholt. Wenn Hervey zwei Essenzen vermischt anwandte, so vermengten sich in seinen Träumen auch diejenigen Ideen, womit er diese Gerüche vorher assoziativ verbunden hatte. Von einer Essenz machte er wieder bei einem Landaufenthalt Gebrauch, von einer anderen in dem Atelier eines Malers, worin er arbeitete, und das damals häufig von einem weiblichen Modell besucht wurde. Die vermischte Anwendung der Gerüche erweckte nun einen Traum, worin Hervey in jene Gegend versetzt wurde, und eben mit der Familie seines Hausherrn speiste, als plötzlich der Maler in Begleitung des Modells hereintrat, welchem Kleider anzulegen die Traumphantasie nicht für nötig befunden hatte.

Als durch die häufige Wiederholung solcher Experimente sein Geruchsinn verwirrt und abgestumpft worden war, versuchte es Hervey mit dem Gehör. Unter seinen Ballbekanntschaften jener Zeit wählte er zwei ihm sympathische Damen aus, und aus der Tanzmusik, die auf jenen Hausbällen vorgetragen wurde, suchte er zwei Walzer von besonderer Originalität aus. Mit Hilfe des ihm befreundeten Kapellmeisters richtete es nun Hervey der Art ein, daß er mit jeder der beiden Damen immer nur den bestimmten Walzer tanzte, so daß jede Tänzerin mit der besonderen Melodie assoziativ verbunden war. Er kaufte darauf Spieluhren, die jene Walzer spielten, und so oft er nun im Schlafe die Melodien abspielen ließ, wurde ihm unter den verschiedensten Traumverwicklungen das Bild der bestimmten Dame erweckt. Auch in diesem Falle vermischten sich allmählich diese Assoziationen infolge häufiger Wiederholung des Experiments.

Auch der Tastsinn ist solchen Versuchen zugänglich. Hervey hatte sich einst am Daumen verletzt, was ihn schmerzte, wenn er im Büreau beim Schreiben die Feder andrückte. Kam nun im Schlafe der Daumen in solche Lage, daß er gedrückt war, so versetzte ihn der Traum ins Büreau an den Schreibtisch.

Um auch den Geschmackssinn zu prüfen, las Hervey unter Tags zu wiederholten Malen eine anschauliche Stelle aus Ovids Metamorphosen und entwarf ein darauf bezügliches Bild auf der Leinwand. Während der ganzen Zeit dieser Beschäftigung behielt er im Munde ein Stück Iriswurzel. Als er nun nach einiger Zeit im Schlafe sich eine solche Wurzel zwischen die Lippen schieben ließ, wurde ihm das von ihm entworfene Bild erweckt und mengte sich mit anderen geträumten Nebenumständen.[1])

Diese solidarische Verbindung von Empfindungen und Vorstellungen kann also zu künstlichen Träumen benutzt werden, nur muß der Experimentator an diese Verbindung gewöhnt sein, und es darf keines der beiden Glieder andere Assoziationen eingegangen haben.

---

[1]) Hervey: Les rêves et les moyens de les diriger. 376—380. 395—400.

Derselbe Autor hat noch ein anderes Mittel zu künstlichen Träumen angewendet. Er sagt, daß man durch die Gewohnheit, über seine Träume ein Tagebuch zu führen, ziemlich rasch die Fähigkeit erwirbt, im Traum das Bewußtsein zu haben, daß man träumt. Begleitet nun dieses Bewußtsein jeden Traum, so kann man unangenehme Bilder dadurch verscheuchen, daß man die Augen schließt; sie verschwinden alsdann und machen anderen Platz. Man kann ferner durch bloßes Denken an andere Dinge diese als Traumbilder hervorrufen. Endlich kann man auch dem Traum dadurch eine andere Richtung erteilen, daß man absichtlich eine Traumhandlung einschiebt. Hervey, der dieses Verfahren Jahre hindurch einschlug, ging z. B. einst im Traum und mit dem Bewußtsein, zu träumen, in einer Straße spazieren, stieg in den oberen Stock eines Hauses, wo ein Fenster geöffnet war, und sich wundernd über die Vollkommenheit dieser Illusionen, stürzte er sich nun mit Absicht auf das Pflaster hinab. Für den Augenblick verlor er das Bewußtsein, stand aber dann auf dem Platze vor der Kirche, wo Neugierige sich um einen Verunglückten drängten, der sich vom Turm herabgestürzt hatte und nun auf einer Tragbahre weggetragen wurde.[1])

Ähnliches erinnere ich mich, bei Jean Paul irgendwo gelesen zu haben, und mir selbst, zu einer Zeit, da ich mit einer Abhandlung über den Traum beschäftigt war, mischte sich in die interessanteren Traumbilder jedesmal der Gedanke, daß ich das für meine Arbeit brauchen könne; ich wurde aber davon jedesmal geweckt. Wäre das nicht eingetreten, so hätte ich im weiteren Traumverlauf vielleicht das Bewußtsein, daß ich träume, behalten und hätte ihn willkürlich regeln können, was ja auch noch von anderen Forschern beobachtet wurde. So sagt Macnish, man habe Beispiele, daß Leute sich vornahmen, eventuell zu träumende Gefahren als Traumbilder zu erkennen, die alsdann ohne Beängstigung für sie verliefen; daß Haller einen Fall dieser Art erzähle, und Reid diesen Plan mit Erfolg verfolgte, um den unangenehmen Eindruck häßlicher Träume zu beseitigen. Träumte er, in gefährlicher Lage zu sein, z. B. am Rande eines Abgrundes zu gehen, so stürzte er sich hinein und vernichtete so die Täuschung. Beattie träumte, auf der Brustwehr einer Brücke zu gehen, er besann sich aber dabei, daß es ein bloßer Traum sein könnte, sprang ins Wasser und befreite sich dadurch von seiner Beängstigung.[2])

Gehen wir nun zur Beeinflussung fremder Träume über, so ist schon häufig gesagt worden, daß man durch leise zugeflüsterte Worte jemanden träumen lassen kann, was man will.[3]) Der Arzt de Lausanne hatte eine Somnambule, die seine Frage, ob sie schlafe, zu seinem Erstaunen mit dem Bemerken bejahte, es sei nicht magnetischer, sondern gewöhnlicher Schlaf, in dem sie ihn vermöge des Rapportes mit ihm höre.[4]) Professor

---

[1]) Hervey: 476. 455. 283—288. — [2]) Macnish: 79.

[3]) Eckartshausen Aufschlüsse zur Magie. I. 69. Schulze: Psychische Anthropologie. (2. Aufl.) 285.

[4]) Annales du magnétisme animal. IV. 195.

Kluge erwähnt einen englischen Offizier, den man durch sanftes Einflüstern träumen lassen konnte, was man wollte, so z. B. den Vorgang eines Duells, vom Streit angefangen bis zum Abfeuern der Pistole, die man ihm in die Hand drückte, und deren Knall ihn erweckte. Derselbe Autor erzählt: „Ich entsinne mich, irgendwo gelesen zu haben, daß ein junger Mann die Gleichgültigkeit eines von ihm geliebten Mädchens auf Anraten eines älteren Freundes dadurch sehr bald in heiße Liebe umwandelte, daß er sich zu verschiedenen Malen im Beisein der Mutter dem im tiefsten Schlaf liegenden Mädchen näherte, seinen ganzen Willen auf dasselbe fixierte, dabei abgebrochen und leise seinen Namen aussprach, und dieses jedesmal so lange fortsetzte, bis die Schlafende unruhig ward und zu sprechen anfing. Gleich von dieser Zeit an äußerte sie eine immer mehr zunehmende Anhänglichkeit für diesen jungen Mann, dessen Gattin sie endlich ward, und ihm dann gestand, sie wisse selbst nicht, wie sie ihn so lieb gewonnen habe, sie glaube aber, daß sehr häufige und lebhafte Träume die erste Veranlassung gewesen."[1])

Die Möglichkeit, anderen künstlich Träume zu erwecken, wird nun aber noch sehr gesteigert durch die Thatsache der Gedankenübertragung. Die Gedankenübertragung mit körperlicher Berührung, die ja allgemein zugestanden ist, würde allein schon genügen. Die „Psychologische Gesellschaft" in London hat aber durch zahlreiche Versuche festgestellt, daß auf wachende Menschen — wiewohl die Anzahl der empfänglichen Personen nicht sehr groß ist — Gedanken ohne Berührung und ohne Worte übertragen werden können; ebenso hat die „Psychologische Gesellschaft" in München durch eine Reihe von Experimenten dasselbe für den hypnotischen Schlaf bewiesen. Dem wachen Menschen fällt es eben schwer — selbst wenn ihm die Augen verbunden werden —, sich in einen Zustand solcher Passivität zu versetzen, daß auf sein Gehirn wie auf eine leere Tafel eingewirkt werden könnte. Der gewöhnliche Schlaf nun ist ein mittlerer Zustand zwischen dem Wachen und dem tiefen hypnotischen Schlaf. Es wird also die Gedankenübertragung auf einen gewöhnlichen Schläfer zwar leichter geschehen, als auf einen Wachenden, aber schwerer, als in der Hypnose. Wenn der Schläfer intensiv träumt, und sein Gehirn von Phantasievorstellungen in Anspruch genommen ist, wird das Experiment kaum gelingen; aber wenn auch experimentelle Versuche dieser Art nicht zahlreich vorliegen, so kann doch an der Thatsache schon darum nicht gezweifelt werden, weil die unwillkürliche Gedankenübertragung auf einen Schläfer schon häufig beobachtet wurde. Die willkürliche kann nur um so leichter sein.

Sonderbarerweise sind die Fälle unwillkürlicher Übertragung am häufigsten beobachtet worden bei gleichzeitigem Schlafzustand sowohl des Empfängers als des Agenten. Dieses Phänomen ist als Doppeltraum ziemlich bekannt.

Wenn nun zwei schlafende Personen gleichzeitig denselben Traum mit detaillierter Übereinstimmung träumen, so kann die Ursache davon logischerweise nur von zweierlei Art sein. Entweder sind 1. die beiden Gehirne durch eine gemeinschaftliche dritte Ursache erregt worden, oder

[1]) Kluge: Versuch einer Darstellung des animalischen Magnetismus. 268. 269.

2. die Ursache liegt in dem einen der beiden Gehirne, dessen Vorstellungen unwillkürlich auf das Gehirn des anderen Schläfers übergehen.

Der erstere Fall kann sich ereignen, wenn etwa von der Straße ein Lärm heraufkönt, der von der Traumphantasie beider Schläfer in gleicher Weise verarbeitet wird. So träumten z. B. nach Aberkrombie einst Mann und Frau infolge eines Lärmes, daß die Franzosen in Edinburgh gelandet seien, ein Ereignis, welches damals Gegenstand allgemeiner Angst war.[1])

Von dem anderen Fall erzählt Freiligrath ein Beispiel: „Vor der Februarrevolution beschäftigte ich mich ernstlich mit dem Gedanken einer Übersiedelung nach Nordamerika. Um diese Zeit las meine Frau eines Tages in, ich weiß nicht, welchem Buche von der weißen Frau im königl. Schloß zu Berlin, die man öfters als Gespenst mit einem Besen die Stube kehren sehe. Es fiel ihr ein, daß ich ihr früher einmal von der analogen Erscheinung einer weißen Frau im Schlosse zu Detmold erzählt habe, und sie beschloß, mich bei meiner Rückkehr vom Kontor zu fragen, ob diese Frau auch zuweilen als Stubenfegerin erschienen sei. Abends brachte ich wichtige Briefe aus Amerika mit nach Hause, der Auswanderungsplan wurde lebhaft besprochen und die Frage nach dem Gespenst vergessen. In der Nacht warf ich mich unruhig im Bett hin und her und weckte dadurch meine Frau. Sie frug, ob mir nicht wohl sei. Ach nein, antwortete ich lachend, aber mich verfolgt ein wunderlicher Traum. So oft ich einschlafe, sehe ich die weiße Frau mit einem großen Kehrbesen die Gemächer des Detmolder Schlosses durchwandeln, und ich habe noch nie gehört, daß sie als Stubenfegerin umgeht. Meine Frau erzählte mir, daß auch ihr im Schlafe die vergessene Frage eingefallen sei. Dieses Erlebnis, so unbedeutend es ist, und so wenig ich mir damals den Kopf darüber zerbrach, ließe sich, wenn tierischer Magnetismus eine Wahrheit ist, am Ende durch die Annahme erklären, daß die Vorstellung meiner Frau durch magnetischen Kontakt auf mich übergegangen sei."[2])

Schubert erwähnt einen Psychologen, der, als er noch als Hofmeister im Hause eines Pächters sich befand, einen und denselben Traum mit einem zum Besuch gekommenen älteren Sohn der Familie hatte.[3]) Mirville erwähnt einen Mann berühmten Namens, welcher beständig mit seiner Frau die gleichen Träume hatte. Träumte er z. B. von einem verstorbenen Freunde, so sah diesen seine Frau zu gleicher Zeit, am gleichen Ort, im gleichen Kostüme rc.[4]) Professor Nasse erzählt, daß eine Mutter träumte, mit ihren Kindern um den Tisch herumzusitzen mit der Absicht, dieselben durch Tränke zu vergiften. Sie fragt der Reihe nach, wer von ihnen trinken wolle; einige sind bereit, andere wollen noch länger leben. Als sie aus diesem schrecklichen Traum erwachte, hörte sie ihren elfjährigen Sohn stöhnen und erfuhr auf Befragen, daß ihr Traum auf ihn übergegangen war.[5]) Fabius erzählt: Eine Frau im Haag pflegte täglich aufzuschreiben, was ihr und den Ihrigen begegnete, um es der in Westindien lebenden Tochter mitzutheilen. Diese machte es ebenso. Einst träumte die Mutter, das Schiff, dem die Tochter ihr Eigentum mitgegeben,

---

[1]) Steinbeck: Der Dichter ein Seher. 420.

[2]) Neue Monatshefte für Dichtkunst und Kritik. Von Oskar Blumenthal. 1877. Heft 3. — [3]) Schubert, Symbolik des Traumes. 13. — [4]) Mirville: des Esprits. II. 160. — [5]) Perty, Blicke in das verborgene Leben. 39.

als sie nach Hause reisen wollte, sei gescheitert und mit der Mannschaft zu Grunde gegangen. Sie schrieb es der Tochter; dieser Brief kreuzte sich aber mit einem von dieser, die den gleichen Traum in wörtlicher Übereinstimmung erzählte.[1]) Ähnliche Beispiele erwähnt Schopenhauer.[2])

Es läßt sich nun vorweg annehmen, daß diese unwillkürliche Übertragung von Traumvorstellungen im somnambulen Schlafe noch leichter eintritt, weil der Empfänger tiefer schläft, und mit dem Urheber, dem Magnetiseur, in Rapport steht. Dr. Werner behandelte eine Somnambule, und es kam in dieser Zeit häufig vor, daß er und sie in der gleichen Nacht dasselbe träumten.[3]) Bende Bendsen versuchte die willkürliche Übertragung. Er legte seine Stirne gegen die seiner Somnambulen und dachte an eine bestimmte Person. Die Somnambule beschrieb sie nicht nur, sondern nahm auch fernsehend die Diagnose derselben vor, indem sie Bluthusten erkannte, und verschrieb dagegen ein Mittel, das mit Erfolg angewendet wurde.[4]) Unwillkürlich wieder war die Übertragung bei der Somnambulen Selma, von der der Arzt Wiener erzählt: Sie träumte, mit ihrer Schwester in ein Ölgewölbe zu gehen, um für deren kranke Brust Leinöl zu kaufen. Den gleichen Traum hatte die Schwester mit dem Zusatz, daß ihnen auf der Straße ein weißer Pudel mit roten Augen begegnete.[5])

Diese Übertragbarkeit betrifft aber nicht nur normale Gehirnvorstellungen, sondern auch solche, die der transscendentalen Psychologie angehören. So ist es z. B. bekannt, daß die Bilder des zweiten Gesichts durch Berührung sich auf Nebenstehende übertragen.[6]) Kerner erwähnt einen Säugling, der, so lange er gestillt wurde, an den Visionen seiner Mutter teilnahm und mit Händen nach denselben griff; nach der Entwöhnung hörte dieser Rapport auf.[7]) Crowe erzählt, daß Mutter und Tochter, in einem Bett schlafend, träumten, daß der in Irland lebende Schwager nach der Mutter geschickt, sie ihn aber sterbend getroffen habe. In derselben Nacht starb der Schwager.[8]) Justi erzählt, daß er und seine Frau in der gleichen Nacht einen symbolischen, auf das Ableben ihres neunjährigen Knaben bezüglichen Doppeltraum hatten. Drei Tage später starb das Kind.[9]) Bei der Seherin von Prevorst kam es vor, daß die Geistererscheinungen, die sie hatte, gleichzeitig anderen, die im gleichen Zimmer schliefen, im Traum erschienen. Einmal hatte ihre Wärterin die Vision, den Vater der Seherin zu sehen; diese schlief dabei ruhig, erzählte aber am Morgen, sie hätte von ihrem Vater geträumt. Den gleichen Traum in der gleichen Nacht hatten, entfernt lebend, Schwester und Bruder der Seherin.[10])

---

[1]) Kerner: Blätter aus Prevorst. XI. 126. — [2]) Schopenhauer: Über Geistersehen. — [3]) Werner: Die Schutzgeister. 267. — [4]) Archiv f. tier. Magnetismus. XII. 2. 21—24. — [5]) Wiener: Selma, die jüdische Seherin. 149—161. — [6]) du Prel: Das zweite Gesicht. 19. — [7]) Kerner: Blätter a. Pr. IX. 118. — [8]) Crowe: Nachtseite der Natur. I. 141. — [9]) Weimarische Kuriositäten. V. 5. 247. Perty: Die myst. Ersch. II. 375. — [10]) Kerner: Die Seherin von Prevorst. 216. 228. 373. 374. Derselbe: Magikon. II. 510.

(Schluß folgt.)

Eine möglichst allseitige Untersuchung und Erörterung übersinnlicher Thatsachen und Fragen ist der Zweck dieser Zeitschrift. Der Herausgeber übernimmt keine Verantwortung für die ausgesprochenen Ansichten, soweit sie nicht von ihm unterzeichnet sind. Die Verfasser der einzelnen Artikel und sonstigen Mitteilungen haben das von ihnen Vorgebrachte selbst zu vertreten.

Wahrträume und zweites Gesicht

in der ältern okkultistischen Litteratur.

Mitgeteilt von

Carl Kiesewetter.

„Die Übereinstimmung der Phänomene spricht für ihre Echtheit." Richet.

So ungemein zahlreich die allerdings oft sehr übertriebenen und abenteuerlich aufgeputzten Berichte über mediumistische Vorgänge der verschiedensten Art in der ältern Fachlitteratur sind, so selten sind gute Erzählungen jener Zeit über diejenigen Seiten des übersinnlichen Erscheinungsgebietes, welche — vom Hypnotismus abgesehen — im Vordergrunde des modernen Interesses stehen, nämlich der Telepathie und des Hellsehens, worunter ich hier neben dem künstlich oder natürlich entwickelten somnambulen auch das symbolische und wirkliche Fernsehen im Traum oder beim zweiten Gesicht verstehe. Deshalb erscheint es mir nicht ganz unverdienstlich, eine Zusammenstellung älterer derartiger Berichte zu versuchen, welche noch nicht in den bekannten Sammelwerken veröffentlicht wurden und für die Gegenwart ihrer Natur zufolge wirksame Bedeutung besitzen; im Anschlusse hieran werde ich in einem zweiten Artikel Gelegenheit haben, einem der dunkelsten geschichtlichen und psychologisch-mediumistischen Probleme, dem Hexensabbat, einige Aufmerksamkeit zu schenken und vielleicht etwas zur Lösung desselben beizutragen.

Ich beginne mit einigen Wahrträumen, deren ersten ich der trefflichen Selbstbiographie Kaiser Karls IV.[1]) entnehme: König Johann von Böhmen hatte den Franzosen in dem Kriege gegen den Herzog von Savoyen Hilfstruppen zuzuführen versprochen und befand sich mit diesen und seinem Sohne Karl, dem nachmaligen Kaiser, auf dem Marsche. Während desselben träumt der letztere eines Nachts, daß er das französische Heer und mitten in demselben einen prachtvoll geschmückten Jüngling sehe, welcher plötzlich aus dem Heerhaufen herausgeführt und schwer am Unterleib verletzt wurde. Karl fragte einen andern neben ihm stehenden Jüngling „von ungemeiner Herrlichkeit und Ansehen", wer der Verstümmelte sei und warum man so grausam mit ihm verfahre. Derselbe entgegnete: „Es ist der Dauphin, der erstgeborene Sohn des Königs von Frankreich, der diese Strafe empfängt." Am nächsten Morgen erzählt Karl den Traum seinem Vater und

[1]) Vita Caroli IV ab ipso conscripta ad ann. 1331. in Böhmers Fontes rerum germanicarum. Bd. I.

bittet denselben, Befehl zum Rückzug zu geben, worauf indessen der König nicht einging. Nach einem weiteren Marsch von zwei Tagen kam die Nachricht, daß der Dauphin bei der Belagerung eines Schlosses von einem Pfeil im Unterleib verwundet worden und an der Wunde gestorben sei.

Karl, welcher den Traum von einem Engel verursacht glaubte, ließ an der Stelle seines Lagers ein geistliches Stift erbauen, welches er reich dotierte. Dieser Wahrtraum erinnert durch den in ihm auftretenden „Führer" an spontanen Somnambulismus.

Ein schönes Beispiel wirklichen Fernsehens im Traume erzählt der bekannte Erasmus Franzisci[1]), der, wenn auch ein unerträglicher Schwätzer im Stile der Pegnitzschäfer und orthodoxer Klopffechter, doch ein auf der Höhe der Bildung seiner Zeit stehender und wahrheitsliebender Mann ist. Derselbe sagt: „Mir selbsten kam in meiner Jugend im Schlaffe vor, als ob bey einer Hochzeit eine gewisse Person, die Hanns genannt ward, mich kurtzum mit einem Rohre erschiessen wollte, und ich schier keinen Raum auszuweichen fand: es käme aber zuletzt meine Base, so eine Wittwe war, und schändete den Kerl weg, daß er mit seiner Büchsen fortgehen müste. Folgenden Tags fiel mir über dem Mittagsessen ungefehr dieser Traum ein, den ich gegenwarts meiner seeligen Fr. Mutter Schwester, bey der ich zu Tische gieng, erzehlt und zu der andern mir gegenübersitzenden Base beym Zutrinken lächelnd sagte: Ich bin der Frau Base unsterblichen Dank schuldig, weil sie mich vom Sterben errettet hat."

„Diese antwortete, ich sollte diesen Traum nicht allerdings verachten, sondern heut daheim ohne Gesellschaft bleiben. Als ich nach dem Essen aufstund, hinauf nach meiner Studier-Stuben zu gehen, reichte sie mir den Schlüssel zum Obst-Boden, darauf allerley delicate Baumfrüchte lagen, damit ich bey empfindenden Appetit nehmen und essen könnte, so viel mich gelüstete: vermeinte also, diese Obst-Kugeln solten mir dienlicher sein, weder die, so man mir im Schlaffe hätte spendiren wollen. Welches ich auch nicht ungern annahm. Und dieser Schlüssel ist nechst GOtt damals für dem Tode mein Schild gewest."

„Nach meiner Stuben gieng der Weg durch einen Saal, dessen Fenster auf meine Stubenfenster hinschauten: und in demselbigen Saal stund der Diener am Fenster, so ein Engelländer von Geburt, und putzte eben ein paar Röhre ab, welche er verliehen und nun allererst wieder heimbekommen hatte. Ich stund ein wenig still bey ihm und fieng an, von guten Röhren mit ihm zu reden. Als er mir aber eines derselben schier gerade entgegen richtete, und bloß das Zündpulver anzufeuren gedachte, der Meynung, es wären beyde Röhre ungeladen (massen er denn auch vorher schon eines losgebrannt und ungeladen befunden hatte), wolte ich's nicht gestatten: sondern sprach in Ernst und Scherz zu ihm: Ich traue Euch nicht, Ihr heisset Hanns! und ein Hanns hat mich heute erschiessen wollen! Worauf er mit Lachen das Rohr wieder zu dem Fenster und auf die Fenstersimsen niederlegte, damit er es vorher noch weiter saubern und blanken möchte: ich aber meines Weges fort und herum nach der Studir-Stuben gieng."

„Weil ich nun so gleich nach der Mahlzeit nicht studiren wollte: gedachte ich in der Arcadia des Herrn von Sidney um des zierlichen Styli willen etliche Blätter zu lesen, und setzte mich sammt dem Buch auf den Stuhl an das jedoch eröffnete Fenster, nachdem ich obberührten Schlüssel neben mich niedergelegt. Kaum hatte ich ungefähr etliche Blätter durchgeblickt, als ich aufstund, das Buch aus der Hand legte und nach dem Schlüssel griff, um auf den Boden zu gehen und mir ein paar gute Borsdorffer

[1]) Höllischer Proteus, Nürnberg 1725. S. 675.

zu holen. Indem ich aber zugleich die linke Hand empor hebe und in Gedanken den Kopf kratze, druckt ermeldter Diener dasjenige Rohr, welches er gleichfalls Kugel-leer zu seyn vermeint, los und hält es gerad gegen mein Fenster zu: Also, daß er vermuthlich mich unfehlbar getroffen hätte, so ich nicht um einen Augenblick zuvor aufgestanden und ungefähr um eine Handbreit zurück gewichen wäre, ehe der Schuß geschahe."

„Denn weil Derjenige, dem die Röhre geliehen, dieses eine auf einen Wolff sehr scharf geladen hatte: fuhren nebst einigen groben Hagel zwo Kugeln durch mein Fenster, zwar, GOtt Lob, ohne meine Verletzung, doch gleichwohl über alle Massen gefährlich: Angemerckt, die eine Kugel hart an der Brust, genau unter meinem aufgehobenen linken Arm vorbei, und die andere gleichfalls genau vorüber passirte. Beyde schlugen in die Wand hinein; der Hagel aber zur rechten und linken Seite dergestalt neben mir hin, daß mich kein einziges Schrot davon berührte, aber die Fenster häßlich zerlästert und gelöchert wurden."

„Wie der Diener aus dem Geklinge der in den Hof hinabgefallenen Fenstergläser merkt, daß er unwissend scharf geschossen, eilt er meiner Stuben zu, weil ihm bekannt war, daß sie gerade gegen seinem Fenster über. Vor Bestürzung kunte er kein Wort reden, sondern sahe mich nur an und gab durch die Gesichtserblassung seinen Schrecken zu verstehen, gleich wie ich auch vor Entsetzung, nicht stracks, sondern nach einer kleinen Weile lächelnd zu ihm sagte: „Seyd nur gutes Muths! Ich lebe noch! Jetzt ist mir mein Traum redlich ausgegangen. Nehmt ein anders Mal Eure Röhre besser in Acht!"

„Indem er hierauf höchlichst um Verzeihung bat, kam obgemeldete Base dazu, schändete ihn ärgerlich aus, und wann ich mich noch recht erinnere, so hat sie ihm ein paar tapffere Maulschellen gereicht, denn man hatte unten sowohl den Schuß als die klingenden Gläser gar stark gehört."

In den Sammelwerken über Okkultismus werden aus dem klassischen Altertum die Träume Alexanders des Großen, der Kalpurnia, des Simonides und des Gennadius als Beispiele angeführt; wenig bekannt ist dagegen folgender, von Valerius Maximus[1]) berichtete Wahrtraum: Der Eques Romanus Arterius Rufus zu Syracus hatte geträumt, daß er von einem Gladiator erstochen werde, welcher ein Netz auf dem Schild führe. Am nächsten Tag wurde ein Gladiatorenkampf im Zirkus abgehalten, und Arterius Rufus erzählte vor dessen Beginn seinen Bekannten den gehabten Traum. Als die Gladiatoren die Arena betraten, rief er, auf einen Retiarius deutend: dies ist der Mann, welcher mich im Traum ums Leben brachte. Seine Freunde suchten ihm diesen Glauben zu benehmen, allein bald darauf warf der Retiarius vor dem Platz des Arterius einen Secutor nieder, strauchelte aber, als er ihn durchbohren wollte, und tötete statt seiner den Arterius.

Der bekannte Dichter und Polyhistor Philipp Harsdörfer erzählt folgenden, offenbar auf Thatsachen beruhenden Wahrtraum, leider ohne Namen und Ort zu nennen[2]): „Ein französischer Edelmann von hoher Ankunft, dessen Eltern gestorben waren, hatte eine Schwester, die älter war als er. Er hatte große Begierde, Italien zu besehen, vertraute derowegen alles sein Einkommen und Hauswesen seiner Schwester und begab sich auf die Reise, nachdem er einen großen Theil sehr köstlichen Silberwerks in zween oder dreien geschlossenen Kasten wohl versichert zu haben vermeinte. Einige Diebe wurden gewahr, daß nun in

[1]) Liber I. cap. 7.

[2]) Anhang zur deutschen Ausgabe der Dämonolatria des Remigius, Hamburg 1693, S. 460.

diesem Hause Niemand außer einem Jungen anders als Frauenspersonen wären wußten auch, daß viel Silber darin war. Gingen dahero am hellen Tag hinein mit einigen Spitzen, die sie zu verkaufen anboten. Unterdessen nahmen sie alle Gelegenheit wohl in Acht und gingen wieder weg, bis die Nacht anbrach. Machten hernach ihr Angesicht schwarz wie die Mohren, kamen wieder und überwältigten die Edeljungfrau sammt ihren Mägden und dräueten ihnen den Tod, so sie das geringste Getümmel machten, schlossen sie darauf in eine Kammer, raubten das Beste, so im Hause zu finden war, und gingen hinweg. Den folgenden Tag rufen die Frauenspersonen aus den Fenstern, daß man ihnen zu Hülfe kommen sollte. Die Nachbarn kamen hinzugelaufen, fanden Kisten und Kasten ledig und das ganze Haus ausgeraubt. Niemand wußte, wer es gethan hatte. Die Schwester schrieb dieses Unglück nach Rom an ihren Bruder und benannte die Nacht, wenn es geschehen, sammt allen Umständen, welche bei diesem Diebstahl vorgefallen. Nebst der Bestürzung ward er gleich auch mit einer großen Verwunderung überfallen. Denn eben in dieser ihm zugeschriebenen Nacht hatte ihm geträumt, daß sein Haus auf dergleichen Weise bestohlen würde, und mit allen Umständen, die in seiner Schwester Brief verzeichnet stunden. Die Kleider, Gestalt, Gebärden dieser Nachtraben hatte er so wohl in seinem Gedächtniß behalten, daß er ein nettes Verzeichniß davon schriftlich verfaßte, dasselbe der Schwester übersandte und zugleich ihr befahl, in einer solchen Ecken der Stadt, denn dieses war ihm auch im Traum gezeigt worden, zu vernehmen, ob solche Personen sich allda aufhielten. Sie gab hiervon den Gerichtsdienern Nachricht, welche diese ehrlichen Gesellen, die da vermeyneten, ewig unbekannt zu bleiben, auch das gestohlene Silberwerk noch nicht verkauft hatten, weil sie solches erst einzuschmelzen gedachten, an dem angedeuteten Ort und zugleich auch den Diebstahl antrafen."

Fälle des zweiten Gesichtes sind nicht selten, und zwar betrifft dasselbe, in früherer Zeit wie jetzt, vorzugsweise unglückliche Ereignisse, Todesfälle, Schiffbrüche, Feuersbrünste 2c. Ein schönes Beispiel des sogenannten Leichensehens entnimmt Hauber[1]) der „Geistlichen Fama", einem bekannten Sammelwerk von allerlei, in erbaulichem Ton erzählten Vorfällen mehr oder weniger tragischen Inhalts aus der letzten Hälfte des 17. und der ersten des 18. Jahrhunderts. Es heißt daselbst: „Es befindet sich allhier in Trebur ein Knab von 4 Jahren, bei welchem sich die sterbenden Menschen ohne Unterschied des Alters und Geschlechtes kurz vor ihrem Tod pflegen anzumelden und ihn, wenn sie ihn schlafend antreffen, aufzuwecken. Der Knab ist geboren anno 1730, den 24. December in der Christnacht zwischen 12 und 1 Uhr, wie das Kirchenprotocoll besagt. Der Vater aber sagt, es hätte der Nachtwächter eben 12 Uhr angeblasen, welches denn hier manchmal geschieht, ehe die Glocke noch geschlagen, zu geschweigen, daß die Uhren auf den Dörfern manchmal etwas unrichtig gehen. Sein Vater ist ein Sattler Namens Johannes Roth. Das Kind hat diese Passion von sich merken lassen, seit es den Gebrauch der Vernunft und der Zunge hat: Wie der Vater sagt, so empfindet es vorher gemeiniglich einige Uebelung und Kopfschmerzen, daß es sich auch mit dem Gesichte auf den Tisch legt, und wenn die Vision kommt, geräth es in große Furcht und Schrecken, daher es auch jetzt, sobald es Nacht wird, nicht gern allein ist. Wenn es durch dergleichen Geister vom Schlaf auferwecket wird, so läuft es auf der Eltern Bett zu oder wecket seinen ältern Bruder auf oder legt sich auf sein Angesicht, und wenn die Eltern fragen, was ihm sey, so antwortet es, es sey das Christkindchen bei ihm gewesen; und ob es gleich die, so sich auf solche Art bei ihm melden, nicht allemal nennen kann, weil es noch

[1]) Bibliotheca magica. III. S. 295.

keine Kenntnis von vielen Leuten allhier hat, so sind ihm doch die kenntlich, mit denen es einigen Umgang gehabt, wie sich kürzlich an etlichen, so aus seiner Freundschaft gestorben, geäußert hat. Im vorigen 1734. Jahr starb den 28. September Morgens zwischen 8 und 9 Uhr Nicolaus Heinrich Schmauß, ein Schneider, der nicht eben zum besten gelebet und sich oft als Lustigmacher hat brauchen lassen. Dieser war dem Knaben in der vorhergehenden Nacht an das Bett kommen, worüber das Kind in einen außerordentlichen Schrecken gerieth. Als die Eltern fragten, was ihm wäre, rief es in voller Angst: der Schmauß! der Schmauß! und als sie weiter fragten, was der Schmauß wolle, sagte der Knab: er wäre als ein Geisbock in garstiger Gestalt[1]) dagewesen und hätte es schlagen wollen. — Den 16. October besagten Jahres fiel ein Schiffer von hier, Namens Christian Daum, den Schalbaum, wie es die Schiffer nennen, in den Händen habend, aus dem Schiff in den Rhein und ertrank. Dieser war dem Knaben zwei Tage vorher vorgekommen, und er hat seinen Eltern mit Schrecken gesagt, es stünde ein großer Bube (der Mann war von kleiner Statur) mit einem Stecken in der Kammer. Es sind also die erscheinenden Genii von unterschiedener Gattung: indem ihm einige weiß und lieblich manchesmal mit Band gezieret erscheinen, die es Christkindchen nennt; zuweilen in einer garstigen Gestalt. Es ist auch zu merken, daß der Knab, je mehr er an Alter zunimmt, desto weniger von den erschienenen Geniis sagt und nicht eher, als wann die Eltern ihn fragen, erzählt, was er gesehen. Sonst siehet der Knab gesund und wohl aus und scheinet einer gesunden Complexion zu sein."

Als Todessymbol spielen visionäre Särge eine große Rolle. So erzählt der Reisende Franz Sidels von sich[2]): „Dieweil ich den 17. Juny 1630 außerhalb Batavia etwas spatzieren gieng, sahe ich einen Sarg auff einer Todtenbahre vor mir hergehen eben auff solche Weise, wie man in meinem Vaterland, in Deutschland, die Verstorbenen zu Grabe trägt, darüber ich nicht wenig erschrak. Die Bahre kam zum andernmal mir wieder vorbey, der Sarg ward gleich vor mir niedergesetzet, der Deckel abgenommen, und ich sahe ganz eigentlich meine einige Schwester darinne liegen mit einem Sterbe-Kittel angethan. Das hefftige Schrecken, so mich darbey überfiel, verursachte mir ein tägliches Fieber, so mich sehr incommodirte, und überdem mehr als drey Monate anhielt. Ein Jahr danach empfing ich Zeitung von meinem Vormund, daß meine gedachte Schwester Margarethe gestorben und zwar auff eben den 17. Juny, da mir dieses zu Gesichte erschien und von mir mehr als hundert Personen zu derselben Zeit erzehlet ward, war begraben worden." — Durch diesen Fall wird die noch von Horst vertretene Ansicht, daß das zweite Gesicht endemisch sei und sich mit der Entfernung aus der Heimat verliere, widerlegt.

Einen ähnlichen Fall erzählt Dominicus Neuhauß, ein nicht unbekannter protestantischer Theologe des 17. Jahrhunderts.[3]) Derselbe hatte Besuch von seinem Schwager, welcher eines Nachts voller Schrecken in seine Kammer stürzte und vor seinem Bette ohnmächtig zusammenbrach. Als Neuhauß seinen Schwager wieder zum Bewußtsein gebracht hatte,

---

[1]) Auf Island kommt sehr häufig ein symbolisches second right vor, in welchem die Seher die betreffenden Menschen in der Gestalt eines ihren Charakter bezeichnenden Tieres erblicken, so z. B. raubsüchtige Menschen als Wölfe, verschlagene als Füchse, schwelgerische als Schweine, unzüchtige als Böcke rc. Ein ähnlicher Fall scheint auch hier vorzuliegen.

[2]) „Ausgestandene Meeres-Gefahr", S. 270.

[3]) D. Neuhauß: „Vom Beystand Gottes", S. 131.

erzählte derselbe, „daß er, nachdem er etwa ein paar Stunden geschlaffen, wieder aufgewacht, da er denn den Mond sehr hell in seine Kammer scheinen sehen, aber auch zugleich einen Sarg durch ein Fenster hinein kommen, der sich bey seinem Bette niedergesetzet. Darauf denn alsbald eine Frauensperson, die seiner Hausfrauen in allem glich, und alsbald darnach auch ein kleines Kind zu ihr hinein gelegt wurde. Dieses hatte ihn dergestalt erschrecket, daß er eylends aus seiner Kammer gelauffen, und da er zur Thüre herauskommen und sich nochmals umgesehen, habe er den Sarg noch an derselben Stelle stehen sehen, welches ihn zu vermuthen, ja fast zu glauben bewegete, daß seine Hausfrau, welche er schwanger zurück gelassen, entweder todt sey oder doch in der Geburt sterben würde. Des Morgens früh machte er sich in aller Eyle nach Hause, und bekam der Herr Neuhauß Zeitung den folgenden Tag, daß seine Schwägerin von einer unzeitigen Leibesfrucht erlöset (angesehen sie sechs Monden schwanger gegangen) und bald danach sammt dem zu frühzeitig gebohrenen Kinde gestorben wäre, eben in derselben Stunde, als ihrem Mann der Sarg vor seinem Bette erschienen war." Dieser Vorfall bildet ein gutes Seitenstück zu der Vision des englischen Dichters Donne, welcher zu Paris im Gesicht seine Frau mit einem toten Kind zu derselben Zeit sah, als dieselbe in England infolge einer Frühgeburt starb.[1])

Hier noch zwei weitere Beispiele: Dr. Abraham van der Meer erzählt in seinen Memoiren[2]), daß, als seine im Haag wohnende Großmutter eines Nachts im Sommer nicht habe schlafen können und zum Fenster hinaussah, eine Leichenbahre in die Spuystraße gekommen und, ohne daß Träger zu sehen gewesen wären, in das Oberfenster eines Hauses hineingeschwebt sei, dessen Einwohner im Verlauf von etwa sechs Wochen an der Pest starben. — Dr. Sebastian Jäger berichtet,[3]) daß seine als junges Mädchen bei einer alten Verwandten lebende Mutter einstmals mit der Magd eines Abends etwas aus der Kammer, in welcher der Sohn der Verwandten schlief, holen wollte. Als beide die Kammer betraten, sahen sie vor dem Bett des jungen Mannes einen Sarg stehen, welcher sich nach einiger Zeit etwa zwei Fuß hoch in die Luft erhob und zur Thüre hinausschwebte. An demselben Abend kehrte der betreffende junge Mann unwohl von einem Gastmahl heim, erkrankte auf den Tod und genas endlich wider Erwarten.

Bezüglich des Voraussehens von Feuersbrünsten berichtet der Pfarrer Wilhelm Baudart in seinen Memorabilien, daß ein zwischen Zütphen und Bochum wohnender Bauer im Gesicht den am 6. April 1615 Bochum verheerenden Brand vorausgesehen und ihm — Baudart — mit allen Einzelheiten geschildert habe. Charakteristisch sind die Worte des Pfarrers, „daß er (der Bauer), als er in seinem Hause auf dem Bett gelegen, zu mehreren Malen in seinem Gemüte so voller Angst gewesen, daß er sich nicht lassen können, ehe er aufgestanden, vor die Thüre gegangen und nach allen Seiten umhergesehen"[4]); er schildert also die eigentümliche unbezwingliche Angst, welche die Seher an den Ort des Gesichtes treibt.

Zwei Fälle von vorauserblickten Schiffbrüchen erwähne ich nur beiläufig. Im Jahre 1600 gingen sechs französische Kauffahrer von La

[1]) Horst: Deuteroskopie, S. 120.
[2]) Anhang zur Dämonolatrie, S. 423. — [3]) A. gl. O., S. 386.
[4]) A. a. O., S. 459.

Rochelle ab. Nachdem sie einige Tage auf der See gewesen waren, sahen die Mannschaften von dreien dieser Schiffe in einer mondhellen Nacht das Meer um die drei andern herum mit Ertrinkenden bedeckt, welche teils schwammen, teils untersanken. Diese Vision wiederholte sich während dreier Nächte, und eine Woche darauf gingen die erwähnten Schiffe unter.[1]) — Im Jahre 1661 ging die holländische Jacht „ter Schelling" von Batavia nach Bengalen, und nachdem sie zwanzig Tage unterwegs war, stieg am 23. September der Bootsmann Hildebrand in das Kabelgat hinab, um Tauwerk zu holen, und sah bei dieser Gelegenheit eine große Anzahl Tote um das Schiff schwimmen. Er erzählte seine Vision dem Schiffs-Schultheiß Franz von der Heyden, welcher sie in seinem „Reisebuch" berichtet, wurde aber von der Mannschaft als abergläubischer Unglücksprophet verlacht. Bald darauf litt die „ter Schelling" Schiffbruch und der größte Teil der aus 85 Köpfen bestehenden Bemannung ertrank, während die Überlebenden, worunter die Genannten, erst nach langen Irrfahrten heimkehrten.[2])

Vom zweiten Gesicht der Tiere teilt Erasmus Franzisci mehrere jedoch nicht gut beschriebene Beispiele mit, statt deren ich ein von dem berühmten Arzt und Polyhistor Claus Borrich erzähltes anführe. Als sich Borrich in Rüxen befand, besaß ein dortiger Bürger einen kleinen, braunen Hund, welcher durch sein Heulen vor den Häusern bevorstehende Todesfälle anzeigte. Borrich sagt, daß er sich, solange er in R. praktizierte, darauf habe verlassen können, daß jeder scheinbar noch so leichte Patient binnen 8 Tagen gestorben sei, wenn dieser Hund vor dem Haus geheult habe.[3])

Ein Beispiel wirklichen Fernsehens berichtet der schottische Geschichtsschreiber Georg Buchanan mit folgenden Worten[4]): „Am Tag bevor König Jakob V von Schottland ermordet wurde (am 14. Dez. 1541), fing ein gewisser Jakob Loudin, einem nicht unedlen schottischen Geschlecht entsprossen, welcher lange Zeit am Fieber danieder gelegen hatte, gegen Mittag an, den Seinigen erschrocken zuzurufen: „Auf, kommt dem König zu Hilfe! Die Mörder umringen ihn und wollen ihn töten! Kurz darauf begann er zu weinen und zu rufen: „Ach, es ist keine Zeit mehr zu helfen; der gute König ist todt!" Und mit diesen Worten gab der Fieberkranke seinen Geist auf."

Im Jahre 1660 sah der Famulus eines Professors zu Helmstädt im Gesicht einen Sarg, in welchen ein junger, ihm unbekannter Mann gelegt wurde. Der Famulus erzählte dem Professor seine Vision, welcher dieselbe für einen Traum erklärte. Kurz darauf nahm ein die dortige Universität besuchender Graf von Reuß-Plauen Quartier bei dem Professor und wurde von dem Famulus als der in den Sarg Gelegte erkannt. Der Professor verbot seinem Famulus streng, von der Vision zu reden; allein nach wenigen Tagen erkrankte der Graf plötzlich, starb und wurde in demselben Zimmer eingesargt, in welchem der Famulus das Gesicht gehabt hatte.[5])

---

[1]) A. a. O., S. 367. — [2]) A. a. O.

[3]) Th. Barthalinus: Acta Medicorum Vol. V. Quaest. 48. S. 135.

[4]) G. Buchanan: Historia Scotica lib. 18.

[5]) Anhang zur Dämonolatrie. S. 369.

Eine möglichst allseitige Untersuchung und Erörterung übersinnlicher Thatsachen und Fragen ist der Zweck dieser Zeitschrift. Der Herausgeber übernimmt keine Verantwortung für die ausgesprochenen Ansichten, soweit sie nicht von ihm unterzeichnet sind. Die Verfasser der einzelnen Artikel und sonstigen Mitteilungen haben das von ihnen Vorgebrachte selbst zu vertreten.

Chiromantische Praxis.

Ein Beispiel von

William Sydney Peel.

Vorbemerkung des Herausgebers.

Wir hätten gewünscht, daß die Reihe von Artikeln des Herrn Peel über Chiromantie, welche wir im vorigen (VII) Bande gebracht haben, fortgesetzt würden. Da aber das in denselben Gesagte zur allgemeinen Orientierung der Leser genügt, und weiteres in den Werken Desbarrolles oder den von uns schon im I Bande (S. 396—402) und im V Bande (S. 207—209) angezeigten Büchern nachzulesen ist, so glaubten wir unsern Lesern einen größeren Dienst zu leisten, wenn wir ihnen das chiromantische Verfahren hier an einem praktischen Beispiele veranschaulichen. Zu besserem Verständnisse desselben verweisen wir auch auf die im vorigen Bande zu Herrn Peels verschiedenen Artikeln gegebenen Abbildungen, namentlich im Februarheft S. 97 und im Juniheft S. 369.

Wir haben nun Herrn Peel zehn verschiedene Paare „Hände" zur chiromantischen Beurteilung hingesandt, vier derselben in Kabinett-Photographien, sieben in Gipsabgüssen; ferner zu sieben derselben Kabinett-Photographien der Personen und zu sechs derselben deren Handschriften. Nicht von allen diesen „Händen" hat Herr Peel uns Charakteristiken gesandt. Diejenigen aber, welche wir erhielten, wurden von uns und auch von den betreffenden Personen selbst als in allen wesentlichen Teilen richtig und in manchen Einzelheiten sogar überraschend zutreffend gefunden. Dazu ist zu erwähnen, daß Herr Peel noch gegenwärtig keine einzige dieser Personen im Leben kennt, und als er sie diagnostizierte, von keiner derselben weder den Namen noch auch irgend etwas die Persönlichkeiten Betreffendes wußte oder wissen konnte. Erst nachdem seine Aussagen vollständig abgeschlossen waren, wurde ihm der Name von drei dieser Personen gesagt, weil diese mit ihm in nähere Verbindung zu treten wünschten.

In dem Falle, welchen hier als Beispiel wiederzugeben uns freundlichst gestattet wurde, hat Herr Peel außer Kabinett-Photographien von beiden Händen ein Brustbild und eine Handschrift des Herrn vor sich gehabt. Wir wählten dieses Beispiel nicht nur, weil es besonders ausführlich und lehrreich, sondern auch, weil es ein ungewöhnlicher Fall ist, ohne doch in die sonstigen Unregelmäßigkeiten der Genies, Verbrecher oder Verrückten zu verfallen. Auch hofften wir, daß diese „Hand" ein gutes Klischee geben würde, und Dank der anerkennenswerten Bemühungen des



Ein Beispiel
chiromantischer Praxis.



Photographen und der Autotyp-Kompagnie des Herrn Meisenbach leistet unsere Abbildung wenigstens das Menschenmögliche. — Wir geben nur die Abbildung der rechten Hand, weil die linke hinreichend ähnlich ist, um keiner eigenen Wiedergabe zu bedürfen.

Hinsichtlich der Richtigkeit dieser Charakterisierung glauben wir, daß das Urteil vielleicht in einzelnen Punkten in der Form etwas anders ausgefallen sein würde, als es jetzt lautet, wenn Herr Peel den Herrn, welchen er diagnostizierte, wenigstens hätte persönlich vor sich haben können. Dem Wesen nach aber halten wir dasselbe, soweit wir dies beurteilen können, für völlig zutreffend. Doch lassen wir den hier charakterisierten Herrn selbst über diesen Punkt reden:

Die Diagnose des Herrn Peel scheint mir ein Meisterstück chiromantischer Technik und jedenfalls ein Beweis dafür, daß auch an dieser Wissenschaft oder Kunst etwas daran ist. Besonders überrascht haben mich seine Angaben der Lebensereignisse, um so mehr, als die Photographien die Zeichnung der Handflächen doch nur sehr unvollkommen wiedergeben können. Sogar die Jahre treffen annähernd zu. — In meinem 10. Lebensjahre traf mich ein schwerer Unfall; mir fiel ein dicker Balken auf den Kopf; man hob mich besinnungslos auf; ich hatte danach ein Gehirnfieber und mußte wochenlang mit Eis auf dem Kopfe liegen. Als ich 16, als ich 21 und als ich 26 Jahre alt war, hatte ich lebensgefährliche Fieberkrankheiten durchzumachen. Das Eingreifen des „weiblichen Geschlechtes" hat sogar vom 25. bis zum 28. oder 29. Jahre stattgefunden. Der „geschäftliche Rückschlag" traf mich, als ich 30 Jahre alt war; die folgende schwere Arbeit hat auch ihre Richtigkeit. Bis zum 45. Jahre habe ich noch einige Zeit zu warten; merkwürdig ist aber, daß auch nach den astrologischen Jahresrevolutionen meines Horoskops mir bis zum 45. Lebensjahre eine sehr entschiedene Schicksalswendung bevorsteht, und zwar eine zum Bessern. Nun, das bleibt abzuwarten! Bis jetzt habe ich gefunden, daß die astrologischen Angaben bei mir in allen Hauptsachen zugetroffen sind. Eben deshalb übrigens glaube ich, daß die Hand-Photographien den Herrn Peel in seiner Bestimmung meiner Lebenslänge irre geführt haben. Nach der Astrologie wenigstens komme ich schon entweder im 55. Jahre durch Gift oder eine andere persönliche Bedrohung um, oder sterbe spätestens im folgenden Jahre, am 18. August.

Daß bei der Charakteristik jeder irgend günstige Zug ins Maßlose übertrieben und alle schlechten Seiten und Neigungen nur auf das Zarteste angedeutet sind, wird man Herrn Peel als liebenswürdige Höflichkeit verzeihen müssen. Ich meine aber allerdings für alle Einzelheiten seiner Angaben einen gewissen Anhalt in den Grundlagen meines Wesens und Lebens nachweisen zu können.

Ein intimer Freund dieses Herrn, an den wir uns ebenfalls mit der Bitte um sein Urteil über diese Charakterzeichnung wandten, schrieb uns folgendes:

Die Briefe Peels sind im höchsten Grade interessant. Seine Beurteilung des Charakters scheint mir durchweg richtig; nur „Verstellung, Selbstbetrug" u. dgl. liegt nicht in seiner Anlage, trotzdem geht Peel auch hier keineswegs ganz fehl. N. N. besitzt die Fähigkeit, sich von einem andern — sei es ein Buch, sei es ein Mensch — für eine Sache entflammen zu lassen, und sich dann allen Ernstes einzureden, daß diese nun wirklich auch „die erwählte Braut" seines Herzens sei. Fängt er dann in diesem „Ehestande" an, an der Tugend der ihm aufgehängten „Schönen" zweifelhaft zu werden, so wird es ihm schwer, sich deutlich zu machen, daß die jetzige Verbindung ja gar nicht die Folge seiner freien unbeeinflußten Wahl war, und eine

Scheidung daher das Vernünftigste wäre; vielmehr meint er nun zu der einmal „angetrauten Gattin“ stehen zu müssen und sucht sich, um den Schmerz zu mildern, stets aufs neue einzureden, daß ja doch ihre Tugenden weit größer seien als ihre Fehler ꝛc. — Dies scheint mir der Kern von Wahrheit an der höchst befremdlichen Peelschen Aussage zu sein. Im Grunde ist dies wirklich eine Schwäche N. N.s, welche aber seinem Herzen doch mehr Ehre macht, als seiner Einsicht Schande. Fr.

Nach diesen Vorbemerkungen lassen wir nun Herrn Peel ununterbrochen zu Worte kommen.

I. Chirognomie.

In den Händen, deren Photographien vor mir liegen, ist eine Entwickelung zu erkennen, welche sich kaum einmal unter Tausenden finden dürfte, und überdies höchst merkwürdige Gegensätze und Widersprüche zeigt. Schon auf den ersten Blick sieht man, daß diesem Menschen ein ideal-geistiger Kampf beschieden ist und, wenn ihm nicht jemand eine Erbschaft hinterläßt, auch ein schwerer Kampf im materiellen Leben. Denn: sieh nur! wie das oberste Glied bei allen Fingern so viel länger ist als beide andern, und doppelt so lang als das unterste (der Handfläche zunächst liegende). Die drei Fingerglieder entsprechen den drei Daseinsebenen des Menschen, das oberste der („göttlichen“) ideal-geistigen, das mittlere der intellektuellen und das unterste der materiellen Bewußtseinssphäre. Da nun bei allen Fingern dieser Hände das Element der „göttlichen“ Welt, des Ethischen, Idealen, rein Geistigen, so weit überwiegt, so muß auch in diesem Charakter auf allen Gebieten des Strebens dieses „göttliche“ Element entschieden vorherrschen. Diese Thatsache wird noch bestätigt und verstärkt durch die Gouttes d'eau, das runde Hervortreten aller Fingerspitzen wie „Wassertropfen“, welche an den oberen Fingergliedern zu hängen scheinen. — Seine Gedanken sind aufwärts gerichtet auf das Höhere und Höchste; sein Wesen sehnt sich etwas zu werden, was es noch nicht ist. Diese innere Erhebung (aspiration) ist so groß in jeder Richtung seines Lebens, daß sie beständig gegen seinen „materiellen“ Erfolg streitet. Denn: „materieller“ Erfolg ist keineswegs der Gegenstand des Strebens dieser Hände, nicht ihr höchstes Verlangen; ursprünglich (von Natur) nimmt es sogar den dritten Rang ein, denn nach der „göttlichen“ Idee haben wir hier zunächst mit der intellektuellen Erwägung des verständigen Gedankens zu rechnen. Nur was diese beiden zusammen ersinnen und billigen, trägt in ihm den Sieg davon trotz aller drohenden Mißerfolge in weltlichem Glücke, — und wie uns die Chiromantie in diesen Händen zeigt, ist dies durchaus kein so geringes Opfer für diese Natur. (Die „Berge“ des Apollo und des Jupiter sind stark.) Er ist ein stolzer, ehrgeiziger Mann; obwohl auch hier dieser Stolz und dieser Ehrgeiz wieder beherrscht werden durch das idealere Streben (Apollo) und die hervorragende Herzlinie. Sein Ehrgeiz richtet sich von Haus aus darauf, alles zu besitzen, was Menschen am meisten schätzen und wünschen. Geld ist dazu nötig sowie auch zur Ausübung der Generosität, welche dieses Herz immer beweisen möchte, eine Freigebigkeit je nach Umständen, aber glänzend im Ausdrucke. Doch, verstehe wohl, dies ist nicht

um des Lobes der Menschen willen, sondern nur um seiner Achtung vor sich selbst willen. Was er Gutes thut, ist gleichsam nur der Weihrauch, den er unbewußt dem „göttlichen" Elemente seines Wesens streut. Die Zustimmung oder Mißbilligung seines „inneren Selbst" gilt ihm mehr als die Meinung von tausend andern Menschen; und es ist eine Eigentümlichkeit von „Kindern der Sonne", daß bei ihnen sich all' dieses mit sehr wenig Selbstsucht und mit viel geistiger Bescheidenheit verträgt.

In zwei Worten also sagen diese Finger: „Wissenschaft steht höher als Erfolg! Die Menschheit höher als das Selbst!" — Dies ist die Grundlage des Charakters. Wir sagen aber nicht, daß der wirkliche Aufbau desselben ganz genau diesem ursprünglichen Plan entspricht. Die erwähnten Gesichtspunkte treten allerdings so scharf ausgeprägt hervor, daß sie wahrscheinlich sein vollständiges weltliches Verderben herbeiführen würden — wenn sich hier nicht ein widersprechender Umstand zeigte. Die Handfläche ist länger als die Finger, fast um ein Viertel, und ist von gleicher Breite wie die Länge der Finger. Hier ist der Kampfplatz! Diese Handfläche steht im völligen Gegensatze zu den Fingern; denn wenn man von der übergroßen Länge der obersten Fingerglieder absieht, erscheint die Hand fast als eine elementare, eine Bauernhand. Diesem widerstreiten aber nicht nur die Finger; es sind auch genug andere Anzeichen in dieser Hand, daß wenn diese Persönlichkeit richtig geschult wird, sie sich in Wissenschaft und Litteratur auszeichnen oder z. B. einen ausgezeichneten Arzt abgeben könnte.

Auf der einen Seite also haben wir hier das „Göttliche" und das „Verständige", auf der andern den natürlichen, rohen Instinkt — das Tier! Hier kämpfen der „Geist" (der göttliche Mensch) und die unvernünftige „Materie"! Wie ist er nun aber für diesen Kampf ausgerüstet? — Um dies auszufinden, müssen wir schon hier wieder auf die Chiromantie hinübergreifen. Die Herzlinie zeigt eine gute Natur. Der Marsberg ist hoch und annähernd frei von Linien: dies giebt Thatkraft und Ausdauer. Der Mondberg ist voll, was Beschaulichkeit bedeutet. Diese Zusammenstellung bei einem nur gewöhnlichen Daumen giebt „passive Widerstandsfähigkeit", welche die feinste Art der „Entsagung" in Prüfungen ist, und mittels dieser Eigenschaft wird er (im Geiste) triumphieren über alle Widerwärtigkeiten seines Lebensloses.

Das oberste Glied des Daumens ist nur wenig länger als das untere; beide sind von gewöhnlicher Länge: der Wille hört den Rat der Vernunft und ist für den Verstand zugänglich: beide handeln vereint.

Betrachten wir die Finger im Verhältnis zu einander, so sehen wir, daß Merkur (der kleine Finger) am meisten vortritt, danach die Sonne; aber dieser Finger (der vierte) zieht alle andern zu sich, sie alle lehnen sich an ihn an, ordnen sich ihm unter und tragen zu seinem Erfolge bei. Dieser Mann kann daher nicht von Natur im Handel beschäftigt sein, wohl aber in der Litteratur; da aber Merkur sich so vordrängt, wird er zum Gelehrten taugen und, wie wir aus der Chiromantie ersehen werden, zu einem Naturforscher. Der Sonnenfinger ist länger als Jupiter (der Zeigefinger), er wird daher ein besserer Gelehrter als etwa ein Prediger

sein. Auch ist der Sonnenfinger fast so lang wie der Saturn (Mittelfinger): das bedeutet Sinn für geschäftliche Spekulation, eine Neigung, das Glück zu versuchen, ob ihm nicht ein „großer Wurf" gelingt. Aber die Chiromantie sagt: „Nein!" Saturns Einfluß ist verderblich; der Saturnberg ist verhältnismäßig unbedeutend, die Saturnlinie unregelmäßig und vom Saturnberg her schneiden kleine Linien das Ende der Saturnlinie.

Obwohl nun er kein „Geschäftsmann" ist, so ist er doch ein Mann für Geschäfte; denn wie wir sahen, ist er ein Mann der Wissenschaft, der Litteratur und hat sogar Anlagen für Technik. Handelsbetrieb wird ihm zuwider sein, wegen dessen niedriger, gemeiner Mittel und weil er einer Beschäftigung bedarf, in der sein hochstrebender Geist sich erheben kann und fühlt, daß er geistesverwandte und nutzbringende Arbeit leistet.

Mit dem Bedenken einiger unvermeidlicher Wiederholungen kommen wir jetzt zur

2. Chiromantie.

Klassifikation: drei Viertel weiblich, ein Viertel männlich. Körper: männlich. Geist: deduktiv-intuitiv. — Begründung: die Herzlinie ist ungewöhnlich lang, Venus (die Daumenwurzel) mit feinen Linien gezeichnet und die Kopflinie neigt sich leicht dem Mondberge zu. Hierzu kommen die rund geformten Fingerspitzen. Also: Liebe, Gemüt, Intuition.

Charakteristik: Sehr gefühlvoll: In beiden Händen entsendet die Herzlinie einen Zweig auf den Jupiterberg. Dies bezeichnet Zartheit, und zusammen mit diesem Mondberge „Idealität in der Liebe". Dieser Mann liebt mehr als das Weib, das er mit seiner Zuneigung beehrt; er liebt das, was er möchte, das sie wäre. Seine Liebe altert nicht (obwohl sie dieselbe ertöten kann), es ist keine unechte Liebe, keine, die bloß von der „Leidenschaft" abhängt. Dies Herz ist fähig, mit seiner Liebe die ganze Menschheit zu umfassen, die Menschheit als Ganzes und auch als alle einzelnen. Sein Herz ist wie das einer Frau, die mehr als einen Menschen lieben kann; als Mutter liebt sie ihr Kind und ihren Gatten, im abstrakten Sinne aber ist ihr Herz mild gegen jeden, und sie kann jeden in diese Liebe einschließen.

Wahrscheinlich ist, daß dieser Mann in der Ehe nicht das Glück finden wird, welches man darin sucht, — wenn er nicht den ganz besondern Glückszufall hat, ein Weib mit ganz ähnlicher Hand und, namentlich, Herzlinie zu heiraten; und dies ist im Lauf der Dinge unwahrscheinlich. In der Regel ist es das „Tier", die „materielle Anziehung", welche junge Leute zusammenführt. Sie halten nicht ein, um zu überlegen, ob bei ihnen auch die „geistige Wahlverwandtschaft" vorliegt. Selbst da, wo Warnungen, wie schwere Ausbrüche des Unwillens (Temperamentes) und zeitweilige Entfremdungen sich zeigen, blendet die „körperliche" Anziehung, das verhängnisvolle „Begehren" des gegenseitigen „Besitzes" sie gegen die Wahrheit ihrer geistigen Ungeeignetheit für einander. Überdies ist das Gesetz der geistigen Anziehung gerade dem der leiblichen entgegengesetzt. Das des Geistes ist „Gleiches zu Gleichem"; im Materiellen ziehen sich die Gegensätze an. — Ist nun einmal die Verbindung geschlossen,

dann bemerken die beiden zu spät erst die Reaktion, welche aus ihrem „Besitze" entspringt. Sie laden einander gegenseitig mit ihrem körperlichen Magnetismus ohne die entsprechende geistige Gemeinschaft, und werden dadurch für einander gegenseitig abstoßend. Nur wenn wahre Geistesverwandtschaft eine solche Vereinigung heiligt und wenn auf die Dauer mehr und mehr an die Stelle der bloß „tierischen" Verbindung die „göttliche" der beiden Geister tritt, wird die Höhe einer wahren, göttlich-menschlichen Liebe erreicht.

Das Herz dieses Mannes ist geneigt, mit dem Kopfe davonzulaufen; dennoch sehen wir, daß dieser ihr das nicht ohne weiteres gestattet. Die Kopflinie ist lang und an ihrem Anfang eine Strecke weit mit der Lebenslinie vereinigt, neigt sich aber von dort sanft dem Mondberge zu. Er ist daher ein vorsichtiger und sogar weit schauender Mann. Eher furchtsam, wenn es gilt, sich selbst voranzubringen (die ihn kennen, werden dies nicht glauben, aber wir sind sicher, es kostet ihm große innere Anstrengung und Überwindung); furchtlos jedoch ist er, wo er seiner Sache sicher ist, oder wo es die Sache der Unterdrückten oder einen abwesenden Freund zu verteidigen gilt. Die Herzlinie besteht darauf, daß er in solchen Fällen energisch handelt.

Im „Viereck" (Mitte der Handfläche) wendet sich die Kopflinie der des Herzens zu. Neigung des Kopfes, sich vom Herzen leiten zu lassen. (Körperlich bedeutet dies außerdem Schwäche der Bronchien mit gelegentlicher Schweratmigkeit.). In Verbindung mit der Zuspitzung des Merkurfingers und dem vollen Merkurberge stattet ihn dies zu einem Diplomaten aus: Verstellung, Finesse, Beredsamkeit! Dazu ein elastisches Gewissen, das sich den Umständen anpaßt, sich selbst überredet, daß es einen ehrenhaften Kompromiß schließt — und dennoch ist die Grundlage gut und ehrenhaft.

Diese lange Kopflinie zeigt die Fähigkeit zu organisieren und zu verwalten, während die große Handfläche die Neigung enthüllt, mehr en masse zu behandeln als in das Detail zu gehen. Er wird Sachen besser anordnen als selbst ausführen können, da die Finger im Verhältnis zur Handfläche nur kurz sind. Ebenso mag er gern alles um sich her ordentlich haben, ist aber selbst in dieser Hinsicht nicht gerade ein Muster; er ist nicht geneigt, sich mit Kleinigkeiten zu quälen.

Venus ist ziemlich voll und mit feinen Linien gezeichnet. Er weiß die Gesellschaft von Damen zu würdigen, empfindet jedoch ihnen gegenüber sowohl Ritterlichkeit, wie auch andrerseits Geringschätzung; er möchte ihren Umgang nicht gern entbehren, aber ihre schwachen Seiten drängen sich ihm manchmal so offenbar auf, daß er sie nur in mitleidiger Duldsamkeit erträgt. Jene Ritterlichkeit zeigt uns die lange Herzlinie; die Erkenntnis der Schwächen aber ist ein notwendiges Ergebnis der langen Kopflinie.

Diese Kopflinie beweist auch einen sorgsamen Menschen, obwohl er keineswegs habgierig ist; die Linie geht ziemlich gerade quer durch die Hand, aber nicht übermäßig weit, nicht bis an die andere Seite der Hand

hinüber. Erfahrung hat ihn sorgsamer gemacht, denn kleine Linien setzen die Richtung der Kopflinie bis an die Handseite fort. Aber sein Herz (dessen lange Linie) läßt ihm mit Vorwürfen keine Ruhe, sollte er jemals unversehens an einem Bedürftigen vorbeigegangen sein; wird er dessen gewahr, so atmet er zugleich den innigen Wunsch der Vergebung für sich selbst und der Hilfe für den Bedürftigen.

Der **Jupiterberg** ist voll. Das bedeutet Ehrgeiz, aber dieser unterwirft sich dem höheren, ethischen Gesetz des Geistes. Kopf und Herz streiten sich darüber (beide sind lang); aber das Herz behält öfter die Oberhand (seine Linie ist verhältnismäßig länger und die des Kopfes neigt sich ihr zu). Es geht eine Linie quer über diesen Berg, was getäuschte Hoffnungen anzeigt; aber es findet sich dort außerdem auch ein Quadrat, d. h. „Beschützung". Dieser Geist strebt immer noch, ein hohes Ziel zu erreichen. Er ist von melancholischer Gemütsart und unterschätzt seinen eigenen wirklichen Wert, auch lastet daher Enttäuschung schwer auf seiner Schwungkraft. Aber er sammelt zunehmend Kraft; der Jupiter, verstärkt durch das Quadrat, läßt ihn nicht ruhen und treibt ihn beständig an, überdies unterstützt von Mars. So scheint alle Aussicht vorhanden, daß es ihm schließlich gelingen wird, jene hohen Sphären des Geisteslebens zu erreichen, ja höhere vielleicht, als die er jetzt zu hoffen wagt — obwohl vielleicht nicht mehr in **diesem** Leben.

Der **Merkurberg** ist ziemlich bedeckt mit aufstrebenden Linien, die eine natürliche Begabung für das Studium der Medizin und Physiologie beweisen. Dieser Mann „doktert" sich selbst, vielleicht nur von seiner Intuition geleitet. Allerdings hat er Abneigung gegen die heutige Schulmedizin. Dennoch wird er stets bereit sein, sogar Andern hygienischen Rat zu geben, wo immer sich ihm die Gelegenheit bietet. Es findet sich nämlich in diesen Händen von beiden Seiten her der Anfang zum „Salomonsring", jener Linie, welche zwischen dem Jupiter und Saturn entspringt und das unterste Glied des Zeigefingers wie einen Ring umschließt. Dies bezeichnet ein Leben, das der Untersuchung jenes weiten Gebietes gewidmet ist, welches man gewöhnlich den „Okkultismus" nennt. Seine physiologischen Studien, seine „Naturforschung", wird also nicht auf die grämliche Sphäre der konventionellen Routine beschränkt sein; er wird dieselben vielmehr sich nur dienstbar machen, um Licht zu werfen auf das Problem unseres Daseins.

Er zieht Prosa der Poesie vor, aber weiß beide zu würdigen; ebenso üben Harmonie und Melodie gleicherweise Anziehung auf ihn, aber am meisten liebt er **die** Melodie, welche auf einem Konzert-Arrangement dahinflutet. Dies ist so, denn **Venus** ist stärker entwickelt als der **Mond**, und doch sind **beide** ziemlich stark.

Er ist ein Mann von schnell erregtem Temperament, das aber sehr gut beherrscht wird. Auch gehen alle inneren Aufwallungen bei ihm sehr schnell vorüber; er trägt niemals etwas nach. Er ist kein aggressiver Charakter, dafür ist das oberste Glied des **Daumens** nicht groß genug, auch zupft ihn beständig der Verstand am Rockschoße. Er bemüht

sich, stets gerecht zu sein, obwohl er auf seiner Meinung besteht (Kopf- und Herzlinie sind beide lang). Er irrt am ehestens auf Seite der Barmherzigkeit; er ist in sich gekehrt und religiös gesinnt.

Wie oft sind Thränen deine Wangen herabgelaufen und wie oft hat sich so dein Herz in bittrem, lebensmüdem Weh erschlossen, weil es sich von niemandem verstanden fühlte. Wie oft hast du ausgerufen: „Warum bin ich, — so voll dieses hochgehenden Strebens und doch mit so unzureichenden Mitteln ausgerüstet und mit so niedrigem Begehren? Warum habe ich Herz und Sinn? Nur um sie zu brechen? Nur um sie zu quälen? Wäre ich doch nie geboren, und doch! — Ich danke Dir, daß ich bin, wie ich bin!" — — Dennoch ruht wahrer Friede auf deinem Geiste. — Wahrlich, du kennst den Tröster! — Möchte es uns vergönnt sein, dir einst zu begegnen, wenn nicht mehr in diesem Leben, dann im nächsten!

3. Lebensereignisse.

Wir müssen hier um Nachsicht bitten, weil die Handlinien in den Photographien so sehr schwach sind. Eines aber ist klar aus der Schicksals- und der Sonnenlinie, daß nämlich dieser Lebenslauf ein oft unterbrochener ist.

Im 10. oder 12. Jahre muß ein Fieber oder dergleichen dagewesen sein; die Lebenslinie ist dort (hauptsächlich in der linken Hand) unterbrochen, sie teilt sich in zwei Linien, ist dabei aber in ein Quadrat („Beschützung") eingeschlossen. Diesem Lebensalter entspricht auch eine Teilung der Saturnlinie in der rechten Hand. Dies ist entweder eine sehr schwere Krankheit oder ein gefährlicher Unfall. Ähnliche Vorkommnisse müssen im Alter von 15 und 21 stattgefunden haben. Im 24. oder 27. Jahre hat viel Sorge und Ungemach durch das weibliche Geschlecht stattgehabt. Dann folgt bis zum 29. Jahre ein Rückschlag im Lebenserfolg; die Schicksalslinie in der linken Hand teilt sich hier, die Fortsetzung beginnt ganz getrennt von der alten Linie, parallel neben derselben hergehend. Wir können das Nähere nach der Photographie nicht herausfinden, meinen aber, daß es ein Zusammenbruch oder Verlust der Lebensstellung (vielleicht finanziell) sein mag. Darauf lassen auch die kleinen Linien auf dem Saturnberge schließen.

Von da bis zum 35. Jahre ist das Leben voll schwerer Arbeit und Prüfungen, aber die „Beschützung" (Quadrate) ist überall in diesen Händen sehr stark. Im 42. oder 45. kam oder kommt die hauptsächlichste Wendung dieses Lebens, wahrscheinlich wieder mit schweren Prüfungen verbunden; doch scheint uns nach den Photographien von da an das Ende des Lebenslaufes ein besseres zu sein.

Die Gesundheit ist nicht kräftig (insbesondere der Stoffwechsel nicht; die Leberlinie ist nur schwach). Außer der schon oben erwähnten Neigung zum Bronchialleiden sind hier schwache Nieren- und Lendenschmerzen indiziert. — Versuche deine Gesundheit zu kräftigen, ehe vorzeitig das Alter über dich kommt! Im 63. Jahre bereite dich, aus diesem Erdenleben abzuscheiden in die höheren Sphären neuer Arbeit!

Die Grundgedanken des empirischen Spiritualismus.

Von

Justus.

*

> „Je n'impose rien, je ne propose même rien; j'expose."

I.

Was wir im nachfolgenden über den empirischen Spiritualismus zu sagen beabsichtigen, haben Andere und Bessere bereits oft gesagt. Auch richten wir unsere Worte nicht an kundige, erfahrene Spiritualisten, denen wir durchaus nichts Neues bieten könnten, sondern an solche Leser, die von den hier zu behandelnden Gegenständen nur die Namen gehört haben und das Verlangen fühlen, einen tieferen Einblick in das Wesen einer Lehre zu gewinnen, der — man darf es wohl sagen — vielleicht die größere Hälfte der Menschheit von jeher zugeneigt war, und die in den letzten Dezennien unseres Jahrhunderts zu einer Macht erstarkt ist, mit der die amtliche Wissenschaft, mag sie wollen oder nicht, zu rechnen hat.

Wir wollen vor allem den Begriff des „empirischen Spiritualismus" feststellen, und schicken gleich die Bemerkung voraus, daß er nichts mit dem gemein hat, was man in der Philosophie unter „Spiritualismus" zu verstehen pflegt, ja daß sogar die Zusammenstellung: „empirischer Spiritualismus" eine solche ist, mit der die moderne, durch Kants Schule hindurchgegangene Philosophie sich schwerlich befreunden wird.

Doch dies kümmert uns wenig, und braucht hier nicht erörtert zu werden. Der Spiritualismus, von dem wir reden, ist zunächst der Glaube an die persönliche Fortdauer und unendliche Vervollkommnung oder geistige Verklärung des Menschen nach dem Tode, und die Möglichkeit eines Verkehrs mit den Abgeschiedenen. Der große praktische, d. h. ethische Wert dieses Glaubens, und seine eminente Bedeutung in unserem Gemüts- und Gefühlsleben liegt auf der Hand. Aber jeder Glaube ist schwankend, und vollends dieser, da Wissenschaft und die gewöhnliche Erfahrung, denen er schroff widerstreitet, ihn als ihren Erzfeind mit vereinten Kräften und den raffiniertesten Mitteln bekämpfen. Der Glaube muß unterliegen, wenn er nicht Gewißheit wird, wenn er nicht die Beweise, durch welche seine Gegner ihn zu vernichten suchen, durch zahllose Gegenbeweise, und zwar nicht bloß durch Argumente, sondern

durch Thatsachen zu entkräften vermag. Da die Waffen der streitenden Parteien gleich sein müssen, so müssen die Gegenbeweise des Spiritualismus von gleicher Art mit denen der Wissenschaft sein. Wenn die Wissenschaft experimentell, empirisch, dialektisch und kritisch verfährt, so muß auch der Spiritualismus dieselbe Methode bei seinen Untersuchungen anwenden. Sagt die Wissenschaft: ich habe die Natur überall durchsucht und nirgends die Spur von einem Geist gefunden; so muß der Spiritualismus erwidern dürfen: auch ich habe die Natur überall durchsucht und überall nicht nur die Spur eines Geistes, sondern den Geist selbst, ja Geister gefunden, mit denen ich verkehrte, mit und an denen ich experimentierte, wie du an deinen toten Körpern. Nach solchen auf Erfahrung und Kritik beruhenden, unwiderlegbaren Beweisen für die Wahrheit seiner Behauptungen geht der Spiritualismus aus. Darum nennen wir ihn den empirischen Spiritualismus. Und weil er auch das ist, was er sein will, so ist die Wissenschaft ihm gegenüber ohnmächtig; sie hat, bei ihrem Respekt vor der Empirie, kein Recht mehr, seine Lehren für Erfindungen, für Phantasieen oder Träume zu erklären und ihnen Wissenschaftlichkeit abzusprechen.

Was hat nun der empirische Spiritualismus bewiesen?

Genau das Gegenteil von dem, was die Wissenschaft bewiesen zu haben glaubte. Die Wissenschaft — worunter wir hier namentlich die von Hause aus mehr oder weniger materialistisch gesinnte moderne Naturwissenschaft verstehen — giebt die Möglichkeit einer Trennung von Geist und Körper, demnach einer geistigen, leiblosen Existenz nicht zu, weil sie den Geist körperlich, als bloßes Gehirn und dessen Funktionen, faßt und überhaupt alles in der Natur aus der Materie und der Bewegung ihrer Teilchen erklärt. Der Spiritualismus beweist hingegen, daß der Geist oder die Seele das Primäre, das schaffende Prinzip ist, daß alle Naturvorgänge auf die Thätigkeit geistiger Kräfte zurückzuführen sind, daß alle Kraft Geist ist, daß der Geist, als der Bildner der Materie und ihrer Formen, also von diesen durchaus unabhängig und ihren Gesetzen nicht unterworfen, durch ihren Untergang nicht betroffen wird. Dies ist jedoch noch lange nicht alles. Denn auch unter den Vertretern der amtlichen Wissenschaft giebt es solche, die den Geist, seine Immaterialität und seinen Primat in der Natur willig anerkennen. Und in der Philosophie — wenn man den stupiden Materialismus ausschließt — sind diese Sätze längst gangbar und beinahe selbstverständlich. Die Beweise des Spiritualismus reichen viel weiter. Er hat, wie vorhin gesagt, nicht nur das Dasein des Geistes als eines abstrakten Prinzips, sondern dasjenige konkreter, individueller Geister, einer Geisterwelt außer Zweifel gesetzt, und dadurch die uralte Frage, das Rätsel aller Rätsel: giebt es eine individuelle Fortdauer nach dem Tode? endgültig und bejahend gelöst. Ja noch mehr! Er hat gezeigt, daß die Geisterwelt in unsere irdische Sphäre hereinragt, daß wir nur zu wollen brauchen, um — noch verkörpert — als Gäste und Schüler in sie einzugehen, im steten Verkehr mit ihren Bewohnern zu sein und von ihnen Aufschlüsse über Dinge zu erhalten, die

unseren leiblichen Sinnen und der beschränkten irdischen Fassungskraft absolut unzugänglich sind. Kurz, der empirische Spiritualismus hat die Wahrheit der Goetheschen Worte bestätigt, die so gern von Freunden des Geheimnisvollen und Wunderbaren citiert werden:

„Die Geisterwelt ist nicht verschlossen;
Dein Sinn ist zu, dein Herz ist tot."

Denn die Veredelung, gleichsam „Wiedergeburt" des Herzens, d. h. des inneren Menschen, und mit ihm die „Wiedergeburt" der Menschheit, die Umgestaltung der Gesellschaft im Sinne der christlichen Liebe, der reinen Menschenliebe, gehört mit zu den Aufgaben des Spiritualismus, — eine Aufgabe, die sich aus seiner ganzen Weltanschauung, aus dem Wesen selbst seiner Lehre mit Notwendigkeit ergiebt. — Aus diesen allgemeinen, nur zur vorläufigen Orientierung des Lesers gemachten und weiterhin auszuführenden Aussagen erhellen wichtige Gesichtspunkte, von denen aus man den Spiritualismus betrachten muß, wenn man seine Bedeutung und Tragweite richtig ermessen und würdigen will.

Insofern der empirische Spiritualismus sich auf das Übersinnliche richtet, sich mit der Erforschung des Ewigen, Realen, d. h. des außerhalb der idealen (subjektiven) Raum- und Zeitbestimmungen, außerhalb der Phänomenalität Seienden beschäftigt, ist er Philosophie und zwar Metaphysik im striktesten Sinne. Insofern er eine Verbindung mit der übersinnlichen Welt eingeht, gleichsam einen Bund mit ihr und durch sie mit dem absoluten Geist oder der Gottheit schließt, sein letztes Ziel aus dem Irdischen in das Unvergängliche verlegt und sein Leben diesem Ziele unterordnet — insofern fällt er in die Sphäre der Religion und Ethik. Der durch den steten Hinblick auf das Geistige geläuterte innere Mensch wird sich als solcher auch im äußeren Handeln, in den Beziehungen zu seinen Mitmenschen bekunden. Es giebt keine lauteren, d. h. tugendhaften Handlungen als die, welche aus der reinsten, uneigennützigsten Liebe entsprungen sind. Sobald diese Liebe zur obersten praktischen Maxime wird, ist das Böse aus der Gesinnung mit der Wurzel ausgerissen. Mit dem Grund des Bösen schwinden aber auch seine Folgen, seine Äußerungen im Leben, d. h. die bösen Handlungen. Insofern die Tugend und ihre Ausübung sich aus den Grundsätzen des Spiritualismus von selbst ergiebt, und insofern der Spiritualismus an der Verbreitung dieser seiner Grundsätze, demnach an dem Wohl der Menschheit mit seltener Überzeugungstreue unablässig arbeitet, ist er nicht nur eine theoretische Moralphilosophie, sondern die praktische Anwendung oder Verwirklichung selbst seiner Moral.

Wir wissen jetzt, was der empirische Spiritualismus bezweckt und leistet, wie weit sein Gesichtskreis, wie tief und reich sein Inhalt, wie bedeutend und segensreich seine Aufgaben. Indem er philosophische und ethische Ziele zugleich verfolgt, kann er mit Recht den Anspruch erheben, Philosophie und Moral in Einem zu sein. Dies dürfte schon genügen, um alle nach dem Höchsten strebenden Menschen für ihn zu gewinnen, wenigstens zu interessieren. Doch die meisten Menschen und namentlich

die Deutschen, und ganz besonders die deutschen Gelehrten, sind so geartet, daß sie allem Neuen, Ungewohnten, das ihren angelernten Begriffen und Anschauungen zuwiderläuft, mit Mißtrauen, Spott, ja Feindseligkeit begegnen und gleich nach dem Stammbaum und dem Alterszeugnis einer Kulturerscheinung oder wissenschaftlichen Richtung fragen.

Wie im Leben, so auch in der Wissenschaft zollt man seine Anerkennung oder Bewunderung in der Regel nur dem Akkreditierten, Landläufigen, dem „ewig Gestrigen, was morgen gilt, weil's heute hat gegolten". Die ganze Geschichte der Religionen, Wissenschaften und Künste bestätigt diese traurige Wahrheit, indem sie uns den erbitterten Kampf des Alten gegen das Neue, und die Leidensgeschichte aller seltenen Individuen vorführt, welche die Kühnheit hatten, ihre eigenen Wege zu gehen und die Menschheit aus ihrem geistigen Schlaf zu rütteln. Auch der Spiritualismus mußte und muß noch einen solchen Kampf gegen die Vorurteile der Menschheit führen. Aber es giebt kaum etwas in der Welt, dem man — die Fähigkeit einer rein objektiven Betrachtung vorausgesetzt — nicht eine komische Seite abgewinnen könnte. So auch diesen Feindseligkeiten, unter denen die Vertreter des „Neuen" freilich nicht wenig zu dulden haben. Denn es stellt sich fast immer heraus, daß dieses „Neue" ein „old friend in a new face" ist, daß mithin die Anhänger des Alten, die Freunde des Hergebrachten, die „Konservativen" in Wissenschaft und Kunst gerade gegen das ins Feld rücken, was sie schützen wollten: die Tradition, die Autoritäten, das durch die Zeit Geheiligte, das Bestehende. Die streitenden Parteien wechseln die Farbe; oder vielmehr es ist gar kein wirklicher Kampf, sondern ein eingebildeter mit Windmühlen.

Ein solch lächerliches Schauspiel geben nun die Gegner des Spiritualismus zum Besten. Sie wissen nicht, daß er so alt wie die Menschheit, daß alle Religionen auf seinen Grundsätzen beruhen, ja eigentlich nur Religionen sind, sofern sie seine Wahrheiten bejahen; daß vor allem diejenige Religion, unter deren Banner die eifrigsten Widersacher des Spiritualismus stehen, das Christentum, von diesen Wahrheiten vernünftiger- und konsequenterweise gar nicht zu trennen ist, wenn es nicht zum bloßen Schein und Wort herabsinken soll.

Ebensowenig „neu" ist der Spiritualismus, wenn man ihn als bloße Philosophie betrachtet. Vom Orient, dieser Heimat des Okkultismus, sehen wir sogar ab. Die Betrachtung der abendländischen Philosophie allein belehrt uns, daß durch die Systeme der größten Denker seit Heraklit bis auf unsere Tage, die Grundideen des Spiritualismus sich wie der rote Faden hindurchziehen. Doch so interessant es auch wäre, können wir doch hier nicht das hohe Alter des Spiritualismus durch Beispiele belegen. Dies ist ein Thema für sich, das wohl verdiente, einmal in einer größeren Abhandlung bearbeitet zu werden.

Zum Schluß unserer Einleitung müssen wir noch zwei Fragen berühren: wie verhält sich der Spiritualismus zur (Natur-) Wissenschaft? Kann und will er die beiden Stützen unseres geistigen Lebens, die Religion und Philosophie, entbehrlich machen oder erschüttern?

Was die erste Frage angeht, so haben wir oben gesagt, der Spiritualismus *bejahe*, was die Wissenschaft verneint. Gälte dieser Satz auch umgekehrt, d. h. *verneinte* der Spiritualismus, was die Wissenschaft bejaht, so wäre freilich ein Verständnis zwischen beiden ausgeschlossen. Dies thut aber der Spiritualismus nicht, und nur seine Verleumder und Verächter, die obendrein sehr im unklaren über den Begriff der Wissenschaft überhaupt sind, vermögen ihn eines solchen Unverstandes zu beschuldigen. Was ein Wissen zu einer *Wissenschaft* macht, ist doch nicht das *Objekt*, sondern lediglich die Art und Weise, die Form oder der Modus der Untersuchung eines Objekts, und die Ordnung, die planvolle systematische Gruppierung aller aus der Untersuchung gewonnenen Einsichten. Die wissenschaftliche Untersuchung ist immer methodisch, und die methodische immer *wissenschaftlich*. Die Wissenschaft will ihre Erkenntnis nicht dem „Zufall“ verdanken, sondern ihrer Kunst — eben der Methode —, durch welche sie der Natur ihre Geheimnisse in jedem Augenblick gewissermaßen abzwingen kann. Dies eingesehen und für alle Zeiten festgestellt und formuliert zu haben, gehört zu den größten Verdiensten des Reformators der Wissenschaft *Francis Bacon* von Verulam, den man auch in Sachen des Okkultismus als eine Autorität ansehen und stets zuerst befragen sollte, wenn es gilt, die Grenzen, die Aufgabe und die Bedeutung einer Wissenschaft, und ihr Verhältnis zu anderen Wissenschaften zu bestimmen. — Daß man, um *methodisch* zu untersuchen, dem „Satze vom Grunde“ nachgehen, demnach auch auf dem Gebiete bleiben muß, wo dieser Satz Anwendung findet, nämlich auf dem Gebiete des Natürlichen, daß also die Wissenschaft sich ausschließlich mit *natürlichen* Vorgängen beschäftigt und das „Wunder“ ebensowenig wie den „Zufall“ kennt, ist selbstverständlich und bedarf keiner weiteren Ausführung.

Was thut nun der Spiritualismus? Er untersucht, wie gesagt, experimentell und methodisch. Dies setzt voraus, daß er das ausnahmslose Walten des Gesetzes der Kausalität anerkennt, das Wunder verwirft und die Grenzen des *Natürlichen* nicht überschreitet. Er ist also Wissenschaft in optima forma und bestreitet die Grundsätze der Naturwissenschaft so wenig, daß er vielmehr, ebenso gut wie diese seine vermeintliche Feindin, mit ihnen steht und fällt. Daß seine Untersuchungen auf ein anderes, von der Naturforschung ignoriertes *Objekt* gehen, kommt, wie wir oben gesehen, bei der Frage nach seiner *Wissenschaftlichkeit als solcher* gar nicht in Betracht. Aber ist denn das Objekt des Spiritualismus wirklich ein anderes? Kein Mensch wird dies im Ernst behaupten, der sich nicht gewaltsam gegen die sonnenklare Evidenz verschließt, daß die Grenzen unserer *Sinneswahrnehmungen* nicht mit denen der *Natur* zusammenfallen, daß mithin das *Übersinnliche*, dessen Erforschung der Spiritualismus sich widmet, noch lange nicht das *Übernatürliche*, sondern nur die uns für gewöhnlich abgewandte, durch das „Tagesbewußtsein“, den „Tagesintellekt“ nicht beleuchtete Seite, die „Nachtseite“ der Natur ist. Überhaupt sollte das Wort „übernatürlich“ ein für allemal aus dem Lexikon der Wissenschaften, den Spiritualismus mit inbegriffen, gestrichen

werden. Das Übernatürliche kann man nie erkennen, und die Gewißheit von seinem Dasein erhalten wir auf Wegen, welche uns die über alles Empirische, auch das innersinnliche hinausgehende und vom Spiritualismus, der noch ganz im Phänomenalen liegt, streng zu unterscheidende Mystik zeigt, von der wir hier nicht reden. — Wir glauben, daß nicht leicht ein besseres Wort zur Charakterisierung der wissenschaftlichen Aufgabe und Eigentümlichkeit des Spiritualismus und seines Verhältnisses zu den übrigen Wissenschaften zu finden ist, als das, wodurch Baco und nach seinem Beispiel Schopenhauer die „Magie" und alle verwandten Erscheinungen so treffend bezeichnet haben, nämlich: praktische oder experimentale Metaphysik.

In diesem Ausdruck ist aber auch die klare Antwort auf unsere zweite Frage enthalten: kann und will der Spiritualismus die Religion und Philosphie verdrängen? — Als Experimentalmetaphysik ist der Spiritualismus die naturgemäße Fortsetzung der Experimentalphysik, genau so wie die theoretische Metaphysik eine Fortsetzung der theoretischen Physik bildet, was freilich dem nicht widerspricht, daß sie zugleich die „philosophia prima" ist. Metaphysische Wahrheiten experimentell belegen, heißt nicht mit der theoretischen Metaphysik streiten und sie ersetzen wollen, sondern ihr dienen und sie als seine Voraussetzung betrachten. So weit nun die Religion Metaphysik ist, ist auch das Verhalten des Spiritualismus zur Religion genau dasselbe. So weit diese aber in das Gebiet der Mystik fällt, kommt der Spiritualismus gar nicht in Berührung mit ihr. In beiden Fällen ist kein Anlaß zu Streitigkeiten vorhanden; und behaupten, Religion und Philosophie stehen in Gefahr, durch den Spiritualismus untergraben zu werden, und diesem Usurpationsgelüste unterzuschieben, ist gerade so thöricht, als wenn man sagte: die Mechanik oder Optik will die reine Mathematik stürzen, um an ihre Stelle zu treten.

Nach diesen einleitenden Bemerkungen, die uns nötig schienen, um den Anfänger von vornherein darüber aufzuklären, was er vom Spiritualismus zu erwarten hat, und wenigstens die Hauptbedenken zu beseitigen, welche ihn abhalten dürften, sich mit diesem Studium zu befassen, können wir zur näheren Betrachtung der Grundlehren des Spiritualismus übergehen.

Wir werden drei Fragen beantworten müssen, um die es sich für den Uneingeweihten offenbar vor allem handelt: Ist eine unsichtbare, von leiblosen, rein geistigen Wesen bevölkerte und den bekannten Naturgesetzen nicht unterworfene Welt möglich? Ist sie wirklich? Wenn ja: wie verhält sie sich zu der sichtbaren und wie weit ist sie erkennbar?

II.

Die rein logische oder ideale Möglichkeit einer Geisterwelt braucht man nicht erst zu beweisen: logisch ist alles möglich, was sich eben denken läßt, d. h. was weder dem Denkgesetz der Identität noch den Axiomen der Mathematik widerspricht. Nur nach der realen Möglichkeit einer solchen Welt wird gefragt.

Wenn wir innerhalb unserer sinnlichen Welt etwas als thatsächlich nachweisen können, das über die Grenzen der Sinnlichkeit hinausweist, das seiner Beschaffenheit nach aus der Sinnlichkeit nicht erklärt werden, in dieser nicht wurzeln kann: ein Unsichtbares, rein Geistiges, über den Gesetzen der Materie und der materiellen Kräfte Stehendes und zugleich Individuelles, so ist obige Frage bejahend beantwortet.

Wir kennen in der Natur das Walten mannigfaltiger Kräfte; diese Kräfte selbst aber entziehen sich unserer Wahrnehmung: sie sind unkörperlich, unsichtbar; nur aus ihren Wirkungen kann ihr Dasein erschlossen werden. Diese physischen Kräfte wären demnach schon etwas, das im Grunde der sinnlichen Welt nicht angehört. Aber im Bereiche unserer täglichen Erfahrung begegnen wir, und zwar in uns selbst, einer psychischen, geistigen und geradezu wunderthätigen Kraft, nämlich dem Willen. Es bedarf nur einer geringen Überlegung, um einzusehen, daß in allen von uns ausgehenden oder bewirkten Bewegungen nicht die Muskelkraft, sondern der Wille die bewegende Ursache, die causa efficiens der Bewegung, das primum movens ist. Die Muskelkraft ist bloß das Mittel, das als solches nie etwas bewirken kann, wenn der Wille sie nicht anwendet, d. h. zu einer Thätigkeit bestimmt oder veranlaßt. In der Sprache der Philosophie muß demnach die Muskelkraft die causa occasionalis der Bewegung genannt werden. Wenn ich nun einen Gegenstand, einen Körper in Bewegung setze oder hebe, geschieht da nicht ein „Wunder", etwas physikalisch völlig Unerklärliches? Und zwar in doppelter Beziehung. Erstens findet ein Einfluß eines Geistigen (des Willens) auf ein Körperliches (den Muskel und mittelbar den Gegenstand) statt; zweitens wirkt dasselbe Geistige einem Naturgesetz (der Gravitation) entgegen, ja hebt dasselbe für eine Zeitlang auf.

Aber ist denn das alles, was der Wille vermag? Ein Schopenhauerianer wird über diese Frage als eine kindlich-naive lächeln, da für ihn der Wille allvermögend, der Schöpfer, Erhalter und Zerstörer der Welt ist. Es ist jedoch gar nicht nötig, den schopenhauerschen Standpunkt einzunehmen, um sich von der Allgewalt des Willens zu überzeugen. Man braucht nur — was heutzutage von jedem, der Anspruch auf Bildung macht, zu verlangen ist — die Phänomene des organischen Magnetismus zu kennen. Sein Gebiet ist der eigentliche Schauplatz, wo der reine Wille sich in seiner ganzen unheimlichen Glorie offenbart und eine unmittelbare Gewalt auf die Seele und den Körper, sei es eines fremden oder des eigenen Ich ausübt. Der Wille des Magnetiseurs oder Hypnotiseurs leistet all das Unglaubliche, „Zauberhafte", was die kühnste Phantasie der Märchendichter nur je ersonnen hat. Er kann ein Subjekt in einen Zustand vollständiger Bewußtlosigkeit und Starrheit versetzen, er kann die geistigen und moralischen Eigenschaften seines Opfers nach Belieben steigern und vermindern; er vermag bei einem Gotteslästerer religiöse Verzückung hervorzurufen, und einen Frommen zu Gotteslästerungen und den schändlichen Handlungen, ja Verbrechen anzureizen; er durchbricht die Schranken von Raum und Zeit, läßt in die Zukunft

und die Vergangenheit, in die Ferne und die Tiefe (den eigenen Körper) schauen; er gebietet über alle Empfindungen, über Lust und Schmerz, über Gesundheit und Krankheit, ja es fragt sich, ob nicht über Leben und Tod selbst.

Aus solchen Thatsachen, die zahllos und der mannigfaltigsten Art sind, und daraus, daß wir uns selbst zunächst als ein Wollendes kennen, hat Schopenhauer bekanntlich den Schluß auf den Primat des Willens in der physischen und geistigen Natur gezogen, und es ist mehr als wahrscheinlich, daß, wenn dieser große Denker noch lebte, er in seinen Schlüssen weiter gegangen und durch seinen ursprünglichen „Panthelismus" oder abstrakten Willensmonismus hindurch, in gerader Linie, zuerst beim konkreten Monismus (Eduard von Hartmanns) und endlich beim (relativen) Individualismus — diesem theoretischen, metaphysischen Korrelat des empirischen Spiritualismus — angelangt wäre. Wir möchten unseren philosophischen Lesern als Thema für eine eingehende Studie sehr empfehlen, in den Lehren Schopenhauers und Hartmanns alle zur Umbildung ihrer Weltanschauung im Sinne des relativen Individualismus, resp. Spiritualismus, zwingenden Momente nachzuweisen; denn es steht — wenigstens was Deutschland angeht — außer Zweifel sowohl der genetische Zusammenhang dieser drei Weltanschauungen, als auch die Notwendigkeit ihrer Synthese, als deren erster, zum Teil sehr gelungener Versuch Carl Du Prels „Philosophie der Mystik" zu bezeichnen ist.

Der organische Magnetismus hat uns also im Willen eine geistige, über die Ordnung der physischen Welt erhabene Kraft gezeigt, uns demnach dem Ziele unserer Forschung ein gutes Stück näher gebracht. Wir sehen indessen hier im weiteren einen Augenblick von demselben ab. — Giebt es nicht außer seinen Thatsachen, noch andere, welche dafür sprächen, daß die sogenannte „natürliche" Ordnung der Dinge nicht die einzige in der Welt sei?

Der Spiritualismus sagt mit Entschiedenheit: Ja! Und jeder, der Gelegenheit hatte, spiritualistischen Sitzungen beizuwohnen, kann diese Aussage soweit bestätigen, daß allerdings manches dort vorgeht, das dem Anschein nach der gewöhnlichen Erfahrung widerspricht und die Naturgesetze über den Haufen wirft: schwere Gegenstände schweben ohne sichtbare Stütze in der Luft oder bewegen sich ohne eine sichtbare Ursache; andere, wie Blumen, Früchte, Steine, fallen aus der Luft in den Kreis der Zuschauer; es werden in einer lautlos und unbeweglich sitzenden Versammlung Klopf- und andere Töne gehört; Antworten werden von Unsichtbaren, angeblich Verstorbenen gegeben, oft sehr treffende und erstaunliche, insofern sie die genaue Kenntnis der intimsten Verhältnisse, ja sogar der Vergangenheit des Fragenden voraussetzen und die Zukunft betreffen, welche sie dann bewahrheitet 2c. 2c. Endlich gehören zu diesen unwidersprechlichen Thatsachen noch die sogen. „Materialisationen", d. h. sichtbare, greifbare, körperliche und oft photographisch aufgenommene Darstellungen der „Geister".

(Schluß folgt.)



Ein seltsames Ereignis.

Zu der nebenstehenden Abbildung des Kasernenhofes in Aachen.

Von

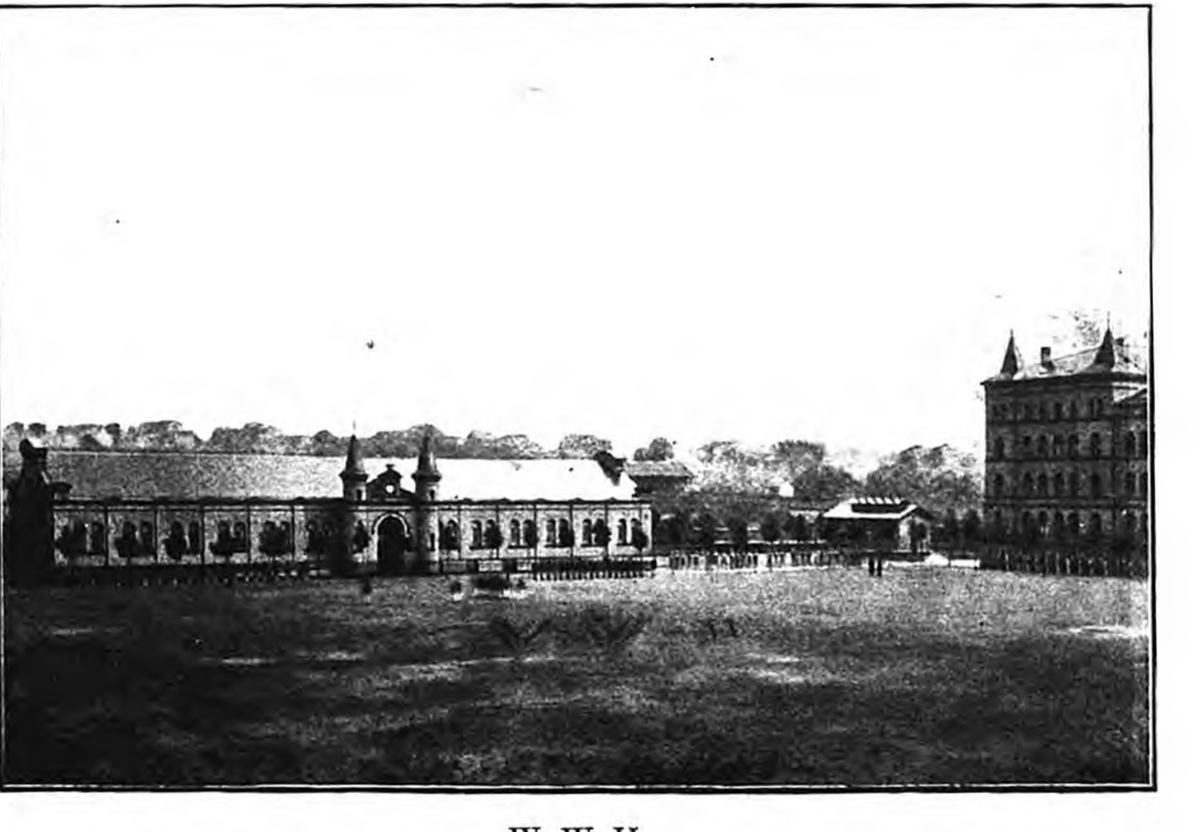
Hübbe-Schleiden

Dr. jur.

Nachfolgende, schwer erklärliche aber immerhin höchst merkwürdige Thatsache ist durch Freunde unserer Bestrebungen zu meiner Kenntnis gekommen. Es handelt sich hier um die Erscheinung der Zeichen **W W II** auf dem Exerzierplatze der neuen Kaserne in Aachen, genau zur Stunde des Todes Kaiser Friedrichs III und des Regierungsantritts unseres gegenwärtigen Kaisers, kurz nach 11 Uhr Morgens am 15. Juni 1888. Namen, Charakter und öffentliche Lebensstellung der Männer, welche die Echtheit dieser Thatsache verbürgen, gestatten keinen Zweifel an der Wahrheit des Berichtes, welcher der hier wiedergegebenen Photographie des Vorfalles entspricht. — Ich teile denselben in der authentischen Form der an mich selbst gerichteten Schreiben hier mit. Aus den in einem derselben angeführten Gründen ist es mir nicht möglich, die Namen irgend einer der beteiligten Personen, welche alle dem Militärstande angehören, zu nennen; indessen sind dieselben in den vor mir liegenden Original-Briefen vollständig angegeben. Übrigens werden sich in Aachen selbst viele Privatpersonen finden, welche Augenzeugen dieses erstaunlichen Vorkommnisses waren.

Exemplare von der Original-Aufnahme des Kasernenhofes mit diesen Buchstaben **W W II** sind bei dem Hof-Photographen August Kampf in Aachen noch zu haben.

Am 15. Juni, dem Sterbetage des Kaisers Friedrich, marschierte die 11. Kompanie des 5. Westf. Inf.-Regt. Nr. 53, dessen Chef der Kronprinz Friedrich Wilhelm war, unter Führung des Hauptmanns R. über den Hof der neuen Kaserne in Aachen. In der Mitte des Platzes machte die Kompanie, deren Marsch nicht die Zufriedenheit des Komp.-Chefs erlangt hatte, einige Bewegungen, die ohne jede andere Absicht befohlen wurden als die der Belehrung der Leute.



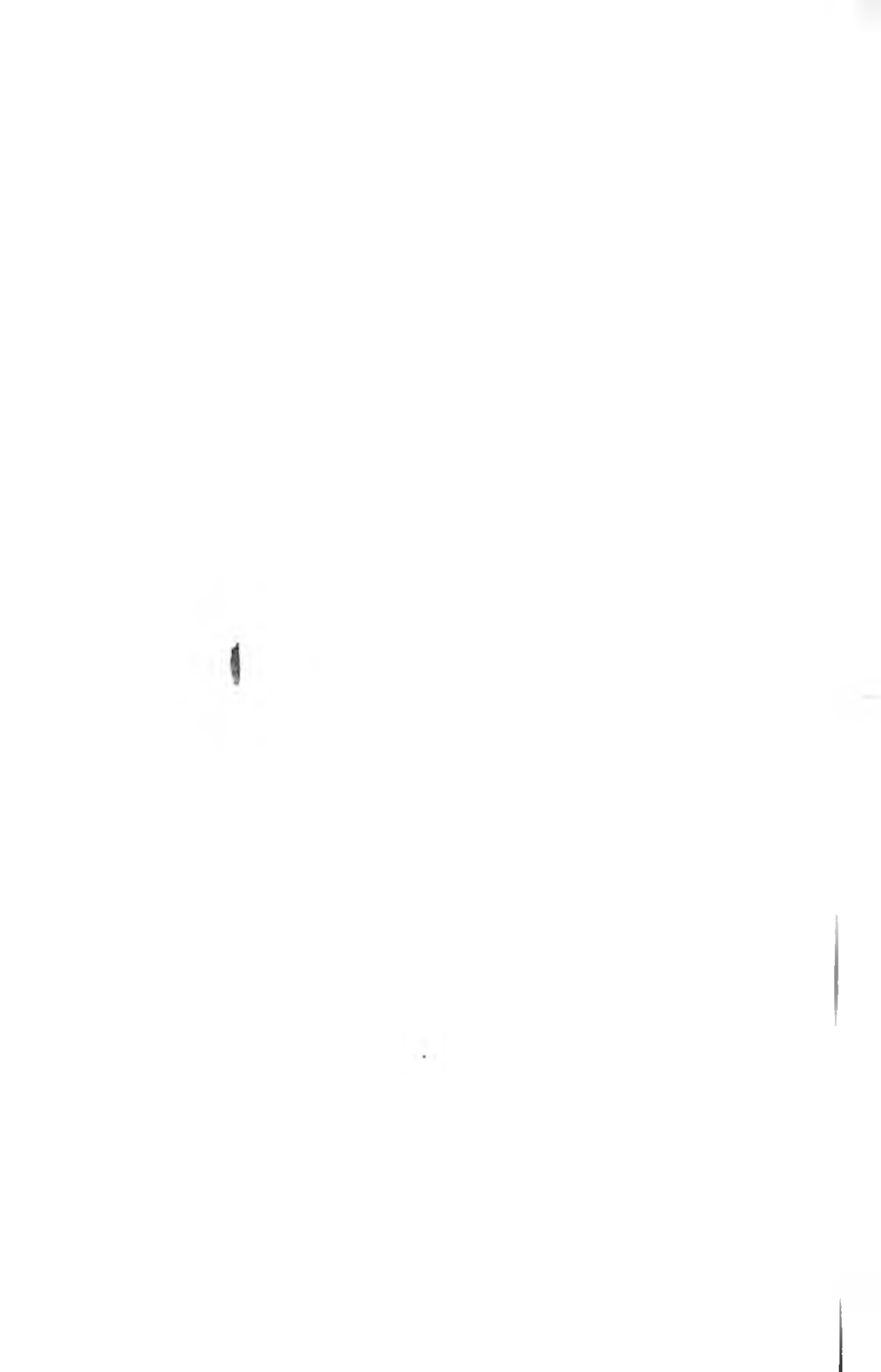
W W II,

unabsichtlich entstanden auf dem Exerzierplatz der neuen Kaserne zu Aachen

am 15. Juni 1888,

zur Stunde des Regierungsantrittes Sr. Maj. des Kaisers Wilhelms II.

Nach einer Original-Photographie des Herrn Aug. Kampf in Aachen



Der Boden des Kasernenhofes besteht aus weichem Sande, der durch Regen noch eindrucksfähiger geworden war. Auf der Stelle nun, auf welcher am 4. Juli 1885, dem Tage des Regiments-Jubiläums, Se. Kaiserl. Hoheit der Kronprinz gestanden hatte, war die Figur **W W II** deutlich entstanden. Bald nach dem Abmarsche der Kompanie wurde die Sache von dem Kantinenpächter des III. Bataillons K. bemerkt, der sie dem Feldwebel der 11. Komp. Gl. zeigte. Auch Prem. Lieut. v. M. sah die Buchstaben genau.

Über Mittag war der Tod Sr. Majestät bekannt geworden. Der Fall gewann nun eine erhöhte Bedeutung; und Nachmittags 3 Uhr nahm der Photograph Kampf die Figur auf. — Später, also am ganzen 15. Juni, sind die Buchstaben von ungezählten Leuten gesehen worden.

Die Formation, in welcher die Kompanie marschiert war, ist die Kompanie-Kolonne 3 zweigliedrige Züge mit 8 Schritt Abstand hintereinander:



Die Bewegungen wurden nach der Flanke ausgeführt und es wurde mehrere Male gehalten und geschwenkt.

Indem ich diese — absolut richtigen — Details gebe, erhebe ich aber den Anspruch, daß in einem öffentlichen Blatte keine Namen genannt werden. Soldaten gehören nicht in die Presse.

* * *

Das 6. Westf. Inf.-Regiment Nr. 53 nahm am Kriege gegen Dänemark 1864 teil. Es zeichnete sich beim Sturme auf die Düppeler Schanzen im April des Jahres und bei dem gewaltsamen Übergange auf die Insel Alsen aus. Trotz des Feuers der Dänen gingen die Truppen über den Meeresarm auf Pontons, die von Pionieren geführt wurden. Nach dem Kriege wollte Sr. Maj. der Kaiser (König Wilhelm) sowohl seinen Sohn den Kronprinzen als das brave Regiment auszeichnen und ernannte Se. Kgl. Hoheit den Kronprinzen zum Chef (Inhaber des Regiments). Am 4. Juli 1885 feierte das Regiment sein 25. Stiftungsjahr (1860 gestiftet). Hierzu kam der Kronprinz nach Aachen und hielt von der besprochenen Stelle des Kasernenhofes aus eine Anrede an das Regiment. Beim Regierungsantritte verlieh der Kaiser Friedrich dem Regimente statt der Nummer eine Krone in die Achselklappen und die Epauletten. — Der Regiments-Kommandeur mußte zu den Trauerfeierlichkeiten bei der Beerdigung des Kaisers in Berlin erscheinen.

Details über die Teilnahme des Regimentes bei Düppel und Alsen stehen in allen kriegsgeschichtlichen Werken, z. B. Graf v. Waldersee: „Krieg gegen Dänemark".

Weiter bemerke ich hierzu noch, daß nicht nur Hauptmann R. dienstlich erklärt hat, daß ihm all und jeder Gedanke an eine Figurenzeichnung gefehlt habe, sondern daß es auch wohl schwerlich gelingen würde, wollte man durch Exerzieren von Soldaten-Kolonnen solche Buchstaben im Sande künstlich herstellen, ohne daß jemand von dem fernen hochgelegenen Fenster aus, von welchem aus allein die Marschlinien als **W W II** erscheinen, solches Exerzieren dirigierte; denn auf dem Kasernenhofe selbst stellten sich die betreffenden Linien so langgezogen da, daß Niemand in denselben die Darstellung von Buchstaben vermuten konnte. Überdies konnte Hauptmann R. doch nicht wissen, daß genau zu jener Stunde Kaiser Friedrich sterben und Kaiser Wilhelm II den Thron besteigen würde.

Eine (übersinnliche) Kausalität muß hier vorliegen; das Wort „Zufall" erklärt das Kausalgewebe des sinnvollen Geschehens nicht. Technisch hat man diesen Vorgang als dem Gebiete der „Magie" angehörend zu bezeichnen; wessen aber die dabei magisch wirkende Willenskraft gewesen sein mag, welche den kommandierenden Hauptmann R. (ihm unbewußt) veranlaßte, gerade diese Marschfiguren zu dieser Stunde ausführen zu lassen, ist wohl kaum zu erörtern, weil es sich dabei um Begriffe und Thatsachen handeln würde, die dem „europäischen Kulturleben" so fern liegen, daß ich wenigstens dieselben hier nicht annehmbar zu machen weiß. Man müßte dazu die Leser vielleicht durch ein eigenes Buch über die Anschauungen des „Okkultismus" vorbereiten. Dieses aber etwa in geeigneter Weise auszuführen, überlasse ich Berufneren. — Genügt inzwischen Jemandem die sinnbildliche Ausdrucksweise, daß dieses Ereignis durch „Geister" veranlaßt worden sei, so habe ich dagegen gar nichts einzuwenden. — Es fragt sich dann eben nur: Was ist die thatsächliche Wahrheit, welche der sinnbildlichen Vorstellung von „Geistern" zu Grunde liegt?

Noch wichtiger vielleicht wird Manchem die Frage dünken: Welche Absicht mag mit diesem Zeichen zu jener folgenschweren Stunde ausgedrückt worden sein? — Ich glaube nicht, daß dasselbe für das Regiment etwas sonderlich Gutes zu bedeuten hat. Doch hoffe ich, daß das kommende Jahrzehnt mich eines Besseren belehren wird.



Eine möglichst allseitige Untersuchung und Erörterung übersinnlicher Thatsachen und Fragen ist der Zweck dieser Zeitschrift. Der Herausgeber übernimmt keine Verantwortung für die ausgesprochenen Ansichten, soweit sie nicht von ihm unterzeichnet sind. Die Verfasser der einzelnen Artikel und sonstigen Mitteilungen haben das von ihnen Vorgebrachte selbst zu vertreten.

Weltsprache.

Eine Besprechung

von

Dr. Raphael von Koeber.

Die Verwirklichung des Ideals einer Weltsprache und Weltschrift ist einer von den vielen Träumen, welche die Wissenschaft seit mehr als einem Jahrhundert träumt. Aber trotz des Genius eines Leibniz, der wie kein anderer sich mit dem Gedanken einer „Pasilalie" und „Pasigraphie" trug, bleibt es dem einzelnen versagt, eine solche zu erfinden. Und weshalb? — Wohlverstanden, es handelt sich im Problem einer Weltsprache um eine wirkliche Universal-Sprache, um einen Sprach-Organismus, und nicht etwa um ein künstliches, auf rein mechanischen Kombinationen beruhendes System von Zeichen, wie das Morsesche Telegraphenalphabet. Ein Organismus ist sein eigenes Werkzeug, er bringt sich selbst hervor, setzt eine bildende, sich fortpflanzende Kraft voraus, beruht, kurz, auf einer inneren Zweckmäßigkeit[1]), ist daher — das wissen die Naturforscher nur zu gut — nie mechanisch darzustellen oder nachzubilden, d. h. zu erfinden. Der Ausdruck: „eine Sprache erfinden" kennzeichnet die „Unfähigkeit, in sprachlichen Dingen mitzureden. Eine Sprache wird nicht erfunden wie eine Dampfmaschine, sondern sie ist unbewußt mit der Kultur und Religion entstanden" (S. 7); sie ist das Werk eines „höheren Genius, der so hoch über dem einzelnen Menschengeiste steht, wie die Himmelslichter über einem irdischen Lämpchen stehen" (S. 8). Mögen sich der „Erfinder" des Volapük und seine Anhänger diese sonnenklare Wahrheit gesagt sein lassen.

Die Unmöglichkeit einer Weltsprache, die das Erzeugnis eines individuellen Geistes wäre, liegt einfach genug darin, daß der Mensch eben nicht der Weltgeist ist.

Weltgeist? Giebt es denn einen Weltgeist? — Woher wissen wir, daß es einen Weltgeist giebt? Lassen wir alle metaphysischen Beweise

[1]) Vgl. Kant: Kritik der Urteilskraft, §§ 65, 66.

beiseite, so sagen wir: „eben aus seinen Mitteilungen wissen wir's", aus seiner „Sprache", welche, als die seinige, die von Ewigkeit existierende Weltsprache sein muß, die Sprache des „Logos" selbst. Also giebt es doch eine? Gewiß! Und diese Weltsprache wird bereits „gesprochen und es vernimmt sie, wer Ohren hat zu hören"; „sie ist gesprochen worden, ehe noch ein Wesen auf der Welt gehört hat." Es ist dies eine „Sprache ohne Worte".

Diese Sprache, ihren Bau und ihre „Dialekte" untersucht allseitig ein vortreffliches, geist- und lebensprühendes, auch unterhaltendes und mit charaktervoller Eleganz geschriebenes Buch von Dr. Rudolf Kleinpaul.[1]) Wir sprechen dem Verfasser unseren aufrichtigen Dank aus für die Belehrung und Anregung, welche wir aus seinem fesselnden, von einer großen Belesenheit und gediegenen klassischen und philosophischen Bildung zeugenden Werk geschöpft haben.

Eine „Sprache ohne Worte!" Ist das nicht ein Widerspruch? Nein, weil der Begriff der Sprache als solcher ein weiterer ist, als der einer Wortsprache. „Sprechen heißt wissen lassen, klugmachen überhaupt" (S. 16). Die ganze Welt ist eine Sprache, ein „offenes Buch dem Weisen, eine reale Encyklopädie, voller Beispiele, die belehren, voller Analogien, die beweisen, voller Thatsachen, die predigen." „Wir alle lesen in dem großen Buch und bringen es nie zu Ende, denn es ist seit ewiger Zeit geschrieben und wird immer noch fortgesetzt, fortgesetzt von uns selbst, denn wir arbeiten mit daran und bilden in dem dicken Folianten selbst ein Blatt" (S. 16 f.).

Es ist nicht eine persönliche oder poetische Auffassung, sondern die allgemeine volkstümliche, daß alles, was ist, schon durch sein bloßes Dasein zu uns spricht, und noch vernehmlicher und klarer durch seine Eigenschaften. Und nicht nur spricht jedes Ding von sich und anderen realen Dingen. Die Welt führt eine philosophische Sprache und erzählt uns von den Geheimnissen ihres Wesens, „von einer anderen, höheren Welt, die hinter oder über der Welterscheinung steht." Wir wissen, daß wir die Natur nur so sehen und erkennen, wie sie sich „in unserem Auge abspiegelt", wie sie durch das Medium der Sinne und des Intellekts hindurchgeht, kurz, wie sie erscheint, nicht wie sie an sich ist. Die Thatsache dieser Erscheinung aber genügt uns vollständig, um den unfehlbaren Schluß zunächst auf das Dasein des in ihr Erscheinenden oder einer Welt an sich, sodann auf dasjenige des Weltgrundes oder Gottes zu machen.

Wir schließen hier mit absoluter Sicherheit „von der Wirkung auf die Ursache, und indem der Philosoph die Welt „an sich" entdeckt, dringt im höchsten Sinne eine Weltsprache an sein Ohr. Und insofern die Welt an sich wiederum auf einen Gott als Grund ihrer Existenz zurückgeht oder als die Entfaltung des göttlichen Wesens selbst betrachtet werden kann, so ließe sich zuletzt von einer Sprache Gottes reden, welche durch die Himmelsräume klingt — alle Weisheit hätte, wer sie erlernt, und

[1]) Rudolf Kleinpaul: Sprache ohne Worte. Idee einer allgemeinen Wissenschaft der Sprache. Leipzig 1888, bei Wilh. Friedrich. XXVIII und 456 Seiten.

menschliches Wissen wäre nur ein richtiges Interpretieren der ewigen Hieroglyphen und der erhabenen Chiffren, in denen der Weltgeist seine Gedanken ausdrückt" (S. 19).

Der Verfasser teilt seinen Stoff in drei große „Bücher" ein, welche in Kapitel zerfallen, von denen jedes wieder eine Anzahl kleinerer Abschnitte enthält.

Das 1. Buch handelt von der Weltsprache „ohne Absicht der Mitteilung und ohne Gedankenaustausch." Es ist dies die Sprache erstlich der Symbole, der prophetischen Zeichen, der Träume und Visionen; zweitens des Angesichts, der Physiognomie im allerweitesten Verstande; drittens der Mienen und Geberden.

Das 2. Buch führt uns die „Dialekte" der Sprache „mit Absicht der Mitteilung, aber ohne Gedankenaustausch" vor. Hierher gehören z. B. die „Blumen-" und „Briefmarkensprache", „plastische Zeichen der Gesinnungen" (der Verehrung, Dankbarkeit, Verachtung u. a.), Beibringung von Thatsachen durch stumme „rhetorische Kunststückchen" ꝛc.

Das letzte Buch ist der Sprache „mit Absicht der Mitteilung und mit Gedankenaustausch" gewidmet: „Hieroglyphen des Volks" (Pantomimen, Aushängeschilder ꝛc.), die alten Bilderschriften ꝛc.

Diese Einteilung ist sehr übersichtlich und im Prinzip gewiß auch zutreffend, obschon es sich darüber streiten ließe, ob die „Dialekte" der Weltsprache auch immer in die richtige Kategorie eingefügt sind. So scheint uns z. B., daß Träume, Visionen und das „zweite Gesicht" eher in die 2. Kategorie gehörten, da in ihnen die unverkennbare göttliche Absicht liegt, dem Menschen die Zukunft zu enthüllen. Dies folgt aus der ganzen Erklärung, welche der Verfasser von diesen übersinnlichen Thatsachen giebt. So erzählt er (S. 89 f.) die bekannte Doppelgängervision des Baseler Professors De Wette und deutet sie als eine Warnung, demnach als eine Mitteilung, welche eine Absicht voraussetzt. Und der „Kuß" (S. 193 ff.)! Sollte dieser absichtslos sein? — Ferner würden wir die „Blumen- und Briefmarkensprache" (S. 315 ff.) schon den Dialekten der 3. Kategorie beizählen. Läßt sich durch die Lage der Marke auf dem Kouvert z. B. „Ich liebe dich" und „Ich bin vergeben" ausdrücken, so ist offenbar auch ein Gedankenaustausch mittels Briefmarken möglich.

Wir machen unsere Leser besonders aufmerksam auf die Abschnitte III—V im 1. Kapitel des 1. originellsten und für uns interessantesten Buches: „Die Divination" (S. 44 ff.), „Die Traumsprache" (S. 57 ff.) und „Schottisch" (S. 74 ff.), worunter der Verfasser das „zweite Gesicht", die Doppelgängerei und andere verwandte Erscheinungen versteht.

Der tiefe und allgemeine Glaube an Vorbilder, Vorzeichen, Omina stützt sich auf einen anderen Glauben, daß nämlich die Gottheit auf geheimnisvolle Weise mit dem Menschen redet. Ob die Vorbilder einen realen Wert haben, gehört nicht zur Sache; „genug, daß sie im Gedächtnis des Volkes haften und daß die Menschheit bis auf den heutigen Tag" an sie glaubt, d. h. sie für eine Sprache, „eine Selbstoffenbarung Gottes" in Gleichnissen ansieht. „Die Welt in ihrer unendlichen Entfaltung, ihr mächtig flutendes Leben erscheint dem ahnungsvollen Denker als ein Gleichnis und als ein Zeichen", welches von Gott, als Verkündiger seines Willens, vorausgeschickt wird (S. 56).

Man kann sagen, daß Gott in vierfacher Weise zu uns redet: durch die Welt überhaupt, „in der er sich selber offenbart"; durch Symbole, „die uns auf eine höhere Welt hinweisen"; durch Vorbilder, in denen sich kommende Schicksale abbilden; endlich durch den Traum. Die Träume sind auch Vorzeichen, wie die Augurien und Auspizien, und unterscheiden sich von diesen nur dadurch, daß ihre Bilder uns im Schlafe „unfaßbar und ungreifbar, wie die Seelen der Verstorbenen, umschweben." „Des Nachts, wenn unsere Sinne ruhen und der ermüdete Verstand seine Funktionen einstellt, besucht uns ein Höheres und läßt uns im tiefen Spiegel der Zeit, in Nebelbildern das nahende Schicksal sehen. Vor uns senkt sich das Gewebe von grauem Flor herab, auf welchem Morpheus seine bunten Bilder zu zeigen pflegt" (S. 60).

Das mitleidige Achselzucken über den Glauben an prophetische Träume, ist, angesichts der Mitteilungen von glaubwürdigen Personen und der eigenen Erfahrung, „ebenso wohlfeil, wie übel angebracht." Es ist ganz gleichgültig, ob Gott oder unser eigenes Ich der Urheber unserer Träume ist. „Die gute Absicht, die den Traum erfindet", ist das Wesentlichste „Die prophetische Kraft, das scheinbar Zufällige wie in einem Spiegel anzuschauen, ist ein Stück Allwissenheit, das uns der Schöpfer gelassen zu haben scheint." Die eigentliche Traumsprache aber sind die tiefsinnigen symbolischen Traumbilder selbst, in welche wir die Vergangenheit und Zukunft übersetzen und uns dann vorhalten." „Das ist Ausdruck des Gedankens, das ist Redeweise nach Art der großen Mutter (Natur), die unbewußt und unwillkürlich in uns träumt und dichtet und psychologische Metaphern ohne Zahl ersinnt, ja, der wir selber im stillen einen seltenen Tiefsinn und die Phantasie eines Propheten anzudichten lieben, indem wir von den Göttern religiöse Symbole und Vorzeichen verlangen" (S. 61 f.).

Es wäre eine lohnende und nichts weniger als absurde Arbeit, die allgemeinen Traumsymbole, „die den Visionen des Ezechiel und den Orakelsprüchen Apollos analog sind", zu untersuchen und „ein Lexikon der Traumsprache" aufzustellen, d. h. eine alphabetisch geordnete Erklärung jener Symbole resp. der Worte, welche sie bezeichnen, zu geben. Ein solches Wörterbuch, da es alles Nationale und Persönliche ausschließen und nur die allgemein menschlichen und zu jeder Zeit und in jedem Lande möglichen Traumbilder aufnehmen müßte, „gliche in Wahrheit einem Weltsprachwörterbuch."[1]) Auf Seite 69 f. giebt der Verfasser eine interessante und, wie es uns scheint, gelungene Probe einer solchen Erklärung mehrerer „Redensarten des Traumes, die durch die ganze Welt gehen"; z. B. Perlen, Zähne, Dornen ꝛc.

Die „letzte göttliche Sprache" sind die Visionen. Der wesentliche Unterschied zwischen ihnen und den Träumen liegt nicht darin, daß diese im Schlafe, jene im Wachen erfolgen, — denn es giebt Traumbilder,

---

[1]) Wir bezweifeln die Richtigkeit dieser Annahme. Wenig oder gar nichts in der Traumsymbolik wird universell, fast alles vielmehr individuell und für jede Persönlichkeit verschieden sein. Alphabetisch geordnete Traumbücher giebt es ja genug in allen Kultursprachen. (Der Herausgeber.)

die man für Visionen und umgekehrt erklären könnte —, sondern in der Art und dem Wert der Bilder.

„Der Traum ist ein Poet,
der in Märchen und Gedichten
erkennt die ew'gen Weltgeschichten.

Er ist gleichsam ein guter Übersetzer. Die Gebilde des zweiten Gesichts erinnern dagegen an mythologische Schöpfungen oder an die Ariel und Caliban in Shakespeares Sturm: es sind neue persönliche Wesen und übernatürliche Gestalten. Hinter der Natur wird eine dämonische Kraft geahnt, sozusagen aus ihr herausgebildet und leibhaftig angeschaut" (S. 78).

Auch hier ist es gleichgültig, was die wirkliche Ursache dieser Erscheinungen ist: eine gefürchtete, verständliche und aus der Welt nicht wegzuleugnende Sprache bleibt das zweite Gesicht dennoch. Kühner, konsequenter und nüchterner spricht sie in entscheidenden Momenten zu uns, indem sie den Genius, das Dämonium, dessen Wesen man freilich nicht gleich mythisch zu erklären braucht — gelegentlich „unsere eigene Gestalt annehmen läßt, das Ich in die Außenwelt projizierend. Jeder Mensch zerfällt, sobald er zweifelt und zwischen zwei Wegen schwankt, gleichsam in zwei Personen, wovon die eine zu-, die andere abredet." Warum geschieht aber diese unbewußte Projektion des eigenen Ich in einem bestimmten und richtig berechneten Augenblick? „Weil der Gott, der diese Phantome in Lebenstiefen schafft, scharfsinniger ist, als der mit der Studierlampe arbeitende Verstand, und wie Allah die allerschwärzeste Ameise in der allerschwärzesten Nacht auf dem allerschwärzesten Marmor laufen sieht" (S. 90).

Wir hoffen, daß dieser kurze Bericht den sinnigen Leser veranlassen wird, sich näher mit Kleinpauls Buche bekannt zu machen. Auch Damen — nicht jungen Mädchen — kann man dasselbe mit gutem Gewissen empfehlen, trotz mancher „pikanter" Einzelheiten, von denen übrigens ein paar zu streichen für die nächste Auflage nicht unangemessen sein dürfte. Das Buch ist, abgesehen von einigen lateinischen und griechischen Citaten, auch für nicht gelehrte Leser sehr wohl verständlich und anziehend schon durch die Masse von Beispielen aus der Geschichte, Dichtung und Sage, durch welche der Verfasser seine Ansichten verdeutlicht und oft mit Humor erzählt.



Ein Lehrbuch des Hypnotismus.

Besprochen von

Max Dessoir.

Jede zielbewußte Förderung einer Wissenschaft geht von geschichtlicher Kenntnis aus. Nur wer da weiß, wie weit die Forschungen auf einem bestimmten Gebiete gediehen sind, kann sich mit Erfolg an ihrer Fortführung beteiligen; wer sich etwa in betreff des Hypnotismus von dieser Vorschrift entbunden glaubt und annähernd so experimentiert, als lebe er zur Zeit des Puységur, der wird es sich selbst zuzuschreiben haben, wenn er mit längst totgeschlagenen Irrtümern ein fröhliches Auferstehungsfest feiert. Man sollte es kaum glauben, daß noch heute Leute über Somnambulismus und Mesmerismus urteilen, ohne die Suggestion zu berücksichtigen — und doch geschieht es oft genug.

Einen Teil der Schuld hieran trägt der Umstand, daß wir bisher keine umfassende Übersicht über die Untersuchungen der letzten zehn Jahre besaßen. Diesem Mangel ist nunmehr durch das Werk, dem unsere Besprechung gilt [1]), in glänzender Weise abgeholfen worden. Das Mollsche Buch verbindet den Vorzug echt deutscher Gründlichkeit mit einer Klarheit der Darstellung, welche an die der englischen Popularisten erinnert, und ich meine, vor allen Dingen hat jeder Schriftsteller die Pflicht, seine Ansichten so verständlich wie irgend möglich auszusprechen. Daß dieser Ehrenpflicht Dr. Moll in vollstem Maße nachgekommen ist, sei rühmend erwähnt, doch muß ich hervorheben, daß die unzähligen Namensangaben innerhalb des Textes der Lesbarkeit des Buches zum Nachteil gereichen. Für den Forscher ist ein Name ohne Hinzufügung des Werkes und der angezogenen Stelle in ihm von keinem besonderen Wert und für die übrigen Leser besagt die Angabe gar nichts: weshalb also aus bloßer Gewissenhaftigkeit, nur ja nicht den ersten Autor einer Ansicht zu verschweigen, die vielen Hunderte von störenden Klammern?

Ehe ich an die eigentliche Besprechung gehe, will ich einen ganz kurzen Überblick über den reichen Inhalt des Werkes geben. Das erste Kapitel bietet eine sehr sorgfältige Geschichte des tierischen Magnetismus und Hypnotismus unter besonderer Berücksichtigung Deutschlands, das zweite einige Beispiele von Hypnose und Bemerkungen über ihre Erzeugung. In dem umfangreichen dritten Abschnitt, der Symptomatologie, sind unter Physiologie besprochen: willkürliche Muskulatur, Sinnesorgane, Gemeingefühle, unwillkürliche Muskulatur 2c., und unter Psychologie: Gedächtnis, posthypnotische Suggestion, Verstandesthätigkeit, Bewußtsein und Wille. Es folgt ein kürzeres Kapitel über die Theorien, an das sich ein sehr interessantes über die Simulation anschließt. Ein sechstes Kapitel enthält die wichtige Erörterung verwandter Zustände, so des Schlafes, gewisser Geistes- und Nervenkrankheiten und der hypnotischen

---

[1]) Der Hypnotismus. Von Dr. med. Albert Moll in Berlin. 8°. 280 S. Berlin, Fischers medizinische Buchhandlung (H. Kornfeld), 1889. Preis 4,50 Mk.

Erscheinungen bei Tieren, während das siebente die medizinische Seite des Gegenstandes behandelt. Ausgehend von dem Gedanken, daß die Suggestion der Kern der Hypnose sei, werden die letzthin erhobenen Einwürfe gegen die hypnotische Behandlung widerlegt, die Gefahren des Hypnotismus und ihre Verhütung dargestellt und Regeln für die Suggestivtherapie gegeben. Der dann folgende Abschnitt unterscheidet zwischen den Verbrechen, die an Hypnotisierten begangen werden können, und solchen, die durch sie begangen werden können, und er stellt allgemeine Gesichtspunkte für die forensische Verwertung und Beurteilung des Hypnotismus auf. Ein Anhang beschäftigt sich mit Mesmerismus, Telepathie, Hellsehen, Sinnesverlegung, Magnetwirkung, Fernwirkung der Medikamente u. dgl. m.

Nun zu einigen Einzelheiten. — Zu dem historischen Abschnitt möchte ich ergänzend bemerken, daß Dumontpalliers Satz: „l'agent qui fait défait" für einen Teil der Erscheinungen bereits von Braid geltend gemacht worden ist. In der „Neurypnologie" heißt es einmal: „ein in Ruhe befindlicher Muskel wird in Bewegung gesetzt und ein in Bewegung befindlicher wird inaktiv, beides unter dem Einfluß desselben Reizes", und ähnlich an anderen Stellen. Das kommt im Grunde wohl auf die Lehre des französischen Arztes hinaus. — Zu dem letzten Abschnitt will ich gleich hier mir die Bemerkung erlauben, daß der Autor den sachlichen Zusammenhang der in ihm erwähnten Phänomene mit dem Hypnotismus leugnet und nur eine historische Beziehung gelten läßt; aus diesem Grunde ist auch der Inhalt etwas dürftig ausgefallen. Trotzdem hätte ich eine Begründung mancher darin ausgesprochenen Ansichten für recht verdienstlich gehalten. Von den als der Beachtung wert bezeichneten Gedankenübertragungs-Experimenten eines Ochorowicz, Birchall, Guthrie heißt es beispielsweise (S. 251): „Dennoch läßt sich auch an diese Versuche manches Bedenken knüpfen", aber eine Aufzählung dieser Bedenken, die im Interesse zukünftiger Untersuchungen die Fehlerquellen spezifizieren müßte, fehlt leider.

Aus den übrig bleibenden Hauptteilen (II—VIII) seien nunmehr einige zur Diskussion besonders geeignete Punkte hervorgehoben. Moll basiert seine Darstellung im Anschluß an die Nancy-Schule auf der Suggestion, er giebt indessen diesem Begriff eine neuartige Färbung, indem er ihn auf jeden Vorgang ausdehnt, bei welchem eine Vorstellung eine gewisse Wirkung hat, gleichviel ob letztere innerlich bleibt als Vorstellung, Empfindung, Gefühl, Trieb oder sich in objektiven Symptomen, besonders also Handlungen äußert. Er beruft sich dabei mit Recht auf die geschichtliche Entwickelung des Begriffes, der übrigens noch heute in der englischen und französischen Sprache nach vielen anderen Richtungen hin verwendet wird. Immerhin fragt es sich, ob nicht durch eine derartige weite Fassung der prägnante Sinn des Wortes ohne Not verdunkelt wird und ob nicht die üblichen Benennungen der angeführten psychologischen Grundthatsachen vollauf genügen. Jetzt unterscheidet aber der Verfasser davon eine Suggestion im engeren Sinn und definiert diese als „einen Vorgang,

bei dem eine Wirkung dadurch eintritt, daß die Überzeugung von dem Eintritt derselben erweckt wird." (S. 36.) Und mit dieser engeren, aber präzisen Begriffsbestimmung wird man sich wohl einverstanden erklären können. In dem jetzigen Stadium der Untersuchungen kommt es eben darauf an, die neuen Bezeichnungen möglichst genau zu umgrenzen, sie an typische Fälle anzupassen und die Übergangsstufen fürs erste ruhig beiseite zu lassen.

Der Abschnitt über die Psychologie der Hypnose gehört zu dem Anregendsten und Gehaltvollsten, was überhaupt in Deutschland zu diesem Gegenstand geschrieben worden ist. Indessen will mir scheinen, daß dem Gedächtnis nicht ein so hervorragender Platz gebührt, wie er ihm von Moll eingeräumt wird; eine Analysis des Bewußtseins hätte vielleicht einen besseren Ausgangspunkt abgegeben.[1]) Auch besteht das Gedächtnis nicht allein in der doppelten Fähigkeit, Vorstellungen festzuhalten und festgehaltene zu reproduzieren, sondern es kommt noch drittens das Wiedererkennen und die richtige Lokalisation in der Vergangenheit hinzu. In dieser Beziehung habe ich einmal eine interessante Beobachtung gemacht. Ich arbeitete 1887 viel mit einem jungen, durchaus intelligenten und gut gebildeten, aber sehr suggestiblen Herrn namens E . . . gstein. Am 12. Februar gab ich ihm die Wachsuggestion eines Mannes, der vor der Zimmerthür stehe und bat ihn, denselben im Profil abzuzeichnen. Die Hallucination wurde sofort aufgenommen: Herr E . . . stein ersucht den Unbekannten, recht ruhig zu stehen, ermahnt ihn gelegentlich, den Kopf höher zu halten, ärgert sich, wenn ich dazwischen trete, weil er dann das Modell nicht sehen kann, und bringt so eine ganz nette Zeichnung zu stande. In den folgenden Monaten lasse ich die Versuchsperson teils im wachen, teils im hypnotischen Zustand mehrmals Köpfe im Profil zeichnen, um festzustellen, daß sie jedesmal ganz verschieden ausfielen. Am 27. Oktober sage ich endlich wieder, die Unterhaltung mit dem wachen Sujet plötzlich abbrechend: „Sehen Sie, da steht in der Thür ein Herr, nach links gewendet u. s. f.", d. h. ich gebe ihm genau dieselbe Suggestion, wie vor sieben Monaten. Die Folge war, daß die jetzige Zeichnung eine unverkennbare Ähnlichkeit mit der damaligen zeigte: also Reproduktion einer festgehaltenen Vorstellung. Aber auf meine Frage, ob er sich des Herrn erinnere, wußte E . . . stein auch zu sagen, daß und wann er ihn schon gesehen habe: also Wiedererkennen und zutreffende Lokalisation in der Vergangenheit. Die Richtigkeit der Aussagen wurde an den von Herrn Dr. Biltz geführten Protokollen geprüft.

Doch genug der Kleinigkeiten! In Summa ist Molls Buch eine Leistung ersten Ranges, die vielleicht an einigen Punkten der Verbesserung bedarf, im großen jedoch als standard-work der hypnotistischen Litteratur ihren Weg machen wird.

[1]) Die später (z. B. S. 132) folgenden Erörterungen über Bewußtlosigkeit sind etwas fragmentarisch und lose an einander gereiht. Das läßt sich freilich bei einem umfassenden Werk kaum vermeiden; die eindringliche Behandlung solcher Einzelprobleme bleibt monographischen Studien überlassen.

Eine möglichst allseitige Untersuchung und Erörterung übersinnlicher Thatsachen und Fragen ist der Zweck dieser Zeitschrift. Der Herausgeber übernimmt keine Verantwortung für die ausgesprochenen Ansichten, soweit sie nicht von ihm unterzeichnet sind. Die Verfasser der einzelnen Artikel und sonstigen Mitteilungen haben das von ihnen Vorgebrachte selbst zu vertreten.

Rundschau in der Tagespresse.

Von

Daniel von Klarbach.

Wiederholt ist in diesen Blättern die erfreuliche Thatsache konstatiert worden, daß auch unser Journalismus, der zum überwiegenden Teile in philosophischer Hinsicht sowie in religiöser entweder gar keine Ansicht oder die bequemste, die materialistische, vertritt, sich in jüngster Zeit wohl oder übel genötigt sieht, der leisen und doch unaufhaltsamen antimaterialistischen Strömung gegenüber, welche eine höchst notwendige und gesunde Reaktion gegen unsere im krassesten religiösen, wissenschaftlichen und gesellschaftlichen Materialismus dahintaumelnde Zeit einzuleiten berufen ist, Stellung zu nehmen und sie nicht länger mehr zu ignorieren.

Die hervorragendsten Tagesblätter und Zeitschriften finden sich veranlaßt, von Zeit zu Zeit in immer rascherer Folge Aufsätzen Raum zu gönnen, welche sich mit übersinnlichen Thatsachen und deren wissenschaftlicher Erforschung und Verwertung beschäftigen. Auch der zelotischste Materialist hat sich schon mit dem Hypnotismus und seinen Begleiterscheinungen abfinden müssen, der Somnambulismus wird folgen; und die Litteratur auf diesen Gebieten, sowohl die älteste wie die neuere, wird bald nicht mehr als mittelalterliche, überwundene Thorheit betrachtet werden. Einstweilen stellen sich manche Blätter freilich noch recht täppisch an, salvieren ihr redaktionelles Gewissen in Anmerkungen, fassen Thatsachen falsch auf und bringen meist dem Kenner der betreffenden Litteratur längst Vertrautes als neueste Entdeckung.

Es wird den Lesern dieser Zeitschrift — so denken wir — nicht ohne Interesse und vielleicht von Nutzen sein, wenn wir an dieser Stelle von Zeit zu Zeit die in unsere Bestrebungen einschlägigen Aufsätze der Tagespresse registrieren oder sie in Auszügen mitteilen. Für heute liegen uns einige der bedeutendsten Blätter vor, die ihren Lesern seltene oder unerklärte Erscheinungen des mystischen Gebiets zu vermitteln bestrebt sind.

Die „Kölnische Zeitung“ vom 7. April d. Js. bringt unter ihren naturwissenschaftlichen Plaudereien einen anregend geschriebenen Artikel über die „Scheinbar geistigen Thätigkeiten eines Schlafenden“; derselbe beschäftigt sich also mit den Träumen, jenen dunklen Eingangspforten,

die uns in das transscendentale Gebiet führen. Die merkwürdige, aber jedermann bekannte Erscheinung, daß ein Schlafender zur bestimmten Stunde, die er sich vorgenommen, aufwacht, ohne geweckt worden zu sein, und andere ähnliche, erfahren da eine scharfsinnige, aber sich möglichst auf materialistischer Basis bewegende Erklärung. Dem Leser, der Du Prels grundlegende „Philosophie der Mystik" kennt, würde eine Wiederholung dieser Ausführungen nichts Neues bringen. Dieselben kommen aber nur nachstehendem Schlusse:

„Die Geistesthätigkeit der Schlafenden ist demnach nicht wirklich, sondern nur scheinbar eine dauernde; das Dauernde in ihr wird von unbewußten Organen geleistet. So begreift man, daß sie vor sich gehen kann, ohne einen Eindruck im Gedächtnis zu hinterlassen."

Die „Neue freie Presse" vom 15. April d. Js. bringt eine längere von Dr. Theodor Loewe gezeichnete Besprechung von Dr. H. Bernheims Werk „Die Suggestion und ihre Heilwirkung" (in der deutschen Übersetzung von Dr. Sigmund Freund), auf das wir wohl schon deshalb nicht weiter einzugehen brauchen, weil dasselbe auch an dieser Stelle schon die gebührende Würdigung gefunden hat. Dasselbe Blatt veröffentlichte in dem gleichen Monat unter dem Titel „Aristokratische Wunderdoktoren" bis jetzt zwei Feuilletons, von welchen das erste den bekannten Fürsten Hohenlohe, das zweite den nicht minder bekannten Magnetiseur Grafen Franz Szapary behandelt. Der Referent (B. Reiner) kann sich zwar nicht ganz enthalten, sich über die Genannten lustig zu machen, läßt aber im übrigen ihren Heilbestrebungen und sogar dem animalischen Magnetismus eine gewisse Gerechtigkeit widerfahren.

Dasjenige Blatt der österreichischen Monarchie, welches schon seit Jahren am weitesten in dieser Richtung vorgeht, ist der „Pester Lloyd". Es sei nur daran erinnert, daß der erste Abdruck jener interessanten Zusammenstellungen des Grafen von Seher-Thoß, welche kürzlich in den „Psychischen Studien" erschienen, schon Anfang vorigen Jahres im „Pester Lloyd" stattfand. Gegenwärtig erscheint uns besonders merkwürdig in der Nr. 148 vom 30. Mai ein Feuilleton nach Rob. Dun-Milne: War es ein Schicksal?" welches auf eine Verherrlichung der Astrologie hinausläuft. Daß der Schreiber von astrologischer Praxis nicht die leiseste Ahnung hat, und daß seine phantastische Erzählung in Wirklichkeit so gar nicht stattgefunden haben kann, thut nichts zur Sache. Das Ganze trägt unverkennbar den Stempel einer willkürlichen Erfindung. Merkwürdig ist aber die Geistesrichtung dieses Feuilletons, welches unumwunden dem thatsächlichen Eintreffen astrologischer und hellseherischer Vorhersagungen das Wort redet.

Da der Tod und seine Erscheinungen gewiß auch in den Kreis unserer Betrachtungen gehört, geben wir nachstehend einige schwer glaubliche, aber doch zum Nachdenken anregende Beobachtungen, die ihren Weg fast durch die gesamte deutsche Presse gefunden haben:

Die Frage, ob Kranke Furcht vor dem Tode empfinden, ist wohl im allgemeinen schwer auf bestimmte Weise zu beantworten. Ein englischer Arzt hatte, um zu einem bestimmten Ergebnis zu gelangen, eine große Anzahl seiner hervorragendsten Kollegen aufgefordert, in ihrem großen Wirkungskreise nachzuforschen, wie viel Kranke sie

hätten, die sich davor fürchteten, sterben zu müssen. Das überraschende Ergebnis war, daß von allen befragten Ärzten es nur zwei waren, welche ein jeder je einmal einen Kranken gesehen hatten, der Furcht vor dem Tode empfunden hatte; allen übrigen war dies nie vorgekommen. Das wird man nun schwerlich schon für beweiskräftig halten. Von unheilbaren Kranken läßt sich wohl ohne weiteres behaupten und wird durch Erfahrung oft genug bestätigt, daß sie — namentlich wenn sie stete Qualen erdulden müssen — nicht Furcht, wohl aber Sehnsucht nach dem Tode empfinden.

Interessant aber ist, an einzelnen Fällen bewiesen zu finden, daß auch bei solchen Leuten, die unmittelbar aus Gesundheit und frischem Leben in dringende Todesgefahr gerieten, die Frucht vor dem Tode ihre letzten Gedanken nicht beschäftigt hat.

Der berühmte Afrikareisende Livingstone wurde von einem Löwen im Rücken gefaßt, der anfing, seinen Arm aufzufressen. Das Tier wurde jedoch noch rechtzeitig durch unerwartete Hilfe erlegt. Livingstone versicherte mit aller Bestimmtheit, keine Spur von Furcht empfunden und ebensowenig Schmerz verspürt zu haben; nur außerordentlich neugierig war er, welchen Körperteil der Löwe wohl weiter auffressen würde, wenn er den Arm verzehrt hätte.

Etwas Ähnliches begegnete dem jetzigen türkischen Gesandten in London, Rustem Pascha. Derselbe wurde von einem Bären angegriffen, der ihm Stücke von der Hand, dem Arm und der Schulter abriß. Auch der Pascha empfand keine Furcht und keinen Schmerz; dagegen ärgerte es ihn furchtbar, daß der Bär vor Vergnügen und Wohlbehagen brummte, während er ihn verzehrte.

Ein drittes Erlebnis dieser Art hatte ein indischer Offizier, Sir Edward Bradford, den an einem einsamen Orte ein Tiger anfiel. Derselbe hielt ihn mit einer Tatze fest an der Schulter und verzehrte nun mit großem Wohlbehagen und in aller Muße seinen ganzen Arm, von unten herauf, zuerst die Hand und dann immer weiter herauf bis zur Schulter. Hier hörte er auf und ließ ihn laufen. Auch dieser versichert, durchaus kein Gefühl von Furcht empfunden zu haben; nur als die Zähne des Tigers zum erstenmal durch seine Hand gingen, that es ihm weh, doch nachher verspürte er auch keinen Schmerz.

Ein Berliner Gelehrter stürzte mit seiner ganzen Gesellschaft bei einer Bergbesteigung in der Schweiz vor einigen Jahren von einem hohen Gipfel ab in die bodenlose Tiefe, wobei alle anderen Teilnehmer an der Partie zerschmettert wurden, er selber jedoch nur durch einen glücklichen Zufall mit dem Leben davonkam; während des Fallens in der immerhin nur kurzen, ihm jedoch zur Ewigkeit gewordenen Zeit hatte er nur durchaus gleichgültige Gedanken: „Wie dumm, daß wir nun das ganze Ende noch einmal hinaufklettern müssen; und den Sonnenaufgang morgen früh versäumen wir doch!"



Indische Lebensweisheit.

Eine Besprechung
von
Wilhelm Daniel.

Zwei Bücher, welche als Prototyp für die volkstümliche Überlieferung von Lebensweisheit in Indien gelten können, sind der Hitopadeßa (guter Rat) und der Kural, von denen ersteres (sanskrit) einem kindlicheren Vorstellungskreise, das letztere (tamil) einem an das Höchste hinanragenden angehört. Der Hitopadeßa ist für Europa besonders deshalb interessant, weil er das erste Werk der Sanskrit-Litteratur war, welches im Westen bekannt wurde, wenn auch nicht als solches. Vor bald tausend Jahren kam es in arabischer Bearbeitung nach Europa und von dieser lieferte Giovanni da Capua 1262 eine lateinische Übersetzung, welcher mit der Zeit solche in fast alle europäischen Sprachen folgten. Die erste englische aus dem Sanskrit direkt gab 1787 Wilkins heraus, die erste deutsche Max Müller 1844; die neueste, uns vorliegende, welche durchweg sehr geglückt ist, rührt von Ludwig Fritze her.[1] — Die in Gleichnissen erzählende Art des Werkes kennzeichnet recht eigentlich die morgenländische Volkslehrweise. Wir wollen hier ein Beispiel geben, welches auch die wunderliche, einschachtelnde Anordnung des Hitopadeßa erkennen läßt und zugleich wegen seines Anklanges an unsere eigenen, jedermann bekannten Volksdichtungen interessant ist. Der Hitopadeßa hat mehrfach für europäische Dichter als Quelle gedient, so namentlich auch Lamartine für einige seiner Fabeln.

Auf der Djamen-Insel (Vorderindien) ist das Vindhya-Gebirge; dort wohnt der Pfau Tschitravarna (buntfarbig), der König der Vögel. Dieser berät sich mit seinem Minister, dem Geier Duradárßa, und seinem Vasallen Meghavarna, dem Könige der Krähen, von der Singhala-Insel (Ceylon). Im Laufe des Gespräches sagt der Geier (IV. Buch, 7. Erzählung):

Wer über einen Zukunftsplan sich freut, den er sich hat erdacht,
Der wird wie der Brahmane einst, der Topfgeschirr zerschlug, verlacht.

Wie geschah das? fragte der König; und der Geier erzählte.

„Es lebte einmal in der Stadt Devikóta ein Brahmane, namens Devaßarman (Gott zum Schutze habend). Dieser bekam zur Zeit der Nachtgleiche eine Schüssel voll Gerstengrütze. Mit derselben legte er sich in der Ecke eines Töpferladens, der mit Topfgeschirr angefüllt war, schlafen und dachte: Wenn ich diese Gerstengrütze verkaufe, so bekomme ich zehn Otterköpfchen (Muscheln, die als Scheidemünze dienen) dafür. Wenn ich für dieses Geld zu dieser Jahreszeit Krüge und Schüsseln einkaufe und verkaufe und das oft wiederhole, so wird mein Besitz an Geld größer und größer; darauf handele ich mit Betel, Kleidern und andern Dingen, bringe mein Vermögen auf Hunderttausende und nehme mir dann vier Frauen. Welche nun von diesen die Schönste ist, gegen die werde ich am zärtlichsten sein, und wenn dann die anderen aus Eifersucht Zank anfangen, so werde ich, vor Zorn außer mir, sie so mit dem Stock schlagen. Und mit diesen Worten sprang er auf und schlug mit dem Stocke um sich. Da wurde die Schüssel mit der Grütze zertrümmert und viele Gefäße zerbrochen. Infolge des Getöses, das dabei entstand, kam der Töpfer herzu und sah, was geschehen war, verlachte den Brahmanen und wies ihn zum Laden hinaus. Darum sage ich:

---

[1]) Leipzig 1888, Verlag von Otto Wigand. 135 S., 2 Mark.

Wer über einen Zukunftsplan sich freut, den er sich hat erdacht,
Der wird, wie der Brahmane einst, der Topfgeschirr zerschlug, verlacht."

(Hiernach setzt sich das Gespräch der Rahmenerzählung fort, im Laufe dessen Meghavarna sagt:)

Wer nach sich selber einen Schelm beurteilt und für redlich hält,
Der wird wie der Brahmane einst um einen Bock, von ihm geprellt.

Wie geschah das? fragte der König, und Meghavarna erzählte (IV. Buch, 8. Erz.):

„Es lebte im Hain des Gautama ein Brahmane, der ein Opfer angelobt hatte. In einem Dorfe kaufte er zu diesem Zwecke einen Bock, den er auf die Schulter nahm und heimwärts trug. Während er so zurückkehrte, erblickten ihn drei Schelme und sprachen: Wenn wir diesen Bock durch eine List bekommen und verspeisen könnten, so wäre das ein äußerst schlauer Streich. Sie setzten sich nun jeder unter einen besonderen Baum am Wege, den der Brahmane gehen mußte. Als dieser vorbeiging, sagte der erste Schelm: Ei, ei, Brahmane, wie kommst du dazu, einen Hund auf der Schulter zu tragen? Der Brahmane antwortete: Das ist kein Hund, sondern ein Bock zum Opfer. Er war noch nicht weit gekommen, so richtete der zweite Schelm dieselbe Frage an ihn. Als der Brahmane dies hörte, legte er den Bock auf den Boden, betrachtete ihn wieder und wieder, nahm ihn dann abermals auf die Schulter und ging schwankenden Sinnes weiter. Man sagt ja:

Bei dem, was Böse reden, schwankt sogar der guten Menschen Seele;
Wer solchen Worten traut, dem wird der Tod, wie vormals dem Kamele."

Wie geschah das? fragte der König; und Meghavarna erzählte: . . . (jetzt wird hier die 9. Erzählung des IV. Buches eingeschachtelt. Dann folgt der Schluß der 8. Erz.)

„Als darauf der Brahmane die Rede des dritten Schelms vornahm, glaubte er, er wäre verblendet, ließ den Bock liegen, badete sich und ging nach Hause.[1] Die Schelme aber nahmen den Bock und verspeisten ihn. Darum sage ich:

Wer nach sich selber einen Schelm beurteilt und für redlich hält,
Der wird, wie der Brahmane einst um einen Bock, von ihm geprellt."

Auf diese Weise sind viele Hunderte von Versen und Sinnsprüchen in dies Buch hineingeflochten. Die darin enthaltenen Lehren beziehen sich aber nicht ausschließlich auf den Gesichtskreis des einmaligen Erdenlebens der Persönlichkeit, sondern auch auf das kosmische Leben der Wesenheit des Menschen. So heißt es unter andern gleich im Anfange des I Buches:

Wer starb wird neu geboren stets, da diese Welt im Kreis sich dreht;
Geboren heißt mit Recht, durch wen auch seinem Stamme Ruhm ersteht (13).

Was ist das Schicksal? Deine That in einem frühern Leben.
Drum schaffe sonder Rast und Ruh mit manneswürd'gem Streben (21).

Ganz nach seines Bildners Willen muß des Lehms Gestalt geraten;
Also formt sich auch sein Schicksal selbst der Mensch durch seine Thaten (23).

Soweit der Hitopadeßa. — Ein Buch ganz anderen Schlages ist der Kural. In der Tamil-Litteratur giebt es verschiedene Lehrbücher der Lebensklugheit und Weisheit in ein-, zwei- und mehrzeiligen Sprüchen; ein solches zweizeiliges, und zwar das anerkannt beste von allen, ist der Kural des Tiruvalluvar. Schon in der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts wurde dieses Werk von dem italienischen Jesuiten Beschi im Manuskript lateinisch übersetzt, 1803 zuerst deutsch herausgegeben. Die

---

[1]) Heutzutage würde man hierzulande die leichte Möglichkeit solches Vorganges wohl durch hypnotische Suggestion anschaulich machen.

gebräuchlichste Übersetzung ist die von Dr. Karl Graul[1]); was aber die tiefere Auffassung des esoterischen Gehaltes dieser Spruchweisheit betrifft, so läßt dieselbe allerdings noch viel zu wünschen übrig, und eben deshalb möchten wir hier die etwas verbesserte Wiedergabe wenigstens einiger dieser Sprüche unternehmen. Das Werk besteht aus drei Büchern (Tugend, Gut und Lust); es sind 1330 Sprüche, die in 133 Dekaden oder Kapiteln zusammengefaßt sind. Es befaßt sich auch mit sehr weltlichen Dingen, mit dem Königtum, mit heimlicher und ehelicher Liebe &c.; aber alles dieses in einem feinsinnigen Stile, den man für uns Deutsche am besten als Rückertsch charakterisieren kann und den auch Graul teilweise nachahmt.

Enthaltung von Fleischessen und Berauschung werden selbstverständlich für den, der nach Weisheit strebt, gefordert und beiden Punkten je eine Dekade gewidmet. In diesen heißt es u. a.:

251. Wer, das eigne Fleisch zu mehren, fremdes Fleisch genießt, wie wird der Mitgefühl und Sanftmut pflegen?!

922. Trinke nicht den Rausch-Trank! Die unter den Weisen weise nicht zu sein erstreben, trinken diese ihn, so mögen sie's.

Wertvoller für uns hier sind folgende Sprüche als Ausdruck der indischen Weltanschauung:

339. Dem Einschlummern gleicht das Sterben, dem Erwachen nach dem Schlummer die Geburt.

341. Davon, wovon einer sich losmacht, — davon nur hat er kein Leid mehr.

343. Wünschenswert ist's, den fünf Sinnen zu entsagen; wünschenswert ist's alle Wünsche zu verjagen.

344. Dem Weisen ist der Nichtbesitz natürlich; Besitz ist leidbringend — verführlich.

345. Woran sollte sich noch hängen, der es auf das Abthun des Geburtenlaufes absieht; ihm ist auch seine Persönlichkeit lästig.

347. Die an den Hang der Leidenschaft sich hängen, an die hängt sich das Herzeleid.

351. Aus dem Wahn, der die Erscheinung für das Wesen hält, entsteht die wiederkehrende Geburt.

352. Denen, die wahnlos die ungestaltete, unwandelbare Wirklichkeit erschaun, wird dies nachtlose Wonne schaffen.

355. Welches Wesen auch — von irgend welcher Art — ein Ding zu haben scheinen mag, das wahre Wesen dieses Wesens zu erschaun, das ist der Weg der Weisheit.

356. Die hier lernend, übend dieses wahre Wesen selbst erfahren, die betreten, einen Weg, auf dem man nicht hierher zurückkehrt.

357. Wessen Geist denkend und sinnend das innerste Wesen recht erfaßt, für den verliert das Erdenleben Wirklichkeit.

358. Das wahre Wissen ist der reinen Wirklichkeit Erkenntnis, in der alle Unweisheit des wieder Lebenwollens schwindet.

359. Wer Das kennt, von dem alles abhängt, und sich selbst an nichts mehr hängt, an den hängt sich kein Daseinsleid und Unheil.

360. Lust, Zorn und Wahn — wenn selbst die Namen dieser Drei vergehn, wird auch das Leid vergehn.

365. Freie nenne die Begierdefreien; frei in diesem Sinne sind die andern nicht.

370. Verbanne das Gelüst des wechselvollen Daseins; dies führt dich zum wandellosen Sein.

[1]) Leipzig 1856, bei Dörffling & Franke.



Kürzere Bemerkungen.

Magie.

Zauberkunst ist neu erstanden
ringsumher in allen Landen,
und von Gnomen und Gandharven
wimmelts, und dergleichen Larven —
und das alles nennen sie
mit dem stolzen Wort: Magie.

Laßt die Toten, laßt die Geister!
ruft euch zu der wahre Meister;
aus des Lebens ewigen Bronnen
wird Erkenntnis nur gewonnen;
in des Daseins trübem Fluß
thue jeder, was er muß.

Rüstet euch zu schönrem Werke —
zu Gerechtigkeit und Stärke —
füllt dem bittenden Tschandalen
bis zum Rand die leeren Schalen,
daß die Himmlischen sich freun;
denn barmherzig sollt ihr sein!

Der euch immer will erinnern,
lauscht dem Gott in euerm Innern!
Reines Denken, reines Handeln,
Fluch in Segen zu verwandeln,
lehrt der Veden heil'ges Buch —
und das „Wort" als Zauberspruch!

Karfreitag 1889. **Menatos.**

Ahnung.

Errettung von dem Samoa-Orkan.

Der „New-Yorker Staats-Zeitung" vom 19. April 1889 entnehmen wir folgende Mitteilung:

Daß ein junger Mann aus Allegheny, Penn., welcher in der Bundesmarine als Offizier angestellt ist, einer bösen Ahnung, die ihn verhinderte, die Reise nach Samoa zu machen, sein Leben verdankt, scheint außer allem Zweifel zu sein. F. W. Jenkins

— das ist der Name des Offiziers — befand sich zu Montevideo, Süd-Amerika, an Bord der „Callapoosa“ und sollte laut Befehl mit dem Kriegsschiffe „Vandalia“ nach Samoa fahren Jenkins stellte sich rechtzeitig, fühlte jedoch eine solche Abneigung gegen die Fahrt auf der „Vandalia“, daß er bei dem Marine-Departement um die Erlaubnis nachsuchte, einen Substituten stellen zu dürfen. Sein Gesuch wurde bewilligt, und Jenkins kam dann auf das Kanonenboot „Genda“, welches zur Zeit der Katastrophe in den samoanischen Gewässern auf der Fahrt nach Alaska, via Kap Horn, Montevideo passierte. F. G.

Erfahrungen im Hellsehen.

Auf die von uns im Februarheft 1889 (S. 120—22) mitgeteilten Bemerkungen des Herrn Hans von Bender sind an uns verschiedene Anfragen ergangen. Aus der Beantwortung einer dieser durch unsere Hände gegangenen Korrespondenzen entnehmen wir hier mit Bewilligung unseres geschätzten Mitarbeiters folgende Sätze, die vielleicht ein allgemeineres Interesse haben dürften: H. S.

Was die Anfrage nach meinem „Nachtbuche“ betrifft, benannte ich dasselbe so im Gegensatz zu einem Tagebuche, weil die Niederschriften in demselben lauter Wiedergaben von Sinneseindrücken enthalten, die ich in den Nachtstunden empfing.

Ich unterscheide zwischen visionären Träumen und wirklichem Hellsehen. Erstere spalten sich wiederum in solche, in denen mir durch symbolische Bilder Wahrheiten anschaulich gemacht werden, und andere, in welchen ich selber kritischer Beobachter meines zweiten Ichs bin, — ein Zustand, den du Prel sehr richtig als „Spaltung des Ichs“ bezeichnet hat. Es ist mir dann, als ob ich aus zwei Wesenheiten bestünde, von denen die sich zuerst dumpf fühlbar machende unter der Kontrolle einer zweiten steht, die, wenn sie Belehrung erteilt hat, das Eigenbewußtsein wiederum verliert und in die erste Wesenheit zurückfällt.

Ich habe jedoch auch Zustände von Clairvoyance oder eigentlichem Hellsehen, die sich bei mir zuerst deutlich bemerkbar machten, als ich meiner Gesundheit halber magnetisiert ward; später aber kehrten sie oft wieder, teils ohne daß es mir bekannt war, daß ich dabei mesmerisch beeinflußt worden wäre, teils wenn ich mit Personen zusammen gewesen war, von denen ich weiß, daß sie magnetische Kräfte besitzen. Ich bin nie am Tage und nie anders als in liegender Stellung hellsehend geworden, erwachte dann vorher, wie von jemandem geweckt und als ob ich mich überzeugen sollte, daß ich vollkommen wach sei. Danach fühlte ich, wie wenn ein starker Magnetiseur mir die Hand über den Kopf hielt und Striche abwärts machte, und zwar einen kühlen, scheinbar rotierenden Hauch, der sich, wenn er sich über der Stirn gesammelt, in dem ganzen Körper verteilte. Ich mußte meine Hand unwillkürlich auf das Herz pressen, fühlte dabei den Fingerspitzen einen Strom entquillen, der sich mit dem vom Kopf aus in mich geleiteten am Herzen zu begegnen schien, das meinem Gefühl nach stille stand. Nun ging etwas mit mir vor, was ich nicht anders als durch Umschreibung klar zu machen verstehe. Ich hatte die Empfindung, als verlasse mein Kopf langsam eine dicke, materielle Schicht

und dränge in eine geistigere ein, so etwa wie wenn der Körper im Bade sitzt und Hals und Kopf ein leichteres Element umgiebt. Dabei machte sich auch ein gewisser Druck aufs Herz bemerkbar. Sobald Augen und Ohren durch die materielle Schicht hindurch waren, hörte und sah ich Wunderbares. — Weiter als bis an die Herzgrube durchdrang ich selten diese Schicht; wenn es aber geschah, kann ich mich nachher nur auf ein Losreißen von meinem Körper besinnen und danach erst auf den Augenblick der Wiedervereinigung, doch nicht dessen, was dazwischen lag. Im ersteren Falle dagegen beeindruckt mich ein belehrendes Etwas, dem ich zuweilen Einrede mache und von dem ich Entgegnungen erhalte; immer aber muß ich wie ein Schulkind das Begriffene so lange wiederholen, bis ich sicher bin, mich dessen auch nach diesem Zustand zu entsinnen.

Bei telepathischen Einwirkungen hatte ich ähnliche Empfindungen; doch macht diese Beeinflussung sich materieller fühlbar, als wenn sie von einem Einfluß ausgeht, der sich mir als solcher eines Verstorbenen aufdrängt. Einen schönen Beweis, daß dieser Unterschied kein eingebildeter ist, bot mir folgender Fall. Ich vermeinte den Einfluß eines Menschen zu verspüren, der, wie ich annahm, nicht mehr zu den Lebenden gehörte; doch empfand ich diesen Einfluß so grob materiell, daß meine Theorie der Unterscheidung arg ins Wanken kam. Desto freudiger begrüßte ich es, als ich später zufällig erfuhr, daß jener Mensch noch lebe.

Hans von Bender.

Unwillkürliche Fluchwirkung.

In der russischen Zeitschrift „Die Newa“ wird folgendes mitgeteilt:

Unter dem zweiten Kaiserreich war ein Sänger an der kaiserlichen Oper in Paris, namens Massol, bei dem Publikum sehr beliebt. Im Privatleben war er ein Mann von unangenehmem, mürrischem Charakter und von abstoßendem Äußeren. Man fand allgemein etwas unheimlich Stechendes in seinen Augen. Seine Feinde behaupteten, daß er den bösen Blick habe und, wenngleich ein Mann von schwachem Verstande, doch mit einem einzigen Blick seiner Augen großes Unheil anrichten könne. Nichtsdestoweniger hatte seine klangvolle Stimme eine unbestreitbare Anziehungskraft; und viele Damen der französischen Aristokratie fanden etwas wie dämonischen Zauber in seinem Gesange.

Eine der Opern der Saison war „König Karl VI.“, die berühmteste Rolle Massols. Seine „Fluch“-Arie wurde jedesmal da capo verlangt. Das erste Mal, als er sie sang, blickte er nach oben; der Beifallssturm hatte noch nicht aufgehört, als der Kulissen-Schieber, welcher während der Arie die Wolkenstücke zu bewegen hatte, auf die Bühne herabfiel. Man eilte ihm zu Hilfe, aber er war bereits tot. Dieser Vorfall verursachte unter den Schauspielern, wie unter den Zuschauern eine solche Bestürzung, daß die Oper geraume Zeit nicht wieder aufgeführt werden konnte.

Als Massol das zweite Mal diese Rolle sang, wurde er so lebhaft an sein unglückliches Opfer erinnert, daß er seine Augen nicht zu erheben

wagte, und der „Fluch“ wurde fast ohne allen dramatischen Ausdruck gesungen. Unversehens sah er Hebenet, den Dirigenten des Orchesters an; ehe noch diese Szene zu Ende war, fühlte sich der letztere unwohl und trotz aller Bemühungen der berühmtesten Ärzte von Paris erholte er sich nicht wieder, sondern starb nach dreitägiger Krankheit.

Es dauerte mehrere Monate, ehe das Pariser Publikum diese Oper wieder zu hören bekam, und bei dieser dritten Aufführung war jedermann gespannt, ob das Verhängnis des Schauspielers wieder neues Unheil mit sich bringen würde. — Unglücklicherweise sollten sich diese Erwartungen verwirklichen. Massol heftete diesmal während der „Fluch“-Szene seinen Blick auf eine unbesetzte Loge. Diese gehörte einem jungen Kaufmann in Marseille, der, durch Vorbereitungen zu einer Reise aufgehalten, noch nicht im Theater erschienen war. Derselbe betrat die Loge gerade in dem Augenblick, als Massol seine verhängnisvolle Arie begann.

Einige Tage später wurde die Neugierde der Pariser durch die Nachricht von dem plötzlichen Tode des jungen Mannes befriedigt; derselbe war, noch ehe er das Ziel seiner Reise erreicht hatte, gestorben.

Nach diesem Ereignis wurde die Oper für immer von dem Repertoire abgesetzt und kurze Zeit darauf, im Jahre 1858, verließ Massol die Bühne.

Chiromantische Prophezeiung.

Über eine Todesprophezeiung, die dem jetzigen Zaren von Rußland, Alexander III, einstmals durch eine Zigeunerin gemacht wurde, läuft seit einiger Zeit durch die Tagesblätter folgende Mitteilung, welche hier ohne unsere Verantwortung berichtet werden mag:

Es war vor etwa 20 Jahren, als der damalige Thronerbe, indem er auf die Jagd hinauszog, von einer Zigeunerin auf dem Wege angeredet wurde, mit der Bitte, ihm die Zukunft prophezeien zu dürfen. Anfangs zögerte der Großfürst; doch, von einigen Herren des Gefolges animiert, reichte er zuletzt der Frau seine Hand dar. Diese, keineswegs den hohen Rang des vor ihr Stehenden ahnend, prüfte die Handfläche des vornehmen Herrn und weissagte ihm verschiedene Dinge: u. a. aber auch stellte sie ihm in Aussicht, daß er das 46. Lebensjahr nicht zu Ende leben würde. — Der spätere Kaiser soll nun die Bemerkung gemacht haben, daß fast alle Prophezeiungen des Magyarenweibes in Erfüllung gegangen, eine nach der andern, zur größten Beunruhigung des hohen Herrn, der notorisch sehr zum Aberglauben neigt. Am 10. des vergangenen Monats ist der Zar in sein 45. Lebensjahr getreten, und seit diesem Tage scheint er mehr als je an einer niedergedrückten Geistesstimmung zu leiden. Man sagt, daß seine Gattin tief den traurigen Gemütszustand ihres Gemahls empfinde und ihn ebenfalls dem Nachbrüten über jene Weissagung der Zigeunerin zuschreibe. So steht zu lesen in den Zeitungen. G. B.

Wieder ein sogenannter Spuk,
sollte heißen Mediumschaft.

Wie es immer zu gehen pflegt, wenn die Aufmerksamkeit eines Einzelnen oder der Gesamtheit auf einen besonderen Gegenstand gelenkt wird, dann tauchen jenem oder diesem plötzlich eine Menge von Beobachtungsgelegenheiten und Parallelfällen für die eben entdeckte Weisheit auf. Wie

aber jede Weisheit uralt und immer nur die Lernenden Neulinge sind, so geht es auch in diesem Falle. Überall und zu allen Zeiten gab und giebt es Spukvorgänge, und nur der blasierte und vermaterialisierte „Kulturmensch" weiß nichts davon, weil ihm das nicht in der Schule beigebracht worden ist. Das Volk aber wußte es von jeher und weiß es heute noch sehr gut.

Über solch einen ganz gewöhnlichen „Spuk" in dem kleinen norditalienischen Dorfe Rango bei Fiavé und Riva am Garda-See berichtet auch Karl von Heigel in der Wiener „Deutschen Zeitung" vom 5. Mai 1889. Es zeigen sich dort bei einem kleinen Mädchen, namens Veronica Reversi, die bekannten medialen Anfangserscheinungen: Klopfen, ein Geräusch wie Kratzen an den Möbeln, Bewegen von Gegenständen, eines Schemels und dergl. Da niemand das kleine Medium ausbildet, bleibt es bei diesen an sich wertlosen Manifestationen, — zum Glück für das Kind! H. S.

Die stoffige Weltanschauung.

So nennt sehr treffend den sinnlichen Materialismus Dr. med. Paul Kroening (prakt. Arzt in Bromberg) in seiner kleinen Schrift „Keine Kraft ohne Geist" [1]). Diese ist uns schon deshalb sympathisch, weil sie jener das europäische Kulturleben verdummenden, sinnlichen Denkweise nach Kräften entgegentritt. Auch manchen Einzelheiten, obwohl nicht gar vielen, stimmen wir zu; und merkwürdig erscheint uns, daß ein beiläufiger Ausspruch derselben mit der Grundanschauung einer höchst bedeutsamen Schrift des Wiener Professors Josef Schlesinger „Die geistige Mechanik der Natur" [2]) ganz übereinstimmt, welche dem Verfasser sicher nicht bekannt war und die mit der seinigen auch sonst gar nichts gemein hat, als daß sie auch den sinnlichen Materialismus zu bekämpfen sucht. Dr. Kroening sagt nämlich (auf S. 4): „Die Kräfte selbst sind auch Raum, insofern sie Ausdehnung haben". Übrigens findet sich dieser Gedanke schon bei Kant, Zöllner und anderen.

Das Kausalitätsbedürfnis der Menschen ist ein sehr verschiedenes. Das unsere befriedigt diese Schrift nicht; indessen mag dies bei vielen anderen Lesern doch der Fall sein, und wir glauben deshalb, daß diese Schrift vielen willkommen sein und auch in weiteren Kreisen segensreich wirken wird. Wenn aber der Verfasser z. B. meint (S. 20):

„Ein Jeder, der überhaupt logisch zu denken vermag, muß einräumen, daß alles, was geschieht, nicht nur überhaupt eine Ursache, sondern auch eine Endursache haben, bezw. gehabt haben muß", so bestreiten wir dies sehr entschieden. Die Kausalität kann so wenig einen Anfang gehabt und ein Ende haben, wie Raum und Zeit ein Ende haben können; wenigstens ist es das gerade, was sich kein klar denkender Mensch vorstellen kann, da das menschliche

---

[1]) Eine Entgegnung auf den materialistischen Ausspruch keine „Kraft ohne Stoff," Berlin 1889, in Kommission bei der Aktien-Gesellschaft Pionier, (51 S., 1 M.)

[2]) Versuch zur Begründung eines antimaterialistischen Naturwissenschaft. Leipzig bei Oswald Mutze 1888. (215 S., 5 M.)

Erkenntnisvermögen eben an diese Denkformen gebunden ist. Dem Dasein des jetzigen Weltalls muß, wenn dieses einen Anfang gehabt haben sollte, ein anderes vorher gegangen sein und so fort in die Unendlichkeit und Ewigkeit.

Ein anderer der vielen Punkte, in denen wir dem Verfasser nicht folgen können, ist seine deterministische Auffassung des Begriffes „freier Wille". Die Behandlung solcher Probleme hat er sich doch gar zu leicht gemacht. — Im allgemeinen möchten wir ihn nur auf Schopenhauer hinweisen; im besonderen wären viele andere Schriften zum Vorstudium zu empfehlen, u. a. Dr. H. Druskowitz: „Wie ist Verantwortung und Zurechnung ohne Annahme der Willensfreiheit möglich?"[1])

Sollte eine 2. Auflage dieser Broschüre veranstaltet werden, so würden wir empfehlen, nicht, wie es meistens geschehen, die englische Interpunktion, sondern die logisch richtigere deutsche durchzuführen, dabei auch auf diese kleine Schrift ein paar tausend Kommata mehr zu verwenden. H. S.

Die persönliche Kraft

macht Herr Georg Friedrich, vorm. Institutsvorstand für Studierende in München, zum Gegenstande einer kleinen Abhandlung[2]), als deren Zweck er es bezeichnet, „den Entwickelungsgang dieser Kraft darzulegen und insbesondere zu zeigen, unter welchen Bedingungen die psychische Gehirnthätigkeit, welche ursprünglich als unwillkürliche Vermittlungsthätigkeit zwischen den sensitiven und motorischen Nerven wirksam ist, sich allmählich zugleich als willkürliche, freie Kraft des Widerstandes entwickelt."

Es ist dies ein Beitrag zur Frage der Selbständigkeit der geistigen Wesenheit des Menschen gegenüber seiner organischen Erscheinung, und da diese Frage bejahend beantwortet wird, dürfte diese kleine Schrift schon deshalb vielen willkommen sein. Sehr treffend unterscheidet Friedrich zwischen Individuum und Persönlichkeit, und es scheint bei ihm Neigung und Glaube vorhanden zu sein, dieser Persönlichkeit auch eine selbständige Fortdauer nach dem Tode des leiblichen Organismus zuzusprechen. Etwas mehr Mut und Unumwundenheit der Sprache in der Geltendmachung dieser Geistesrichtung hätten wir freilich gewünscht, und dann hätte auch — doch das kann allerdings erst beim viel weiteren Vordringen erkannt werden, — der Gedanke erfaßt werden sollen, daß, wie die Persönlichkeit dem Organismus des Individuums zu Grunde liegt, so auch jene, die Persönlichkeit, wieder nur die zeitweilige Darstellung einer „geistigen" Wesenheit ist, welche unpersönlich, aber doch individuell ist und die sich fortentwickelt, indem sie sich in einem neuen Organismus und einer neuen Persönlichkeit verkörpert, nachdem ihre letzt vorhergehende „persönliche Kraft" sich in Zuständen nach dem Tode ausgelebt und völlig disintigriert hat. Im einzelnen hätten wir noch manches zu den Ausführungen des Verf. zu bemerken. Doch es liegt uns fern, den Leser gegen diesen wohlgemeinten „Versuch" (Essay) einnehmen zu wollen. Möge jeder für sich selbst urteilen!

W. D.

---

[1]) Bei Georg Weiß, Heidelberg 1886. (1 M.)

[2]) Die persönliche Kraft und ihre Bedeutung für die geistige und physische Lebensthätigkeit des Menschen. München 1889. Verlag der Gg. Friedrichschen Buchh., 26 S., 75 Pf.

Der Tempel des Rosenkreuzes.

Die Macht der Seele, ihre Wandrungen und Wandlungen.

Eine große Seele, ein hoher Sinn und ein liebevolles Herz sind die Thür zum Tempel des Rosenkreuzes.

Ein höchst eigentümliches Buch unter dem vorstehenden Titel[1]) von F. B. Dowd in Hampstead (Texas) erschien 1881 in erster Auflage und liegt uns jetzt in zweiter vor. Der Verfasser nennt sich einen Rosenkreuzer und behauptet, daß es noch jetzt eine große Zahl derselben im alten mystischen Sinne, nicht in dem des heutigen amerikanischen Freimaurer-Ordens, welcher diesen Namen aufgenommen hat, gäbe. Theoretisch erinnert seine Weltanschauung im wesentlichen an die Schopenhauers (Wille und Vorstellung), also auch an die indische. Allerdings ist seine einleitende Darstellung derselben für einen philosophisch gebildeten Deutschen ungenießbar; aber er kommt bald darüber hinweg und wenn man sich erst an des Verfassers ungeregelte Schreibweise gewöhnt hat, lohnt das Buch sehr die Mühe der Lesung. Es enthält viele Goldkörner, namentlich für diejenigen, welche nach Macht streben oder gar, wie Dowd, in dieser das Wesen der Religion sehen (169). Ihn kennzeichnet eine Vision, die er erzählt (54—56):

Vor langen Jahren gewann ich lebhaftes Interesse für das Hellsehen. Ich wünschte sehr, diese Fähigkeit zu erlangen. Ich las viel darüber, und dachte noch mehr. Ich saß in spiritistischen „Zirkeln", gebrauchte Magneten, Isolierschemel, galvanische Gürtel u. dgl.; in der That, ich erschöpfte alle Mittel, die in meinem Bereich lagen, aber bis auf einige „Nebelerscheinungen" und „Lichtblitze" blieb mein inneres Gesicht verschlossen. — Spät an einem stürmischen Winterabend saß ich in einem kleinen Hause auf einem Hügel, von dem aus man den Mississippi übersehen konnte. Ich war wie gewöhnlich eine Stunde lang auf dem Ruhebett ausgestreckt gewesen mit einem großen Magneten an meinem Kopfe; ich ging zu Bett, trübsinnig und niedergeschlagen. So lag ich eine Zeitlang und horchte auf das Sausen und Pfeifen des Windes, in Gedanken versunken über den Gegenstand, der damals mein ganzes Sinnen beherrschte. — Plötzlich wurde ich mir der Gegenwart eines Wesens in meinem Zimmer bewußt. Es war für das gewöhnliche Auge vollständig finster; dennoch sah ich deutlich einen alten Mann von großer, majestätischer Gestalt mit hoher gefurchter Stirne, mildem, freundlichen Gesichtsausdrucke, langem, weißen Bart und Haupthaar, das ihm bis auf die Schultern herabfiel. In der Hand hielt er einen Messingring, in welchem sich ein runder Spiegel befand. Er reichte mir denselben mit der Aufforderung ihn zu untersuchen. (Nach allerhand magischen Veränderungen mit dem Spiegel, sagt zu ihm der Greis:) „Der Geist des Menschen ist wie dieser Spiegel; er ist der Ausdehnung fähig. Die beiden ersten Stufen sind schwer zu erreichen; sind diese einmal gewonnen, so ergiebt sich alles Weitere sehr leicht." Dann schob er *einen* Rand nach dem *anderen* heraus, bis zum siebenten, und hieß mich abermals hineinschauen. Ich that es, und siehe da! Die Wunder des Weltalls offenbarten sich mir. Das Licht war heller als irgend eines, das ich je gesehen. Der unbeschreibliche Glanz der schöpferischen Kraft leuchtete wie Blitze in mein Gehirn. Ich konnte dies nicht lange ertragen und wandte deshalb meinen Blick wieder auf den „Fremden". Er lächelte und sagte: „Der Geist hat auch eine teleskopische Kraft, die den Sterb-

[1]) The Temple of the Rosy Cross. The Soul: its powers, migrations and transmigratons; Rosy Cross Publishing Co. San Francisco, California; in *London* vorrätig bei der Spiritualist Alliance und Light-Office, 2 Duke Street, Adolphi London W.C. Price 6 sh. 6 d.

lichen wenig bekannt ist. Ist sie einmal erlangt, so giebt es keine Geheimnisse mehr, die unenthüllt bleiben." Dann waren er und sein Zauberspiegel verschwunden. Aber ich habe diese Lehre nicht vergessen.

Nach dem Verfasser ist „Hellsehen der Weg zur (übersinnlichen, magischen) Macht" (190); und er unterscheidet drei Arten des Sehens, das äußerliche, das Hellsehen und das seelische Gefühl (195). Er redet mit Vorliebe von „Lebenselixir" und vom „Stein der Weisen", selbstverständlich nur in einem sinnbildlichen, esoterischen Sinne, der sich nur dem Eingeweihten erschließe (76 und 125); indessen giebt er viele und ausführliche Anweisungen hinsichtlich derjenigen Vorbedingungen, welche dahin führen. Eine derselben scheint nach ihm Verzicht auf eheliches Leben zu sein; wichtiger ist wohl seine Forderung des persönlichen Gleichmutes, der getragen sein muß von dem tiefen, festen Grunde einer unpersönlichen, selbstlosen Liebe. Hieran schließt sich eine Schulung der Einbildungskraft, welche diese vollständig in die Herrschaft des Willens bringt und vor allem, als Drittes, eine Schulung des Willes selbst (165). — Obwohl nicht alles, was der Verfasser sagt, unserer eigenen Geistesrichtung entspricht, so müssen wir doch anerkennen, daß das, was er sagt, richtig ist, und für diejenigen, welche die seinige teilen, von sehr erheblichem Werte ist. Besonders wichtig ist, was er über die Entwickelung der Willenskraft sagt, wie dieselbe und zugleich die Konzentration des Geistes und damit auch die Einbildungskraft zu üben sind (200 ff.); und zutreffend ist nicht nur seine Unterscheidung des „Seelenweges", wie er den seinen nennt, von dem der Mediumschaft, vor der er warnt, sondern auch seine Angabe, daß man, um vor fremder physischer Besessenheit (Kontrolle) gesichert zu bleiben und die Fähigkeit der Inspiration zu erlangen, seinen Körper positiv, seinen Geist negativ (passiv) machen müsse, und wie beides durch Schulung des Willens zu erreichen sei (204). — Sehr beherzigenswert sind seine Anweisungen hinsichtlich der Ernährung (196) und nicht minder seine Ratschläge zu dem Zwecke, um den eigenen Geist völlig ruhig und friedvoll zu machen (172 und 184 ff.); freilich sind dies nur dieselben Anweisungen, welche schon die indische Weisheit vor Jahrtausenden lehrte und die christliche Mystik bis auf diesen Tag (z. B. in der Schulung der Jesuiten), bekanntlich ist aber das Älteste und Einfachste sehr oft das Wahre. — Auf Einzelheiten können wir uns hier nicht wohl einlassen; zwei kurze Sätze aber, welche das Buch im übrigen charakterisieren, mögen hier doch angeführt werden:

Leser, hast du Jugend und Glück verloren — laß sie fahren! Sind Freunde dir untreu und undankbar geworden — laß sie fahren! Ist dein Herz durch unerwiderte Liebe zerrissen — laß sie fahren! Quält dich Sorge um deine Armut — laß sie fahren! Stört dich dein Reichtum — laß ihn fahren! Fühlst du dich von der Vorsehung verlassen — laß sie fahren! Liebst du das Leben — laß es fahren! Drückt dich Lebensmüdigkeit — laß sie fahren! Hindert dich die Reue über dein vergangenes Leben — laß sie fahren! Denn „wer sein Leben will behalten, der wird es verlieren; wer aber sein Leben verlieret, der wird's finden" (164).

(Ferner:) Wer ist unter den Lesern dieses Buches, der bereit ist zu „versuchen"? Dieses ist das magische Leitwort „Versuch's!" Das im vorstehenden Angegebene ist hinreichend, um ihm oder ihr, die sich damit im Einklang befinden,

bis zur völligen Vereinigung zu führen. Wer's „versuchen" will, der findet den Eingang des Weges dahin in unserer Widmung (hier als Motto hingesetzt) bezeichnet. Allen diesen sage ich: „Klopft an, es wird euch aufgethan; sucht, ihr werdet finden!" (214.)

Ein anderes Stichwort, das sich durch das ganze Buch hinzieht und auch zuletzt noch näher motiviert wird (201), ist der alte rosenkreuzerische Wahlspruch: „Schweigen ist Stärke!" H. S.

Tod und Unsterblichkeit.

Es geht ein Schmerzensschrei durch diese Welt; er wird aber übertönt von dem Halleluja aus der Geisterwelt (S. 15).

Zum 114. Geburtstag Schellings, am 27. Januar, hat dessen Schüler, der ehemal. Münchener Professor und Hofrat Dr. Hubert Beckers, eine uns sehr sympathische kleine Schrift herausgegeben: „Aphorismen über Tod und Unsterblichkeit".[1]) Der Verf. hat selbst noch die Bogen durch gesehen, aber die Fertigstellung der Schrift nicht mehr erlebt; er starb als 83jähriger Greis am 11. Februar, dem Tage des Erscheinens dieser seiner letzten Arbeit. Ihn charakterisieren wohl am besten seine folgenden Worte (S. 93):

Vergessen und vergeben,
Was uns in diesem Leben,
Sei's noch so schmerzlich auch,
Einst mag begegnet sein,
Und wo ein menschlich Auge
Von oben einen Funken sprüht,
Ihn seelenvoll erwidern,
Wo uns ein Herz entgegenschlägt,
Ihm auch das unsre öffnen,
Und alle Dissonanz der Welt
In uns'rer Seelen Konsonanz
Harmonisch aufzulösen, —
Das sei des Menschen höchste Zier,
Und bring' ihn nah' und immer näher
Dem Geist, der uns durchgeistigt
Mit aller Kräfte höchster Kraft —
Dem Himmelshauch der Liebe.

Wahrlich, das kann als der Anfang und Grundzug der Weisheit bezeichnet werden. — Hinsichtlich des von Beckers hier behandelten Gegenstandes „Tod und Unsterblichkeit" hat er sich hauptsächlich an Schellings „Clara, ein Gespräch, über den Zusammenhang der Natur mit der Geisterwelt" gehalten; er nennt die hierin personifizierte Anschauungsweise „die Repräsentantin des deutschen Gemüts in seiner höchsten Innerlichkeit, gepaart zugleich mit dem verständigsten Sinne" (11).

Der hier vorgetragene Gedanke der Unsterblichkeit umfaßte allerdings nur die Fortdauer des persönlichen Bewußtseins nach dem Tode, nicht auch die längere der kosmisch-kausalen Wesenheit. Für jene aber sind seine Bemerkungen gewiß zutreffend. Der Tod ist für uns eine Erhebung unseres

[1]) Bei Jos. Ant. Finsterlin, München 1889. 99 S.

Daseins in eine höhere Potenz (18), jedoch so, daß unser geistiges Wesen nach dem Tode nicht erst dann entsteht, sondern bloß von seinen niederen Potenzen frei wird und in seiner Eigentümlichkeit hervortritt (24). Aber der Tod ist nicht ein Übergang in einen geistigen Zustand schlechthin, sondern nur in einen weit geistigeren (41). Von der gegenwärtigen Körperlichkeit eines Menschen bis zu seiner Vergeistigung mögen sehr viele Zwischenstufen sein. Selbst jener, in welchem der gute Keim des Fortschreitens liegt, kann doch nur stufenweise vergeistigt werden (29).

Beckers' Darstellungen des Sterbens sowie der Zustände nach dem Tode stimmen ganz mit denen des „empirischen Spiritualismus" überein und scheinen uns auch annehmbar, besonders wenn man sich vergegenwärtigt, daß es sich hierbei nur um eine Versinnbildlichung handeln kann. Beckers stützt sich hierbei, ganz wie du Prel, auf das Hellsehen des Somnambulismus. Über diese Thatsachen hat jener schon im Jahre 1856 ein wertvolles Werk: „Das geistige Doppelleben in einer seiner reinsten und edelsten Erscheinungen" [1]) herausgegeben, das noch jetzt ernstliche Beachtung verdient. Er sagt darüber sehr mit Recht (24):

Die Erklärung dieser Vorgänge mag sich immerhin noch für länger unserer Einsicht entziehen. Ist es aber nicht schon ein unschätzbarer Gewinn, zu wissen, daß eine solche relative Entbindung der Seele vom Leibe überhaupt möglich, und daß mit ihr ein so überschwengliches Gefühl von Lust und Seligkeit verknüpft ist, wie wir es in den gewöhnlichen Zuständen weder des Wachens noch des Schlafens je empfinden?

Auch was er in Anlehnung an Wilhelm von Humboldt über die „Reife zum Tode" ausführt (88—92), ist sehr treffend. Daß nur die allerwenigsten Menschen, wenn überhaupt irgend einer von uns, diese „Reife" bis zum Ende ihres Lebens völlig erlangen können, ist allerdings wohl auf der Hand liegend. Wenn aber „alles in der Naturentwickelung auf die Auswirkung einer unvergänglichen (??) Geisterwelt abzielt" (87), und wir die Reife dazu nicht in diesem Erdenleben erlangen, so werden wir sie wohl in einer späteren Verkörperung erringen müssen. Denn eben nach dieser Vollendung des Unbewußten oder abstrakt Geistigen in uns zu streben, das allein erscheint auch uns als das höchste, letzte Ziel.

Was sind diese Leiden gegen die Seligkeit, mit welcher der große Urheber des Lebens das ihm Entfremdete, indem er es zu sich zurückbringt, zu überschütten die Absicht hat. Denn es kehrt zurück als ein durch sein Bewußtsein, seine Vergeistigung über das Sein der Natur, das Materielle, erhobenes Wesen, das von diesem frei, und so gewissermaßen im Sein nicht seiend und im Nichtsein seiend ist, — die höchste Seligkeit (15).

Daß die Mysterien des Altertums in die Kunst und Weisheit dieses Strebens eingeweiht waren, erwähnt auch Beckers (3). Sehr befremdend ist uns aber seine Andeutung, daß unsere „Wissenschaft" jemals dahin gelangen könnte, diese wieder zu entdecken (4), ja wir bestreiten sogar ganz entschieden, daß dies bis „zur Stunde ein noch ungelöstes Rätsel" sei. Allerdings die europäische „Wissenschaft" wird hierin höchstens ein Rätsel oder gar ein „Ärgernis und eine Thorheit" sehen; wohl aber war

---

[1]) Ein Bild aus der Gegenwart, Leipzig (Brockhaus).

und ist die praktische Mystik von jeher im Besitze dieser Lösung, ja, auch heute unter uns noch gerade so wie je und irgendwo. Daß indes diese Kunst der Weisheit am vollendetsten in Indien zu finden ist, erkennen auch Schelling und Beckers (27) an. Ersterer münzte für dies „Yoga" den vorzüglichen deutschen Ausdruck: Verinnigung. H. S.

Meister Eckhart
über den Glauben.

In der „Sphinx" Nr. 38 habe ich mit großem Interesse den Aufsatz von Charlton C. Massey gelesen, welcher den Satz zu erörtern sucht, daß der Glaube die Bedingung des Beweises sei, und damit der Schlüssel zur unsichtbaren Welt. Der Mystiker sucht in der umgebenden Natur und dem Leben in derselben mehr zu erkennen, als durch die leiblichen Sinne möglich ist; es ist allen Mystikern gemeinsam, daß sie lehren: um eine unmittelbare Offenbarung zu erhalten, d. h. zur unmittelbaren Quelle alles Lebens zu gelangen, müsse man allem eigenen und kreatürlichen Wesen absterben. Diese Anschauung hat der deutsche Mystiker Eckhart vor mehr denn fünfhundert Jahren bereits ausgesprochen.[1]) Er sagt, zu dem rechten Glauben gehöre:

„1. daß wir ganzen Glauben haben sollen; wer da glaubt an Gott, dem muß sich Gott zu eigen geben; darin besteht der rechte Glaube, daß du glaubst, daß Gott alle Dinge vermag. Darum sollen wir uns befleißigen, daß wir uns all dessen entledigen, was vergänglich ist und uns das Licht verschleiert, in dem wir den rechten Glauben sehen sollen, das ist Gott. Als Philippus Christum fragte: „zeige uns den Vater", da sprach er: „wer mich siehet, der sieht den Vater";

2. daß wir auf Gott vertrauen sollen; wer sagen kann, daß er auf Gott vertraut, der soll nicht soviel behalten über Nacht, als nur eines Pfennigs wert; ja, er soll gar nichts behalten; denn wer nur einen Pfennig behält irdischen Gutes vor seinem Nebenmenschen, den er notdürftig weiß, der ist ein Räuber vor Gott;

3. daß wir Gott erkennen. Niemand kann Gott erkennen, er kenne sich selber zuvor. Nun merkt, wie ihr euch selber erkennen sollt. Der Mensch, der sich selber erkennen will, der soll allerwege ein Einsehen haben in sich selber, und soll seine äußeren Kräfte in sich ziehen, und soll sie zähmen so lange mit starker Übung, bis sie gehorsam werden den obersten Kräften der Seele, und soll dies so lange üben, bis er den Zustand einer so lauteren Geistessammlung besitzt, daß in ihm sich nichts anderes bilden könne, das geringer sei, denn Gott; da lernest du dich erkennen und Gott;

4. daß zu dem Glauben Liebe gehöre. Der Mensch muß sprechen können: Herr, ich liebe dich; dann ist sein Glaube bewährt. Wer diese vier Stücke lebendig vollbracht hat, der kann in Wahrheit sagen: ich glaube an Gott.[2])

Und an einer anderen Stelle sagt derselbe Mystiker: „darum wurde Gott Mensch, daß er die Natur der Dinge an sich nehme in der Zeit, wie er sie von Natur in sich hatte im Ewigen."

---

[1]) „Deutsche Mystiker des XIV. Jahrhunderts", herausgegeben von Franz Pfeiffer. II. Band: Meister Eckhart, Leipzig, Göschen 1857.

[2]) Wer seinen Nebenmenschen liebt wie sich selbst, der liebt Gott. Ein Sprichwort sagt: unser Herrgott ist ein armer Mann.

Da die „Sphinx“ es sich zur Aufgabe gemacht hat, nach dem Wesen der Seele zu forschen, so wird es den Lesern vielleicht von Wert sein, wenn ich noch einen andern Spruch Eckharts hierher setze:

„Je näher der Mensch in seiner Erkenntnis dem Wesen der Seele kommt, desto näher ist er der Erkenntnis Gottes.“

11. Februar 1889. **Menetos.**

*

Was ist Religion?

Zur Beantwortung dieser Frage bietet der neueste (13.) Band der vierten Auflage von Meyers „Konversations-Lexikon“ einen wertvollen Artikel, auf den wir unsere Leser aufmerksam zu machen nicht verfehlen. Wir wollen wenigstens auszugsweise einige Sätze aus demselben anführen, welche das Verständnis des Verfassers dieses Beitrages erkennen lassen. Wir legen hierauf um so mehr Gewicht, als wir dieses Lexikon für den Ausdruck der gegenwärtigen Geisteskultur in Deutschland halten.

Auf die Frage, was Religion sei, antwortete der Scholastiker: das Christentum; auf die Frage, was Christentum: die Kirche . . . . . Mit dem fast durchweg vernachlässigten inneren Erlebnis, beschäftigte sich nur die Mystik. Aber gerade die wenigen Errungenschaften derselben gingen dem Protestantismus zunächst wieder verloren . . . . . Auf Aneignung und persönliche Erfahrung drang zwar der Pietismus, aber ohne das rein subjektive Wesen der R. theoretisch erfassen und begründen zu endlich können. Denselben Weg betraten schon die Arminianer und die Socinianer, aber auch, mit immer mehr ausgesprochener Abneigung gegen alle objektive, geschichtliche, positive, geoffenbarte oder gestiftete R. die Deisten und Aufklärer. Zugleich betonten sie mit wachsender Ausschließlichkeit das praktische Moment, und für Lessing ging die R. schon fast ganz in Sittlichkeit auf. Der ganz in diese Bahnen einlenkende Rationalismus hat wenigstens das Verdienst, den Unterschied von R. und Theologie wieder begreiflich gemacht zu haben. Am konsequentesten aber hat Kant den moralischen Standpunkt für die Beurteilung der Religion behauptet, indem er diese als „die Anerkennung unserer Pflichten als göttlicher Gebote“ definierte. Vielfach schien daher damals die R. zur Hilfskonstruktion für die Moral, zur Lückenbüßerin in der volkstümlichen Sittenlehre herabgesunken. Andererseits schloß sich an Kant eine Auffassung an, wonach die R. als die auf dem Gebiete der Vorstellung liegende Deutung und theoretische Motivierung der dem Willen ihre Aufträge erteilenden Gewissensstimme erscheint.

Unter allen Umständen datiert von Kant jedwede tiefere Auffassung dieses Problems, sofern er, indem er den Primat der praktischen Vernunft über die theoretische begründet, zugleich ein vollkommen deutliches Licht auf jene unausgefüllte und vielleicht theoretisch unausfüllbare Kluft fallen ließ, welche den Menschen als sinnliches Wesen vom Menschen als sittlicher Persönlichkeit trennt. An der praktischen Ausgleichung derselben besitzt aber die R. ihre immer sich gleichbleibende Aufgabe, wie denn auch die neuere protestantische Theologie die Leistungsfähigkeit der R. vielfach nach dem Grade bemißt, in welchem sie den Menschen innerlich über den Naturmechanismus zu erheben, zur Selbständigkeit gegenüber der Welt heranzubilden und des übergreifenden Wertes alles persönlichen Lebens bewußt und froh werden zu lassen vermag. An den Thatsachen des sittlichen Bewußtseins pflegt daher der religiöse Glaube der Modernen am leichtesten zu erwachen; aus ihnen ernährt er sich vorzugsweise; sie bilden heutzutage den „natürlichen Weg des Menschen zu Gott“ . . . . . .

Noch immer ist das die Hauptfrage, welche die Sphinx allen Vorübergehenden

auf der Heerstraße des religiösen Verkehrs zu lösen aufgiebt: die Frage nach der objektiven Wirklichkeit des religiösen Verhältnisses selbst .....

Es brach sich angesichts einer geradezu unübersehbar gewordenen Menge von Versuchen, das Geheimnis der R. zu erschließen, das Bewußtsein Bahn, daß die Lösung des Rätsels auf dem Boden allgemeiner psychologischer Voraussetzungen überhaupt nicht gefunden werden könne, daß die R. auf keiner einzelnen Seite des menschlichen Bewußtseins ihren „Sitz" haben könne, daß ihr kein eigentümliches „Organ" zu Gebote stehe. Man fing an, den religiösen Vorgang aus den Menschen Situation in der Welt entweder als einen allenthalben, wo persönliches Bewußtsein herrscht, empfundenen „Druck des Unendlichen" (Max Müller) oder umgekehrt als eine von innen erfolgende Reaktion gegen die Beschränkung seines äußeren, in den Naturmechanismus verflochtenen Daseins zu erklären ..... Aber auch eine an Schleiermacher anknüpfende Richtung sucht dem Religionsbegriff durch teleologische Beziehung auf den höchsten ethischen Zweck der Gemeinschaft eine feste, über die wechselnden Stimmungen und Empfindungen hinausführende Grundlage zu geben. H. S.

Die Suggestionstherapie und ihre Technik.

Die Wichtigkeit der psychischen Therapie tritt gegenwärtig mehr in den Vordergrund der Heilkunde. Die zahlreichen Publikationen, besonders über die praktische Verwertung des Hypnotismus zeigen deutlich, wie das Interesse unter den Ärzten an Umfang zunimmt. — Einen derartigen neuen Beitrag zu der heute schon reichhaltigen Litteratur über Hypnose und Suggestion liefert Dr. Eduard Baierlacher in seiner Schrift: „Die Suggestionstherapie und ihre Technik".[1])

Der erste Teil des Buches enthält eine kurze Zusammenstellung der Bernheimschen Lehren und Methoden zur Erzeugung des Schlafes, und vermag wohl manchen Neuling unter den Kollegen zu praktischen Versuchen auf diesem Gebiet anzuregen, was auch der Verfasser in der Einleitung als den Zweck seiner Schrift bezeichnet. Dem hypnotischen Spezialisten freilich bietet der immerhin unzureichende Auszug aus Bernheim nichts Neues; und gar so einfach, wie der Verfasser das Hypnotisieren hinstellt, dürfte diese an den Arzt zu stellende Aufgabe denn doch nicht zu lösen sein. — Mit vollem Recht wird daher immer dringender — so z. B. auch in einer der letzten Sitzungen des ärztlichen Vereins in München gelegentlich der Diskussion über diesen Gegenstand — darauf hingewiesen, daß zur Verhütung unangenehme Zufälle, wie sie leider nur zu oft durch die Unkenntnis der Experimentierenden entstehen, ein Arzt geradezu die Pflicht habe, sich zunächst mit der Theorie durch das Studium der einschlägigen reichhaltigen Litteratur gründlich vertraut zu machen und dann die ersten Versuche an gesunden Personen anzustellen. Diese Vorbereitungen sind dann allerdings im stande, die Gefahren der Hypnose auf ein Minimum zu beschränken, so daß wir wiederum dem Autor beistimmen müssen, wenn er sagt: daß die hypnotische Suggestion in den Händen eines erfahrenen Arztes absolut gefahrlos sei.

Die zweite Abteilung der Schrift behandelt die Kasuistik des Verfassers. Derselbe erzielte recht bemerkenswerte Erfolge bei Neuralgieen,

[1]) Verlag von Ferdinand Enke, Stuttgart 1889.

rheumatischen und hysterischen Affektionen, Chorea (Veitstanz), Melancholie, Menstruationsanomalieen ꝛc. In 21 Fällen erzielte der Verfasser Besserung oder Heilung, 14 Fälle wurden ohne Erfolg behandelt.

München, 4. Mai 1889. Dr. Albert von Notzing.

❦

Krafft-Ebings „Hypnotismus“.

Von der „Experimentellen Studie auf dem Gebiete des Hypnotismus“ [1]) von dem berühmten Grazer Psychiatriker Dr. R. v. Krafft-Ebing, welche bereits hier im Dezemberheft 1888 (S. 369—376) eingehend besprochen und empfohlen wurde, ist jetzt eine „zweite vermehrte und verbesserte Auflage“ erschienen. H. S.

❦

Die homöopathische Verdünnung

und ihre Bedeutung für die dynamische Weltanschauung hat Professor Dr. Gustav Jäger schon in verschiedenen Schriften begründet und besprochen.[2]) Je mehr ein Stoff verdünnt, d. h. über einen größeren Raum verteilt wird, desto stärker wird verhältnismäßig seine Kraftwirkung innerhalb der alsdann seiner Potenz entsprechenden Sphäre. Es beweist dies, daß Stofflichkeit Verdichtung von Kraftwirkung, oder Stoff verdichtete Kraft ist, auch daß es sehr verschiedene Kraftpotenzen giebt und zwar unendlich viel höhere, feinere, als die uns chemisch oder physikalisch nachweisbaren, ja sogar feinere, als die selbst den sensitivsten Personen sinnlich wahrnehmbaren.

An diesen Gedanken knüpft Gustav Jäger jetzt neuerdings eine eigene kleine Schrift [3]) an, welche wir nicht nur den Laien, sondern vor allen auch den Gelehrten unter unsern Lesern empfehlen. Was Jäger dort in der Vorbemerkung gegen die Schulmedizin und die Naturwissenschaften überhaupt sagt, wird den meisten Laien aus der Seele gesprochen sein und sollte besonders von den Ärzten beherzigt werden. Sehr mit Recht tadelt er auch, daß den europäischen Kulturmenschen mehr und mehr das Wesen der Dinge entgeht. Man paukt den Schülern Namen und Merkmale derselben ein und lehrt sie mit dem Augenschein sich zu begnügen, während der Naturmensch, ja sogar das Tier, dem Wesen und dem Nutzen der Dinge, z. B. der Pflanzen in Beziehung zu seinem eigenen Wesen, viel weiter nachgeht.

Ebenso interessant wie feinsinnig sind Jägers Ausführungen über die Begriffe Reinheit und Feinheit, auch über das Verfolgen der Spur durch Tiere (Hunde), schließlich auch über Grund und Bedeutung des Küssens und dergl. Dies alles ist an Beispielen anschaulich gemacht, welche den Gedankengang für jeden Leser verständlich, anregend und nutzbringend machen. Das, worauf das Wesen all dieser Thatsachen zurückgeführt wird, ist eben die homöopathische Verdünnung. H. S.

---

[1]) Verlag von Ferdinand Enke, Stuttgart 1889.

[2]) So besonders in: „Kraft, Stoff, Raum“, im Verlage der Redakt. von „Jägers Monatsblatt“ in Stuttgart.

[3]) „Die homöopathische Verdünnung im Lichte der täglichen Erfahrung und des gesunden Menschenverstandes.“ In demselben Verlage, Stuttgart 1889.

Die Erhaltung der Kraft.

Dieses Naturgesetz betreffend, findet sich in einer Anzeige des Hauptmanns L. Mann im Maihefte S. 320 die Äußerung, daß Dr. K. Fr. Jordan, sowie auch er selbst, den Satz von der Erhaltung der Kraft für unrichtig erklärt habe. Der genannte Herr ersucht uns um eine Richtigstellung dieser Angabe. Seinen Ausführungen entnehmen wir den folgenden Satz:

In meiner Besprechung der Schrift von L. Mann über den „Feuerstoff", die im ganzen günstig gehalten ist (Pharmaceut. Ztg. 1889, Nr. 16, S. 152), gebe ich dem Verfasser darin recht, daß er sagt, es sei allein der Satz von der Bewegungsgröße M . v (Produkt aus Masse und Geschwindigkeit bezw. Beschleunigung) richtig, verkehrt aber sei es, die Formel $\frac{M \cdot v^2}{2}$ (die sogenannte „lebendige Kraft") für die kinetische Energie anzuwenden.

Hieraus ist ersichtlich, daß ich das Robert Mayersche Gesetz von der Erhaltung der Kraft durchaus anerkenne und mich nur gegen den (auch in dies Gesetz aufgenommenen) Begriff der sogenannten „lebendigen Kraft" wende. Was erhalten bleibt, ist eben etwas anderes als diese „lebendige Kraft". Dr. K. Fr. Jordan.

Die spiritualistischen Reden,

gehalten in der Londoner Allianz, 1884—88

sind kürzlich[1]) vom Vorstande derselben in einem Bändchen zusammengestellt herausgegeben. Die Reden, Ansprachen und Vorträge sind zum Teil von dem Vorsitzenden der Gesellschaft Rev. Stainton-Moses, welcher unter Pseudonym M. A. (Oxon) auftritt, teils auch von anderen Vorstandsmitgliedern gehalten worden. Von jenem sind die folgenden: Stimmen in der Luft — Der Spiritualismus daheim und im Auslande. — Was ich vom Spiritualismus weiß und was nicht. — Ferner behandelten Alarie Watts: Einige Schwierigkeiten und einige Anregungen; und einige Trostblicke. — Rev. Page Hopps: Seher und Propheten des alten Testamentes; und Der ideale heilige Geist. — General Drayson: Wissenschaft und spiritualistische Vorgänge. — De Morgan: Einige Gedanken über Mediumschaft. — C. C. Massey: Anwendung wissenschaftlicher Methoden auf den Spiritualismus. — W. Paice: Woher und Wohin? — C. E. Cassal: Der Tod. — Diese Nennung der Vortrags-Gegenstände wird für alle, welche Interesse an der auf das Übersinnliche gerichteten Bewegung in England nehmen, genügen, um ihnen den Wert des Inhalts dieses Bändchens einleuchtend zu machen. H. S.

Second Sight.

Von der bewährten Feder des Vorsitzenden der London Spiritualist Alliance, M. A. (Oxon), ist zu Ostern 1889 eine kleine Schrift[2]) über das „zweite Gesicht" erschienen, die wir allen Interessenten angelegentlichst empfehlen. Dieselbe ist im Wesentlichen eine ausgiebige Verwertung des

[1]) März 1889. 2 Duke Street, Adelphi, London W. C.

[2]) „Second Sight". By M. A. (Oxon), Light-Offices, 2 Duke Street, Adelphi, London W. C. (6 d.)

seltenen Buches von Theophilus Insulanus aus dem Jahre 1763.[1]) Da dieses wertvolle kleine Werk in deutschen Bibliotheken noch weniger vorhanden sein dürfte als in englischen, so ist für uns auch dieser Auszug seines hauptsächlichsten Inhalts ganz besonders erwünscht. Der Herausgeber stellt verschiedene Gesichtspunkte für diese Fälle auf und kommt dabei zu folgenden 4 Ergebnissen:

1. Die Gabe des zweiten Gesichts scheint in keltischen und teutonischen Ländern weit häufiger entwickelt zu sein, als in romanischen.

2. Das zweite Gesicht ist eine Art des Hellsehens. Da solche Gesichte selbst im Dunkeln als in heller Beleuchtung wahrgenommen werden, so ist es eine Wahrnehmung des inneren, nicht des äußeren Sinnes.

3. Viele diesem Gebiete beizurechnenden Fälle (Telepathie mit Sterbenden) lassen darauf schließen, daß Verstorbene sich auf weite Entfernung von ihrem Todesorte hin durch solche Eindrücke bemerkbar machen können.

4. Der Einwand des zufälligen Zusammentreffens solcher Gesichte mit den ihnen entsprechenden Ereignissen wird gänzlich hinfällig angesichts des bisher berichteten Thatsachenmaterials, zu dem noch die unendlich viel größere Masse der unberichteten Fälle hinzukommt. **H. S.**

Willens-Spiel.

Wie nachfolgende Zeitungs-Notiz in deutschen und österreichischen Tagesblättern zeigt, scheint das bekannte englische Gesellschaftsspiel der Willensübertragung (the Willing-game), das von uns schon im Februarheft 1886 (I, 2, S. 105) beschrieben wurde, jetzt in etwas veränderter Gestalt sich in die deutschen Gesellschaftskreise einzuführen. Wir können unsern Lesern nur empfehlen, diese und ähnliche Spiele zu unterstützen, denn sie sind mehr als vielleicht irgend etwas anderes (wenn man etwa spontane Telepathie ausnimmt) geeignet, nachdenkende Menschen dem Materialismus abspenstig zu machen und sie zur geistigen Weltanschauung zu bekehren:

Willensübertragung. So nennt man ein kleines Experiment, das gegenwärtig in vielen Gesellschaften mit schier leidenschaftlichem Eifer gespielt wird. Dasselbe ist sehr einfach und in seiner Wirkung so verblüffend, daß selbst diejenigen, die dem „Hypnotismus" und allen „Suggestionen" als felsenfeste Skeptiker gegenüberstehen, wankend werden. Zwei Personen setzen sich einander gegenüber, von welchen die eine, die wir mit A. bezeichnen wollen, aus einem Spiele Karten aufs Geratewohl etwa 12 bis 20 wählt und fächerförmig in die linke Hand nimmt, so daß sie der Partner B. nicht sehen kann. A. reicht sodann B. seine Rechte und konzentriert sein ganzes Denken auf eine der Karten, während B. sich jeden Gedankens zu entschlagen, sein Denken gleichsam „stillstehen" zu lassen sucht, wobei es sich empfiehlt, daß er die Augen schließe und im Zimmer Ruhe herrsche. Nach etwa einer halben oder vollen Minute ruft A. jene Karte, auf die er sein Denken konzentriert hatte, wonach B. in den Fächer greifen und die gerufene Karte herausziehen wird, obzwar er die Stelle, wo sie gesteckt, vorher nicht gewußt, ja nicht einmal geahnt hatte, ob sich die betreffende Karte überhaupt unter den gewählten befinde. Der Griff geschieht ganz sicher, man steht unter dem Willen des anderen. — Das Experiment gelingt immer, wenn keine äußeren Ablenkungen statthaben.

---

[1]) A Treatise on Second Sight, Dreams and Apparitions &c. Edinburgh 1763, 182 S., klein 8⁰.

Für die Redaktion verantwortlich ist der Herausgeber:
Dr. Hübbe-Schleiden in Neuhausen bei München.

Druck und Komm.-Verlag von Theodor Hofmann in Gera (Reuß).

SPHINX

VIII, 44. August 1889.



Die Idee der Faustsage
und ihre historische Entwicklung.

Von

Dr. Raphael von Koeber.

Im Dezemberheft 1888 hatten wir Johannes Wedde's Ausgabe des „Theophilus"[1]) angezeigt und auf deren historische Einleitung besonders hingewiesen, mit dem Versprechen, später ein ausführliches Referat dieser geistvollen Studie zu geben. Wir erfüllen jetzt dieses Versprechen in dem Glauben, daß Weddes eigenartige und anregende Anschauungen unsere Leser interessieren werden.

Zu den ungelösten und vielleicht unlösbaren, aber dem menschlichen Geist sich stets von neuem aufdrängenden, uralten Problemen gehört in erster Linie das des Bösen. Wir glauben sogar, daß man, ohne den Vorwurf der Übertreibung fürchten zu müssen, alle Kardinalfragen der Religion und Philosophie auf die eine: nach dem Ursprung des Bösen und seinem Verhältnis zum Göttlichen zurückführen dürfte. Denn das Böse ist, unter welchem Gesichtspunkt man es auch betrachten mag, in Bezug auf die Gottheit immer das Nichtseinsollende, zu Überwindende; in Bezug auf unseren Verstand aber das Irrationale, nicht Auszudenkende, welches wieder, als etwas, das sich mit dem Wesen Gottes nicht vereinigen und aus ihm nicht erklären läßt, das „andere" neben oder in Gott — eben das Böse — ist. Nun aber handelt es sich in der Religion und Philosophie im Grunde nur um die Erklärung dieses „anderen" neben dem All-Einen, und seiner beständigen sinnlosen Auflehnung gegen das letztere. Das „andere" ist die menschliche Freiheit — gleichviel, in welchem Sinne man sie faßt —, die „Sünde", die Individualität, das sinnliche Dasein überhaupt. Um diese Begriffe, um die Bestimmung ihres Wesens drehen sich alle religiösen und philosophischen Hauptprobleme, welche demnach nichts sind als verschiedene Wendungen, Modifikationen des Problems des Bösen. Wir selbst sind jenes „andere", und unser Leben, das zwischen Hochmut und Demut, zwischen Selbstliebe und Hingebung an das All fortwährend oscilliert, ist gleichsam eine Illustration und Dramatisierung jenes metaphysischen Urrätsels.

[1]) Theophilus. Das Faust-Drama des deutschen Mittelalters, übersetzt und mit erläuternder Einleitung versehen von Joh. Wedde. Hamburg, Grünings Verlag, 1888.

Wenn irgendwo, so gilt in Rücksicht des religiösen Dualismus das Dichterwort: „in seinen Göttern malt sich der Mensch.“ Diese innere, auf Selbstbetrachtung gegründete Überzeugung, daß wir mit zwei Weltfaktoren zu rechnen haben, dem Guten und dem Bösen, der Notwendigkeit und der Willkür, der Vernunft und dem Willen, wird durch die Außenwelt täglich und stündlich bekräftigt; und je naiver und kurzsichtiger der Mensch, um so weniger vermag er über diesen Dualismus hinauszukommen, um so geneigter ist er, das Böse dem Guten zu koordinieren und gleichsam einen zweiten Gott aus ihm zu machen. So begegnen wir dem Dualismus in allen positiven Religionen, sei es als ihrer Grundlage oder als einem ihrer Bestandteile, und — mehr oder weniger ausgesprochen — in allen philosophischen Lehren bis auf die Gegenwart herab, die abstrakt monistischen (oder vielmehr solche sein *wollenden*) Systeme durchaus nicht ausgenommen, insofern diese, behufs einer irgend befriedigenden Lösung der wichtigsten Probleme, von alters her sich genötigt sahen, solche Zugeständnisse an den Dualismus oder *konkreten* Monismus zu machen, durch die sie im Grunde aufgehoben wurden.

Wenn nun eine Sage, wie die Faustsage, zu ihrer allgemeinen Voraussetzung den religiösen Dualismus hat, so ist es nach alledem eigentlich von vornherein anzunehmen, daß, als *Keim*, als bloße *Anlage*, sie bei *allen* Völkern zu finden sei; daß, zweitens, sie nirgends anders als auf dem Boden des vermittlungslosesten, krassesten Dualismus ihre erste *plastische* und *typische* Gestalt erhalten habe, und daß, drittens, die Rolle, welche sie dem bösen Prinzip zuteilt, sich mit der allmählichen Läuterung der Gottesidee, ihrer Annäherung an den Mono- und Pantheismus, wesentlich modifiziere, daß, mit anderen Worten, die ursprüngliche *mythische* Fassung der Sage allmählich in eine *mystische* übergehe.

Wedde bringt die erste Annahme nicht vor, da er unsere Ansicht, daß *jede* positive Religion mehr oder weniger dualistisch ist, nicht zu teilen scheint (S. VIII f.), und beginnt gleich damit, daß er uns das erste uralte Beispiel der *bereits ausgebildeten* Sage dieser Gattung vorführt.

Die Religion der *Iranier* (Zoroasterreligion) ist es, welche zuerst einen unversöhnlichen metaphysischen und ethischen Gegensatz aufstellt und so den „Untergrund“ schafft, auf welchem eine Faustsage sich ausbilden kann.

Die Faustsage führt uns einen „Selbstmordversuch des Geistes“ vor. Darin liegt jedoch ihre Eigentümlichkeit nicht, da auch jeder dem Bösen zugefallene Mensch ein solcher Selbstmörder ist. Was einen Faust von einem gewöhnlichen Sünder unterscheidet, ist die Art und Weise, wie er den sittlich-geistigen Selbstmord verübt und auf Grund einer schroff dualistischen, nur ein „allgemeines, unendliches Entweder-Oder“ anerkennenden Weltanschauung verüben *muß*: nämlich nicht durch allmähliche, ihm selbst unmerkliche Selbstverschlechterung, sondern mit *einem Schlage*, durch einen jähen, freiwilligen, überlegten Abfall vom Guten oder von der Gottheit. „Faust ist ein Typus, in welchem jeder Sünder sich wiederfinden soll, nur mit der Einschränkung, daß Faust von der Blindheit und

Selbsttäuschung frei ist, die dem gewöhnlichen Sünder das Verzweifelte seiner Lage verbirgt" (S. XI).

Was kann aber einen Menschen veranlassen, mit Bewußtsein den Weg der ewigen Verdammnis zu gehen? Offenbar persönliches Verlangen, nicht das Streben nach Weisheit, sondern das nach Macht, hoch gespannte Wünsche, deren Erfüllung nicht von der Macht des Lichtes zu erwarten ist, insofern sie schon als bloße Wünsche das Werk des Bösen sind: Erdenwünsche, glühendes Verlangen nach höchstem Erdenglück, für dessen Inbegriff einem kriegerischen und unter der Herrschaft eines Despoten stehenden Volke, wie die Perser, nur die Krone gelten konnte. Auf Kosten seiner Seligkeit wird nur derjenige nach der Krone streben, der kein Recht auf dieselbe hat. Gelingt es ihm, mit Hilfe des Bösen, die höchste Macht an sich zu reißen, so ist er ein Usurpator. Der Kampf um den Besitz der Krone und der schließliche Sturz des Usurpators: dies ist das Urschema der Faustsage, welches ihr einen heroischen Charakter verleiht und ihre fernere Ausspinnung zu einem Heroenmythos möglich macht. Ein Heroenmythus besteht immer aus zweierlei Elementen: aus mythologischen und historischen. Welche Begebenheiten der Götterlehre und Geschichte der alten Perser geben nun das Bild für den Rahmen unserer Sage, oder den Stoff zur Ausfüllung jener ihrer Urkonturen ab?

Die Natur selbst, nach der die Volksphantasie die meisten ihrer Göttermythen dichtet, weist, im Wechsel der Jahreszeiten, ein Analogon des Kampfes zwischen dem Reich des Guten und des Bösen auf. Die Personifikationen des Winters und des Frühlings und der sie begleitenden Naturerscheinungen ergeben die Gestalten des finstern Dämons Asdahak und seines Besiegers, des Lichtgottes Thraitono; ferner der Kuh Purmajeh, welche den Lichtgott ernährt und das Sinnbild des dem neu erwachten Leben unentbehrlichen nassen Elements ist, und des Gewittergottes Kawe, der dem Frühlingsgott als Mitkämpfer gegen den Welttyrannen zur Seite steht. Der böse Feind unterliegt im Kampfe gegen das Licht, wird jedoch nicht vernichtet. Er erhebt sich, wofür die kalte Jahreszeit mit ihren verheerenden Stürmen spricht, wieder, verdrängt den Lichtgott, und wird abermals gestürzt.

In der ältesten für uns erkennbaren, vor etwa 2400 Jahren erstandenen Gestalt der iranischen Faustsage, die zugleich als der Typus der Antichrist-Sage anzusehen ist, und sich, in leichter Umbildung aus der Sassanidenzeit, bei dem persischen Dichter Firdusi (gest. 1020 n. Chr.) findet, trägt der Kronenräuber sowohl als sein Besieger nicht nur den Namen seines mythischen Gegenbildes — Asdahak und Thraitono —, sondern dessen Charakterzüge und zum Teil auch die Gestalt. So versieht die Dichtung den ersteren, um sein Bündnis mit der Hölle zu kennzeichnen, mit zwei Schlangenköpfen, die ihm aus den Schultern hervorwachsen. Wie der Dämon des Göttermythos, so wird auch Asdahak der Verbündete der „Daivas" oder der Teufel der persischen Mythologie nicht völlig vernichtet, sondern nur eingekerkert in eine irdische Hölle, aus welcher er immer hervortreten kann, um die Menschheit neuerdings seiner

Tyrannei zu unterwerfen. Deshalb ist auch die Mission oder die irdische Laufbahn seines Besiegers noch nicht zu Ende. Dieser muß, ehe er zum Himmel entrückt wird, im irdischen Paradiese weilen und immer bereit sein, im Augenblick der Not als rettende und rächende Macht den Völkern beizustehen.

Die dichterische Phantasie der Iranier brauchte nicht weit nach dem Vorbilde der menschlichen, heroischen oder politischen Züge unserer Sage zu suchen: sie fand sie in der Geschichte ihres eigenen Volkes, nämlich in dem siegreichen Kampfe der Meder gegen die Assyrier, diese „wahren Schöpfer und Meister des Militarismus", deren Heerzüge zwei Jahrhunderte lang den Westen Irans verwüstet und unterdrückt hatten. Wie nahe lag es, die Assyrierherrschaft und deren jähen Untergang durch iranische Waffen mit dem Reiche Asdahaks und dessen Sturze zu vergleichen, ja beide Bilder „für eins zu nehmen", den Sitz Asdahaks nach Babylon, den Thraitonos nach Medien zu verlegen, dem Iran zuerst seine Befreiung verdankte, den Kampf in der Nähe des Demavend zu lokalisieren, wo auch nach Herodot die letzte entscheidende Schlacht der Meder und Assyrier stattfand, endlich die Klüfte dieses Feuerbergs zum Kerker für den gestürzten Teufelsbündner zu machen. „Noch heute hört man dort sein Stöhnen aus der Unterwelt hervordringen; noch jetzt feiern dort die Bewohner des Gebirges in jedem Frühling das Fest seines Sturzes; aber auch heute noch blickt das Auge des frommen Parsen mit Besorgnis nach jenen Schlünden, aus denen der Verderber zu neuer, zwar nicht lange dauernder, aber um so schrecklicherer Weltverknechtung hervorgehen wird, bis der letzte große Krieg des Guten und Bösen seiner und seiner Genossen Macht auf immer vernichtet" (S. XV f.)

In jener oben erwähnten jüngeren Umbildung der persischen Faustsage übernimmt, aus leicht erklärlichen Gründen, Jerusalem die Stelle Babylons: dieses letztere, nachdem es von den Persern erobert und zur Hauptstadt ihres Reiches gemacht worden war, eignete sich nicht mehr zur Residenz des Feindes, wohl aber Jerusalem, als die heilige Stadt der römisch-byzantinischen Kaiser, dieser schlimmsten politischen und religiösen Widersacher der Sassaniden. —

Den europäischen, zunächst byzantinischen Boden betrat die Faustsage wesentlich modifiziert durch die Einflüsse, die sie bei den semitischen Völkern empfing, zu denen sie aus Iran naturgemäß zuerst gelangen mußte. Es sind namentlich zwei Elemente des Judentums, welche seitdem in allen Umgestaltungen unserer Sage mehr oder weniger deutlich hervortreten: die biblische Hiob-Dichtung und die urchristliche oder vielmehr gnostische Auffassung des göttlichen Wesens als eines androgynen (mannweiblichen).[1])

Der Hiob-Dichtung fehlt das Motiv der ursprünglichen Faustsage, weil innerhalb des Monotheismus, aus dessen Boden diese Dichtung erwuchs, zwar eine Abwendung, aber kein eigentlicher Abfall vom

[1]) So verstehen wir Wedde, wenn er (S. XXI) von der urchristlichen Anschauung spricht, nach welcher das göttliche Wesen eine weibliche Seite besitzt, und weiterhin (S. XXIII) sagt: „das Weibliche in der Gottheit."

Reich des Guten oder von Gott, ein Aufstand, Aufruhr, kein Kampf gegen Gott möglich und die metaphysische Selbständigkeit des Bösen gar nicht denkbar ist. Der biblische Gott und der Satan sind keine koordinierten Mächte und haben schon einige Züge, durch welche sie an die Goetheschen Gestalten des „Herrn" und Mephistopheles erinnern: jener die über allen Zorn erhabene Vornehmheit, dieser die innere Nichtigkeit und Ohnmacht. Hiob denkt vom Satan ungefähr so, wie der Goethesche Faust von seinem Teufel:

„Was willst du armer Teufel geben?
Ward eines Menschen Geist, in seinem hohen Streben,
Von deinesgleichen je gefaßt?"

Einen machtlosen Teufel bittet man nicht um die Erfüllung eines Wunsches. Hiobs Frevelwort ist kein Wunsch, sondern das „Äußerungsbedürfnis des tiefsten Unmuts über den elenden Lauf der Welt, welcher keine Spur von göttlicher Regierung erkennen läßt und auch ihn persönlich mit der ärgsten Ungerechtigkeit getroffen hat." Vom subjektiven, menschlichen Standpunkt aus gesehen, hat Hiob recht; sub specie aeternitatis betrachtet jedoch, ist sein Fluch ein Frevel und zugleich ein Widerspruch in sich, insofern er, auf Gott, d. h. die Quelle alles Lebens gehend und sie nicht treffend, den Frevler allein trifft und somit für ein nicht sein Sollendes, Rechtloses erklärt. Diese sozusagen egozentrische Verblendung, diese wahnwitzige Lästerung des unnahbaren Ewigen, Objektiven, welche notwendig auf das kurzsichtige Subjekt zurückfällt, bildet das Hauptmotiv jeder wahren Tragödie, aus der die „göttliche Ironie" sich noch deutlicher erkennen läßt als aus der bloßen Vergänglichkeit der reinen Schönheit, worin unsere Romantiker sie erblickten.

Eine noch größere Vertiefung erfährt die Faustsage durch die Aufnahme des zweiten Elements, jener urchristlichen Anschauung, die im göttlichen Wesen eine weibliche Seite erkennt — den „heiligen Geist", der in der Sprache des Urchristentums, dem Syrischen, ein Femininum ist.[1]) Die

[1]) Es ist zu bedauern, daß Wedde nicht näher auf diesen interessanten Punkt eingegangen ist. Welches von den vielen gnostischen Systemen hat er im Auge, das eine (im direkten Sinne) mannweibliche Gottheit gelehrt hätte? Uns ist ein solches nicht bekannt. Manche Gnostiker (unter den Valentinianern) stellten der obersten Gottheit, dem unnennbaren „Vorvater (προπάτωρ)", ein weibliches Prinzip nur zur Seite, — eine Anschauung, welche freilich im Sinne Weddes gedeutet werden kann, insofern, innerhalb des Monismus oder Pantheismus, welcher ja den Grundzug der meisten gnostischen Lehren bildet, jenes weibliche Prinzip doch immer als ein gleichsam durch Spaltung der Einen Gottheit selbst hervorgebrachtes gedacht werden muß. Indessen glauben wir, daß die ganze Emanationslehre und der Begriff des πλήρωμα der Valentinianer wohl einen Schluß auf die mannweibliche Natur der Gottheit zuläßt. Das πλήρωμα ist die Fülle des göttlichen Seins, die göttliche Lebensfülle, der Inbegriff aller aus der Gottheit emanierten „Äonen", welche — mit Ausnahme des letzteren, der Weisheit (σοφία) — sämtlich paarig sind und ein männliches und weibliches Prinzip enthalten (νοῦς — ἀλήθεια; βυθός — σιγή; λόγος — ζωή etc.): potentiell muß also die Gottheit das Weibliche in sich bergen. Oder hat Wedde an die gnostische Sekte der „Ophiten" gedacht, nach denen Adam, der Urmensch, der doch nach Gottes Bilde geschaffen ist, mannweiblich (ἀρσενόθηλυς) war? —

„Erbschaft dieser nazarenischen Göttinverehrung" ist der Kirche im Marienkult geblieben. Bevor aber das Weibliche der Gottheit als das sanfte, versöhnende, rettende „Ewig-Weibliche" in der Faustsage auftritt, erscheint es als „Karrikatur" oder vielmehr als sein Gegenbild in der Sage von Simon Magus, der ja selbst eine „Karrikatur des Heilandes" ist, der „erste Antichrist" und, gleich Asdahak, Usurpator einer Würde und Machtfülle.

Wie der Heiland seine reine Mutter, die heilige Jungfrau, so hat Simon die sündhafte Weiblichkeit, die Helena, zur Seite. Eben durch diese neue Gestalt der Helena (die, beiläufig bemerkt, noch nicht die griechische ist) wird die Simonsage, die ja an und für sich nur eine sehr entfernte Analogie mit der Faustsage zeigt, so bedeutungsvoll für die weitere Entwicklung der letzteren.

Schon die älteste byzantinische Gestalt der Faustsage, die Theophilos-Legende, sehen wir durch die beiden eben erwähnten Elemente beeinflußt, zu denen noch zwei andere der späteren Faustdichtung — der schriftliche „Pakt" und das spukhafte Erscheinen der antiken Welt — hinzukommen.

Der fromme Priester Theophilus weist aus Demut die ihm angebotene Bischofswürde zurück, wird jedoch bei dem neuen Bischof verleumdet und fällt in Ungnade. Durch diese Ungerechtigkeit erbittert, verschreibt er sich dem Bösen, der nachts in den Ruinen des Hippodroms wie ein Cäsar, umringt von seinem Hofstaat, thront. Die Erlösung des reuigen Sünders erfolgt durch die heilige „Theotokos" (Gottesgebärerin), die im Traume dem Theophilus das vom Teufel wiedergewonnene Schriftstück auf die Brust legt.

So gering der litterarische Wert dieser ursprünglichen, von einem unbekannten Verfasser herrührenden Theophilus-Legende auch ist, hat sie doch einen großen Nachwuchs von poetischen und prosaischen Darstellungen in den meisten europäischen Litteraturen hervorgerufen. Eine jüngere griechische Bearbeitung unserer Legende rührt angeblich von dem Hausdiener des Theophilus, Eutychianos, her, und wurde schon in der Karolingerzeit von Paulus, Diakonus zu Neapel, ins Lateinische übersetzt, wodurch sie sich in der römischen Welt verbreitete. Ihre erste dichterische, jedoch noch epische lateinische Behandlung erfuhr sie diesseits der Alpen, im 10. Jahrhundert, durch die berühmte sächsische Nonne und Dichterin Hroswitha von Gandersheim.

Der Humor der germanischen und romanischen Völker hat den Charakter des Teufels wesentlich verändert und dessen komische Seite hervorgekehrt. In einer lateinischen Dichtung aus dem Anfang des 12. Jahrhunderts klagt schon der Böse über sein Schicksal als geprellter „dummer Teufel". Aus dem 13. Jahrhundert besitzen wir vier Bearbeitungen der Theophilus-Legende, von denen die bereits dramatisierte französische (von Ruteboeuf, um 1260) ein besonderes Interesse bietet, insofern sie das einzige bekannte Mittelglied ist zwischen den einfachen erzählenden Darstellungen und dem verhältnismäßig hoch entwickelten, von Wedde übersetzten niedersächsischen Drama. —

Indem die Reformation den Marienkult beseitigte, entzog sie auch der Theophilus-Legende die Grundlage, und zwang die Volksphantasie, der Gestalt des Teufelsbündners „eine andere Einkleidung und neue Schicksale zu geben". Um die unzweifelhaft historische Persönlichkeit des Schwarzkünstlers Faust vollzieht sich nun die „neue Krystallisation", und die eigentliche Faustsage mit allen ihren bekannten Nebengestalten, so wie sie Goethe überkam, tritt ins Leben.

Die Goethesche Dichtung ist teils eine Fortbildung, teils eine Umbildung des gegebenen Sagenstoffes, teils aber ein Zurückgreifen auf die Theophilus-Legende. Dieses letztere, nämlich die Wiedereinsetzung der Maria in ihre alten Rechte, „die Rettung des Teufelsbündners durch die Macht des Ewig-Weiblichen", ist Goethes „einschneidendste Änderung" der protestantischen Faustsage und eine Korrektur dessen, was die Reformation schlecht gemacht hat, als sie Maria und ihren bunten Hofstaat von Heiligen aus der Kirche verstieß. Als ob es einen vernünftigen Grund gäbe, beim Sohne der Maria eine Offenbarung der Gottheit in höherem Sinne anzuerkennen als bei seiner jungfräulichen Mutter! (S. LII). Die Dogmen des Christentums haben nach wie vor ihre Bedeutung, obschon die heutige Welt an ihre Formulierung und Verfechtung wenig denkt. Als „anthropomorphe Weltbilder" sind sie die „Vokabeln der Sprache", in welcher allein eine Verständigung des inneren Menschen mit seinesgleichen möglich ist, in welcher allein ein Mensch dem anderen die in keiner Begriffssprache wiederzugebenden tiefsten, geistigsten Bedürfnisse seiner Brust zu enthüllen vermag. „Wohl wissen wir, daß wir mit diesen Bildern das Geheimnis des Seins nicht ausschöpfen können; aber wir wissen auch, daß wir durch einen Verzicht auf solche Bilder der Wahrheit nicht näher kommen, sondern uns von ihr entfernen; wir wissen, daß diese Bilder zwar nur eine trübe Spiegelung des Ewig-Wirklichen sind, daß wir aber ohne diese Spiegelung gar keinen Strahl desselben dem Auge unserer Seele zuführen können" (S. LIII).





Mesmerismus und Anthropin.*)

Von
Dr. Carl Eichberg.

Die öfteren Mitteilungen in der „Sphinx" über Mesmerismus veranlassen mich, einen Punkt zur Sprache zu bringen, der bis jetzt in dieser Zeitschrift erst andeutungsweise behandelt worden ist, die merkwürdige Übereinstimmung zwischen den Thatsachen des „Heilmagnetismus" und der Jägerschen Entdeckung des vom menschlichen Körper produzierten und auf andere Individuen übertragbaren Heilstoffes.

Zunächst möge ein Hinweis darauf erlaubt sein, daß zwischen Hypnotismus und Magnetismus (Mesmerismus) streng zu unterscheiden ist. Dieser Punkt ist zwar schon oft und auch in der „Sphinx" mehrfach hervorgehoben worden; trotzdem werden mit Zähigkeit beide Begriffe immer wieder durcheinander geworfen. Deshalb will ich nochmals ausdrücklich bemerken: unter Hypnotisieren verstehe ich einen Vorgang, welcher, wenn er ideal verläuft, bloß in der geistigen Sphäre sich abspielt, während, streng genommen, der Memerismus bloß die materielle Seite des Menschen betrifft. Man wird mir entgegenhalten, daß dieser Unterschied ein bloß theoretischer, in der Praxis nicht festzuhaltender sei, und ich gebe zu, daß in der Ausübung der Hypnose sowohl wie des Heilmagnetismus fast immer beide Faktoren konkurrieren. So empfiehlt auch z. B. Ferdinand Maack[1]) die kombinierte Methode des Hypnotisierens anzuwenden: Fixieren eines Objekts, Mesmerisieren und Suggestion. Das ist praktisch wohl richtig; aber für die Erforschung der den genannten Erscheinungen zu Grunde liegenden Kräfte taugt dieses Zusammenwirken verschiedener Faktoren nicht.

Um den Hypnotismus, der ja neuerdings in Frankreich mit dem Begriff der Suggestion nahezu identifiziert wird, rein zu sehen, muß jede Möglichkeit einer „magnetischen" Einwirkung ausgeschlossen werden. Bis

*) In der Abwesenheit des Herrn Einsenders wurde diese Ausarbeitung der Gesellschaft von Dr. Hübbe-Schleiden vorgelegt und von diesem zustimmend erläutert. In der Verhandlung wurde besonders darauf hingewiesen, daß das von Prof. Jäger neu entdeckte Anthropin wesentlich dasselbe sei wie das, was Paracelsus und seine Schüler als „Mumie" bezeichneten und womit auch die „Zauberei" jener Zeit ausgiebig operierte. (Der Herausgeber.)

[1]) F. Maack, Zur Einführung in das Studium des Hypnotismus und tierischen Magnetismus. Neuwied 1888.

zu einem gewissen Grade geschieht das schon beim bloßen Suggerieren aus einer gewissen Ferne; mit Sicherheit aber kann jeder andere als der geistige Einfluß nur dadurch ausgeschlossen werden, daß der zu Hypnotisierende sich gar nicht in der materiellen Wirkungssphäre des Hypnotiseurs befindet, wenn also z. B. dieser seinen Befehl: „Schlafen Sie!" durchs Telephon giebt und auch die weiteren suggestiven Befehle auf dieselbe Weise erfolgen. Natürlich wird solche Einschläferung nur ganz ausnahmsweise gelingen, dafür sind aber solche Experimente hundertmal mehr wert als andere. Daß es nicht unmöglich ist, durchs Telephon die Suggestion zu vermitteln, zeigt die Notiz der „Sphinx", wonach Theo Böllert die Hypnose auf diese Weise gelungen ist.[1])

Wir fragen nun andrerseits: Giebt es reine Äußerungen der „magnetischen Kraft"? wobei wir zunächst vom Wesen dieser Kraft und von dem äußerst unglücklich gewählten Namen absehen wollen. Hierbei muß selbstverständlich alle Suggestion ausgeschlossen werden. Und das ist auch glücklicherweise recht leicht. Eine Kraft, welche von der Suggestion verschieden ist, wird nachgewiesen sein: 1. wenn sie auch auf nichtgeistige Geschöpfe wirkt, 2. wenn sie auf Menschen auch durch Vermittlung toter Gegenstände übertragen werden kann. Beides ist der Fall. Man kann Pflanzen durch Mesmerisieren (Magnetisieren) zu schnellerem, energischerem Wachstum veranlassen[2]), während es noch niemand gelungen ist, durch bloße Suggestion diesen Effekt zu erzielen. Daß der Magnetismus auch auf leblose Gegenstände übertragen und durch Vermittlung derselben ebenso wirken kann wie durch direkte Berührung von Mensch zu Mensch, ist ebenfalls bekannt. Nur muß man sich dabei hüten, alle Heilwirkungen durch magnetisiertes Wasser oder andere leblose magnetisierte Gegenstände als Beweise für den Magnetismus aufzufassen; denn in den meisten Fällen wirkt Suggestion mit und spielt vielleicht sogar die Hauptrolle. Dagegen kann bloß von Magnetismus die Rede sein, wenn die Versuchsperson magnetisiertes Wasser von anderem, nicht magnetisiertem unterscheidet. Dies gelingt durch den Tast-, den Geruchs- und den Geschmacksſinn.[3])

Was beweist das? Es zeigt, daß durch das Magnetisieren in dem Wasser eine Änderung vor sich gegangen ist. In der molekularen Anordnung der Bestandteile des Wassers kann die Veränderung nicht wohl liegen, denn sonst müßte sich eine chemische oder physikalische Differenz zwischen magnetisiertem und nicht magnetisiertem Wasser nachweisen lassen, was nicht der Fall ist. Die alte Annahme von einer „dynamischen" Veränderung umschreibt bloß das, was sie nicht erklären kann. Es bleibt uns also nur ein Drittes übrig, nämlich die Anwesenheit eines so verdünnten Stoffes anzunehmen, daß unsere chemischen und physikalischen

[1]) „Sphinx", Bd. III, S. 273, nach einem Artikel des „Hannoverschen Courier" vom 11. Februar 1887. — Dies hat Herr Böllert sehr oft ausgeführt; es soll sogar eines seiner gewöhnlichen Schaustücke gewesen sein, und ist seitdem auch mehrfach durch andere wiederholt worden.

[2]) Vgl. diese Zeitschrift, Bd. VI, S. 136 und Bd. VII, S. 17, 69 und 145.

[3]) Vgl. diese Zeitschrift, Bd. III, 198.

Untersuchungsmethoden uns kein Resultat geben; wohl aber ist dazu die physiologische Reaktion unseres Organismus im stande.

Und damit sind wir sofort bei dem Jägerschen Anthropin angelangt. Wieviel seiner therapeutischen Wirkung etwa auf Fremd- oder Selbst-Suggestion beruht, soll hier ununtersucht bleiben. Jedenfalls ist es verschwindend wenig, was schon dadurch erwiesen wird, daß es nicht bloß auf Menschen wirkt, sondern auch auf Tiere, und daß man „humanisierte" Getränke von nicht humanisierten ohne weiteres durch Geruch und Geschmack unterscheiden kann (worüber sogleich noch näheres). Andererseits aber bietet es in seinem ganzen physiologischen Verhalten eine so überraschende Ähnlichkeit mit der magnetischen Kraft, daß man sich fragen muß, ob nicht beide Heilpotenzen identisch sind. Das Anthropin bewirkt einmal eine deutlich wahrnehmbare Veränderung im Geschmack und Geruch von Objekten, die mit ihm imprägniert sind; und zwar liegen hier Experimente vor, welche so zwingend sind, als man es nur verlangen kann. Jäger hat in mehr als 70 Städten Deutschlands, Österreichs und der Schweiz seine sogenannten Weinproben angestellt, zu welchen alle Sachverständigen (Weinhändler, Ärzte, Naturforscher ꝛc.) eingeladen wurden. Das Resultat war fast ausnahmslos dieses, daß die Anwesenden den imprägnierten Wein von dem nicht imprägnierten durch Geruch und Geschmack unterschieden; gleichviel in welcher Reihenfolge beide Proben vorgenommen wurden — ein Ergebnis, bei dem jede subjektive Täuschung wegfällt. Ich selbst hatte mehrfach Gelegenheit, mich von dem überraschenden Erfolge dieser Weinproben sogar bei den größten Skeptikern zu überzeugen.

Um was es sich beim Anthropin handelt, zeigt auch folgende Erwägung: Der Hund unterscheidet die Spur seines Herrn von der jedes andern Individuums, ebenso alles, was sein Herr berührt hat, von solchen Gegenständen, die unberührt oder von andern berührt sind, und endlich die ihm vom Wind zugetragene Ausdünstung seines Herrn von der jedes andern Wesens. Dies beweist, daß der Mensch an alles, was er berührt oder anhaucht, einen Riechstoff von durchaus individuellem Charakter überträgt, und es läßt sich auch leicht nachweisen, daß der hauptsächliche Träger dieses Riechstoffes der Fettschweiß ist. Wenn ein Magnetiseur leblose Gegenstände magnetisiert, findet notwendig die gleiche Übertragung des individuellen Riechstoffes ganz ebenso, ja noch viel intensiver statt, als bei unabsichtlichen Berührungen, welche als „Spur" das Objekt der Hundsnase sind. Wir dürfen also, wenn das Anthropin des Magnetiseurs die Wirkungen magnetisierten Wassers erklärt, nicht ohne zwingenden Grund annehmen, daß außer demselben dem Magnetiseur noch eine besondere (abgesehen von der suggestiven) Kraft innewohnt. Ob das der Fall ist, kann nie durch theoretische Spekulation, sondern nur durch Experiment entschieden werden. Jäger hat dazu den Anfang gemacht, andere mögen seine Versuche nachprüfen und in der bewußten Richtung erweitern.

Hinsichtlich der therapeutischen Wirkung des Anthropins ist ebenfalls eine große Ähnlichkeit mit dem Mesmerismus zu konstatieren; wie dieser,

wirkt es auch oft mit wahrhaft verblüffender Schnelligkeit, nachdem alle andern Mittel vergebens gewesen waren. Daß bei Anwendung des Mesmerismus in solch schnellen Heilwirkungen wohl oftmals auch die Suggestion eine erhebliche Rolle spielt, schließt doch die anderweitig hinreichend bewiesene Wirksamkeit des Mesmerismus keineswegs aus.

Schließlich deckt sich noch eine Menge spezieller Erfahrungen und Vorschriften beim Mesmerismus und beim Anthropin vollkommen. Ich beziehe mich hier beispielsweise auf den Hans von Benderschen Artikel im Januarheft der „Sphinx“ (S. 26): „Der Mesmerist kann nicht jeden Patienten heilen; inwieweit er zu helfen vermag, hängt stets von seiner Kraft und von der Empfänglichkeit des Kranken ab.“ Ich glaube, daß das nicht ganz richtig ausgedrückt ist. Meiner Ansicht nach handelt es sich nicht um quantitative, sondern qualitative Relationen, nämlich um eine individuelle, spezifische Übereinstimmung oder Nichtüberstimmung zwischen Magnetiseur und Patient. Besteht diese Übereinstimmung nicht, so kann ersterer noch so „kräftig“, letzterer noch so „empfänglich“ sein; dies Mesmerisiern wird trotzdem nichts helfen, während andererseits der Magnetiseur selbst bei bescheidener Kraft einen andern Patienten prompt kuriert, und der im einen Falle Unempfängliche von einem andern, nicht stärkeren Magnetiseur glänzenden Erfolg hat. Das beweist deutlich, daß es sich um spezifische Relationen handelt, und daß deshalb auch der Name des tierischen Magnetismus ein unglücklich gewählter ist, selbst wenn man darunter bloß ein Analogon des kosmischen Magnetismus versteht, denn diesem geht eben jede Spezifität ab. Das Gesetz der spezifischen Relation beherrscht aber auch das Verhältnis jedes Heilmittels, speziell des Anthropins, zu der zugehörigen Krankheit. Weiter: „Es giebt auch Spezialisten in diesem Heilverfahren, deren Kraft sich bei besonderen Leistungen hervorragend wirksam zeigt.“ (S. 26.) Natürlich, ebenso gut wie jede Arznei, selbst wenn sie einen noch so ausgedehnten Wirkungskreis zeigt, doch auch wieder speziell für eine oder einige wenige Krankheiten sich als nützlich erweist. Es ist wieder die spezifische Wirkung des „Magnetismus“, welche uns entgegentritt.

Nichts anderes als eine spezifische Verwandtschaft zwischen Arzt und Patienten ist es auch, was der Volksmund und von Bender mit dem unklaren Namen der „Sympathie“ bezeichnen (S. 27).

Noch eine Menge einzelner Vorschriften gehören hierher, so z. B., daß ein Raucher am besten morgens, ehe er seine Zigarre angezündet hat, magnetisieren soll [1]) u. dgl. mehr. Ebenso kann die Wirkung des Anthropins durch desodorisierende oder stark riechende Mittel zerstört werden.

Angesichts dieser vielen Berührungspunkte können wir mit ziemlicher Sicherheit die Ansicht aufstellen, daß überhaupt die magnetische Kraft, sobald jede Suggestion dabei ausgeschlossen erscheint, nichts anderes ist als das Jägersche Anthropin. Jäger definiert dasselbe als den Gesundheitsstoff, welcher besonders den Epidermoidalgebilden des Menschen

---

[1]) In dieser Zeitschrift, Bd. VII, 60.

anhängt und welcher sich durch homöopathisches Potenzieren des menschlichen Haares von seinem Träger isolieren läßt. Alle Eigentümlichkeiten, welche der magnetischen Kraft zukommen, besitzt auch das Anthropin, dagegen habe ich bis jetzt noch keine einzige Verschiedenheit zwischen beiden auffinden können. Alle scheinbaren Differenzen erklären sich aus dem Hereinspielen der Suggestion, also des geistigen Faktors.

Mit der Identifizierung von Mesmerismus und Anthropin sind wir auch der theoretischen Erklärung des ersteren um ein gutes Stück näher gekommen. Es handelt sich nicht um eine Kraft ohne Stoff, sondern um einen homöopathisch verdünnten Stoff, welcher Träger der Kraft ist.

Zum Schluß möchte ich nochmals darauf hinweisen, daß es gerade von wissenschaftlichen Gesichtspunkten aus sich empfehlen wird, mesmerische und hypnotische Versuche zu trennen, während natürlich in der Praxis, insbesondere in der Therapie, beide Methoden sich zweckmäßiger verbinden. Dabei wird man unschwer feststellen können, inwieweit das homöopathisch isolierte Anthropin eines Menschen dieselbe Wirkung ausübt wie seine mesmerische Kraft. Man kann sich fragen, ob nicht in letzter Linie auch Hypnotismus und Magnetismus sich auf einen gemeinsamen Grund zurückführen lassen. Diese Untersuchung liegt uns hier fern, zumal da sie sich auf dem Boden des Experiments kaum wird entscheiden lassen, sondern der Spekulation angehört; während die Erfahrung unzweideutig für eine strikte Trennung beider Phänomene spricht.



Eine möglichst allseitige Untersuchung und Erörterung übersinnlicher Thatsachen und Fragen ist der Zweck dieser Zeitschrift. Der Herausgeber übernimmt keine Verantwortung für die ausgesprochenen Ansichten, soweit sie nicht von ihm unterzeichnet sind. Die Verfasser der einzelnen Artikel und sonstigen Mitteilungen haben das von ihnen Vorgebrachte selbst zu vertreten.

Klopftöne.

Einige Untersuchungen,

mitgeteilt von

Hans von Bender.

Mit großer Vorliebe werden von jedermann hypnotische, telepathische, psychometrische Versuche gemacht, weil sie eben ungemein interessant und dankbar im Resultate sind, mithin kann nicht ausbleiben, daß die Erfahrung ein reiches belehrendes Material auf diesem Gebiete anhäuft, während ein anderes, so nahe verwandtes, höchst stiefmütterlich von uns behandelt wird; ich meine dasjenige der „magischen" Klopflaute, der Tischbewegungen, oder was sonst zu derartigen Manifestationen gehört. Ein Kleeblatt von Vieren, traten wir deshalb im Anfang des April dieses Jahres zusammen mit dem Beschlusse, gerade diesen Erscheinungen näher zu treten und zwar mit möglichster Kritik, aber mit Ausschluß vorgesetzter Meinungen.

Ich muß im voraus sagen, daß drei von uns, die ich mit A, B und C bezeichne, bereits an Sitzungen teilgenommen hatten, in denen sich Tischbewegungen gezeigt und daß ich (B) früher Klopflaute erhielt, die sich aber später ganz verloren. Das vierte, neu aufgenommene Mitglied, dem ich den Buchstaben D gebe, hatte Erfahrung in jeglicher Art mediumistischer Erscheinungen; wir setzten besondere Hoffnung auf ihn im Vereine mit mir selbst.[1])

Bei der Verabredung für die Sitzungen hatte ich D die Hand gereicht, war dann in die Nähe des Tisches zurückgetreten, während C mit D an der Thüre stand, sie dem Fortgehenden zu öffnen. Plötzlich hörte ich drei schnell hintereinander folgende Klopflaute im Tische, den niemand berührte. Um nicht gleich im Anfange als leichtgläubig gebrandmarkt zu werden und im unklaren, ob auch die anderen das Gehörte vernommen,

---

[1]) Wir erwähnen hierzu, daß uns die vier Teilnehmer dieser Sitzungen alle als ruhige Beobachter bekannt sind. (Der Herausgeber.)

schwieg ich darüber, sah aber in demselben Augenblick, wie D stutzte, worauf er mich fragte: haben Sie die Klopflaute gehört?

Aufgemuntert durch diese spontan erschienenen Laute, setzten wir drei uns mit meiner herbeigerufenen Tochter zusammen an den Tisch, und sofort begann es wieder zu klopfen.

Als die Laute an Stärke zugenommen, veranlaßte dies D zu Fragen, wie sie in solchen Sitzungen üblich, ob wir die Plätze wechseln sollten, ob der Teppich unter dem Tische störe, ob wir noch andere Bedingungen zu beachten hätten ꝛc. ꝛc. Die Fragen wurden mit Nein und Ja — einmal und dreimal Klopfen — beantwortet. Es war, wie ich zu bemerken bitte, um 12 Uhr mittags, bei vollkommener Helle im Zimmer.

D, der nicht viel Zeit zu seiner Disposition hatte, aber überrascht war von diesen unerwartet schnell erzielten Resultaten, verabredete sofort zum nächsten Tage eine Sitzung, an der auch A teilnehmen sollte, und begreiflicherweise glaubten wir uns zu den schönsten Hoffnungen berechtigt.

Es war am 4. April abends 8 Uhr 20 Minuten, als wir wieder zusammenkamen. Die Hängelampe brannte hell über unserm Tische, was ich wieder besonders hervorhebe, da die Ansicht verbreitet ist, Dunkelheit, mindestens Zwielicht sei für das günstige Ergebnis einer Tischsitzung stets erforderlich. Wir hatten somit jedenfalls den Vorteil einer unbedingten gegenseitigen Kontrolle, während beim Ausschlusse des Lichtes der Täuschung und dem Betruge Thor und Thür geöffnet ist.

Ich gehe hier nicht auf die Einzelheiten unserer mir vorliegenden Protokolle ein, welche Zeugnis dafür ablegen, daß wir starke Manifestationen erzielten, sondern will nur darüber reden, was ich über den Ursprung und den Charakter derselben denke, im Glauben, daß ich mich den Erscheinungen möglichst kritisch gegenüber gestellt.

Nachahmungsversuche durch Druck, Kratzen oder Klopfen mit den verschiedensten Instrumenten oder den Fingernägeln fielen erfolglos aus, wenigstens für die eigentliche Art mediumistischer Klopflaute, die ich sehr bestimmt von den mechanisch entstehenden unterscheide.

Die Klopflaute erschienen oft sofort beim Niedersetzen, oft erst lange nachher, manchmal stark, manchmal so schwach, daß wir uns über deren Echtheit nicht einigen konnten; also jedenfalls, da wir stets mit dem gleichen Wunsche saßen, sie möchten erzeugt werden, erschienen sie unabhängig von unserem bewußten Willen. Wenn nun aber der unbewußte Wille unkontrollierbar ist, so läßt sich doch eine gewisse Beziehung nicht verkennen, in welcher die Sitzenden zu den Klopflauten stehen. D und ich müssen entschieden etwas dazu geliefert haben, was der Hervorbringung der Klopflaute günstig war, denn die andern Beteiligten konnten die Hände vom Tische nehmen, ohne daß die Klopflaute aufhörten, wir nicht; und zwar scheint es, als ob D etwas gab, ich empfing und wieder abgab. Wurden doch die Klopferscheinungen stärker, wenn D meine Hände mesmerisierte, worauf uns die Beobachtung brachte, daß die ersten spontanen Laute nach unserm Händedruck erschienen. Nach dem Mesmerisieren fühlte ich deutlich, wie eine gewisse Kraft dem Vorder- und Mittelfinger meiner rechten Hand

entströmte und in die Tischplatte zog, worauf die Manifestationen zunahmen. Auch ein unmittelbares Mesmerisieren der Tischplatte durch D wirkte günstig.

Wenn D und ich nun auch hauptsächlich in Beziehung zur Hervorbringung der Erscheinungen zu stehen schienen, so ließ sich ebenfalls nicht verkennen, daß die anderen Mitsitzenden auf Charakter und Art derselben Einfluß übten. Z. B. hatte der Hinzutritt A's stets zur Folge, daß sich die Klopflaute in Stärke, Aufeinanderfolge und Örtlichkeit ihrer Äußerung änderten, bei C war dies nicht zu bemerken. — Ferner stellten wir fest, daß ein außerhalb des Zirkels Sitzen einer beteiligten oder unbeteiligten Persönlichkeit keinerlei Störung der Manifestationen hervorrief.

Wir Mitsitzenden sind uns alle einig geworden, die Klopflaute in drei Gruppen zu teilen: 1. solche, die durch unwillkürlichen Druck mit Hilfe menschlicher Glieder, also mechanisch hervorgerufen wurden; und 2. solche, welche auch mechanisch entstanden, aber ohne Mitwirkung menschlicher Organe, etwa durch dieselbe Ursache, wie wenn bei Witterungswechsel die Möbel knacken. Es ist wohl nicht zu verkennen, daß eine Wärmentwicklung an den Fingerspitzen stattfindet, welche auf das Holz, das betastet wird, wirken muß; dann aber 3. bleibt streng geschieden hiervon noch die dritte Art übrig, die echten glockenreinen durch nichts nachzuahmenden Klopflaute, deren Ursprung zu erforschen wir uns zur eigentlichen Aufgabe gemacht hatten, und auf die wir beim Experimentieren allein Rücksicht nahmen.

Was zuerst auffällt, ist, daß diese Klopflaute ungemein verschieden an Stärke sind, sich langsam oder rasch folgen, ja, daß manchmal laute und schwache, wie an verschiedenen Stellen des Tisches zugleich kommen, obwohl es unmöglich scheint, eine Übereinstimmung unter den Sitzenden zu erzielen, wo sie dieselben zu hören meinen. Die Klopfintervalle werden nach und nach systematischer, und da wir mit unserem bewußten Willen nichts zur Hervorbringung oder Verstummung der Laute beitragen können, versuchen wir es mit der Hypothese der außer uns liegenden Intelligenz. Wir fragen und warten auf Antwort, die in der Zahl der Klopflaute verabredet wird. Es zeigt sich, daß eine geistige Verbindung erzielt wird; wir protokollieren die Mitteilungen. Wir lassen bestimmte Zahlen klopfen, lassen rechnen, buchstabieren und erhalten viele überraschende Resultate, aber ebensoviele unsinnige. Wir gehen weiter, versuchen es mit Dingen, die außer unserem Wissensbereiche liegen; wir fragen z. B. nach der Nummer eines umgekehrt auf den Tisch gelegten, aus der Urne herausgezogenen Loses, fragen, ob die Zahl gesehen wird und erhalten trotz Bejahung eine unrichtige Angabe, ebenso umgekehrt, bei der Verneinung eine richtige. Bei diesem Schwanken zwischen richtig und unrichtig bleibt es durch alle Sitzungen hindurch, mithin auch das Rätsel, dem wir gegenüberstehen, für uns ungelöst.

Wirkt eine fremde Intelligenz mit, warum ist sie so unzuverlässig? Möglich ist, daß wir noch zu sehr in Unkenntnis über die Bedingungen sind, unter welchen bessere Verständigung erzielt werden könnte, aber

warum bemüht sich die zur Verbindung geneigte Intelligenz nicht, eine bessere Verständigung herzustellen? Vorläufig aber ist für uns noch nicht einmal mit Sicherheit eine fremde Intelligenz hinter diesen Klopferscheinungen erwiesen, wenn wir uns nicht selbst betrügen wollen.

Wir hatten Gelegenheit, noch andere Personen zu unseren Sitzungen hinzuzuziehen; aber auf die Unzuverlässigkeit der erhaltenen Aussagen übte dieses keinen Einfluß. Als statt meiner eine Dame in den Zirkel eintrat, zeigten sich stärkere Klopflaute als mit mir, doch ward sie sehr schläfrig und angegriffen, so daß man ihren Nerven keine weiteren Zumutungen machen wollte. Auch der junge Karl Wolter, das „Medium" des Resauer Spukes, saß mit uns, wir hatten aber mit ihm schlechtere Manifestationen als ohne ihn; auch war lange nicht alles echt, was von ihm ausging.

Die geringen Ergebnisse unserer Versuche fasse ich zum Schlusse kurz zusammen. Unsere Erfahrungen beweisen:

1. daß Tischsitzungen bei Tageshelle oder bei vollem Lampenlicht echte „mediumistische" Klopflaute erzielen, daß also Dunkelheit oder Zwielicht kein unbedingtes Erfordernis ist;

2. daß die Manifestationen unabhängig vom bewußten Willen der Sitzenden sind;

3. daß eine täuschende Nachahmung der eigentlichen „echten" Klopflaute nicht möglich ist;

4. daß das Hervorrufen der Klopflaute zu einzelnen der Sitzenden in enger Beziehung steht, auch Art und Beschaffenheit derselben nicht unbeeinflußt durch die Mitglieder ist;

5. daß ein außerhalb des Zirkels Sitzender keinen störenden Einfluß übt;

6. daß man drei Arten der Klopflaute unterscheiden kann, von denen zwei mechanischen Ursprungs sind und nur der dritte, von den beiden anderen wesentlich unterschiedene, als „echt" bezeichnet werden sollte;

7. daß die Klopflaute verschieden an Stärke und Aufeinanderfolge sind, die Örtlichkeit ihrer Äußerung aber nicht leicht mit Sicherheit festgestellt werden kann;

8. daß auf Verabredung die Klopflaute bestimmte Intervalle innehalten, so daß man auf Fragen Antworten erhält;

9. daß diese Antworten oft überraschend richtige Ergebnisse, aber ebenso oft unrichtige liefern.





Eine telepathische Vision.

Berichtet von

Georg R. Friedrich,

Landgerichtsrat a. D.

Ich bin ein alter Mann und sehe dem Tode, der mich, wie ich glaube, bald erwartet, mit Ruhe entgegen. Zuvor aber möchte ich eine Vision erzählen, welche mich mächtig erschüttert hat und von der ich bis jetzt niemandem Mitteilung gemacht habe.

Schon meine Eltern hatten eine Dienstmagd aus einem Dorfe an der Lahn, namens Lisbeth; ich hatte dieselbe nach deren Tode gleichsam als ein Inventarstück übernommen. Sie war brav, fleißig und treu und unserer Familie fest zugethan. Sie hatte sich einige hundert Gulden erspart, und ich hatte ihr nach und nach einige hundert Gulden gegeben, so daß sie einem sorgenfreien Alter entgegensah, auch wenn sie nicht, wie ich die Absicht hatte, bei mir bis zu ihrem Tode verblieb. Sie war schon über 70 Jahre alt geworden, fast arbeitsunfähig und kränklich. Von Verwandten hatte sie noch eine in ihrem Geburtsorte verheiratete Tochter einer Halbschwester mit zahlreicher Familie.

Diese machte ihr öfters Besuche, hatte gewöhnlich ein sauber gekleidetes hübsches Kind bei sich, welches Lisbeth aus der Taufe gehoben hatte, versäumte auch nie, irgend einen Leckerbissen für die Tante, die alte Lisbeth, wie diese allgemein genannt wurde, mitzubringen, und gewann das Herz derselben um so mehr, als diese eine große Zuneigung zu dem Kinde hatte.

So konnte es mich nicht wundern, daß Lisbeth eines Tags mir ihren Entschluß kundgab, zu ihrer Nichte zu ziehen und dort ihre letzten Lebensjahre zuzubringen. Vergeblich stellte ich ihr vor, daß sie es bei mir wahrscheinlich besser habe, als sie es in ihrer in dürftigen Verhältnissen lebenden Familie treffen werde. Lisbeth war durch das Zureden und das Benehmen ihrer Nichte so gewonnen, daß mein Abmahnen nichts half. Ich schenkte ihr noch das Bett, in dem sie bisher geschlafen hatte, zwei Stühle, einen Schrank und eine Kommode, etwas Geld und entließ sie mit der Mahnung, ihr Vermögen festzuhalten. Ich versprach ihr, zuweilen zu schreiben, und legte ihr auf, auch mir bisweilen zu schreiben oder schreiben zu lassen, wie es ihr gehe. Der alten Person fiel das Schreiben sehr schwer.

Sie schied von mir unter vielen Thränen; auch ich war ergriffen, als sie abfuhr. Der Mann ihrer Nichte hatte sie mit einem Fuhrwerke abgeholt und ihre Kiste mit dem übrigen Hausrat aufgeladen.

Es vergingen mehrere Jahre. Ich hatte meinen Wohnsitz in größere Entfernung von dem Geburtsorte Lisbeths verlegt.

Alljährlich zum Geburtstage hatte ich ihr Glück gewünscht und dazu jedesmal, sowie auch zum Weihnachten, ein Geldgeschenk beigelegt, jedoch niemals einen Brief von ihr erhalten. Ich glaubte, daß es ihr gut gehe.

Es war nun in einer dunkeln Novembernacht des Jahres 1877, als mir das folgende Erlebnis begegnete. Ein heftiger Wind hatte sich erhoben und ein eisiger Regen fiel nieder.

Etwa um 4 Uhr morgens fuhr ich in meinem Bette aus dem Schlafe auf. Ein unbestimmter Schrecken hatte mich erfaßt. Ich setzte mich im Bette auf. Mein Haar sträubte sich und eine rätselhafte Gewalt zwang mich, meine Augen nach dem freien Raume im Zimmer zu richten. Ich fühlte mich in einem Zustande reger Thätigkeit aller Geisteskräfte und doch wieder gebannt in eine Lähmung und Erstarrung und ein Gezwungensein unter eine fremde Kraft, einen fremden Willen.

Ich erblickte dann in der Entfernung von etwa 20 Schritten einen tiefen Fluß hinströmen und wußte, daß es die Lahn sei. Das Wasser floß in unsichtbaren Ufern und war gänzlich von einem gelblich-grauen Lichte durchleuchtet. Ich befand mich etwa der Mitte der Tiefe des Flusses gegenüber.

Dort aber tauchte die mir so wohlbekannte Gestalt der alten Lisbeth auf. Ich sah vollkommen deutlich ihren Kopf, um den ihr aufgelöstes graues Haar wirr und naß und triefend und sich mit dem Wellenschlage bewegend herabhing. Noch sah ich den Hals und die Schultern und den oberen Teil der Brust und der Arme; der untere Teil ihrer Gestalt war nur undeutlich, nebelhaft zu sehen. — Sie starrte mich mit ihren Verzweiflung bis zum Wahnsinn, Zorn und schreckenvolles Entsetzen blickenden Augen vorwurfsvoll an; und diese Augen hielten mich mit magischer Gewalt gefesselt.

Sie und ich sprachen nicht; wir lasen gegenseitig unsere Gedanken; es war aber nicht ein bloßes solches Lesen, sondern ich empfand auch einen fast körperlichen Eindruck auf mein Gehör. Hier unsere Unterredung, wie ich der Kürze halber und mangels eines anderen besseren Ausdrucks den gegenseitigen Gedankenaustausch nennen will, wenn ich ihn auch nicht mehr wörtlich wiederzugeben vermag:

„Herr! — sagte sie — Herr! warum habt ihr mich so ganz im Stiche gelassen? Ihr wart meine einzige Hoffnung, mein Trost; ihr seid schuld, daß ich jetzt elend sterben muß!“

„„Lisbeth! — entgegnete ich — du hast ja Vermögen und ich habe dir öfters in meinen Briefen Geld geschickt! wenn dir aber etwas fehlte, warum hast du mir nicht geschrieben oder bist zu mir gekommen? Deine treuen Dienste, die meinen Eltern geleistete Pflege habe ich nicht vergessen!““

„Ach, Herr! — sagte die Gestalt —, jetzt weiß ich, daß ihr mich nicht verlassen habt! Meine Verwandten haben eure Briefe unterschlagen, das Geld behalten. Sie hatten mir geschmeichelt, bis ich ihnen fast meine ganze Habe hingab, den Rest mir mit Drohungen und Zwang abgenommen; sie ließen es nicht zu, daß ich euch schrieb oder zu euch kam, und als ich nichts mehr hatte, schlugen sie mich, ließen mich hungern und frieren und auf einem Strohsacke im Kuhstalle schlafen. Noch gestern Abend sagte mein eigenes Schwesterkind: ‚mach', daß du krepierst, zu besserem bist du nicht mehr nutz, du mußt morgen aus dem Hause!' — Ich konnte nicht schlafen und wußte mir keinen Rat. Ich dachte an euch und rief: ‚Er will nichts mehr von dir wissen!' und eine Stimme hörte ich rufen: ‚Niemand hilft dir, mach' dem Elend ein Ende!' Ich lief an den Fluß und sprang hinein. Herr! ihr seid gut!"

Ein glückliches seliges Lächeln verklärte das alte Antlitz; die Augen verloren ihre Starrheit und blickten sanft und friedlich. Die ganze Erscheinung aber entfernte sich, verblaßte und war bald verschwunden.

Ich konnte nicht mehr schlafen, obschon ich es versuchte; meine Pulse klopften ungestüm. Ich nahm mir vor, an dem nämlichen Tage noch an den Pfarrer des Lahndorfs, in welches Lisbeth gezogen war, zu schreiben. Ich konnte diesen Entschluß jedoch nicht ausführen, da unvorhergesehene eilige Geschäfte meine ganze Zeit in Anspruch nahmen, ich auch bei ruhigem Nachdenken über mich selbst lächelte, daß ich einem, wenn auch sehr lebhaftem, Traume irgend ein Gewicht hatte beilegen wollen.

Am folgenden Tage aber las ich mit dem Datum des vorigen Tags in der Zeitung: „Aus . . . wird ein trauriges Ereignis gemeldet: Eine Person, welche unter dem Namen „die alte Lisbeth" bekannt war, hat sich heute morgen um 4 Uhr in der Lahn ertränkt; die Leiche ist bereits gefunden. Lisbeth hatte lange Zeit in . . . als Magd gedient, das von ihr ersparte geringe Vermögen aber ihren Verwandten, bei denen sie lebte, gegeben, die das Geld bald aufgebraucht hatten. Lisbeth war ihnen jetzt zur Last; sie mißhandelten sie, ließen sie im kalten Stalle schlafen, vernachlässigten sie in Reinlichkeit und Kleidung. Da erfaßte die Arme die bittere Verzweiflung und trieb sie zum Selbstmord. Gott wird ihr ein gnädiger Richter sein; die Teilnahme ist allgemein."

Ich brauche nicht zu sagen, wie sehr mich diese Nachricht erschütterte. War es ein Traum gewesen oder hatte ich Lisbeth wirklich gesehen? Noch oft meine ich die im Wasser kämpfende Gestalt zu erblicken. Seit jener Nacht aber halte ich es für wahrscheinlich, daß der lebende Mensch, wenn er im Augenblicke höchster Erregung, namentlich des Todes, seine Gedanken und seinen Willen auf einen einzigen Gegenstand richtet, in die Ferne zu wirken fähig ist.


Eine möglichst allseitige Untersuchung und Erörterung übersinnlicher Thatsachen und Fragen ist der Zweck dieser Zeitschrift. Der Herausgeber übernimmt keine Verantwortung für die ausgesprochenen Ansichten, soweit sie nicht von ihm unterzeichnet sind. Die Verfasser der einzelnen Artikel und sonstigen Mitteilungen haben das von ihnen Vorgebrachte selbst zu vertreten.

Hellsehen.

Ein Versuch mit einer Somnambulen.

Von

Alfred Backman,
Dr. med.

Als ich Bernheims und Gilles de la Tourettes Erklärungen des sogen. Hellsehens gelesen hatte, glaubte ich nicht an dieses Phänomen, das ich als Selbstbetrug des Experimentators (durch Gedankenübertragung) betrachtete oder durch außerordentlich gesteigerte Parceptionsfähigkeit der Sinne der Somnambulen erklärte. Eine Begebenheit beim Experimentieren auf dem Gebiete der Gedankenübertragung brachte mich zu einer anderen Überzeugung.

Ich fragte nämlich einmal eine Somnambule, welche Zahlen, Namen u. dgl. durch Gedankenübertragung wahrgenommen hatte, ob sie sagen könne, wieviel Geldstücke eine dritte gegenwärtige Person in ihrem Portemonnaie habe, und sie gab die Zahl der Geldstücke vollkommen richtig an.

Erst einige Zeit nachher wurde ich darauf aufmerksam gemacht, daß die Person selbst, welche die Geldstücke hatte, nicht wußte, wieviel es waren; also konnte ein Fall von Gedankenübertragung nicht vorliegen, da weder ich noch die anwesenden Personen vorher die Anzahl der Geldstücke kannten.

Ein Protokoll über meinen ersten wirklich kontrollierten Versuch teile ich hier mit, unter der Versicherung, daß alles so ganz zufällig geschah, daß jede Vorbereitung und somit jeder Betrug ganz unmöglich war.

Das Protokoll lautet, so genau wie möglich übersetzt:

Protokoll über einige psychologische Experimente.

Des Jahres 1888 der 20. Juni um 11 Uhr vormittags wurden die Experimente gemacht mit dem vierzehnjährigen Mädchen Anna Samuelsson, von der Eisenbahnstation Hultsfred, als Medium, von Sanitätskapitän Dr. A. Backman als Experimentator; gegenwärtig waren die Herren O. Ahlgren, Kapitän der Reserve des königlichen Infanterieregiments „Kalmar“, E. Hageus, Leutnant, A. Meyerson, Unter-Leutnant, und C. Ericsson, Intendantur-Wachtmeister, alle bei dem oben genannten

Regiment. Die Experimente geschahen im Wohnzimmer des Dr. Backman im Militärlazarett des Regiments.

Ich, der Unterzeichnete Ericsson, der von den wunderbaren Resultaten des Hypnotismus gehört und gelesen hatte und zufällig dem Dr. Backman im Lager begegnete, fragte ihn, ob ich nicht einmal bei Hypnotisierung einer Person zugegen sein könne; dieser Wunsch, von dem Dr. Backman nichts vorher wissen konnte, wurde sogleich erfüllt; wir gingen direkt zum Lazarett. Unterwegs begegneten wir den Herren Hagéus und Meyerson, die mitzugehen aufgefordert wurden; der unterzeichnete Ahlgren kam zufällig nach dem Anfange der Sitzung, um mit dem Arzt zu sprechen.

Nachdem ein Bauernweib, eine Patientin, hypnotisiert worden war und einige Experimente mit Gedankenübertragung u. a. gemacht waren, wurde sie geweckt und ersucht, die kleine Anna, die in einem Zimmer des unteren Stockwerks wartete, herbeizuholen. Während die Frau ihre Überkleider anlegte, wurde die Thür geöffnet und die kleine Anna kam herein. Nachdem sie auf einem gewöhnlichen Stuhle gegenüber dem Arzte Platz genommen und den Befehl erhalten hatte, die Augen zu schließen, aber nicht einzuschlafen, sondern wach zu bleiben, fragte Dr. Backman, welche Versuche Herr Ericsson zu sehen wünschte, die Bemerkung hinzufügend, daß das Mädchen vollkommen gleich sei im wachen wie im schlafenden Zustande. Als Ericsson keinen speziellen Wunsch hatte, bat Dr. Backman das Mädchen, in die Tasche und in das Portemonnaie Ericssons Einblick zu thun und anzugeben, wie viele Geldstücke vorhanden seien. Sie gab an: „Fünf Stücke", was auch beim Nachsehen richtig gefunden wurde, ungeachtet weder Dr. Backman noch Herr Ericsson selbst die Anzahl der Geldstücke kannten.

Nach einigen anderen Experimenten entspann sich ungefähr folgendes Gespräch. Dr. Backman: Anna! nun will ich, daß du nach dem Hause des Herrn Ericsson gehst; bist du da? Anna: Ja! Dr. B.: Nun sollst du durch die rechts in der Vorhalle befindliche Thür eintreten; bist du da? Anna: Ja! Dr. B.: Ist jemand in diesem Zimmer? Anna: Ja wohl! Dr. B.: Mann oder Weib? Anna: Es ist ein Mann! Dr. B.: Jung oder alt? Anna: Alt. Dr. B.: Wer ist es denn? Anna: Der Intendanturdiener. Dr. B. (zweifelnd): Was macht er im Zimmer des Herrn Intendantur-Wachtmeisters? Anna: Er schreibt! Dr. B.: Was schreibt er denn? Anna: Das kann ich nicht sehen! Dr. B.: Ich will, daß du ordentlich nachsiehst; nun denn? Anna: Er schreibt Zahlen. Dr. B. (an Gewehre denkend, die an der Wand im Zimmer Ericssons hängen): Hängt etwas an der Wand bei der Thür? Anna: Ja! Dr. B.: Was ist's? Anna: Es sind Kleider da! Dr. B.: Ist nichts an die Wand angelehnt? Anna: Jawohl! Dr. B.: Was denn? Anna: Kann es nicht sagen! Dr. B.: Ist es von Holz oder von Metall? Anna: Von Holz! Dr. B.: Was ist's? Anna: Ein langer grober Stock. — — — — Dr. B. (nachdem er mit den übrigen Personen einige Minuten gesprochen): Anna, ist der Diener noch da? Anna: Ja. Dr. B.: Was macht er nun? Anna: Er will ausgehen! Dr. B.: Wohin wird er

gehen? Anna: Nach dem Lager hin, zur Kaserne. Dr. B.: Ist jemand bei ihm? Anna: Ja, noch einer. — — —

Hierauf gingen wir, Ahlgren und Ericsson, sofort zu dem Hause Ericssons und als wir in das links im Vorhofe befindliche Zimmer des Dieners eintraten, fanden wir diesen anwesend; als wir ihn fragten, was er gemacht, ob er geschrieben habe, antwortete er, daß er wirklich geschrieben habe und zwar Zahlen. Links von der Thüre hingen Kleider an der Wand und gegen dieselbe Wand gestützt fand sich eine 1,5 Meter lange Gerte, die ohne besondere Absicht von dem Knaben des Dieners dort hingestellt worden war. Alsdann erzählte der Diener, daß zwei Korporale zu ihm gekommen seien und daß er die Absicht gehabt habe, mit denselben zu dem neben der Kaserne liegenden Vorratshause zu gehen, um ihnen einige Uniformsteile zu übergeben, daß er jedoch diese Absicht nicht ausgeführt habe und die beiden Korporale fortgegangen seien. —

Daß die oben geschilderten Begebenheiten wirkliche Thatsachen sind und daß jeglicher Betrug oder irgendwelche Vorbereitung ausgeschlossen ist, das bezeugen wir, ein jeder für das, was in seiner Gegenwart geschah, alle auf Ehre und Glauben.

(gezeichnet) C. E. Ericsson. Oskar Ahlgren. Edw. Hagéus. A. Meyerson.

Ich lege dieses kleine Experiment in seiner schlichten Einfachheit vor, ohne weitere Erläuterungen daran zu knüpfen, da alles mir ganz deutlich erscheint; ich bemerke nur, daß ich mich überzeugt habe, daß das Mädchen niemals in dem oben genannten Hause gewesen war. Es scheint mir, daß der Fehler, daß sie das auf der linken Seite gelegene Zimmer des Dieners „betrat" statt des in dem Befehl bezeichneten, rechts gelegenen Zimmers Ericssons, auf der „räumlichen Umkehrung" beruht.



Eine möglichst allseitige Untersuchung und Erörterung übersinnlicher Thatsachen und Fragen ist der Zweck dieser Zeitschrift. Der Herausgeber übernimmt keine Verantwortung für die ausgesprochenen Ansichten, soweit sie nicht von ihm unterzeichnet sind. Die Verfasser der einzelnen Artikel und sonstigen Mitteilungen haben das von ihnen Vorgebrachte selbst zu vertreten.

Die Grundgedanken des empirischen Spiritualismus.

Von

Justus.

(Schluß.)

Sollte dies alles nicht genügen, um das Dasein einer übersinnlichen, ihren eigenen Gesetzen gehorchenden Welt und die persönliche Fortdauer nach dem Tode außer Frage zu setzen, nicht allein die bloße Möglichkeit, sondern gleich schon die Wirklichkeit eines „Jenseits" zu beweisen? Der Wissenschaft und dem Verstandesmenschen gewiß nicht! Zu den Verstandesmenschen rechnen wir jedoch nicht jene Sorte von Skeptikern, welche in ihrer Verwerfung des Spiritualismus in Bausch und Bogen sich auf die „Entlarvungen" aller in seinen Annalen leider nur zu oft verzeichneten bewußten und unbewußten Täuschungen stützen. Solche Skeptiker sind das gerade Gegenteil von Verstandesmenschen, da sie nicht einsehen, wie falsch sie schließen, was stets für die fragliche Güte des Intellekts und dafür spricht, daß man seine Schullogik ausgeschwitzt hat. Ihr Schluß lautet nämlich so: Hinz und Kunz sind Spiritualisten; Hinz und Kunz haben geschwindelt: also ist der ganze Spiritualismus ein Schwindel — ein Beispiel eines unmöglichen allgemeinen Schlusses in der dritten Figur, in welcher nur partikular geschlossen werden kann!

Wenn es nach unserem Wunsch ginge, würden die Spiritualisten sich gegen solche Stimmen aus dem feindlichen Lager gar nicht verteidigen — es ist eine Erniedrigung! — sondern höchstens die ruhige Gegenfrage stellen: In der Geschichte — dies weiß jeder Tertianer — ist entsetzlich viel absichtlich und unabsichtlich gelogen und gefälscht worden; ist darum die ganze Geschichte eine Lüge und eine Fälschung?

Die ernste Wissenschaft und der Verstandesmensch, den wir meinen, werden — und namentlich heutzutage, wo selbst die Naturforschung nachgerade anfängt, sich des rohen Materialismus als einer Philosophie der „Bedientenstube" zu schämen — das Übersinnliche als solches nicht bestreiten, sondern nur suchen — was ihnen kein besonnener Spiritualist verargen kann — das noch Unbekannte durch ein Bekanntes, nicht wieder durch ein Unbekanntes zu erklären. Daß mir eine Stimme oder eine „Materialisation" sagt, sie sei der „Geist" dieses oder jenes Toten, der all das Wunderbare, das ich soeben geschaut, bewirkt habe, kann mich doch, wenn mir alle Urteilskraft nicht gänzlich abgeht, unmöglich von der Wahrheit der Sache überzeugen. Befinde ich mich in der Gesellschaft

ehrlicher, gebildeter und ernster Spiritualisten, so ist für mich die Möglichkeit eines Betruges ausgeschlossen, nicht aber, daß die wirkende Ursache der Phänomene in dem mir bekannten Übersinnlichen liege, das in diesem Augenblick in einem oder durch einen aus der Versammlung wirke, ohne daß dieser sich dessen bewußt sei. Das Übersinnliche, von dessen Dasein und Gewalt wir sichere Kenntnis haben, ist bis jetzt der Wille allein. Ist es nicht selbstverständlich, daß man zunächst versuchen wird, auf den unbewußten Willen allein auch die im engeren Sinne spiritualistischen Erscheinungen, ja die „Geister" selbst zurückzuführen, zumal man aus Erfahrung weiß, daß die Gegenwart besonders organisierter Menschen, also Willenssubjekte, Willensobjektivationen, der sogen. „Medien", zum Gelingen spiritualistischer Versuche in der Regel unerläßlich ist?

Diese Schopenhauersche Theorie, welche den Willen zum alleinigen Prinzip der übersinnlichen Phänomene macht, hat etwas Bestrickendes schon durch ihre Einheitlichkeit und Einfachheit. Auch sind wir überzeugt, daß ihre, sowie überhaupt des ganzen „Panthelismus" Grundidee unwiderlegbar ist. Denn was anderes als einen Willen kann man vernünftigerweise für das Ursein ansehen! Alle Religionen, alle Kosmogonien, alle philosophischen Systeme laufen bei näherer Betrachtung auf die Willensmetaphysik hinaus, ja sind eigentlich nur verschiedene Fassungen derselben. Ohne Willen keine That, ohne That keine Schöpfung. Das faustische: „Im Anfang war die That" heißt nichts anderes als: „Im Anfang war der Wille".

Allein so einleuchtend, ja selbstverständlich dies alles ist, ist doch die Willenstheorie, so wie sie Schopenhauer (wohl nicht gedacht, sondern nur — und auch nicht für diejenigen, welche zwischen den Zeilen zu lesen verstehen —) gelehrt, derart beschaffen, daß sie sich ohne weiteres zur Erklärung aller übersinnlichen Thatsachen kaum gebrauchen läßt. Wie soll der verkörperte, objektivierte, durch Zeit, Raum und Kausalität gebundene, in sie gebannte Wille magisch, d. h. unabhängig von seinen Banden, von dem principio individuationis wirken? Der Wille, der dies vermöchte, dürfte offenbar noch nicht in das principium individuationis eingegangen sein, oder müßte diese seine Schranke bereits durchbrochen haben. Aber wie soll man sich einen noch nicht objektivierten Willen denken, da doch der Wille eben der Wille zur Objektivation, zum Leben, und das Leben die notwendige Läuterungsschule des Willens ist? Und sehen wir auch von diesen Schwierigkeiten ab: wo ist denn das Subjekt eines noch nicht und nicht mehr objektivierten Willens? Und was ist ein Wille ohne Subjekt, ein in der Luft schwebender Wille?

Schopenhauers Lehre vom „intelligiblen Charakter" löst ja — freilich auf Kosten seines abstrakten Monismus — bis zu einem gewissen Grade diese letztere Schwierigkeit, aber nur, um eine andere hervorzurufen: wo ist das Band zwischen dem empirischen und intelligiblen Menschen? Und läßt sich, vom Standpunkt der transscendental-idealistischen Erkenntnistheorie,

auf dem Schopenhauer steht oder vielmehr zu stehen vorgiebt, von einem intelligiblen Subjekt reden?

Doch genug der Fragen! Man würde mit ihnen nicht aufhören; denn auch „Schopenhauer und kein Ende!“ Wir wissen sehr gut, daß zur Not eine Lösung aller angedeuteten Widersprüche, und zwar aus Schopenhauer selbst, möglich ist; aber eben nur zur Not; eine gezwungene bleibt sie immer. Doch dies alles kann in dem Rahmen dieses Aufsatzes nicht besprochen werden. Wir wollten nur dem Leser zu verstehen geben, daß die Willensmetaphysik in ihrer ursprünglichen Form kein so bequemer Schlüssel zu den Rätseln des Übersinnlichen ist, als sie auf den ersten Blick zu sein scheint. Und jeder wird uns wohl gern zugeben, daß die Erklärung der mediumistischen Phänomene durch „Geister“, d. h. durch den Willen leibloser, intelligenter, persönlicher Wesen, ungleich faßlicher, ja — wenn das Wort hier gebraucht werden darf — die einzig natürliche wäre. Wenn man nur das Recht hätte zu sagen: sie ist die einzig richtige!

Ob nun dieses Recht überhaupt zu verschaffen, d. h. ob jemals das letzte Ziel des Spiritualismus zu erreichen sei, kann offenbar nur die nähere Untersuchung der deutlichsten uns bekannten Willensphänomene selbst, nämlich der des organischen Magnetismus zeigen. Nötigen diese uns nicht, die Willenstheorie im Sinne des Individualismus zu modifizieren? Enthalten sie nicht etwas, das auf die Möglichkeit des

„Non omnis moriar multaque pars mei
Vitabit Libitinam“

schließen ließe?

Der organische Magnetismus ist eine Thatsache, wie der anorganische. Dies noch in Frage zu stellen, heißt nach Schopenhauer, unwissend, nicht skeptisch sein. Was ist er aber? Zunächst offenbar eine Kraft, da er Bewegung, Veränderung bewirkt. Jede Bewegung ist eine Bewegung von etwas, setzt daher eine Substanz voraus, auf welche die Kraft ihre Wirkungen überträgt. Mit anderen Worten: Jede Kraft bekundet sich als eine besondere Bewegungsform einer besonderen ihr als Mittel zur Übertragung ihrer Wirkungen dienenden Materie. Mittels keiner von den allgemein bekannten Arten der Materie erfolgen die Wirkungen des organischen Magnetismus; dieser muß demnach eine ganz eigene Kraft und, als Kraft, an eine ganz eigene Materie gebunden sein. Der indischen Philosophie ist dieser Stoff längst unter dem Namen „Akasa“, dem Okkultismus und der Theosophie unter dem des „Astralfluidums“ oder „Astrallichtes“ bekannt, welchem Eigenschaften zugeschrieben werden, die zum großen Teil im Gegensatz zu denen der gewöhnlichen Stoffe stehen. Das „Astrallicht“ ist, den Beschreibungen zufolge, das eigentliche Prinzip des Bewußtseins und das Licht unseres tiefsten innersten Seelenlebens, das Organ aller mystischen Wahrnehmung und Erkenntnis. Aus ihm sind zu erklären alle Geheimnisse des Gedankenlesens, des Hellsehens und Hellhörens, der Telepathie oder der, aller räumlichen Entfernung trotzenden

und ohne jede physische Verbindung stattfindenden Einwirkung eines Geistes auf den anderen. Endlich soll man gefunden haben, daß jene „Materialisationen“, von denen oben die Rede war, aus keiner anderen Substanz, als dem bis zur Greifbarkeit verdichteten „Astralfluidum“ bestehen. Man hat nicht den geringsten vernünftigen Grund, die Wahrscheinlichkeit eines solchen Stoffes zu bestreiten, der allen Raum, jede Materie durchdränge und, neben den gröberen Elementen, einen Teil des menschlichen Wesens bildete.

Diese Hypothese wird jedoch dadurch noch wahrscheinlicher, daß sie die einzige ist, mit deren Hilfe die unwiderlegbaren Thatsachen des organischen Magnetismus und empirischen Spiritualismus auf eine annehmbare, ungezwungene Weise erklärt werden. Die Wahrscheinlichkeit wird beinahe Gewißheit durch die Aussagen der Magnetiseure, daß sie beim Magnetisieren das Gefühl hätten, etwas gehe oder ströme aus ihrem Körper heraus, ähnlich wie das Evangelium erzählt, daß Jesus von sich eine Kraft ausgehen fühlte, als ein Weib den Saum seines Gewandes berührte. — Wir nehmen nach alledem keinen Anstand, zu behaupten: das „Astralfluidum“ ist eine Thatsache, genau in demselben Maße, als die durch dasselbe bewirkten Phänomene Thatsachen sind.

Und was schließen wir aus dieser Thatsache? Wir dürfen wohl annehmen, daß unser Leser den Schluß bereits gemacht hat: daß nämlich die Astralkraft, wie jede andere Kraft, an einen Körper gebunden ist. Nennen wir den sichtbaren Träger der physischen Kräfte physischer Körper, so bezeichnen wir den unsichtbaren Träger der Astralkraft mit dem sehr alten Namen: „Astralkörper“. Dieser ist nun die geistige, den physischen Gesetzen nicht unterworfene, in ihren Wirkungen weder an unsere Raum- und Zeitanschauungen, noch an seine irdische Hülle gebundene, den Tod überdauernde Wurzel unseres Ich, das Produkt der organisierenden Thätigkeit unseres Geistes. Da wir demnach alle schon im Leben zum Teil der „Geisterwelt“ angehören und — in der spiritualistischen Bedeutung des Wortes — „Geister“ sind, so wäre es überflüssig, noch ein Wort zu verlieren über die Möglichkeit eines „Jenseits“ — welches, wie man sieht, ein „Diesseits“ ist —, einer persönlichen Fortdauer nach dem Tode, einer Erscheinung Verstorbener, eines Verkehrs mit den letzteren &c. &c. Die Möglichkeit alles dessen, was uns so am Herzen liegt, ist so klar, daß sie Wahrscheinlichkeit, ja im Grunde Gewißheit ist. Wodurch wird nun diese vollständig erlangt?

III.

Diese Frage ist nicht schwer zu beantworten. Da der „Astralleib“, demnach die „Geisterwelt“ vor dem Tribunal der Logik und der Erfahrungswissenschaft als möglich, sogar wahrscheinlich, und die Erklärung der Thatsachen des Spiritualismus und organischen Magnetismus durch die „magische“ Wirkung eines unpersönlichen, abstrakten Willens als unzureichend und sehr gezwungen sich erwiesen hat; so verwandeln sich ja alle jene Thatsachen, die uns anfangs nur zur Erkenntnis oder Aner-

kennung der Möglichkeit einer Geisterwelt führen sollten, mit einem Schlag in so viele Bestätigungen ihrer Wirklichkeit. Wir glauben nicht, daß etwas Gewichtiges gegen dieses Beweisverfahren sich dürfte einwenden lassen. Um die Welt von der Wahrheit seiner Lehre vollständig zu überzeugen, hat also der empirische Spiritualismus, nachdem die Wahrscheinlichkeit des Daseins einer Geisterwelt dargethan ist, nichts weiter zu thun, als durch Anhäufung von neuem Erfahrungsmaterial und kritische Sichtung des bereits vorhandenen, die Arbeit früherer Jahrhunderte fortzuführen und auf diese Weise, durch Induktion, jene Wahrscheinlichkeit zur Gewißheit zu erheben. Dies ist so einleuchtend, daß man darüber nicht weiter zu reden braucht.

Da die übersinnlichen Thatsachen des Spiritualismus, oder die „mediumistischen", d. h. in der Gegenwart von „Medien" stattfindenden Erscheinungen für uns nunmehr die Bedeutung von Beweisen für die Existenz einer Geisterwelt haben, so wollen wir bei ihnen etwas verweilen und ihren Charakter näher kennen lernen. — Zunächst ein Wort über die „Medien", diese Vermittler zwischen der sinnlichen und Geisterwelt.

Daß die mediumistischen Fähigkeiten ihren Grund im Astralleib haben, d. h. nichts anderes als seine Fähigkeiten sind, kann wohl mit Gewißheit angenommen werden. Und da jeder Mensch außer seinem irdischen Körper einen astralen besitzt, so ist auch jeder bis zu einem gewissen Grade mediumistisch begabt oder angelegt. Die besondere Stärke dieser Begabung und die geduldige, anhaltende und systematische Übung der übersinnlichen Fähigkeiten, unter der Leitung eines erfahrenen Spiritualisten, — dies ist erforderlich, um eine Person zu einem wirklichen Medium zu machen oder heranzubilden. Wozu die Medien einem Geiste, der sich manifestieren will, überhaupt nötig sind, und welchen Einfluß die Anwesenheit des Mediums auf dessen verkörperte und entkörperte Umgebung ausübt — dies ist, soviel uns bekannt, ein noch nicht vollständig ergründetes Geheimnis.

Die spiritualistischen Phänomene lassen sich (nach Alf. Russ. Wallace u. a.) in 2 große Gruppen oder Kategorien einteilen. Zu der einen gehören solche Erscheinungen, bei denen die Geister sich physischer Mittel zu ihrer Manifestation bedienen und auf materielle Gegenstände oder gewöhnliche, sinnliche Kräfte des Menschen einwirken. In die andere Kategorie fallen die Erscheinungen oder Äußerungen rein geistiger Natur, und Einwirkungen auf die übersinnlichen Fähigkeiten des Mediums, d. h. solche, die das Medium im normalen Zustande nicht besitzt. Wir nennen die erste Gruppe die physikalische, die zweite — die geistige.

Die für den Forscher ungleich überzeugenderen physikalischen Phänomene sind: 1. einfache physikalische Erscheinungen, wie: Klopflaute aller Art, vom zartesten, leisesten Tippen bis zu Schlägen, gleich denen eines Schmiedehammers; Gewichtsveränderung der Gegenstände (Ab- und Zunahme des Gewichts), Bewegung, Erhebung und Ortsveränderung der Körper ohne sichtbare Ursache; Hineinbinden von Knoten

in eine Schnur ohne Ende; Herausnahme von Gegenständen aus versiegelten Schachteln; Befreiung des Mediums aus allen Banden 2c. 2. Chemische Erscheinungen, z. B. Unverletzbarkeit durch das Feuer. 3. Direkte Schrift und Zeichnung: Entstehung von Schriften und Zeichnungen auf Papier und Schiefertafel, die entweder verschlossen oder an durchaus unzugänglichen Stellen angebracht sind. Auch farbige Bilder wurden auf solche Weise hervorgebracht und die Farben noch naß gefunden. Manchmal erhebt sich der Bleistift und schreibt oder zeichnet von selbst. Nicht selten hört man das Schreiben und sieht die Bewegung des Griffels auf der Tafel, ohne den Schreiber durch das Gesicht wahrzunehmen. Man erhält ferner geschriebene Mitteilungen in Sprachen, die dem Medium fremd sind 2c. 4. Musikalische Erscheinungen: Spielen auf allerhand Instrumenten, auch auf geschlossenen Klavieren, ohne menschliches, überhaupt sichtbares Zuthun. In der Gegenwart einiger Medien, wie z. B. des vor ein paar Jahren gestorbenen David Dunglas Home, werden sogar musikalische Originalkompositionen von hohem Werte aufgeführt. 5. Spiritualistische Gestalten („Materialisationen"). Dies sind entweder leuchtende Erscheinungen (Funken, Sterne, leuchtende Wolken 2c.), oder Körperteile (Hände, Füße), oder ganze menschliche Gestalten, meistens, mit Ausnahme des Gesichtes und der Hände, in wallende Gewänder gehüllt, von denen Stücke oft abgeschnitten und untersucht worden sind. In einigen Fällen sind diese Gestalten, die man als zeitweilige Verkörperungen von Geistern aufzufassen hat, allen Anwesenden, in anderen nur einigen sichtbar. Professor Crookes, der berühmte englische Physiker und Chemiker, zugleich eine der ersten Autoritäten in Sachen des Spiritualismus, hat vor mehreren Jahren zum erstenmal, im Laboratorium seines eigenen Hauses, solche Materialisationen streng wissenschaftlich untersucht, gewogen und gemessen, endlich photographiert und erklärt, daß es wirkliche geistige Wesen sind, die nur kurze Zeit bestehen, erscheinen und verschwinden. Seitdem ist diese Erfahrung unzählig oft und von den glaubwürdigsten Personen gemacht und der Vorgang der Materialisation bis ins Detail verfolgt worden. Daß diese Gestalten wirkliche Wesenheiten, nicht etwa bloße Hallucinationen der Anwesenden sind, kann man offenbar nicht bezweifeln, nachdem man Photographien von ihnen besitzt; und nicht allein Photographien von den sichtbaren, sondern auch von den unsichtbaren Gestalten.

Dem Spiritualisten selbst bieten die Erscheinungen der zweiten Kategorie, die geistigen, ein viel größeres Interesse. Es sind dies: 1. Das sogenannte automatische Schreiben, d. h. unwillkürliches, manchmal im Trance-Zustande stattfindendes Schreiben der Medien, denen der Inhalt der Schrift gänzlich unbekannt ist. Die Mitteilungen, die auf diese Weise erhalten werden, können sehr verschiedener Art sein: manchmal sind sie nichtig und albern, manchmal voll Gedanken, welche über die gewöhnlichen Kenntnisse und Geistesgaben des Mediums weit hinausgehen; oft enthalten sie Ratschläge und Aufschlüsse über wichtige und unbekannte Dinge 2c. 2. Das Hellsehen und Hellhören. Einige Medien sehen

die Gestalten ihnen unbekannter Verstorbener und beschreiben sie so, daß deren Freunde sie sogleich erkennen. Andere hören Stimmen und erhalten genaue Auskünfte über die früheren Lebensumstände des sich mitteilenden Geistes. Andere wieder lesen und beantworten in allen Sprachen versiegelte Briefe 2c. 3. Sprechen in Trance. Das Medium verfällt in einen halbbewußten Zustand und erlangt, selbst wenn es sonst ganz ungebildet ist, plötzlich die Fähigkeit, in einer gewählten, gut stilisierten Rede die schwierigsten wissenschaftlichen und philosophischen Fragen zu behandeln. Über einen interessanten Fall dieser Art berichtet Alf. R. Wallace in seiner vortrefflichen, zu San Francisco am 5. Juni 1887 gehaltenen Rede, „If a man die, shall he live again? (Lebt der Mensch nach dem Tode fort?)“ [1]):

„Ich sah, sagt er, vor vielen Jahren in London ein solches Sprech-Medium, Mr. J. J. Morse, der damals noch in der ersten Periode seiner Entwickelung stand. Mr. Cox, ein litterarisch hochgebildeter Mann, erzählte mir, er habe ihm die schwierigsten psychologischen Fragen vorgelegt, und immer Antworten voll Weisheit und in gewählter, eleganter Sprache erhalten, während eine Viertelstunde später, in seinem normalen Zustande, das Medium alle Fähigkeit verlor, auch die gewöhnlichste Frage zu beantworten und den einfachsten Gedanken leicht und richtig auszudrücken. Der „Geist“, der zu der Zeit mit diesem Medium in Verbindung stand, gab sich für einen chinesischen Philosophen namens Tien Sien Ti aus. Die Bedeutung dieses Wortes war damals höchst wahrscheinlich noch niemandem in Europa bekannt, und ich erfuhr sie durch einen Freund, der bei der Regierung als Dolmetscher in China gedient hatte. Dieser sagte mir, der Name bedeute: „himmlischer Geist-Führer.““

4. Transmutation oder Transfiguration. Das in Trance versetzte Medium erscheint in seinem ganzen Wesen wie vertauscht: seine Sprache, sein Handeln, ja sein Aussehen verändern sich vollkommen. Hierher gehört auch das grausige Phänomen der „Besessenheit“, von dem wir bei den alten (profanen und biblischen) Schriftstellern lesen. 5. Heilungen entweder durch Auflegung der Hände, was dann eine höhere Form des mesmerischen Heilverfahrens ist, oder durch Angabe der Arznei nach einer unfehlbaren intuitiven Diagnose.

Wenn man einigermaßen in der Geschichte und Sage der Vergangenheit bewandert ist, so überzeugt man sich, daß die meisten Erzählungen alter Schriftsteller, Historiker und Dichter, in denen man gewohnt ist, bloßen Aberglauben oder Erfindung und poetische Ausschmückung der Wahrheit zu sehen, unter dem Gesichtspunkt des Spiritualismus in einem ganz anderen Lichte, nämlich als Thatsachen erscheinen und sich aus den eben angeführten spiritualistischen Phänomenen mit Leichtigkeit erklären lassen; daß demnach, wie Wallace (ebd.) mit Recht sagt, dem Spiritualisten vieles verständlich und durchaus glaubwürdig ist, worin der gewöhnliche Historiker nur Sage, Täuschung oder Betrug erblicken muß. Die große Bedeutung des Spiritualismus für historische und philologische Forschung und Kritik springt jedem in die Augen, der nicht gänzlich in den Vorurteilen der heutigen Wissenschaft verstrickt ist. Wäre die Sache nicht so traurig in ihren Folgen, man könnte darüber lachen, daß gerade die Philo-

[1]) Light, Juli 2. 1887.

logen, die sich damit brüsten, Licht in das dunkle Altertum hineingebracht zu haben, durch ihre unglaubliche Verstocktheit gegen alles, was nicht in ihren Kram paßt, sich selbst im Lichte stehen, das Klarste und Deutlichste wie geflissentlich verdunkeln, und durch ihre angebliche Säuberung der Geschichte von der Fabel, die Geschichte zu einer wirklichen Fabel erst machen. Denn ist es nicht ebenso gut Fabel, d. h. Unwahrheit, wenn ich etwas Geschehenes leugne oder falsch deute, als etwas nicht Geschehenes für geschehen erkläre? Eine biblische und profane Geschichte, geschrieben von einem philologisch gelehrten Spiritualisten — dies wäre die zeitgemäßeste und nützlichste wissenschaftliche Leistung, und der von Carl Du Prel in seiner „Mystik der Griechen" gemachte erste Versuch einer spiritualistischen Beleuchtung einiger dunklen Punkte der antiken Kulturgeschichte verdient alle Anerkennung schon wegen seiner Kühnheit.

Daß die sämtlichen alten Berichte über Thatsachen übersinnlicher Natur sich auf die spiritualistischen Phänomene zurückführen lassen, ist ein indirekter Beweis für das Alter des Spiritualismus. Aber dieser ist ja nicht bloß eine theoretische Erkenntnis des Übersinnlichen, sondern ein Leben mit und in demselben. Man würde offenbar nie auf den Gedanken, es gebe ein Übersinnliches, ein Geisterreich, kommen, wenn dieses sich nie in der Sinnlichkeit kundthäte oder seinen Einfluß der Menschheit fühlbar machte. Mit dem Alter des Spiritualismus wird demnach auch das Alter des Einflusses, den die Geisterwelt auf die irdische ausübte, bewiesen. — In der Natur, zu der, wie schon gesagt, das Reich des Übersinnlichen gehört, hängt alles zusammen, jedes einzelne wirkt auf alles, und alles auf jedes einzelne, wenn wir auch in den meisten Fällen von dieser Wirkung keine Vorstellung haben. Es ist schlechterdings undenkbar, daß etwas — sei's das Fallen eines Sandkorns — und irgendwo — sei's auf einen Grashalm — geschehen könne, ohne eine Veränderung in der ganzen Schöpfung hervorzurufen. Diesen uralten Gedanken drückt ein neuerer Naturforscher — wenn wir nicht irren, der Geolog Cotta — sehr schön aus:

„Kein Lüftchen weht, keine Welle plätschert an das Ufer, ohne daß die Bewegung durch den Weltraum zuckt."

Sollte die ewig lebendige, bewegliche, sensible Geisterwelt, die doch nur eine Fortsetzung der gröberen irdischen bildet, eine Ausnahme von diesem Weltgesetz machen? Eine Zeit ist nicht denkbar, in welcher das Sinnliche dem Einfluß des Übersinnlichen, und dieses seinerseits demjenigen des ersteren gänzlich entzogen wäre. Aber wie die Wirkungen physischer Kräfte, so sind auch die der geistigen nicht zu jeder Zeit mit gleicher Deutlichkeit sichtbar und in gleicher Stärke fühlbar. Die Geschichte zeigt uns, daß es in der Entwickelung der Menschheit Epochen giebt, in denen der Vorhang, der die Geisterwelt von uns trennt, mehr als sonst gelüftet wird. Man kann von „Wellen" geistigen Einflusses reden, die, nach einem uns bekannten Gesetz, von Zeit zu Zeit — wahrscheinlich periodisch, nach Abschluß eines Entwickungsstadiums der Menschheit, und als Vorboten einer neuen Ära in der Geschichte — über die Erde gehen, um diese

gleichsam rein zu waschen, zu verjüngen und einen empfänglichen Boden für die neue Saat zu schaffen. Eine der größten geistigen Wellen ging über die alte Welt unmittelbar vor der Geburt Jesu, mit dessen Heilsverkündigung eine Weltepoche beginnt. Auch wir leben in einer Zeit geistiger Flut, die zwar noch lange nicht ihren Höhepunkt erreicht, aber bereits viel Morsches niedergerissen und manches bis dahin Verborgene in und außer uns aufgedeckt hat.

Das höchste Gut, das uns durch die wieder einmal so mächtig auf die Menschenwelt wirkende Geisterwelt zu teil ward, ist die unumstößliche Gewißheit von unserer persönlichen Unsterblichkeit. Wir stehen aber auch jetzt der Geisterwelt so nahe, daß wir vermögen, bis zu einem gewissen Grade — vielleicht klarer als unsere Vorfahren je vermocht hatten — in sie hineinzuschauen, ihre Beschaffenheit zu erkennen und ihr Verhältnis zu der unsrigen zu bestimmen.

Was wissen wir also von ihr? Diese Frage mag noch zum Schluß mit wenigen Worten berührt werden.

IV.

Wir glauben, daß alles Nähere, was über die Beschaffenheit der Geisterwelt mit einiger Bestimmtheit gesagt werden kann, sich aus folgenden vier Sätzen oder Wahrheiten ganz unzweifelhaft ableiten läßt:

1. Der Mensch ist bereits in seinem irdischen Leben das, was er nach seinem Tode wird: Geist; — 2. alles Geschehen im Universum, zu dem auch die Welt des Übersinnlichen gehört, ist ausnahmslos dem Gesetze der Kausalität unterworfen, worin man das Walten der ewigen, göttlichen Gerechtigkeit erblicken muß; — 3. die stetige Entwickelung oder Vervollkommnung, und die endliche Erreichung der Vollendung ist jedem Wesen von vornherein zugesichert; dieses ist der Ausdruck der göttlichen Allliebe. — 4. Raum und Zeit sind rein subjektive, in der Beschaffenheit des mit dem materiellen Leib eng verbundenen und von diesem abhängigen irdischen Intellekts begründete Formen unserer Wahrnehmung.

Die Konsequenz des 1. Satzes ist: so verschieden in intellektueller und moralischer Beziehung die verkörperten Geister, d. h. die noch auf Erden lebenden Menschen sind, so verschieden in gleicher Beziehung müssen auch die entkörperten Geister, oder die den Tod überdauernden astralen Persönlichkeiten sein. Die Eigenschaften, die Gesinnungen, die Triebe, die ganze Willensverfassung, mit denen der Mensch stirbt, haften auch dem entkörperten Geist an. Es giebt gute und böse, kluge und dumme, sittliche und unsittliche unter den Geistern, wie auch unter den Menschen. Also ist auch der Einfluß, den die Geister auf die irdische Welt und ganz besonders auf die so empfänglichen Medien ausüben, verschieden je nach der Beschaffenheit des Geistes. Es erhellt daraus, daß, bevor man sich mit der Geisterwelt einläßt, es nötig ist, alle erdenklichen Vorsichtsmaßregeln zu treffen, um nicht das Opfer verderblicher Mächte zu werden, die, gleich den verkörperten Übelthätern, stets auf der Lauer sind und

einem Menschen geistig und körperlich schaden, wo und wann sie nur können.

Nach dem unerbittlichen Gesetze der Kausalität, das sich über die ganze Schöpfung ausdehnt, muß jede That, jeder Gedanke, jedes Wollen, jeder Atemzug, jeder Pulsschlag seine Folgen haben, und sei es auch vielleicht erst nach Millionen Jahren. Nichts wird uns geschenkt, nichts geht spurlos vorüber. Und sollte das ganze 70 oder 80 Jahre dauernde Erdenleben keinen Einfluß auf die Gestaltung des darauf folgenden Lebens haben? Wenn ein Gedanke unausdenkbar ist, so ist es dieser! Und es wäre geradezu ein beleidigendes Mißtrauen zu der Intelligenz des Lesers, wollten wir ihm hier etwas so Selbstverständliches noch demonstrieren.

Das Weltgesetz der Entwickelung oder des Fortschrittes besteht darin, daß das Ganze, trotz der zeitweiligen Rückschritte des einzelnen, nach der Vollkommenheit strebt und diese auch erreicht. Wir sprechen hier natürlich von der geistig-sittlichen Vollkommenheit allein. Nur die allerwenigsten oder niemand kann solche in diesem Leben schon erlangen, mithin muß er sich in einem andern Leben nach dem Tode dazu aufschwingen; und jeder wird einst von sich das Wort Lessings sagen dürfen: „Was habe ich denn zu versäumen? Ist nicht die ganze Ewigkeit mein?" Die Ewigkeit ist für uns jene Bahn, auf der wir nicht wie hier im Erdenleben oft in Zickzack, sondern in gerader Linie zu dem Ziele schreiten, das eben die Ewigkeit selbst ist. Von dem Zustande eines am Ziele seines Strebens stehenden Geistes können wir uns keine deutliche Vorstellung machen. Ein solches Wesen kann, wenn es aus Mitleid oder Liebe in unsere Sphäre sich herabläßt, uns schützen, leiten, auch wohl belehren, aber nie seinen inneren Zustand uns klar machen; denn dies müßte doch, um uns verständlich zu sein, ganz in unseren Vorstellungen und Begriffen ausgedrückt werden, die sämtlich aus der „objektiven Welt genommen sind, daher dieser angehören, folglich das absolute Gegenteil derselben auf keine Weise ausdrücken können".[1]) Nur solche Geister vermögen wir ganz zu begreifen, welche noch — sei es auch nur durch bloße Erinnerung an ihre irdische Vergangenheit — am Erdenleben hängen. Aus den Mitteilungen dieser Geister, z. B. über die Zustände, in denen sie weilen, über ihre Thätigkeit rc., muß man schließen, daß sie Zeit- und Raumvorstellungen so gut wie wir haben; aus der Art jedoch, wie sie sich häufig kundgeben, darf man entnehmen, daß diese ihre Anschauungsformen nicht die unsrigen sind, daß also der Tod auch einen Wechsel der Anschauung mit sich bringt: — eine wohl nicht abzuweisende Annahme, zu der uns auch die idealistische Erkenntnistheorie berechtigt: Wechsel der Sinnlichkeit — Wechsel ihrer Formen — Wechsel der Anschauung.

Wir glauben nun, unsere Aufgabe erfüllt zu haben, und würden uns freuen, wenn diese kurze Darstellung der Grundgedanken des empirischen Spiritualismus etwas dazu beitrüge, die falschen Vorstellungen zu berichtigen, die viele von dieser einfachen Lehre sich noch immer machen.

[1]) Schopenhauer, Welt a. W. II, 699.

❦

Fernsehen oder Telepathie
in der ältern okkultistischen Litteratur.

Von

Carl Kiesewetter.

Im Hexenwesen sind die Zaubersalben und -Tränke als hypnogene Mittel zu betrachten, welche einen eigentümlich modifizierten Somnambulismus, mit Schauen und Wirken in die Ferne verbunden, erzeugten und so das überall auftretende Rätsel des Hexensabbats großenteils erklären. Namentlich gilt dies für diejenigen Fälle, wo die Ausfahrt zum Sabbat als geistige Epidemie auftrat und gleichzeitig Hunderte infiziert waren wie zu Labourd, Logroño, Calw, Mora u. s. w. Wieviel freilich dabei noch geistige Ansteckung und eigene oder fremde Suggestion thaten, läßt sich heute nicht mehr unterscheiden. Thatsache ist jedoch, daß die hierher gehörigen Künste seit altersgrauer Zeit wirklich geübt wurden, und das heidnisch-christlich mythologische Muster des Hexensabbats mit allen Zuthaten des Zeremoniells eine feste, nur durch nationale und individuelle Eigentümlichkeiten wenig modifizierte Form angenommen hatte. Wenn sich also Hexen und Zauberer an bestimmten Abenden salbten, so verfielen sie in einen somnambulen Schlaf und kamen — wenn auch auf sehr viel niedrigerer moralischer Stufe stehend — sachlich in genau dieselbe „Seelenvereinigung" wie die modernen Mystiker auch, nur daß diese ihre Seelen zum Wohl und jene die ihrigen zum Wehe der Menschheit vereinigen. Die scheinbar unerklärliche Übereinstimmung bezüglich des Sabbats in den Aussagen der Hexen wird also eine sehr natürliche und leicht begreifliche insbesonders noch dann, wenn wir die feststehenden mythologischen Grundtypen des Hexenwesens ins Auge fassen.

Ich lasse die vielen Berichte von beobachteten sich salbenden und in Schlaf verfallenden Hexen beiseite, insofern sie nicht die Gemeinsamkeit des von mehreren oder vielen im somnambulen Zustand Geschauten hervorheben. So erzählt Pierre de Lancre[1]), daß bei dem großen Hexenprozeß von Labourd im Jahre 1609 der Herr von Jamissena seine sich salbende Magd nicht nur die ganze Nacht hindurch bewachte, sondern

[1]) Pierre de Lancre: Tableau de l'inconstance des mauvais anges et démons, Paris 1612, S. 97.

auch, sich mit ihr ans Kamin setzend, seinen Fuß auf das Festeste an den ihren band und sie, wenn sie einschlafen wollte, mit harten Schlägen aufweckte. Trotzdem bekannte die Magd am nächsten Morgen, daß sie auf dem Sabbat gewesen sei, und erzählte viele Umstände auf das Genaueste, welche von zahlreichen andern Besucherinnen des Sabbats bis in das Einzelnste bestätigt wurden. — Ich bemerke, daß de Lancre hier als Oberprokurator Heinrichs IV und Leiter des Prozesses spricht.

Alle bei dem Prozesse von Labourd Beteiligten sind darüber einig, daß man, um den Sabbat besuchen zu können, vorher geschlafen haben, d. h. also in somnambulen Zustand gekommen sein müsse.[1]) Deshalb bemühten sich auch die eingekerkerten Hexen wach zu bleiben, um den Verdacht des fortdauernden Sabbatbesuches von sich abzuhalten. Sämtliche Beteiligten behaupten, es genüge auch nur ein Auge geschlossen zu haben, um sofort davongeführt zu werden. So bekannte Jeanette d'Abbadie, daß sie, die jetzt 16 Jahre zählte und im vierten Jahre zuerst von einer Hexe mit zum Sabbat genommen worden sei, die drei Monate vor ihrer Verhaftung wachend in der Kirche zugebracht habe. Endlich sei sie am 13. September 1609 während der Messe eingeschlafen, und am hellen Tag zum Sabbat geführt worden, was sich seither oft wiederholt habe.

Auch die Kinder, welche sich durchgehend vor dem Sabbat fürchteten, wachten, um ihm zu entgehen, oder wurden von ihren Eltern wach gehalten. Indessen sagten sie auch aus, man ziehe nie schlafend zum Sabbat, sondern wach und bei Sinnen, was klar auf das nach einem kurzen körperlichen Schlummer eintretende Schlafwachen deutet. Dieser körperliche Schlummer verkürzte sich mit der zunehmenden Steigerung des somnambulen Zustandes bis auf Momente (transscendentales Zeitmaß), und so erklärt es sich, daß die Richter verwirrt werden mußten, wenn viele Hexen zu Labourd bekannten, daß sie in Sommernächten zu zehn bis zwölf an der Zahl bis nachts 11 Uhr spinnend auf der Straße gesessen und, als nun die Stunde gekommen, sich gute Nacht geboten hätten, um so vor den Uneingeweihten den Schein anzunehmen, als gingen sie in ihre Häuser; in Wirklichkeit aber seien sie sofort auf den Sabbat entrückt worden.

Bei einem so hochgradig entwickelten Somnambulismus, in welchem der Durchgang durch den körperlichen Schlaf auf einen kaum wahrnehmbaren Augenblick zusammenschrumpfte, war die Salbung unnötig geworden, und das bloße Verlangen genügte zur Entrückung. Deshalb sagte auch die dreißigjährige Katharine von Landal zu Labourde aus, sie bedürfe des Schlafes gar nicht, sondern, wenn sie des Abends am Feuer sitze, wandle sie ein solches Verlangen nach dem Sabbat an, daß sie es mit keiner andern Begierde vergleichen könne, und sofort werde sie dahin versetzt.[2]) Die Entbehrlichkeit der Salbe bei den entwickelten Hexen ergiebt sich auch aus dem Umstand, daß unzählige Hexen im Gefängnis, wo sie

[1]) A. a. O., S. 90, 93—95. — [2]) A. a. O. S. 101.

keine Salbe zur Hand hatten, zum Sabbat entrückt wurden und, nachdem sie wieder zum Tagesbewußtsein zurückgekehrt waren, in ihren Aussagen übereinstimmten, wofür sich bei de Lancre, Bodin, Remigius, Delrio ꝛc. Mengen von Beispielen finden.

Auf die magnetische Natur der Ekstase der Hexen deutet auch die Übertragbarkeit der Visionen. Alle Kinder zu Labourde, welche auf dem Sabbat gewesen waren, und es waren deren bei 300, bezeugten einstimmig: die, welche sie dorthin geführt, seien ihnen nur mit der Hand über den Kopf und das Angesicht gefahren, worauf sie sich verwirrt und eingenommen gefühlt hätten und entrückt worden wären. Also ein hypnotisches Einschläfern, vielleicht mit Massensuggestionen verbunden. — Ein andermal hätten ihnen die Hexen auch wohl einen Apfel oder ein Stück Brot zu essen gegeben, was die gleiche Wirkung hervorgebracht habe, denn des Nachts darauf seien die Zauberweiber unfehlbar gekommen, um sie davon zu führen, und es habe nichts geholfen, wenn Vater oder Mutter, Schwester oder Bruder sie in den Armen gehalten, denn kein Kind habe sich deshalb ermuntern können.[1]) Ganz den gleichen Zügen begegnen wir bei den großen, vorzugsweise Kinder betreffenden Hexenprozessen von Logroño, Haarlem, Calw, Mora ꝛc.

Ein genau beobachtetes Beispiel eines hierher gehörigen mehr persönlichen Traumes, welches für das Phänomen des Hexensabbats sehr lehrreich ist, findet sich bei Frommann.[2]) Derselbe schreibt: „Im Jahre 1670 litten zu H. in Schlesien, wie mir ein befreundeter Arzt schrieb, zwei Mädchen von 16 und 18 Jahren, die Töchter eines Bäckers und eines Müllers, an heftigen Paroxysmen, welche sich zu einer von ihnen voraus bestimmten Zeit einstellten. Dabei lagen sie wie in epileptischer Ekstase ohne Empfindung und Bewegung auf ihren Betten, wovon ich selbst Augen- und Ohrenzeuge bin. Nachdem sie wieder zu sich gekommen waren, erzählten sie, daß sie auf einer schönen Wiese bei einem Galgen an einem großen See in der Gesellschaft vieler Hexen gewesen wären. Diese Hexen, von denen einige sogar aus Candia gekommen wären, seien ihnen bis auf zwei unbekannt gewesen und hätten an zehn bis zwölf Tafeln gesessen. Als Vornehmster der Versammlung sei ein Mann in seidenen Kleidern dagewesen, der Leichenfeierlichkeiten für einen toten Hund oder eine tote Katze veranstaltet und den Anwesenden für ihr Erscheinen Dank gesagt hätte. Beide Mädchen erzählten die Leichenfeierlichkeiten mit denselben Worten. Darauf hätten die Hexen allerlei Possen getrieben, unter großer Fröhlichkeit geschmaust und gezecht und nach dem Schall von Pfeifen und Flöten getanzt. Ihnen selbst aber hätten die Hexen allerlei schwere Arbeit auferlegt[3]), als Spinnen, Stoßen, Waschen, Scheuern ꝛc., und wirklich hatten die Mädchen während ihres ekstatischen Schlafes zur größten Verwunderung der anwesenden Personen die zu diesen Verrichtungen gehörigen Gebärden gemacht."

Ich bin übrigens weit entfernt von der Annahme, daß der Somnambulismus genüge, um das Rätsel des Hexensabbats ganz zu lösen, ja ich behaupte sogar, daß man bei dessen Erklärung einen sehr wichtigen

---

[1]) A. a. O. S. 109.

[2]) De Fascinatione, Norimb. 1675, 4⁰, S. 757.

[3]) Bekanntlich mußten die angehenden Hexen auf dem Sabbat allerlei niedere Dienste verrichten, Kröten hüten, auf obscöne Weise Lichter halten ꝛc.

Faktor übersehen hat, nämlich die thatsächlichen Zusammenkünfte der Hexenzunft, wenn auch nicht auf Besen und Ofengabeln — obschon vereinzelte Levitationen vorgekommen sein mögen — so doch auf ihren zwei Beinen.

Von irrigen Voraussetzungen ausgehend und in falscher Scham befangen, leugnet der Kulturhistoriker, daß es je Hexen gegeben habe, d. h. Leute, welche sich mit allerlei finstern magischen, magnetisch-hypnotischen Künsten, ja oft nur mit plumper schmutziger Giftmischerei befaßten, weil er als Konsequenz dieser aus jeder Seite der hierher gehörenden Litteratur klar erhellenden Annahme den ganzen dogmatisch-mythologischen Firlefanz des Hexenwesens in den Kauf nehmen zu müssen glaubt. Nichts ist unrichtiger als dies. Die Hexen bildeten eine mehr oder minder locker organisierte Glaubensgemeinschaft und bei ihnen lebte aller Aberglaube und aller grausam-wollüstige Orgiasmus fort, der sich von den Geheimkulten des Altertums und von den altchristlichen Ketzersekten an von Generation zu Generation vererbt hatte. Aus guten und allbekannten Gründen umgab sich die Zaubersekte mit einem tiefen Geheimnis und kam zu gewisser Zeit und an gewissen Orten zusammen, um in diesen Zirkeln ihren abergläubischen Kultus zu pflegen und ihren Lüsten zu fröhnen. Die narkotischen Mittel der Salben und Tränke kamen bei diesen thatsächlichen Zusammenkünften zu ausgiebigem Gebrauch, und so erklärt es sich denn, namentlich wenn wir die magische Erregtheit der Betreffenden im Auge behalten, ganz natürlich, daß wir heute aus den vorliegenden Berichten über offenbar körperlich stattgefundene Zusammenkünfte nicht mehr sagen können, wo das reale Faktum aufhört und die Vision beginnt.

Ich behalte mir die nähere Begründung und Ausführung des Gesagten für eine andere Gelegenheit vor und will hier nur darauf hinweisen, daß im Jahre 1582 zu Mömpelgard auf einer Anhöhe drei Tische mit Silberzeug im Wert von 2500 Thalern gefunden wurden. Das Silberzeug wurde zu den Goldschmieden von Mömpelgard geschafft, dort gewogen und taxiert. Die Goldschmiede erkannten auf mehreren Stücken die Chiffren angesehener Ortseinwohner; es wurden Nachforschungen angestellt, welche ergaben, daß die Apothekerin von Mömpelgard ihre Tochter dem Teufel verheiratet, d. h. in den unzüchtigen Ritus der Sekte initiiert hatte. 134 Personen büßten in dem entstandenen Prozeß ihr Leben ein.[1])

Ein ganz ähnliches Beispiel berichtet der berühmte Humanist Joachim Camerarius aus der Gegend von Bamberg[2]), ja Delrio erzählt sogar folgende Begebenheit[3]): „In der Stadt Mendrisio bei Como ereignete es sich vor kaum fünfzig Jahren, als daselbst der Inquisitor Bartholomäus de Homate, der Podesto Dr. Laurentio de Concoretio und der Notar Johannes de Fossato gegen die Hexen prozessierten, daß eines Tages der Podesta, von Neugierde getrieben, erfahren wollte, ob die Hexen wirklich und körperlich zu ihrem Spiel gingen, und

[1]) Rodolphe Reuß: La sorcellerie en Alsace. Paris 1872.
[2]) Anhang zur Daemonolatria des Remigius. S. 458.
[3]) Disquisitionum magicarum libri VI.

nach getroffener Übereinkunft an einem Donnerstag Abend mit seinem Notar und einem Dritten außerhalb der Stadt an einen gewissen Ort gingen, den ihm eine Hexe beschrieben hatte. Als die drei sich dem Ort näherten, sahen sie dort viele Personen um einen wie ein großer Herr Dasitzenden[1]) versammelt. Plötzlich warfen sich alle Versammelten auf Befehl desselben auf den Beamten und seine Genossen und schlugen, weil Gott es wegen deren Vorwitz zuließ, mit Prügeln derart, daß alle drei innerhalb vierzehn Tagen starben." Wir haben wohl keinen Grund, an diesem so plastisch-sinnlichen Vorkommnis zu zweifeln. Bei Bartholomäus de Spina[2]) finden sich eine ganze Reihe hierher gehöriger Berichte, und Wuttke behauptet in seinem „Volksaberglauben der Gegenwart", daß es noch jetzt in Württemberg und Frankreich derartige Kongregationen gebe.

Daß räumliches Fernsehen im Hexenwesen durch Autohypnose und den Gebrauch der Salbe erzielt wurde, lehren uns zwei Berichte Jean Bodins. Derselbe erzählt[3]): „Ich habe im Jahre 1546, als ich zu Nantes gewesen, ein fremdes Urtheil von sieben Zauberern vernommen, welche in Beyseyn vieler Leute sich auslieffen, sie wollten innerhalb einer Stunde Nachricht von alle dem bringen, was auf zehn Meilen herumb geschehen: Fielen demnach in einer Ohnmacht nieder, und blieben dergestalt wohl drey Stunden liegen. Folgends stunden sie wieder auff, und sagten, was sie in der Stadt Nantes, und noch weiter herum gesehen hätten, derbey sie denn gar eygentlich die Umbstände, Oerther, Händel und Persohnen hätten wahrgenommen, und was sie also erzehlet, hat man sofort darnach wahrhafftig befunden." — Ferner: „Wir haben auch dessen ein Exempel bey unserm Gedenken zu Bordeaux, so im Jahr 1571 fürgangen, als man die Zauberer heftig in Franckreich verfolgte: da fand sich eine alte Zauberin zu Bordeaux, die bekante vor den Richtern, sie würde in jeder Woche sampt andern Mitt-Gesellen an gewisse Orthe verführet und getragen. Als nun Monsr. Balot, einer von den vornehmsten Gerichts-Verwaltern, hierauf durch die gedachte Zauberin eine Probe dessen erforschen wolte, und aber dieselbe fürwandte, sie hätte keine Gewalt, sie wäre dann des Gefängnisses befreyet, da befahl er, sie zu entledigen. Als solches geschehen, schmierete sie sich also gantz nackend mit einer Salbe und fiel sogleich todt ohn alles Gefühl dahin. Nach fünff Stunden, als sie wieder zu ihr selber kam, erzehlete sie frembde Händel, so an unterschiedenen Orthen passiret wären, welche auch wahrhafftig also befunden worden. Diese Historie hab ich von einem Grafen und Ordens-Ritter, der solcher Probirung beygewohnet und noch im Leben ist." Wir haben es also hier mit willkürlichem Hellsehen im künstlichen Schlafe und mit nach dem Wachen bewahrter Erinnerung zu thun.

Inwieweit die Telepathie in der schädigenden Hexerei eine Rolle spielt, kann an diesem Ort nicht ausgeführt werden, anstatt dessen sei es mir gestattet, als Gegensatz zu den widerwärtigen Erscheinungen des Hexenwesens hier aus der älteren Litteratur einen interessanten Fall von Hellsehen zu berichten, welcher auf natürlichem Auto-Somnambulismus beruhte. In der „Histoire notable de son temps"[4]) schilderte Jean Pecheur einen solchen Fall, der von ihm allerdings als Besessenheit aufgefaßt und dargestellt wird, als Augenzeuge: Die Nichte eines reformierten Handwerkers

[1]) Dieser Mann war wohl einfach das Oberhaupt der Versammelten, in heutiger Ausdrucksweise würde man vielleicht sagen: der „Leiter des Zirkels".

[2]) Quaestio de Strigibus im 2. Teil des Malleus maleficarum.

[3]) Daemonomania Kap. 12.

[4]) S. 339 ff.

zu St. Germain war einer reichen Heirat zuliebe zum Katholizismus übergetreten und verfiel nach zwei Jahren, angeblich von Gewissensbissen wegen ihres Religionswechsels geängstigt, im Alter von zwanzig Jahren in hysterisch-epileptische Krämpfe, deren erster Anfall mit den bekannten „Besessenheitssymptomen", als Anschwellen des Leibes, unnatürlichem Herausstrecken der Zunge, Verdrehung der Augen, Ausstoßen tierischer Töne rc. am 9. März 1621 eintrat. Während dieses Anfalles ereignete sich nichts Besonderes, dann aber heißt es: Als Dr. de Voiture sie den 19. April abends um 6 Uhr besuchte, sagte sie zu ihm bei seinem Eintritt in die Kammer: Was thut Ihr hier. Geht zu Euerm Patienten Mr. Badinot, der eben vom Schlage gerührt wurde und binnen einer halben Stunde sterben wird, wenn Ihr ihm nicht zu Hilfe kommt." Der Doktor eilte, um zu sehen, ob sie die Wahrheit gesprochen habe, zum Hause des genannten Patienten und fand, daß ihn das Unglück zu derselben Zeit überfallen hatte, als Guillaume (so hieß die Somnambule) die obigen Worte gesprochen hatte. — Am Abend des 1. März sagte sie zu ihm (Dr. Voiture): „Lauft, lauft, lauft in aller Eile nach Euerm Hause und helft Euerm jüngsten Kinde, welches mit dem Gesicht ins Feuer gefallen ist!" und in demselben Augenblick war es auch wirklich geschehen. Als am 21. März[1]) Dr. de Voiture, ein Mönch, drei Nachbarn und noch zwei andere Personen außer ihrem Manne bei ihr waren, war sie, nachdem das gewöhnliche Übel bei zwei Stunden gewährt hatte, ganz still gewesen und hatte kein einziges Wort gesprochen oder auf eine Frage geantwortet. Danach fing sie plötzlich an zu rufen: Oh, oh, er stirbt! und ungefähr eine halbe Stunde danach: Er ist gestorben! Der König Philipp von Spanien ist tot! Er ist tot! — Diese Worte und die genaue Zeit, zu welcher sie gesprochen wurden, schrieb man auf. Wenige Tage danach kam die Nachricht nach Paris, daß genannter Fürst (Philipp III) an demselben Tag und zu derselben Stunde den Geist aufgegeben hatte, zur größten Verwunderung derer, welche obiges aus ihrem Munde gehört hatten."

„Bisweilen offenbarte sie die heimlichen Sünden dieser oder jener Personen. Einem Prokurator, einem Vetter der Besessenen, verwies sie in der Gegenwart von 12 bis 14 Personen, daß er am Tag zuvor 80 Kronen von jemand empfangen habe, damit er einen seiner Klienten seine gute Rechtssache verlieren lasse. Desgleichen sagte sie zu einem Mönch, daß er mit seiner Beichttochter buhle, welche er auch mit Namen nannte. Außer den Missethaten der Genannten offenbarte sie keine weiteren. Wenn an die Thüre angeklopft wurde, sagte sie sehr oft, wer der Klopfende war. Einmal nahm man wahr, daß sie in Gegenwart von acht Personen, worunter zwei Vettern ihres Mannes waren, welche fast ganz Europa durchreist hatten, in einer kurzen Rede von 50 bis 80 Worten hinter einander fünferlei Sprachen sprach, mit dem Französischen anfing, mit der lateinischen, spanischen und englischen Sprache fortfuhr und endlich mit der italienischen schloß, ungeachtet des Umstandes, daß sie nie eine andere als ihre Muttersprache gekonnt hatte."

„Zum Schreiber dieser Geschichte (Pecheur) sagte sie einmal, als er sie zu besuchen kam: Seht Euch wohl vor, denn morgen abend werdet Ihr einen gefährlichen Fall thun. Als der Genannte zu eben dieser Zeit von seiner Studierstube heruntergehen wollte, fiel er über einige auf die Treppe gestreute Erbsen (niemand weiß, durch wen es geschehen) die ganze Treppe hinunter und beschädigte sich dermaßen, daß er neun Tage lang das Bett hüten mußte. — Als er (Pecheur) einstmals sein Schnupftuch, um sich zu schneuzen aus der Tasche zog, mußte er erst ein lateinisches Büchlein, welches er, wenn er ausging, zu sich zu stecken pflegte, herausnehmen. Sobald sie sah, daß er dasselbe in der Hand hatte, sagte sie: Ja, ja, Boethius: de consolatione Philosophiae; und dies war eben das Buch. Viele andere derartige

[1]) Der Verfasser versteht hier „alten Styls".

Dinge, jedoch von geringerer Wichtigkeit, hat man noch von ihr gehört und also befunden. Bisweilen sagte sie zur Magd, wenn diese in der Kammer bei ihr war: „Lauft geschwind in die Küche, der Topf läuft über!" oder: „Bald wird diese oder jene arme Frau kommen, gebt ihr etwas zu essen!" und dergleichen; und es ward stets so befunden." Nach Verlauf eines halben Jahres verlor sich das Vermögen des Fernsehens nach einem heftigen Anfall.

Weiter mögen im Anschlusse hieran noch zwei ältere Fälle von „Phantasmen Lebender" mitgeteilt werden, von denen der erstere ein typischer Fall des so allgemein konstatierten Sichansagens Sterbender, das Urbild der natürlichen Telepathie, ist, der andere auch mit einer telepathischen Einwirkung soeben Verstorbener zusammenzuhängen scheint, sich aber bis zu drastischen Spukvorgängen steigert.

Im Anhang zur Dämonolatria des Remigius[1]) wird nach den Memoiren eines Mr. L. C. de R. erzählt, daß die miteinander befreundeten Marquis von Rambouillet und de Preci sich gegenseitig zugesagt hätten, daß der zuerst Sterbende sich dem Überlebenden kundgeben wolle. Der Marquis des Rambouillet zog zu Feld nach Flandern und de Preci bezog ein Quartier im Hause des Chirurgen Dupin in der Rue St. Antoine zu Paris. Etwa fünf Wochen später lag de Preci morgens gegen 6 Uhr wachend in seinem Bett, als er sah, daß die Bettvorhänge zurückgeschlagen werden und zwar von dem Marquis von Rambouillet, der gestiefelt und gespornt vor dem Bett steht. Hocherfreut will de Preci den Freund umarmen, der aber sagt ihm, auf eine blutende Wunde in seiner Seite deutend, daß er soeben in Flandern gefallen sei, und verschwindet, nachdem er de Preci noch mitgeteilt hatte, daß dieser in seinem ersten Gefecht fallen werde. — De Preci rief voller Entsetzen das ganze Haus zusammen und teilte den Hinzueilenden, worunter der Verfasser der Memoiren, obiges mit, indem er die Annahme Dupins, er habe geträumt oder eine Fiebervision gehabt, auf das Eifrigste bestritt. Bald darauf traf die Nachricht ein, daß der Marquis von Rambouillet wirklich zur Zeit der Erscheinung gefallen war, und de Preci fiel auch kurz danach im Treffen von St. Antoine während des Aufstandes der Fronde. Der Verfasser der Memoiren sagt, daß der Vorfall zu Paris ein ungeheures Aufsehen gemacht und dem Marquis de Preci Hunderte von mündlichen und schriftlichen Anfragen eingetragen habe.

Ein nicht uninteressanter, an gewisse deutsche Sagen erinnernder Bericht des Prediger Dr. Heinrich Cäsarius zu Utrecht über einen von ihm erlebten Fall von Telepathie möge den Schluß machen. Cäsarius erzählt[2]): „Da ich in meiner Jugend zu Zalt-Bommel in meinem Vaterlande als Choral in dem Papstthum Anno 1568, zu welcher Zeit in unserm Vaterlande eine sehr schwere Pest regierte, des Morgens früh zur Kirchen gieng, die Metten mit den Canonicis und ihren Vicarien singen zu helffen; An einem gewissen Tag in dem Herbst, als viel Menschen von der Pest gestorben, viel auch daran todt kranck lagen, und unter denselben etliche Priester, kam ich des Morgens früh umb fünff Uhr in die Kirchen, mein Ambt als Choral wahrzunehmen, und zog mein Chorkleid an, nach dem hohen Chor zu treten; Da sahe ich gantz eigendlich drey oder vier Priester

[1]) S. 205 ff. — [2]) Dr. Henr. Cäsarius: Seelen-Himmel und Hölle, S. 255.

meiner Meinung nach in die Kirche kommen, von welchen ich gar wohl versichert war, daß sie kranck zu Bette lagen: Ich sahe, daß sie alle fortgiengen nach einem Banckpfüll in St. Antoni Creutzgange; Allda thäten sie, wie es schien, ihr Gebet mit Andacht: Ich sahe sie auch wieder daselbst auffstehen und zur Kirche durch die Süderthüre hinaus gehen. Ich verwunderte mich sehr über einen so unvermuthlichen Ein- und Außgang, umb so viel mehr, weil ich sehr wohl wußte, daß sie todt kranck lagen, dennoch kennete ich ihre Gestalt deutlich genug, und sie waren auch leicht zu kennen, weil etliche Lampen gantz hell in der Kirche brenneten, die hier und dar nach der damaligen Gewohnheit hingen. Ich gieng immerfort nach dem Chor und den Orth, da ich zu stehen pflegte, nämlich nach dem Stuhl meines Herren des Dechants über zehn Dom-Herren, Namens Johannes Meursius. Es war auch Niemand von den Priestern noch jemand von meinen Mit-Choralen in dem Chor gegenwärtig: Ich schlug die zwey Bücher auff, da der Psalm Davids, und ein ander Gesang-Buch, die Metten eines theils darauß zu lesen und andern theils zu singen; Sobald diese Bücher also auffgeschlagen waren und bereit lagen, ward das Licht, das vor mir auff dem Leuchter stund, ausgeblasen: Ich gieng alsofort in die Sacristey, da der Küster, Meister Wilhelm, zu der Zeit auffwartete, zu thun, was ihm befohlen war; Ich zündete mein Licht bey ihm an und gieng wieder nach meinen auffgeschlagenen Büchern, kaum stund ich wieder an meinem Orth, so wurden beyde mit Gewalt vor meinen Augen zugeschlagen und das Liecht wieder ausgeblasen wie vorhin: Ich, darüber nicht wenig erschrocken, gehe zum andernmal in die Sakristey zu dem Küster Liecht zu holen. Der gute Mann schalt mich und verwiese mir meine Vermessenheit, als welcher solches Muthwillens der Choralen wohl gewohnet war. Ich erzehlete ihm, was mir begegnet war, und entschuldigte mich wegen dessen, was er mir aufbürdete, auffs beste als ich kunte. Gieng auch mit meinem auffs Neue angezündeten Liecht wieder an meinen Orth, schlug die Bücher wieder auff, sie wurden aber alsbald noch mit einer grösseren Gewalt wieder zugeschlagen, als vorhin, und das Liecht auch zum drittenmahl wieder ausgeblasen; Darüber ich sehr erschrack und voller Angst ward. Zu dem Küster durffte ich nicht wieder in die Sacristey gehen, fassete aber einen Muth, trat mitten in den Chor, allda vor dem Sacramentshäuslein eine brennende Lampe hieng, die sehr herrlich und köstlich gemacht war: Ich zog die Lampe herunter, mein Liecht daran wieder anzustecken; Es ward aber dieselbige alsbald vor meinen Augen mit einer grossen Gewalt sehr offt auff und nieder gezogen, es fiel aber kein Tröpfflein Oel daraus, und ward auch das Liecht nicht ausgelöschet. Ich, der so darbey stund, sahe dies alles mit grosser Bestürtzung und Schrecken an, und war nicht wohl zufrieden, daß ich kein Mittel sahe, mein Liecht wieder anzustecken; und noch mehr, weil ich niemand vernehmen kunte, der die Lampe so ungestüm auff und niederzog." Wir verlassen nun die wörtliche Wiedergabe des keine neuen Phänomene mehr bietenden Textes und bemerken, daß dem Cäsarius die vorher gesehenen Priester einfielen, worauf ihn ein solches Grauen überkam, daß er nach der Sacristei stürzte und den unterdessen dort versammelten Priestern, Domherrn und Choralen sein Erlebnis mitteilte. Dieselben beruhigten ihn und brachten ihn endlich dahin, daß er an dem Gottesdienst teilnahm. Nach Beendigung desselben kam die Nachricht in die Kirche, daß die Priester, welche Cäsarius gesehen hatte, an der Pest gestorben waren.



Eine möglichst allseitige Untersuchung und Erörterung übersinnlicher Thatsachen und Fragen ist der Zweck dieser Zeitschrift. Der Herausgeber übernimmt keine Verantwortung für die ausgesprochenen Ansichten, soweit sie nicht von ihm unterzeichnet sind. Die Verfasser der einzelnen Artikel und sonstigen Mitteilungen haben das von ihnen Vorgebrachte selbst zu vertreten.

Künstliche Träume.

Von
Dr. Carl du Prel.

Daß transscendentale Visionen sich übertragen, kann nicht wundernehmen; denn wenn auch aus anderer Quelle bezogen, sind sie doch als Gehirnvorgänge identisch mit den normalen. Professor Kieser erzählt, daß eine ihm bekannte Dame und deren Magd zu gleicher Zeit die Gestalt eines ihnen teuren Offiziers in dem Augenblick sahen, da er nach späteren Erkundigungen in Rußland in einem Gefechte niedergehauen wurde.[12]) Zwei Zwillingsschwestern träumten in der gleichen Nacht, es breche Feuer aus, und Göppingen, wo sie wohnten, brenne ganz ab, während die Leute eben in der Kirche seien. Am Morgen erzählten sie ihren Traum und blieben von der Kirche weg. Der Blitz schlug ein und entzündete ein entferntes Haus. Die Schwestern hatten schon vorher gegen den Willen der Hausfrau Anstalten getroffen, das Haus zu entleeren, und retteten so, da die Stadt eine Beute des Feuers wurde, wenigstens das bewegliche Eigentum des Hausherrn, der ihnen eine bedeutende Summe schenkte.[1])

Von dieser unwillkürlichen Übertragung von Vorstellungen sind so viele Beispiele bekannt, daß auch die willkürliche sich nicht bezweifeln läßt, die alsdann auch zur Erregung künstlicher Träume sich praktisch verwerten ließe. Gehen wir von den einfachsten Fällen aus. Vielleicht darf ich von vielen Lesern voraussetzen, daß sie einer Vorstellung des Magnetiseurs Hansen beigewohnt haben. Derselbe hat es in Deutschland bis zum Überfluß bewiesen, daß er auf Versuchspersonen, die er in Somnambulismus versetzte, seine Empfindungen übertragen konnte, indem er z. B., von ihnen unbemerkt, etwas in den Mund steckte, oder mit eingetauchter Feder sich über die Lippen fuhr.

Empfindungen kommen nun, wie die Physiologie lehrt, erst im Gehirn zu stande, wohin der Sinnenreiz geleitet wird. Sie sind also als Gehirnprozesse nicht wesentlich verschieden von Phantasievorstellungen und abstrakten Gedanken. Daher konnte Hansen auch solche übertragen, und diese machten dann auf den Empfänger den Eindruck wirklicher Gegenstände und riefen korrespondierende Empfindungen hervor. Wenn Hansen

---

[1]) Kieser: Tellurismus. II. 66.
[2]) Kerner: Magikon. II. 313.

mit den Worten: „Hier haben Sie eine süße Birne!“ eine Kartoffel überreichte, so wurde dieselbe unbedenklich gegessen und die Versuchsperson hatte den Geschmack einer süßen Birne, die sie allerdings ausspie, wenn Hansen ihr plötzlich die Verblendung nahm. Sogar das Aussprechen eines bloßen Stichwortes genügt. Ein Bündel Wäsche, als Säugling in den Arm der Versuchsperson gelegt, verwandelt dieselbe in eine zärtliche Amme. Phantasievorstellungen des Magnetiseurs verwandeln sich in dieser Weise in Illusionen und Hallucinationen des Empfängers.

Sollten nun auch beim gewöhnlichen Schläfer solche Übertragungen schwieriger sein, so sollten doch Experimente dieser Art angestellt werden, da sie nicht nur von psychologischem, sondern auch von medizinischem Interesse sind.

Um zu sehen, wie weit die Übertragbarkeit anschaulicher Gehirnvorstellungen im Hypnotismus geht, habe ich ein Experiment angestellt, das zwar nicht vollständig gelang, aber doch Beweiskraft hat. Es war bei einer Sitzung des Spezial-Komitees der Münchener „Psychologischen Gesellschaft“, daß ich einen ganzen Traumverlauf bestimmen wollte. Der hypnotische Schlaf der Empfängerin, Fräulein Lina, war eine erleichternde Bedingung, erschwerend war der Umstand, daß die Hypnotisierte weder berührt, noch angesprochen werden durfte. Zunächst schrieb ich, in Entfernung sitzend, folgenden Befehl auf Papier: „Herr von Notzing — der Hypnotiseur — soll das Gedicht „Morgentrunk“ stillschweigend lesen. Lina soll nach dem Erwachen, auf die Frage, was sie geträumt, den Inhalt des Gedichtes erzählen.“ Der Hypnotiseur, nachdem er das gelesen, forderte die Schlafende auf, seine Vorstellungen in sich aufzunehmen, ich gab ihm Martin Greifs Gedichte in die Hand und er las nun stillschweigend das folgende Gedicht, das ich seiner ganzen Länge nach hersetzen muß, um die Leser in den Stand zu setzen, die Tragweite des Experiments zu beurteilen. Diejenigen Worte des Gedichtes, die den größten Anschauungswert haben, hatte ich im Buche unterstrichen, und den Hypnotiseur ersucht, auf diesen mit seiner Phantasie besonders zu verweilen.

Der Morgentrunk.

Von Martin Greif.

Noch einen Trunk im Bügel —
Wir haben Zeit;
Noch liegt auf Wald' und Hügel
Die Dunkelheit.

Heda! Drei fremde Gäste
Begehren Wein,
Dürft' Malvasier der beste
Und feinste sein.

Da möcht' man ja verfrieren
Vor Näss' und Reif —
Jetzt hör' ich was sich rühren —
Ich bin ganz steif.

Könnt' kaum die Lippen brauchen
Am Mägdelein,
Mit kohlenschwarzen Augen
Bild' ich mir's ein.

Herr Gott, wie gram und graue
Kommt's da heraus!
Bist du die einz'ge Fraue
Im ganzen Haus?

Hätt' mir ein Kind kredenzet
Früh vor der Schlacht,
Dem kühn das Auge glänzet
Voll Jugendmacht:

Da wichen Träum' und Sorgen
Von selbst zurück,
Doch eine Spinn' am Morgen,
Die bringt kein Glück.

Schenk' ein in Teufelsnamen
Dein matt' Gewächs,
Gieß zu, wir sagen Amen,
Wenn's langt, du Hex'.

Mach' nur das Gläschen voller,
Hab' schon verschnauft,
Thut nichts dem alten Koller,
Wenn's 'nunterlauft.

Den Weg zurück wir reiten
Zur Abendstund',
Wenn's all ist mit dem Streiten
Im Heidegrund.

Dann zahlen wir dich gerne
Mit reichem Zins,
Der Vollmond und die Sterne
Sind uns're Münz'.

Dann trinken wir wie Grafen
Und reiche Kerl',
Und wollen bei dir schlafen
Bildschöne Perl.

Und will's uns nimmer kehren
Und singen lan,
So jagen uns're Mähren
Mitnander an.

An ihren blut'gen Weichen
Kennt ihr die drei,
Vom Graus an unsern Leichen
Noch wild und scheu.

Dann denk', wir schlafen drunten
Im Heidegras,
Dann laß dir's selber munden
Aus diesem Glas.

Doch nein, ich will's zerschellen
An deinem Haus,
Nach uns drei Kriegsgesellen
Trinkt keiner draus.

Da schau! grad' in drei Scherben
Ging's schwache Ding!
Was gilt's, wir dreie sterben —
Ich acht's gering.

Heida, die Morgennebel
Verziehn bereits,
Ich schlage mit dem Säbel
Um mich ein Kreuz.

Einige Zeit, nachdem Lina geweckt worden, wurde sie gefragt, ob sie fest geschlafen und was sie geträumt hätte. Sie erzählte nun, wenn auch nur kurz, den wesentlichen Inhalt des Gedichtes: Ein Reiter mit Knappen sei gekommen, habe geschrieen und ungestüm Wein verlangt. Auch eine Frau sei dabei gewesen. Das Zerschellen des Glases deutete sie mit einer heftigen Armbewegung an. Lina schien nicht vollständig wach zu sein, und kam erst in der frischen Luft, als sie vom Hypnotiseur nach Hause begleitet wurde, zur volleren Besinnung. Wie mir Herr von Notzing noch in der Nacht schrieb, ergänzte sie dabei auf Befragen ihren Traum: der Reiter mit dem Helm sei ganz barsch gewesen, habe mit dem Glas herumgefuchtelt und es dann weggeworfen, so daß es zwar nicht ganz zersplitterte, aber in einige Stücke ging. Das sei von übler Vorbedeutung gewesen, und zu der Frau, die sehr häßlich gewesen, habe der Reiter gesagt, sie würden wohl nicht mehr zurückkommen, sondern nur die Pferde.

Ein paar Tage später erzählte Lina auch mir den ergänzten Traum. Ich gab ihr darauf das Gedicht von Martin Greif zu lesen. Sie las es wiederholt und so vertieft, daß ich fürchtete, die wiedergeweckte Erinnerung könnte vielleicht den damit verknüpft gewesenen Schlafzustand wieder herbeiführen. Von der Zeile „Schenk ein in Teufelsnamen!" angefangen, erkannte sie ihr Traumbild. „Das habe ich ja alles gesehen!" erklärte

sie und konnte gar nicht begreifen, daß sie nun ihren Traum in einem Buche fand. Offenbar war also die Gedankenübertragung im wesentlichen gelungen.

Da nun der hypnotische Schlaf sich nur dem Grade nach vom normalen unterscheidet, so wird man auch auf einen gewöhnlichen Schläfer längere Vorstellungsreihen übertragen können, besonders, wenn es durch Berührung und zugeflüsterte Worte erleichtert wird. Als Knabe schlich der Magnetiseur Hansen oft in die Zimmer seiner Studiengenossen, wenn sie schliefen, legte ihnen leise die Hände auf und ließ dann alle Arten von Gedanken und Vorstellungen durch seinen Kopf gehen. Wenn er sie dann am Morgen bat, ihm ihre Träume zu erzählen, so stimmten diese jedesmal mit den Vorstellungen überein, die er übertragen hatte.[1]) Bei Menschen, die sich schon im Wachen empfänglich für Übertragung zeigen, wird das Experiment des künstlichen Traumes besonders leicht gelingen.

Durch mehrfache Experimente der Professoren in Paris und Nancy ist es festgestellt, daß man einem Hypnotisierten auch posthypnotische Hallucinationen anbefehlen kann. Man befiehlt ihm, zu einer bestimmten Stunde nach dem Erwachen — diese Stunde läßt sich auf Wochen, ja Monate hinausverlegen — irgend einen Vorgang sich abspielen zu sehen. Die Hallucination wird dann mit dem vollständigen Schein der Wirklichkeit sich einstellen. Bei der wesentlichen Identität zwischen Hallucinationen und Traumbildern war ich geneigt, vorauszusetzen, daß man anbefohlene Hallucinationen auch auf die Schlafzeit verlegen kann, was einem künstlich erweckten Traum gleich käme. Auch ein solches Experiment habe ich angestellt, muß es jedoch in einen anderen Zusammenhang verweisen, weil in diesem Falle der durch posthypnotischen Befehl erregte Traum sich sogar mit einem Ferngesichte verband, womit also die praktische Verwertbarkeit des Hypnotismus auch für mystische Experimente bewiesen ist.

Bei unseren Experimenten mit Lina war die Absicht vorherrschend, die Gedankenübertragung ohne Berührung zu konstatieren. Die Entfernung des Hypnotiseurs schien dabei gleichgültig zu sein; die Experimente gelangen, ob nun der Hypnotiseur der Schläferin gegenüber saß, oder möglichst entfernt von ihr. Man könnte allerdings annehmen, daß wie jede irdische Kraft mit dem Quadrat der Entfernung abnimmt, so auch die, vermöge welcher das psychische Echo eines Gedankens in einem fremden Gehirn erweckt wird. Dies scheint gleichwohl nicht richtig zu sein. Die Abnahme einer Kraft erfolgte nur dann mit dem Quadrat der Entfernung, wenn sie sich gleichmäßig nach allen Seiten ausbreitet, z. B. Licht und Wärme der Sonne, wovon nur ein geringer Bruchteil unsere Erde trifft, der große Rest aber in den Raum ausstrahlt. Bei der Gedankenübertragung aber, welcher eine Willenskraft zu Grunde liegt, scheint dieser auf die Versuchsperson konzentrierte Wille des Experimentators in zugespitzter Richtung wirken zu können.

[1]) Zöllner: Wissenschaftliche Abhandlungen. III. 556.

Daraus würde sich jene merkwürdige Erscheinung erklären, daß bei Fernwirkungen die Entfernung der Versuchsperson gleichgültig ist, und es wäre alsdann auch die sogenannte Traumsendung möglich. In der älteren Litteratur ist von dieser künstlichen Erzeugung von Hallucinationen im Wachen, und von Traumbildern im Schlafe viel die Rede. Der seiner Zeit berühmte, im Ruf eines Magiers stehende Abt Tritheim, Fürstabt zu Spanheim und Lehrer des Kurfürsten Joachim von Brandenburg, schreibt in einem Briefe an Bostius: „Ich kann den Kunstverständigen in Entfernung von 100 und mehr Meilen meine Gedanken ohne Wort, ohne Schrift und ohne ein Zeichen mit jedem Boten bekannt machen. Dieser kann selbst nichts verraten, weil er nicht das Mindeste davon weiß. Ich bedarf, wenn ich will, nicht einmal eines Boten. Säße der, welcher die Geheimnisse kennt, gleich in einem meilentiefen Kerker unter der Erde, ich wollte ihm doch meine Gedanken zu erkennen geben, so weit, weitläufig und oft, als es verlangt wird, und zwar ganz natürlich, ohne Aberglauben und ohne Beihilfe der Geister."[1]) Tritheim scheint also das Geheimnis der magnetischen Fernwirkung in ihrer Form als Gedankenübertragung gekannt zu haben. Sein Zeitgenosse Agrippa von Nettesheim schreibt sich dieselbe Fähigkeit zu: „Auf ganz natürliche Art und ohne Vermittlung eines Geistes ist es möglich, daß ein Mensch dem anderen auf jede noch so weite Entfernung in der kürzesten Zeit seine Gedanken mitteilen kann. Wenn auch die Zeit, innerhalb welcher dieses geschieht, sich nicht genau abmessen läßt, so braucht man doch dazu in einigen Fällen über 24 Stunden. Ich verstehe dieses Kunststück und habe es oft versucht. (Et ego id facere novi et saepius feci.) Auch der Abt Tritheim versteht es und hat es oft ausgeführt."[2])

Aus früherer Zeit finden wir eine solche Nachricht beim hl. Augustinus, der die Wahrheitsliebe des Berichterstatters besonders hervorhebt: Eine Frau ließ durch ihren Mann den Mönch Johannes um eine Unterredung bitten. Der fromme Mönch schlug die Zusammenkunft mit einem Weibe ab, versprach aber, ihr im Traum zu erscheinen. Sie träumte darauf die Unterredung, beschrieb ihrem Manne den Mönch in zutreffender Weise und erzählte seine Ratschläge.[3]) Tertullian[4]) und der hl. Justinus[5]) sprechen ebenfalls von Leuten, die willkürlich Träume senden konnten, und Hellenbach giebt mehrere Schriftsteller an, bei denen von dieser Kunst die Rede ist.[6]) Ich möchte denselben noch Professor Nasse[7]) beifügen.

Systematisch angestellte Versuche habe ich nur in einer Schrift aus dem Jahre 1822 vom Regierungsassessor Wesermann gefunden, die selten zu sein scheint, daher ich seinen Bericht über die von ihm angestellten Experimente folgen lasse:

„Erster Versuch in einer Entfernung von 5 Meilen.

Meinem Freunde, dem Hofbaurat G., den ich in 13 Jahren weder gesehen, noch ihm geschrieben hatte, suchte ich meinen Besuch dadurch bekannt zu machen, daß ich

---

[1]) Perty: Die mystischen Ersch. II. 122.
[2]) Agrippa: de occulta philos. I, 6.
[3]) Augustinus: de cura pro mort. XVII. 21. [4]) Tertullian: Apol. XX.
[5]) Justinus: Apol. I, 18. [6]) Hellenbach: Tagebuch eines Philosophen. 195.
[7]) Reil und Hofbauer: Beiträge zur Beförderung einer Kurmethode auf psych. Wege. II. Heft 4.

ihm durch die Kraft des Willens mein Bild im nächtlichen Schlafe vorstellte; und als ich den folgenden Abend unvermutet bei ihm ankam, bezeugte er seine Verwunderung darüber, daß er mich in vergangener Nacht im Traume gesehen habe.

Zweiter Versuch in einer Entfernung von 3 Meilen.

Madame W. sollte im nächtlichen Traume eine Unterredung von mir mit zwei anderen Personen über ein gewisses Geheimnis vornehmen, und als ich am dritten Tage bei der ersteren ankam, sagte sie mir alles, was gesprochen war, und bezeugte ihre Verwunderung über den gehabten merkwürdigen Traum.

Dritter Versuch in einer Entfernung von 1 Meile.

Eine bejahrte Person in G. sollte den Leichenzug meines verstorbenen Freundes S. im Traume sehen, und als ich am folgenden Tag zu ihr kam, waren ihre ersten Worte, daß sie im Schlaf einen Leichenzug gesehen, wovon sie auf Befragen erfahren habe, daß ich die Leiche gewesen sei. Also ein kleiner Irrtum.

Vierter Versuch in einer Entfernung von 1/8 Meile.

Herr Dr. B. verlangte einen Versuch zu seiner Überzeugung, worauf ich ihm eine vorgefallene nächtliche Schlägerei auf der Straße vorstellte, die er dann, zu seiner großen Verwunderung, im Traume auch gesehen hatte.

Fünfter Versuch in einer Entfernung von 9 Meilen.

Dem Leutnant ...n sollte des Nachts um halb 11 Uhr eine vor 5 Jahren verstorbene Dame im Traume erscheinen, und ihn zu einer guten Handlung bewegen. Herr ...n hatte aber gegen Vermuten um halb 11 Uhr noch nicht geschlafen, sondern sich im Vorzimmer mit seinem Freunde, dem Oberleutnant S., über den französischen Feldzug unterhalten. Plötzlich öffnet sich die Thüre des Zimmers, die Dame tritt im weißen Kleide, schwarzem Tuch und entblößtem Haupte herein, grüßt S. mit der Hand dreimal freundlich, wendet sich sodann gegen ...n, winkt demselben und kehrt darauf durch die Thüre zurück."

(Wesermann fährt fort:) „Da diese von dem Leutnant ...n mir erzählte Geschichte in psychologischer Hinsicht zu merkwürdig war, und die Wahrheit nicht gehörig zu konstatieren, so habe ich an den 6 Meilen von mir wohnenden Oberleutnant S. geschrieben, mit dem Ersuchen, mir die Wahrheit darüber mitzuteilen, worauf folgendes die Antwort war:

„„Es war am 13. März 1817, als der Leutnant Herr ...n mich besuchte. Er blieb über Nacht bei mir. Nach dem Abendessen und als wir beide schon ausgekleidet waren, saß ich auf meinem Bette, und Herr ...n stand an der Thüre des Nebenzimmers, im Begriffe, ebenfalls schlafen zu gehen. Dies war um 10½ Uhr. Wir sprachen teils über gleichgültige Gegenstände, und teils über Begebenheiten des französischen Feldzuges. Plötzlich ging die Seitenthüre aus der Küche ohne Geräusch auf, und es trat ein Frauenzimmer herein, ganz bleich, größer als Herr ...n, ungefähr 5 Fuß 4 Zoll lang; stark und breit von Figur, angethan mit einem weißen Kleide, aber mit einem großen schwarzen Halstuch, welches bis an die Hüften reichte. Sie trat herein mit unbedecktem Haupte, grüßte mich dreimal verbindlich mit der Hand, drehte sich sodann links nach Herrn ...n und winkte ihm ebenfalls dreimal mit der Hand, worauf die Figur still und ohne Thürknarren hinausging. Wir folgten sogleich nach, um möglichen Betrug zu entdecken, fanden aber nichts; das Auffallendste dabei war, daß unsere Nachtwache von 2 Mann, welche ich kurz vorher revidiert und wachsam gefunden hatte, eingeschlafen, aber auf meinen ersten Ruf wieder munter war, und daß die Stubenthür, welche bei dem Öffnen jedesmal stark knarrte, nicht das mindeste Geräusch von sich gab, als die Figur sie öffnete."

„Wenige Freunde haben wir indes gefunden, denen ein ebenso zugetroffenes Resultat zu teil geworden. Indes haben wir einen der heftigsten Gegner völlig über-

zeugt, nämlich den Dr. der Rechtswissenschaft W...g in S. In einer Entfernung von 3 1/8 Meilen machte er seiner Tochter eine ihm des Nachts zugestoßene heftige Kolik bekannt, die sie im Traume auch richtig erfahren und seine Umgebungen gesehen hatte, wovon uns beide die Wahrheit versichert haben .... Auch haben wir übrigens noch die Beobachtung gemacht, daß die Gedankenbilder auch in dem Falle richtig überkommen, wenn man den Aufenthaltsort des Freundes nicht weiß, indem die magnetische Allflut Ähnlichkeit mit dem Schalle und dem Echo hat." [1])

Diese Versuche Wesermanns, die auch Schopenhauer erwähnt[2]), lassen verschiedenes unentschieden, was interessant zu wissen wäre. Schopenhauer schneidet die Erklärungsschwierigkeit dadurch ab, daß er dabei den Willen als Ding an sich magisch wirken läßt. Will man das nicht, so scheint aus der Traumsendung auf meilenweite Entfernung hervorzugehen, daß die dabei wirkende Kraft sich nicht sphärisch nach allen Richtungen ausbreitet, sondern durch den Willen eine Zuspitzung erfährt. Dem widerspricht aber andererseits die Behauptung Wesermanns, daß man den Aufenthaltsort der Versuchsperson gar nicht zu wissen braucht, was wiederum die sphärische Ausbreitung nahe legt. Infolgedessen müßten aber alle empfänglichen Gehirne ringsum von der Traumsendung betroffen werden, welchen dadurch identische Traumbilder erzeugt würden. Wiewohl nun die Empfänglichkeit der Gehirne für so feine, noch dazu durch die sphärische Ausbreitung verdünnte, mit dem Quadrat der Entfernung sich abschwächende Agentien nicht vorweg geleugnet werden kann, so scheint doch der empfangene Reiz unterhalb der Empfindungsschwelle zu verlaufen, und nur durch den bestimmten Willen des Experimentators gerade bei der Versuchsperson über die Empfindungsschwelle gehoben zu werden. Schopenhauer entgeht freilich allen diesen Fragen, indem er den Willen metaphysisch wirken läßt, und selbst ohne diesen Behelf könnten wir ihnen durch die Annahme einer vierten Raumdimension entgehen. Es fragt sich nur, ob sie hier gestattet ist.

Der interessanteste Versuch Wesermanns ist der fünfte. Gegen Vermuten war der Empfänger dabei noch wachend und es trat eine Hallucination im Wachen ein. Es ist ohnehin nicht wohl zu bestreiten, daß Hallucinationen und Traumbilder wesentlich identisch sind, und Wesermanns Versuche bestätigen es, daß unterschwellige Reize im Schlafe zu Traumbildern, im Wachen zu Hallucinationen werden können. Ein bestimmter Grund dafür, warum auch der zufällig anwesende Oberleutnant der Hallucination teilhaftig wurde, läßt sich nicht angeben. Hätten nun aber die beiden Offiziere nicht nachträglich wenigstens erfahren, daß der Erscheinung ein Experiment zu Grunde lag, so würden sie ohne Zweifel sehr geneigt geworden sein, an Geistererscheinungen zu glauben. Umgekehrt, vom Experiment ausgehend, können wir schließen, daß Gedankenübertragung auch im Wachen eintreten, ja unter Umständen sich bis zur Erzeugung einer Hallucination steigern kann. Wenn also die Physiologen behaupten, daß alle Geistererscheinungen immer nur auf spontaner Thätigkeit eines kranken Gehirns beruhen, so lehrt unser Versuch, das Hallu-

[1]) Wesermann: „Der Magnetismus und die allgemeine Weltsprache." 26—33.
[2]) Schopenhauer: Über Geistersehen.

cinationen auch auf passiver Empfänglichkeit eines gesunden Gehirns beruhen können, was ja ohnehin in magnetischen und hypnotischen Zuständen schon vielfach bestätigt wurde. Immerhin ist damit eine zweite Quelle des Irrtums bei angeblichen Geisteserscheinungen bezeichnet; von wirklichen Phantomen dürfen wir also nur reden, wenn sowohl die krankhafte Hallucination, als auch die durch Gedankenübertragung erzeugte ausgeschlossen ist.

Vor wenigen Jahren noch hat die Wissenschaft von der Gedankenübertragung nichts wissen wollen, und Professor Preyer hat von seinem Schreibtisch aus dekretiert, daß nur sogenanntes Muskellesen bestehe, eine eigentliche Gedankenübertragung aber unmöglich sei.[1]) Heute, da die Thatsachen sich nicht mehr leugnen lassen, macht die Wissenschaft von der Gedankenübertragung als Erklärungsprinzip den verschwenderischsten Gebrauch und dehnt es auf Dinge aus, die damit gar nichts zu thun haben. Hartmann schlachtet den ganzen Spiritismus hinein und erklärt alle Phantome als übertragene Hallucinationen des Mediums.[2]) Solche Irrtümer erklären sich übrigens zur Genüge aus seinem Geständnis, daß er spiritistischen Versuchen noch nicht beigewohnt habe. Es liegt also auch hier ein bloßes Dekret vom Schreibtisch aus vor, welches angesichts der photographierbaren Phantome ganz hinfällig ist.

Diese unberechtigte Ausdehnung eines kürzlich noch vollständig geleugneten Erklärungsprinzips ist wenigstens eine Gewähr dafür, daß die Anerkennung der Gedankenübertragung in ihrer berechtigten Ausdehnung gesichert bleiben wird. Da nun die Taumsendung sich in zwei Bestandteile zerlegen läßt, Fernwirkung und Gedankenübertragung, davon jeder bereits anerkannt ist, sogar in der modernen Litteratur), so kann auch ihre Summe nicht geleugnet, d. h. es muß zugegeben werden, daß sie auch vereinigt als Traumsendung auftreten können. Im Grunde ist die Gedankenübertragung selbst schon eine Fernwirkung, und es bleibt sich gleich, ob sie innerhalb eines Zimmers oder auf Entfernung von Meilen vorgenommen wird.

Alles in allem sind heute als nicht mehr zu leugnende Thatsachen konstatiert die Übertragung von Empfindungen, von Vorstellungen und von abstrakten Gedanken, und zwar auf Wachende, auf gewöhnliche Schläfer und auf hypnotische und somnambule Schläfer; ebenso kann auch der Urheber in verschiedenen Zuständen sein, und entweder willkürlich oder unwillkürlich übertragen. Es ist also mehr konstatiert, als wir brauchen, um die Möglichkeit künstlicher Träume zuzugeben.

Wenn aber dieses Problem erforscht sein wird, dann werden wir auch praktische Konsequenzen daraus ziehen. Die Medizin wird sich der Sache bemächtigen, und insbesondere wird es der Psychiatrie zukommen, dieses bedeutende Hilfsmittel in solchen Fällen anzuwenden, welche heute noch als hoffnungslose angesehen werden.

---

[1]) Preyer: Die Erklärung des Gedankenlesens.

[1]) Hartmann: Der Spiritismus.

[2]) Ochorowicz: de la suggestion. Richet in den Proceedings of the Society for psychical research. XII. 126. (Juni 1888.)

Eine möglichst allseitige Untersuchung und Erörterung übersinnlicher Thatsachen und Fragen ist der Zweck dieser Zeitschrift. Der Herausgeber übernimmt keine Verantwortung für die ausgesprochenen Ansichten, soweit sie nicht von ihm unterzeichnet sind. Die Verfasser der einzelnen Artikel und sonstigen Mitteilungen haben das von ihnen Vorgebrachte selbst zu vertreten.

Die Menschheit nach dem Tode.

Eine Besprechung
von
Hübbe-Schleiden.

Die französische Litteratur ist vor der unsrigen bevorzugt durch ein wertvolles Werk des im vorigen Jahre verstorbenen Gelehrten Adolphe d'Assier: L'humanité posthume. Dasselbe ist besonders dadurch interessant, daß der Verfasser, ein hervorragender Mann der exakten Wissenschaft und Anhänger von Comtés materialistischem „Positivismus", nicht nur hier das Überleben und Sich-Geltendmachen von gewissen Kräften der Persönlichkeit des Menschen nach dem Tode anerkennt, sondern auch trotzdem noch Materialist und Positivist geblieben ist. Das Buch machte seiner Zeit (es wird jetzt etwa zehn Jahre her sein) in Frankreich großes Aufsehen, um so mehr, da es sowohl den materialistischen als den spiritistischen Lehren widersprach und doch namentlich der ersteren Partei weitgehende Zugeständnisse abzunötigen geeignet war. Der Verfasser gründet seine Schlußfolgerungen hauptsächlich auf eigene und fremde Beobachtung von Spukvorgängen, deren übersinnliche Realität er als über allem Zweifel erhaben anerkennt. Die materialistische Wissenschaft, der eigene Boden, auf welchem d'Assier sich mit vollem Bewußtsein stellt, wird von ihm sehr scharf mitgenommen, und wir glauben nicht, daß dieselbe diesen Thatsachen gegenüber erhebliche Milderungsgründe zu ihrer Entschuldigung vorbringen könnte; dagegen meinen wir, ihm mit den Spiritualisten einwenden zu müssen, daß er zwar einen großen Schritt in das weite Gebiet des Okkultismus hineingethan hat, aber den wesentlichsten Punkt nicht erkannt hat. Er ist nicht in das eigentliche Innere der esoterischen Erkenntnis vorgedrungen, sondern nur im äußeren Vorhofe derselben geblieben, eben da, „wo heute noch die wissenschaftlichen Untersucher in den psychologischen Gesellschaften mit Hypothesen Blindekuh spielen".[1]) D'Assier hat richtig erkannt, daß etwas von der menschlichen Persönlichkeit nach dem Tode fortlebt und fortwirkt, er hat ferner richtig geschlossen, daß dieses nicht immer und ewig fortbestehen wird; er hat aber nicht dasjenige entdeckt, was uns die Hauptsache erscheint, daß

[1]) „Lucifer", London 15. Jan. 1888, S. 400.

nämlich außerdem der menschlichen Persönlichkeit ein individuelles Etwas zu Grunde liegt, was man in Wahrheit „unsterblich" nennen kann, Seele, Geist, Wesenheit oder, wie man will, was aber auch dann noch bleibt und wieder lebt, wenn die Persönlichkeit nach dem Tode dazusein aufgehört hat.

Von diesem für unsere Bewegung epochemachenden Buche liegt jetzt eine englische Übersetzung von Henry S. Olcott vor.[1]) Dieser, der jetzige Präsident der Theosophischen Gesellschaft, hat so vielseitige Erfahrungen und Beobachtungen auf dem Gebiete des übersinnlichen Phänomenalismus zu machen Gelegenheit gehabt, wie vielleicht kein anderer Mann europäischer Rasse. In dieser seiner Übersetzung des d'Assier nun berichtigt und ergänzt er den Verfasser durch Anmerkungen in ebenso geschickter wie sachkundiger Weise; während somit dadurch der Eindruck des Originales keineswegs verwischt oder abgeschwächt wird, erhöht diese Zugabe den Wert desselben um ein beträchtliches.

Ferner aber bietet diese englische Ausgabe noch einen weiteren Vorzug für die Forscher auf dem Gebiete des Psychischen und Magischen, welche einen etwas weiteren Horizont haben als den unserer eigenen Rasse. Präsident Olcott hat nämlich die ihm zu Gebote stehende Organisation seiner Gesellschaft, welche sich mit 179 Zweig-Gesellschaften und 35000 Mitgliedern über ganz Indien erstreckt, dazu verwertet, um die Kenntnisse und Ansichten, welche über die vorliegenden Fragen in den verschiedenen Teilen Indiens herrschen, durch Zirkularversand festzustellen. Seine Zirkulare enthielten 16 Fragen nach den Anschauungen über Art der Zustände oder Aufenthaltsorte der Wesen, welche nicht unserem Erdenleben angehören, nach den Vorstellungen über die Natur dieser (verschiedenen) Wesen, deren Stellung zu den lebenden Menschen, über den etwaigen Verkehr mit denselben, ferner nach den Ansichten über Spukvorgänge, nach etwaiger Kenntnis von telepathischen Erscheinungen oder geschehenen Vorhersagungen durch Mitteilungen Verstorbener, nach Ausübung von Zauberei und Magie, nach geistigen Heilungen und willkürlicher Aussendung des Doppelgängers. — Die Antworten auf diese Fragen, welche aus den verschiedensten Teilen Indiens eingelaufen sind, finden sich für jede einzelne Frage geordnet zusammengestellt; und dieser Anhang des Buches bietet in der That ein wertvolles kulturwissenschaftliches Material.

Dies Werk d'Assiers, namentlich in dieser Übersetzung, ist, wie kaum ein anderes, gerade für die noch vom Materialismus befangenen Anfänger in okkulten Untersuchungen geeignet. Es ist mit logischer Klarheit und Ruhe, man könnte sagen, Kälte geschrieben und giebt sich keine Blößen. Es geht nicht weiter, als der noch Unvorbereitete mitzugehen etwa bewogen werden kann; immerhin aber geht es ganz und gar in der rechten Richtung.

---

[1]) Posthumous Humanity, a study of Phantoms. By A. d'Assier, member of the Bordeaux Academy of Sciences. Transl. and annot. by H. S. O. London 1887. George Redway. 8⁰, 360 S.

Himmel und Hölle
in neuer, verbesserter Auflage.

Eine Besprechung von

Wilhelm Daniel.

Se non è vero, è ben trovato.

Wir wissen nicht, ob wir bei vielen unserer Leser eine Bekanntschaft mit den spiritistischen Vorstellungen vom „Zustand nach dem Tode" voraussetzen dürfen. Im Deutschen liegen schon recht lesenswerte Darstellungen davon vor, so Aksákof-Wittigs Ausgabe von Andrew Jackson Davis' Werken und Robert Friese's „Stimmen aus dem Reich der Geister". Selbst diejenigen aber, welchen diese Schriften schon bekannt sind, und vielleicht ebenso sehr die, welche vom Spiritismus gar nichts wissen wollen, werden, wenn sie nur einigen Sinn für dichterische und sinnbildliche Wahrheit haben, Genuß und Vorteil aus einer kleinen kürzlich in Chicago erschienenen Schrift „Heaven revised"[1]) schöpfen können. Die Schreiberin war ihrer eigenen Ansicht nach hierbei nur thätig als ein „Medium" für die Mitteilungen einer Verstorbenen, die ihre Erlebnisse in den Geistersphären oder vielmehr ihre eigenen und anderer Wesen Zustände nach dem Tode schildert. Die Schreiberin ist offenbar in bestem Glauben; sie sagt selbst in ihrer Vorrede:

„Ich glaube, daß ich dies durch unsichtbare Mithilfe schrieb, aber ich scheue mich, andere für dieses Bekenntnis verantwortlich zu machen. Ich scheue mich sogar, solche Möglichkeit auszusprechen, da ich weiß, wie oft Spiritisten unabsichtlich der Geisterwelt Aussagen zuschreiben, welche lediglich ihrem eigenen, unkundigen Geiste entspringen. Ich weiß, wie schwer es ist, die Grenzlinie zu ziehen zwischen den eigenen Gedanken und Eindrücken und den Inspirationen, welche aus höheren Sphären herrühren.

Der Leser muß selbst entscheiden. Glaubt er an Geistereingebungen, so wird er meine eigene Überzeugung annehmen und diese Schrift als inspiriert betrachten. Ist er ein Skeptiker und Zauderer, so teilt er mit mir nur die Zweifel und Bedenken, welche oft auch mich umlagern."

Gäbe sich diese Schrift nur als eine phantastische Erzählung, als ein lebhafter Traum vom Jenseits nach dem Tode, so bliebe sie doch darum nicht minder wirksam und selbst philosophisch wertvoll. Gerade in der Anschaulichkeit der Ausführung ist sie so außerordentlich wahrscheinlich, so plausibel und findet ihre völlige Bestätigung so unmittelbar im Herzen und Gewissen jedes nach dem Edelen und Wahren Strebenden, daß sie kein anderes, kein besseres Akkreditiv aufweisen könnte als ein solches. Man könnte sagen, es sei eine neuzeitige Auffassung der Divina Commedia, und wie man dasselbe seiner Zeit auch wohl von Swedenborgs Mitteilungen und neuerdings von Davis' sagen könnte, so entsprechen diese hier vorliegenden Darstellungen ganz den Anschauungen und Bedürfnissen unserer Gegenwart.

---

[1]) A narrative of personal experiences after the change called death. By Mrs. E. B. Duffey, Chicago 1889, Religio-philosophical Publ. House. 25 cts. (1 M.).

Nur ganz einzelne wenige Ausmalungen und nebensächliche Beifügungen scheinen uns subjektiv und bestreitbar. Selbst diese unserer Meinung nach der Individualität der Schreiberin entsprungenen Irrtümer scheinen uns aber die Natürlichkeit und Wahrscheinlichkeit der gemischten Entstehung des Ganzen und damit den Wert desselben zu erhöhen. Niemand, der des Nachdenkens über ernste Lebensfragen und Verhältnisse fähig ist, wird dieses kleine, höchst lehrreiche Buch ohne Nutzen in die Hand nehmen; ganz besonders instruktiv jedoch ist es für alle Spiritualisten sowohl theoretisch, wie auch technisch hinsichtlich der Bedeutung und des Zustandekommens aller solcher Mitteilungen.

Wir können unsere Leser hier nicht wohl an der Hand dieses Buches die höchst wechselvollen Wege durch die Zustände des „Himmels" und der „Hölle" dieses „Jenseits" führen, durch Tod und Grab zu „Auferstehung" und Gericht, dem Einzelleben und den Stufen der Läuterung, den Zuständen der kalten, selbstischen Verstandsmenschen, die im Innern ihrer Seele tot, noch „ungeboren" sind, dem Leben der Zurückgebliebenen, Selbstgenügsamen und dem Liebeswerk, das Fortgeschrittnere an diesen thun, indem sie höheres Streben in ihnen zu wecken suchen. Am lehrreichsten vielleicht würde es hier sein, das Bild der komischen Figuren nachzuzeichnen, welche jene Massen blindgläubiger Christen und anderer unselbständiger Religionsgenossen aller Gattungen vorstellen, wenn sie in die Geisterwelt eintreten und sich nach und nach erst daran gewöhnen müssen, die Thorheit ihrer kindlichen Erwartung zu begreifen. — Es will uns in der That eine sehr dankbare und heilvolle Aufgabe erscheinen, wenn jemand, der Zeit und Beruf dazu hat, eine gute deutsche Übersetzung dieses kleinen Buches liefern würde. Einen der Schlußsätze aber wollen wir doch hier schon wörtlich wiedergeben, weil darin der sich mitteilende Geist, was er denn nun auch immer sei, gewissermaßen als der Regisseur vor die Lampen tritt (S. 99):

„Wenn ich von verschiedenen Örtlichkeiten, auch von Gehen oder Kommen redete, so ist dies nicht in der Bedeutung eures Erdenlebens zu verstehen. Hier (im Jenseits) schafft ein jeder seine eigene Umgebung. Sein Himmel oder seine Hölle gehen lediglich aus ihm selbst hervor, bis sie ihn ganz umgeben so wie eine wirkliche Gegend. Die da in der Finsternis weilen, thun es, weil kein Licht in ihren Seelen wohnt. Die verschiedenen Sphären, welche ich besuchte, waren nicht verschiedene Örtlichkeiten; vielmehr war es nur in diesen Fällen mir gestattet, mich in die Zustände zu versetzen, welche die Wirkungen der verschiedenen sittlich-geistigen Verhältnisse verstorbener Seelen sind."

Wären selbst diese Erzählungen nur ein Traum, ein Märchen, nun so wären sie auf alle Fälle ein sehr lehrreiches und sittlich bildendes und förderndes. Diese Wirkung auf jeden nicht vertierten Menschen scheint uns ganz unfehlbar. Was aber gut in seinen Wirkungen ist, kann nicht schlecht in seinem Inhalt sein, selbst dann, wenn es getrübte Wahrheit bieten sollte. Welcher Mensch will denn sich anmaßen, zu sagen, er habe die absolut reine Wahrheit?! Ist nicht auch alles, was wir sehen, was wir hören, — sind nicht sogar alle unsere Worte nur Sinnbilder? Und ist überhaupt nicht „alles Vergängliche nur ein Gleichnis"?

Eine möglichst allseitige Untersuchung und Erörterung übersinnlicher Thatsachen und Fragen ist der Zweck dieser Zeitschrift. Der Herausgeber übernimmt keine Verantwortung für die ausgesprochenen Ansichten, soweit sie nicht von ihm unterzeichnet sind. Die Verfasser der einzelnen Artikel und sonstigen Mitteilungen haben das von ihnen Vorgebrachte selbst zu vertreten.

Kürzere Bemerkungen.

Selig sind die Friedfertigen.

Wann, o Menschen haßentglommen,
Wird die Binde fortgenommen,
Die das Auge euch umhüllt?
Wann das Schöne, Gute, Wahre
Auf der Menschheit Hochaltare,
Wann des Friedens Werk erfüllt?

Nicht des Siegs Triumphfanfaren,
Die des Gegners Trotz bewahren,
Sichern euch des Friedens Hort;
Was ihn besser wird verpfänden:
Nähert euch mit frommen Händen,
Sprechet das Versöhnungswort!

Lernet von den edlen Geistern
Wie, sich selber zu bemeistern,
Höchste Seligkeit verschafft;
Und, wo Wunden schmerzend klaffen,
Mit der Sanftmut starken Waffen
Bändigen die stolze Kraft.

Tretet ein in jene Hürde,
Wo man ablegt jede Bürde,
Wo das Gastmahl steht bereit;
Wo den' Menschen liebewarmen
Herzens darf der Mensch umarmen;
Wo geschlichtet ruht der Streit!

7. 6. 1889. **Adolf Engelbach.**

Internationaler Kongreß
der Société de Psychologie physiologique.

Von Herrn Professor Charles Richet, dem General-Sekretär dieses Kongresses (15 rue de l'Université, Paris) haben wir für Freunde unserer Forschensrichtung Aufforderungen zur Teilnahme an dem Congrès international de psychologie physiologique eingesandt erhalten. Dieser

Kongreß findet zu Paris vom 5. bis 10. August dieses Jahres in den Räumen der Centennar-Ausstellung (Trocadéro) statt. Das Programm des Kongresses ist folgendes:

I. Sens musculaire. II. Rôle des mouvements de la formation des images. III. L'attention est-elle toujours determinée par des états affectifs? IV. Etude statistique des hallucinations. V. Les appétits chez les idiots et chez les imbéciles. VI. Existe-t-il chez les aliénés des impulsions motrices independantes des images et des idées? VII. Les poisons psychiques. VIII. Hérédité: 1. hérédité des phénomènes émotifs et de leur expression; 2. hérédité des particularités dans la perception des couleurs; 3. hérédité des mémoires speciales; 4. hérédité des aptitudes speciales (techniques, artistiques, scientifiques); 5. analyse psychologique de quelques tableaux généalogiques. IX. Hypnotisme: 1. des causes d'erreurs dans l'observation des phénomènes de suggestion hypnotique; 2. le sommeil normal et le sommeil hypnotique; 3. hérédité de la sensibilité hypnotique; 4. le pouvoir moteur des images chez les sujets hypnotisés et les mouvements inconscients (écriture automatique etc.); 5. le dédoublement de la personnalité dans l'hypnotisme det l'aliénation mentale; 7. les phénomènes de transfert; 7. essai d'une terminologie précis dans les questions d'hypnotisme.

Präsident des Krongresses ist Professor Charcot. Denjenigen unserer Leser, welche an diesem Kongresse teilzunehmen wünschen, sind wir bereit, gedruckte Aufforderungen dazu und Anmeldungs-Formulare einzusenden, welche ausgefüllt an Herrn Professor Richet zu adressieren sind. Die Mitgliedschaft des Kongresses kostet 10 Francs. Allen sich vorher Meldenden werden die Einzel-Berichte über die laut vorstehendem Programm auf dem Kongresse zu diskutierenden Gegenstände zugesandt. — Wir wünschen diesem Kongresse die lebhafteste Beteiligung maßgebender Persönlichkeiten und ausgiebigsten Erfolg! H. S.

Eine Spuk-Phantasie,

wie sie in der Vorstellung des Volkes in allen Gegenden und Ländern, namentlich bei Landbewohnern, übereinstimmend zu finden ist, sollte hier wenigstens einmal erwähnt werden. Eine etwaige Bedeutung ist solchen unkontrollierbaren Aussagen lediglich deshalb beizumessen, weil die gleiche Vorstellung von Gestalten ohne Kopf sich eben überall und anscheinend unabhängig wieder findet. Da allem Spuk gewiß eine metaphysische, telepathische Einwirkung auf die wahrnehmenden Personen als Ursache zu Grunde liegt, würde übrigens der Annahme solcher Spukerscheinungen als wirkliches, subjektives Erlebnis theoretisch nichts im Wege stehen. Von der Schriftstellerin Frau Bertha Mutschlechner erhalten wir folgenden Bericht eingesandt: H. S.

Eine 56jährige, durchaus nicht abergläubische Pustertalerin, eine Witwe Emmerenz Egger, die in früherer Zeit bei mir bedienstet war, und einen sehr bewegten Lebenslauf hinter sich, auch besonders viele Lande bei Nacht und Tag zu Fuß durchreist hat, erzählte mir folgendes, für dessen Wahrheit sie mit ihrer eigenhändigen Unterschrift einsteht:

„Ich war 28 Jahre alt und kehrte eben zu Fuß heim, von einer Reise, die ich in Familienangelegenheiten zu meinem Bruder, der im Zillerthal war, gemacht hatte. Mein Mann und meine Kinder wohnten in einem Häuschen am Jochberg, um an

das Ziel meiner Reise zu kommen, mußte ich durch den sogenannten „Jochbergwald", in dem auch eine bekannte Wallfahrt liegt. Ich hatte mich etwas verspätet und kam mit meinem Marsch in die tiefe Nacht, was mir aber nichts ausmachte, weil es Sommer und warm war. Nur bedauerte ich, daß der Mond nicht schien, weil es auf der Straße, mitten im tiefen Wald, sehr finster war. Ich kannte jedoch keine Furcht, und gedachte nur an die baldige Heimkehr zu meiner Familie. Als ich an eine Lichtung kam, erhellte das Sternenlicht den Pfad ziemlich gut, und als ich aufblickte, sah ich zwei weibliche Gestalten auf mich zukommen; ich sah deutlich die hellen Schürzen und weißen Hemdärmel, wie sie hier zu Lande gebräuchlich. „Ach" — dachte ich — das sind gewiß Wallfahrerinnen, sonst wären sie so spät nicht mehr unterwegs;" es war 1/21 Uhr, ich wußte es, weil ich eine Uhr mitführte. In der nächsten Minute waren sie schon neben mir, und zwar so dicht, daß sie mich hätten streifen müssen, wären es Menschen gewesen. Ich blickte auf und ihnen ins Gesicht, während ich „Gute Nacht!" sagte. Wer beschreibt meinen Schrecken, als ich nun in nächster Nähe sah, daß keine der beiden Erscheinungen einen Kopf hatte, was mir zuerst bei der Dunkelheit und Entfernung entgangen war. — Ich bekam keine Antwort und ging meines Weges so schnell als möglich dahin, ohne nur einmal umzusehen."

Die Richtigkeit dieser Angabe bestätige ich hiermit durch meine eigenhändige Unterschrift. Emmerenz Egger.

Die Quellenfindung mit der Wünschelrute

ist von uns schon mehrfach besprochen und erwähnt worden, so u. a. im Augustheft 1886 (II, 2) und im Juniheft 1888 (S. 417). Hierzu wird, die in dieser letzteren Bemerkung erwähnte Persönlichkeit betreffend, der „Magdeburgischen Zeitung" (Nr. 99 morgens) aus Kalvörde folgendes berichtet:

Kalvörde ist, nach Ausweis der Sterblichkeitsstatistik, einer der ungesundesten Orte des Deutschen Reichs. Die Schuld tragen wahrscheinlich teils der Stand des Grundwassers, welches in nassen Jahren viele unserer Keller in Teiche verwandelt, teils der außergewöhnliche Mangel an gutem Gebrauchswasser.

Rücksichtlich des letzteren Mangels steht Abhilfe in Aussicht. Der als Quellenfinder berühmte Graf W., dessen polnisch oder tschechisch klingenden Namen ich bei der Vorstellung nicht verstanden habe, ist auf den Ruf eines reichen und wohlwollenden Bürgers nach hier gekommen und hat sowohl im Orte als unweit desselben ergiebige Quellen entdeckt.

Der Graf, dessen Erscheinung mich an das Bild erinnerte, welches ich als Knabe mir von dem Armenier im Schillerschen Geisterseher gemacht habe, giebt selbst sich nicht für einen Mann der wissenschaftlichen Forschung aus, sondern führt seine Kunst auf eine Abnormität in seinem Organismus zurück. Sein Vortrag ist nicht eben klar, erweckt zuweilen sogar den Verdacht, als sei es weniger darauf abgesehen, seine Zuhörer aufzuklären, als ihnen etwas, was nicht ist, plausibel zu machen.

Nach seiner Darstellung hat ihn die Natur mit einer Überfülle elektrischen Stoffes dergestalt gesegnet, daß er einer geladenen Batterie gleicht. Ist er bei der Arbeit des Quellensuchens, so steigert sich die elektrische Kraft in ihm so, daß es gefährlich wird, ihm nahe zu kommen; einen Hund, der ihn dabei angefallen, hat er durch bloße Berührung tot zu Boden gestreckt. Die Telegraphie verwendet die Erde zur Rückleitung des elektrischen Stromes; man sollte deshalb meinen, die Berührung mit der Erde erlöste den Grafen von seinen Überschüssen; aber vielleicht sind seine Schuhsohlen mit einer Isolierschicht versehen.

Auf die Suche geht der Graf mit einem elektrischen Rüstzeug; in der Hand

trägt er, statt der Wünschelrute, eine Kette, an deren unterstem Gliede eine Metallkugel befestigt ist.

Die Nähe einer Quelle macht sich ihm durch ein Gefühl in seinem Innern, durch eine gewisse Schwere in seinen Gliedern bemerkbar. Steht er auf dem Quellenlauf und bewegt die Kette nach rechts oder links, so strebt die Kugel nach jenem zurück, so daß die Kette, wenn auch nur vorübergehend, die senkrechte Richtung verläßt. Die Zuschauer bestätigen diese Erscheinung, die Gläubigen unter ihnen bestreiten auch, daß sie durch eine Manipulation hervorgebracht sein könne.

Der Graf ermittelt nun, natürlich unter Vorbehalt eines mäßigen Spielraums, die Mächtigkeit und Tiefe der von ihm entdeckten Quellen. Eine Berechnung, für die es an allen Unterlagen fehlen würde, kann diesen Schätzungen nicht zu Grunde liegen; auch hat er die bezüglichen Angaben fast unmittelbar nach den Funden gemacht, so daß sie nur auf einem instinktiven Erkennen beruhen können.

Ich muß übrigens gestehen, daß meine physikalischen Kenntnisse nicht über die Grenzen allgemeiner Bildung hinausreichen, daß mir deshalb manches, was der Naturforscher durchschaut, als Wunder erscheinen mag.

Der Graf muß sich seiner Sache ziemlich sicher fühlen; denn in jeder seiner Honorar-Quittungen verpflichtet er sich zur Rückzahlung für den Fall, daß die Bohrungen seine Angaben nicht bestätigen. Ich bin weit entfernt, den Grafen W. in seinem Erwerbe schädigen zu wollen; im Gegenteil, ich kann nur dringend wünschen, daß jeder, der Versuche zur Aufschließung von Quellen beschließt, ihn zu Rate zieht und demnächst das Resultat veröffentlicht. Dann müßte das Dunkel aufgeklärt werden. Entweder wird dann der Irrtum (hoffentlich Selbsttäuschung) erwiesen, oder unser an Entdeckungen schon so reiches Jahrhundert um eine neue bereichert. B.

Diesem Berichte schließt die „Magdeburgische" ein geologisches Gutachten an, aus dem unter der Annahme, daß „selbstverständlich" alle Naturvorgänge, die wir noch nicht kennen, eine „Unmöglichkeit" seien, die Thätigkeit des Herrn Grafen auf bewußte Berechnung zurückgeführt wird. Wir ersparen unsern Lesern diese sehr bekannten Ausführungen.

Zu eben diesem Gegenstande geht uns aus bekannter schriftstellerischer Feder noch folgende sachlich wertvolle Mitteilung zu, die wir für sich selbst reden lassen:

Bis vor kurzer Zeit (als er nach Kentucky zog) lebte hier in Grundy Connty, Tennessee, ein Mann namens King, der mit einer Rute des Hikory-Nußbaumes Wasser zu finden weiß. Seine Rute zeigt aber nicht nur die Anwesenheit von Wasser an, sondern die Zahl der Schwingungen sagt auch aus, wie viel Fuß tief das Wasser liegt.

Vor 1½ Jahren mußte King auf dem Grundstück einer mir befreundeten Familie die geeignetste Stelle für einen Brunnen suchen und bezeichnete eine solche, wo das Wasser bei 21 Fuß Tiefe zu finden sei. Der Brunnen wurde in der trockensten Zeit in Angriff genommen; man mußte denselben aus dem harten Kalkstein sprengen. Richtig, mit 21 Fuß war das Wasser da, und der Brunnen ist nun einer der besten im Orte.

Wenn eine Rute durch Schwingungen die Tiefe in Fußmaß anzeigt, so geht das über ein bloßes, in unbewußte Muskelaktion umgesetztes, instinktives „Merken" oder „Wittern" des Wassers von seiten des Rutengängers hinaus. Zahlen und Fußmaße sind etwas, womit der Instinkt nichts zu thun hat. Die gleichsam mit Intelligenz schwingende Rute ist vielmehr ein Geschehnis, welches an die zutreffenden Antworten der klopfenden Tische oder an die Schreibmedien erinnert.

King sucht und findet auch verlorene metallene Gegenstände, indem er an das eine Gabelende der Rute ein Stückchen des zu suchenden Metalles befestigt, das andere Ende in den Mund nimmt und die Wurzel der Rute gegen die Brust stemmt. King übt seine Kraft nicht professionell, sondern nur gelegentlich aus und ohne besondere Bezahlung zu beanspruchen.

Beersheba Springs, Tennessee, 28. Februar 1889. O. Plümacher.

Der Daumen und was dazu gehört.

Noch einmal kommen wir auf diesen von uns schon im Aprilheft d. J. (S. 251) erwähnten Gegenstand „Der Daumen als Siegel" zurück, um als ein Zeichen allmählicher Wendung des Zeitgeistes zu konstatieren, daß sogar die „Vossische" und die „Magdeburgische Zeitung" (Nr. 187 abends) nicht nur eben diese Notiz gebracht, sondern auch dabei eine Hinweisung auf die Chiromantie hinzugefügt haben, mit dem sehr richtigen Bemerken, daß alles das vom Daumen Gesagte noch viel mehr und besser für die ganze Zeichnung der Handfläche zutreffe. Diesen Exkurs schließt die „Magdeburgische" mit folgender launigen, aber richtigen Ausführung über die Schicksalslinie, welche vielleicht einigen unserer Leser Freude machen dürfte:

Mit diesen Linien und Bergen allein wüßten wir aber noch nichts anzufangen, wenn nicht schräg durch die Handlandschaft, bei dem einen mehr, bei dem andern minder stark entwickelt, die Saturnuslinie ginge, von dem oben genannten Saturnusberge sich in sanfter Krümmung nach der Außenseite der Hand streckend. Dies ist die entscheidende Linie, deren Entwickelung, Verzweigungen und Ausläufer uns erst die Deutung des bis dahin dunklen Rätsels geben, und deshalb wird sie auch die Schicksalslinie genannt. Was wir von einem Menschen zu halten haben, dessen Schicksalslinie starke Ausläufer nach dem Venusberge schickt, ist doch klar, und ebenso werden wir auch für die andern Verzweigungen mit Hilfe einiger Mythologie und viel mehr Phantasie leicht die rechte Deutung finden. Manche Hand bereitet allerdings dem Propheten ernste Schwierigkeiten, denn nicht selten ist die Schicksalslinie nur schwach gezeichnet oder nur in einem kleinen Teile der normalen Ausbildung vorhanden, ja bisweilen fehlt sie gänzlich. Solche von der Natur vernachlässigte Menschen brauchen indessen nicht ängstlich zu sein, denn die verkümmerte oder mangelnde Schicksalslinie bedeutet nichts weiter, als daß der Lebensgang dieser Leute über ebene, glatte, von keinerlei Sturm bewegte Bahn führen wird. Damit stimmt ja, daß die Anthropologen bei den Samojeden und Eskimos die Schicksalslinie vermissen, denn diese Völkchen leben in beschaulicher Ruhe dahin, zufrieden, wenn sie immer Thran genug haben. Auf Bedeutendes darf allerdings unter unseren zivilisierten Verhältnissen ein Mensch ohne Schicksalslinie nicht rechnen. Er wird nicht den Berg Mars erreichen und große Schlachten gewinnen, nicht den Merkur besteigen und den Weltmarkt beherrschen, auch nicht den Apoll erklimmen und den Schillerpreis davontragen; aber man kann ja auch ohne dergleichen ein glückliches Dasein führen. Um indessen noch einmal auf den Ausgangspunkt unserer kleinen Betrachtung zurück zu kommen, so sei erwähnt, daß in der Chiromantie der Daumen die Stärke und Kraft vertritt. In unserem alten Kinderreim ist es ja nicht anders: „Der Daumen schüttelt die Pflaumen", d. h. er ist unter den fünf Brüdern derjenige, der am derbsten zupackt. Ein großer und starker Daumen wird deshalb auf Willenskraft und Charakterfestigkeit gedeutet, ein kleiner und schwacher auf Wankelmut. Im alten Rom schnitt man den Feiglingen den Daumen ab, und aus pollex

truncatus soll das verächtliche Wort „Poltron" entstanden sein. Leibniz, Galilei, Voltaire und Newton rühmten sich großer Daumen und von letzterem rührt der Ausspruch her: „Wenn es an allen anderen Beweisen fehlte, so würde mich der Daumen von dem Dasein Gottes überzeugen!" Wer weiß, ob Sir Isaak ohne seinen großen Daumen das Gesetz der Schwerkraft entdeckt hätte! H. B.

Chiromantie.

Ein System der Handlesekunst.

Wer bisher an die Handlesekunst herantrat ohne sich, in der Erkenntnis, daß auch auf diesem Gebiete die lesenswertesten und praktisch brauchbarsten Bücher englisch geschrieben sind, diese Sprache vorerst anzueignen, war wohl wesentlich auf Desbarrolles' französische Werke über Chiromantie angewiesen. Und mancher Anfänger mag, in diesen vorwiegend kasuistisch gehaltenen Büchern umhertastend, das Bedürfnis nach einer Zusammenstellung der maßgebenden Regeln empfunden haben. — Dem ist nun auch für deutsche Interessenten abgeholfen; es liegt uns „eine kurze, übersichtliche Zusammenstellung der von den Chiromanten aufgestellten Lehren, betreffend die Deutung der Handformen sowie der auf der Handfläche befindlichen Zeichen", bearbeitet von Gustav Gessmann, vor.

Wir freuen uns dieser dankenswerten Arbeit, welche ganz geeignet ist, in das Studium der Chiromantie einzuführen. Aber wir glauben, daß vielen Lesern des Buches nun klar werden wird, daß in der Handlesekunst ein eindringendes Verständnis nur aus sorgsamster Betrachtung vieler Einzelfälle sich ergiebt, und daß mit gutem Grunde die hervorragenden Forscher auf Vorführung einzelner Formen Gewicht gelegt haben.

Welche von den vielen möglichen Bedeutungen der Gestaltung einer der Hauptlinien oder gewisser Formen beizumessen ist, das ergiebt sich erst aus dem Zusammenhang mit anderen vielfältig verschiedenen Zeichen, und es stehen demnach der Aufzählung aller möglichen Bedeutungen eines jeden einzelnen Zeichens grundsätzliche Bedenken um deswillen entgegen, weil nur bis zu einem gewissen Grade die Symbolik eine allgemein gültige, darüber hinaus aber alles individual ist. Indessen bleibt doch schließlich nichts übrig, als eine übersichtliche Aufzählung zusammenzustellen und etwa besonders zu betonen, daß diese nur ein Knochengerüst sein kann und soll.

Aus der Eigenart der Sache ergiebt sich weiter, daß für ein System auf diesem Gebiete eine ganz besondere Genauigkeit gefordert werden muß. In dieser Hinsicht weist das vorliegende Buch hier und da kleine Mängel auf, die irre führen können. Die Herzlinie entspringt nicht auf dem Jupiterberg oder im Bereich desselben (S. 73, 74); die Saturnlinie nicht auf dem Saturnberg (S. 56); beide Linien endigen in der bezeichneten Gegend der Handfläche. Es ist gerade bei der Herzlinie von besonderer Bedeutung, ob und in welcher Weise dieselbe am Jupiter-

[1]) Katechismus der Handlesekunst. Berlin 1889. Karl Siegismund. 92 S.

berge endigt, und bei Betrachtung der Saturnlinie wesentlich, zu wissen, daß dieselbe im Handsüden oder nahe demselben beginnt (vgl. S. 71). Der Venusring hat durchaus nicht immer eine vorwiegend üble Bedeutung, welche etwa nur abgeschwächt werden könnte (S. 81, 82); in einer guten Hand hat der Venusring die gute Bedeutung affektvoller Energie (vgl. Fig. 19). — Wir folgen ferner der Meinung, daß eine gute Herzlinie keineswegs unverästelt sein muß, daß eine solche vielmehr meist auf Egoismus schließen läßt (vgl. auch S. 90).

Auf Tafel 1 fehlt bei den Finger-Zeichnungen der Buchstabe c; die Figur 2 erscheint uns nicht charakteristisch; die elementare Hand ist unförmlicher und hat dickere, mehr wurstförmige Finger. Besonders aber möchten wir hervorheben, daß die Teilung der Lebenslinie in Fig. 14 irrig und nach einem nicht verständlichen Prinzip vorgenommen ist; es würde richtiger gewesen sein, auch in diesem Punkte dem Werkchen von Henry Frith und Ed. Heron-Allen, welches auf S. 87 die Lebenslinie richtig abteilt, zu folgen. —

Trotz dieser Mängel und Bedenken aber hoffen wir, daß dies kleine Buch die erwünschte Verbreitung finden wird. C. Drn.

„Das Doppel-Ich".

Unter diesem Titel ist kürzlich als zweites Stück der „Schriften der Gesellschaft für Experimental-Psychologie zu Berlin" [1]), eine umfangreiche Abhandlung von Dr. Max Dessoir erschienen, auf die wir die Aufmerksamkeit unserer Leser richten möchten. Da die Schrift zur Besprechung in der Presse nicht verschickt wird, so scheint es, daß eine solche nicht gewünscht wird, indessen wollen wir wenigstens mit einigen Worten den Inhalt andeuten. Dessoir selbst schreibt darüber in der Einleitung wie folgt:

„Um vorweg den Kernpunkt zu bezeichnen: es scheint, als ob die menschliche Persönlichkeit nur in unserem Bewußtsein eine Einheit bilde, in Wirklichkeit jedoch sich aus mindestens zwei deutlich trennbaren Sphären zusammensetze, die jede für sich durch eine Erinnerungskette zusammengehalten werden. Ich versuche nun, diesen zuerst von Professor Janet formulierten Satz in aufsteigender Betrachtung zu erweisen. Das erste Glied der dabei zu verfolgenden Entwickelung wird durch Erfahrungen des täglichen Lebens gebildet; das zweite durch klinische Beobachtungen an Nerven- und Geisteskranken; das dritte durch die Experimente französischer und englischer Hypnotisten, denen sich die Arbeiten unseres Komitees anschließen. Aus dem so gewonnenen Material wird alsdann einerseits die oben angedeutete Ansicht von der Natur unseres Ichs gefolgert, andrerseits eine neue Definition der Hypnose. Die Beziehungen dieser Einsichten zu den verschiedenen Wissenschaften geben den Schluß ab."

Einen in dieser sehr knappen Übersicht nicht erwähnten, aber besonders interessanten Teil der Schrift bilden die Erörterungen über die sogen. Schreibmediumschaft; kein Spiritist, der es ehrlich mit seiner Sache meint,

---

[1]) Für den Buchhandel zu beziehen durch Karl Siegismund, Berlin W. Preis: 1 Mark.

sollte sie ungelesen lassen. Auch die kurze Polemik gegen die Verwertung des Somnambulismus zu metaphysischen Spekulationen, sowie die Hypothese einer „Assoziationskonkordanz" als Teilerklärung telepathischer Erscheinungen verdienen aufmerksame Beachtung — mag man nun des Verfassers Ansichten teilen oder, wie wir, in wesentlichen Gesichtspunkten von denselben abweichen. Der Hauptwert der Arbeit besteht jedoch unseres Erachtens einmal darin, daß ein bestimmtes Problem des Hypnotismus monographisch behandelt wird, sodann in der Vereinigung normaler, pathologischer und experimenteller Psychologie zu dem Zweck eines Einblickes in das Wesen der menschlichen Persönlichkeit. Beide Vorzüge sind um so höher anzuschlagen, als sie zum erstenmal in dem Werk eines deutschen Gelehrten auftreten.

H. S.

Ist Metaphysik möglich?

Einer der sowohl in spekulativer als historischer Beziehung wichtigsten metaphysischen, und zwar ontologischen Begriffe ist der Kausalbegriff. „Die verschiedenen Umgestaltungen zu verfolgen, welche er seit der Zeit des Cartesius und Galilei zunächst bis zur Epoche Kants in der Philosophie und Wissenschaft erfahren hat": dies ist die interessante und schwierige Aufgabe, welche sich die vorliegende Schrift von Edm. Koenig[1]) setzt und in höchst anerkennenswerter Weise löst. Das streng wissenschaftlich gehaltene und mit ausgezeichneter Klarheit geschriebene Buch ist ein bedeutender Beitrag zur Geschichte und Kritik der philosophischen Begriffe, und allen Kennern sehr zu empfehlen.

Von allgemeinerem Interesse ist die Einleitung, deren Gedankengang wir hier in kurzen Worten wiedergeben.

Alles Denken und Sprechen ist immer begleitet von der Vorstellung eines Dinges, das entweder als der bloße Träger gewisser Prädikate gefaßt wird, oder als das Subjekt einer auf ein anderes Ding übergehenden Thätigkeit, welche durch ein transitives Verbum ausgedrückt wird. Das logische Verhältnis, das dem sprachlichen oder grammatischen zwischen Verbum und Objekt zu Grunde liegt, nennt man Kausalverhältnis. Ob und inwieweit die Sprachformen den logischen und beide den realen Verhältnissen entsprechen, darüber sind die Meinungen der Philosophen, seit Aristoteles, welcher in seiner Kategorienlehre diese Frage zuerst wissenschaftlich behandelt hat, verschieden. Wie dem aber auch sei, wir können nicht von der Wirklichkeit reden, ohne vorauszusetzen, daß unsere logischen Formen einen „adäquaten Ausdruck für dieselbe abgeben" (S. 2). Die Realbegriffe des Dinges, der Eigenschaften, Zustände und Thätigkeiten sind mit der Sprache selbst gegeben, und wir bedienen uns ihrer „ohne weiteres als objektiv gültiger Auffassungsweisen", und untersuchen die Beschaffenheit der Dinge, ohne an ihrer realen Existenz zu zweifeln (S. 3). Worin besteht nun aber das Wesen des Dinges überhaupt, der „Dingheit"? Was wird in dem Begriffe des Dinges als solchen

[1]) Dr. Edmund Koenig, die Entwickelung des Kausalproblems von Cartesius bis Kant. Lpz. 1888 (Otto Wigand), 5 Mk.

gedacht? Welches sind die allgemeinsten Bestimmungen des Seienden, von denen nicht mehr abstrahiert werden kann, ohne welche der Begriff des Seienden nicht zu stande kommt? Mit Untersuchungen dieser Art beschäftigt sich derjenige Teil der Metaphysik, den man Ontologie oder die Lehre vom Seienden nennt, und an deren „systematischen Ausarbeitung seit der Zeit der Eleaten bis zur Gegenwart gearbeitet worden ist" (S. 4).

Alle ontologischen Begriffe, mit denen wir im gewöhnlichen Leben sowohl als in der Wissenschaft fortwährend operieren müssen, bezeichnen, „nach ihrem formalen Charakter betrachtet, eine Einheit oder besser den Grund einer Einheit: der Dingbegriff bezeichnet das, in oder an welchem viele Merkmale vereinigt sind, der Kausalbegriff (um nur diese beiden zu erwähnen) bezieht sich auf ein Objekt, sofern ein anderes mit ihm verknüpft ist" (S. 5 f.). Die Metaphysik (als Ontologie) sucht nun zu erreichen, was die konkrete Wissenschaft niemals vermag, nämlich die „Grenze, wo der den ontologischen Begriffen gegebene Inhalt die geforderte Einheit wirklich zeigt: sie sucht die Wirklichkeit auf absolute Begriffe zu bringen, während die konkreten Wissenschaften mit relativ vollendeten Anschauungen sich genügen lassen" (S. 6). — Darüber, daß die Metaphysik, in ihrem Suchen nach dem wahren Sein, die Erfahrung und die Erfahrungswissenschaft nicht überspringen darf, sind alle besonnenen Metaphysiker einig; viel weniger sehen die exakten Forscher ein, daß auch sie der Metaphysik nicht gut entraten können, insofern sie doch oft, „ohne es zu merken, sich in das Gebiet metaphysischer Anschauungen versteigen", und es demnach „im Interesse der Wissenschaft ist, wenn derartige Untersuchungen mit dem bestimmten Bewußtsein ihres Ausganges und Zieles", d. h. „planmäßig (auf Grund metaphysischer Einsicht und Schulung) gemacht werden als so gelegentlich und auf Zufall" (S. 7).

Mögen die Betrachtungsweisen des gewöhnlichen Lebens, der Wissenschaft und der Ontologie noch so verschieden sein, alle drei stimmen im wesentlichen überein, insofern sie von der stillschweigenden Voraussetzung ausgehen, daß ihre Begriffe objektive Geltung haben, d. h. in Wahrheit keine Begriffe, sondern Sachen, Realitäten sind, wenn auch nicht unmittelbar gegebene. Der Glaube an die Realität der Außenwelt mit ihren Formen und Verhältnissen ist schlechterdings unausrottbar; infolgedessen bleibt auch die Metaphysik, als die Erforschung des Wirklichen par excellence, in Geltung trotz aller Erkenntniskritik, welche die Grundlosigkeit dieses Glaubens und die bloße Subjektivität der ontologischen Begriffe nachweist. Solange die empirische Realität des Gegebenen feststeht — und feststehen wird sie offenbar, solange es vorstellende Wesen giebt — wird es die Aufgabe des wissenschaftlichen Denkens sein, das Wesen dieser empirischen Realität, die Einheit und kausale Verknüpfung der Dinge, zu untersuchen, mit anderen Worten, das metaphysische Gebiet zu erforschen.

„So sehen wir Kant selbst, trotz der negativen Resultate seiner Kritik in Bezug auf die Möglichkeit der Metaphysik, metaphysische Anfangsgründe der Naturwissenschaften ausarbeiten. Die Hoffnung allerdings hat die „Kritik der reinen Vernunft" vernichtet, als ob es je gelingen könnte, das Wesen der Dinge, oder das Band, welches alles Geschehen verknüpft, objektiv in abschließender Weise zu bestimmen; aber ihren vollen Wert behalten die Versuche, so weit als möglich die Begriffe der Substanz und des Wirkens auszudenken, welche schon die konkreten Wissenschaften machen, und welche die Metaphysik in systematischer Weise durchzuführen hat" (S. 9).

Wir erwarten mit Ungeduld die (durch das „Zunächst“ auf S. 9 in Aussicht gestellte) Fortsetzung des interessanten Werkes, um so mehr, als sie, wie wir hoffen, eine Darstellung und Kritik auch der Hegelschen Metaphysik geben und dadurch eine sehr fühlbare Lücke in der philosophischen Litteratur ausfüllen wird. Dr. R. v. Koeber.

Ein begeistertes Glaubensbekenntnis

legt Lucian Pusch (ehemal. Gymnasiallehrer in Czenstochau) neuerdings in zwei kleinen Schriften ab.[1]) Wir stimmen nicht gerade mit allen von ihm ausgeführten Einzelheiten überein, halten auch manche für weniger wichtig als er. Es ist aber nicht unser Streben, zu zerstören, sondern aufzubauen; und jeder ist uns willkommen, der seinen von ihm selbst behauenen Baustein zu dem großen Bauwerke der Wahrheit herbeiträgt. Ferner sind wir auch weit entfernt davon, unseren eigenen Ansichten für andere, als uns selbst, irgend welches Gewicht beizumessen; niemand von allen Menschenbrüdern ist, solange er nur Mensch, im stande, die vollkommene Wahrheit zu erkennen: wer von uns nun wollte darüber richten, welcher mehr und welcher weniger richtig Wahrheit schaut?! Deshalb wollen wir hier nicht hervorheben, was wir etwa nicht für richtig halten, sondern von dem vielen, womit wir ganz übereinstimmen, einige Hauptpunkte anführen. Herr Pusch ordnet die aus seinen „Erlebnissen“ gewonnenen Ansichten in Paragraphen. Unter diesen finden sich:

1. Ich sah keinen Gott der Gnade und der Rache, nur Gerechtigkeit und Liebe.

2. Ich sah die Heiligkeit, den Adel und die göttliche Vernunft unseres Geistes; ich sah, daß der Menschengeist der heilige Geist Gottes ist; ich sah, daß Gott vom Zentrum der Zentralsonne aus mit seinen Willensstrahlen alles befruchtet, belebt und beseelt.

3. Ich sah im ganzen Weltall strengste Gesetzmäßigkeit, eine strenge Aufeinanderfolge von Ursache und Wirkung auf physischem, geistigem und moralischem Gebiete .....

4. Ich sah natürliche, den Naturgesetzen unterworfene Wesen und deren gesetzmäßige, stufenweise Fortentwickelung zu immer höherer Erkenntnis der Weisheit ohne Verlust der Individualität .....

9. Ich sah, daß der Opfertod Jesu nicht der Zweck, sondern eine Folge seiner Mission auf Erden war; ich sah, wie er sich ihm zu entziehen nicht die Macht hatte, wie ihm als Verdienst nicht mehr angerechnet wurde, als einem Lamm, das geschlachtet wird; ich sah, daß alles Märtyrertum kein Verdienst der Märtyrer ist, weil von ihnen nicht beabsichtigt, sondern die Wirkung einer verbrecherischen Ausnützung der Macht des Stärkeren, eine Folge des Obskurantismus und Servilismus, ein Justizverbrechen des Staates und der herrschenden Kirche.

Wir halten es für wahrscheinlich, daß vielen unserer Leser auch manche von denjenigen Ansichten Puschs zusagen werden, die uns nicht gerade einleuchten. Vor allem hoffen wir auch — obwohl wir es nicht recht zu glauben wagen —, daß schon in wenigen Jahrhunderten sich das erfüllen möge, was er für die Zukunft vorahnt:

---

[1]) „Meine Erlebnisse auf transscendentalem Gebiete“, Berlin 1889 bei Karl Siegismund (24 Seiten) und „Eine intuitive Leichenrede“, Leipzig 1889 bei Oswald Mutze (8 Seiten).

40. Ich sah den kommenden Weltbrand (Kriege) und die Schrecken der alten Internationale (Revolutionen), ich sah ihre Einstellung durch den mildernden Einfluß der neuen Internationale (Spiritualismus); ich sah, wie das Symbol des menschlichen Elends (das Kreuz) dem Symbol des Lichtes, der Freude und der Hoffnung (der Sonne) ohne Feuer und Schwert wich, überall sah ich segensreiche Folgen des Spiritualismus: Friede und Eintracht.

Aus seiner „Leichenrede" seien hier folgende Sätze hervorgehoben:

Wir halten eine eigene durch Intuition oder durch Selbstdenken erworbene Ansicht für jedermann für vorteilhafter, als die übrigen Ansichten zusammengenommen; wir haben für alles „Neue" Augen und Ohren offen, nicht um es dogmatisch anzunehmen, sondern als Anregung zum weiteren Forschen in der unfehlbaren Bibel der Natur; wir sind Freidenker im edelsten Sinne dieses Wortes; unser Tempel ist die Allnatur, unsere Religion Naturreligion, unsere Gottesverehrung gute Werke, unser Tod ein Freudenfest.

Mit solchen Ideen, mit einem so erleuchteten Geiste gehen unsere Brüder in ihrem nächsten Wirkungskreise einer fröhlichen Zukunft entgegen, einer Zukunft voll von Liebe, Schönheit und Weisheit! W. D.

Gott und Götter.

Robert Hugo Hertzsch hat eine Schrift geschrieben, um deren Titel zu begreifen man tief Atem holen muß. Derselbe lautet: „Der erste und sicher einzig wissenschaftliche Beweis — kein Trugschluß, auch keine bloße Hypothese — auf Grund der Descendenztheorie, daß es einen persönlichen Gott und eine Unsterblichkeit der Seele giebt." [1]) Schon aus diesem Titel, noch mehr aber aus dem Buche selbst ersieht man, daß der Verfasser im Schreiben für den Druck nicht geübt ist; dennoch empfehlen wir das Buch trotz seiner vielen Mängel um seiner Geistesrichtung willen.

Die Ausführungen des Verfassers gründen sich im wesentlichen auf Oskar Schmidts: „Descendenzlehre und Darwinismus"; das unendlich viel reichhaltigere Material, welches ihm Ed. v. Hartmanns Schriften geboten haben würden, scheint ihm nicht bekannt zu sein; ebensowenig Schopenhauers Philosophie. Freilich hätte er aus beiden nicht lernen können, daß man keinen Mißbrauch mit Worten treiben sollte, um eine neue Stütze für eine alte Wahrheit zu finden. Was Schopenhauer „Wille" und Hartmann das „Unbewußte" nennt, bezeichnet Herr Hertzsch als „Sinn", wohl mit noch weniger Berechtigung. Geradezu irrtümlich ist es, dem Organisationsprinzipe oder Entwicklungstriebe der Wesenheit „Bewußtsein" in irgend einem für uns zulässigen Sinne zuzuschreiben. Daß dies nur ein Unbewußtes ist, hat doch Hartmann wohl für alle Zeiten unumstößlich nachgewiesen!

Der Grundgedanke der Schrift ist kurz folgender: Wir Menschen sind ein Entwicklungsprodukt; diese Entwicklung wird mit uns nicht zu Ende sein; die nächste Entwicklungsstufe ist die des „Gottes". Als ein Beispiel für diese Thatsache führt der Verfasser Christus an. Dem allen stimmen wir ganz bei und zwar mit dem Bemerken, daß das Gesagte sich nicht auf die historische Persönlichkeit Jesu, von der die Evangelien handeln, beschränkt, sondern für jeden Christus, d. h. „Gesalbten (des heiligen

---

[1]) Verlag von Gustav Fock, Leipzig 1888. 76 S. M. 1,20.

Geistes)" zutrifft. Jedes Wesen, das seinen Entwicklungsgang vollendet, ist nicht mehr ein Mensch, sondern sollte im wahren Sinne des Wortes „Gott" sein. Freilich wenn Herr Hertzsch damit den Begriff eines „persönlichen Gottes" verbindet, so kommen wir folgerichtig zu „Göttern", denn alle Menschen sollen einst dieses Ziel der Vollendung erreichen. Auch dagegen haben wir nichts einzuwenden, ja, diesen Sprachgebrauch läßt sogar die Bibel zu, auf die Herr Hertzsch sich wiederholt beruft. So Psalm 82, 6 und Ev. Joh. 10, 34: „Ich habe gesagt, ihr seid Götter und allzumal Kinder des Höchsten."

Besser noch wäre dieser Grundgedanke des Verfassers, sowie auch seine Vertretung der „Unsterblichkeit der Seele" zum Ausdruck gekommen, wenn er mehr Gewicht darauf gelegt hätte, sich und seinen Lesern klar zu machen, daß alles individuelle Streben nach Vollendung, also jede einzelne Wesenheit, nicht bloß als einmalige Funktion für je eine Lebenszeit unmittelbar aus dem all-einen zu Grunde liegenden Entwicklungstriebe der „Gattung" hervorgegangen sein kann, sondern daß jedes Einzelwesen sich ausschließlich individuell entwickelt haben muß und auch weiter entwickeln wird — durch Wiederverkörperung. Auf dieser vor allem beruht unsere Unsterblichkeit, und sie allein ermöglicht uns den „Kampf um ein himmlisches Dasein", den auszufechten ein einziges Menschenleben viel zu kurz ist. **H. S.**

Die Tierquälerei

beim Schlachten ist der Gegenstand einer Einsendung, welche uns sowie allen anderen Redaktionen von seiten der Tierschutzvereine zugegangen ist, und jedermann auffordert, dafür mitzuwirken, daß der Massenmord, welcher im Deutschen Reiche täglich an 130 000 Tieren verübt wird, in etwas weniger roher, unmenschlicher und empörender Weise gesetzlich geregelt werde. Wir sind natürlich gegen eine solche Regelung des Mordes, weil wir gegen jeden Mord überhaupt sind. „Du sollst nicht töten!" ist unserer Überzeugung nach das erste Gebot jeder wirklichen Kultur und jeder Religion, die diesen Namen verdient. Die sogen. „europäische Kultur", welche noch den Tiermord als Schlachten und den Menschenmord als Krieg zu seinen regelrechten Gewerbebetrieben rechnet, ist in unsern Augen nur eine privilegierte Barbarei, eine künstliche Züchtung aller rohen und unmenschlichen Begierden. Wir möchten zur Abhilfe unserer Tierleichen schmausenden Unkultur lieber ein Gesetz vorschlagen, welches jedem Menschen, der Fleisch essen will, zwingt, das Tier, auf dessen toten Körper er gierig ist, selbst zu töten. Die Menschlichkeit würde sich dann wohl schon in unserer heutigen „Menschheit" bald so stark geltend machen, daß auch nicht ein einziges Tier mehr getötet werden würde, um den Hunger von Menschen zu stillen. **Hübbe-Schleiden.**

Für die Redaktion verantwortlich ist der Herausgeber:
Dr. Hübbe-Schleiden in Neuhausen bei München.

Druck und Komm.-Verlag von Theodor Hofmann in Gera (Reuß).

SPHINX

VIII, 45. September. 1889.

Die Hexen und die Medien.

Eine kulturgeschichtliche Parallele.

Von

Dr. Carl du Prel.

Erscheinungen, welche, isoliert betrachtet, unverständlich sind, gewinnen an Verständlichkeit in dem Maße, als ihr Zusammenhang mit verwandten Erscheinungen erkannt wird und als sie befreit werden von den zufälligen Bestandteilen, die oft für wesentlich gehalten werden. So konnte das Hexenwesen im Mittelalter nicht objektiv aufgefaßt werden, weil man es nicht abzulösen vermochte von dem zufälligen religiösen Hintergrund, der damals alle Anschauungen beherrschte. Das Mittelalter sah im Hexenwesen den bewußten Mißbrauch mystischer Fähigkeiten; wenn nun aber ein Parallelismus zwischen Hexen und Medien sich zeigen sollte, so werden wir den ersteren ein besseres Verständnis abgewinnen, weil bei letzteren die irreligiöse Färbung und großenteils auch der bewußte Gebrauch mystischer Fähigkeiten hinwegfällt. Weder die weiße Magie der Heiligen noch die schwarze der Zauberer und Hexen konnte eine richtige Würdigung erfahren, so lange man sie vom herrschenden religiösen System nicht abtrennte; und ebenso falsch, weil vom Standpunkte des herrschenden Materialismus betrachtet, der keine Mystik für möglich hält, werden heute die Medien noch häufig als bloße Betrüger und Taschenspieler betrachtet.

Wenn wir alle im Menschen liegenden Kräfte bereits erforscht hätten, so könnte er uns nicht mehr das größte aller Rätsel sein, was er doch noch immer ist. Daß nun diese unbekannten Kräfte es sind, die bei Hexen und Medien zum Vorschein kommen, das wird kaum jemand bestreiten, der eine genügende Anzahl von Hexenprozessen gelesen und einer Anzahl von spiritistischen Sitzungen beigewohnt hat. Ich wenigstens habe noch nie jemanden getroffen, der nach beiden Richtungen orientiert gewesen wäre und doch die Thatsächlichkeit der Phänomene in beiden Gebieten geleugnet hätte; andererseits bin ich noch nie einem aufgeklärten Zweifler begegnet, der nicht auf Befragen zugegeben hätte, in keiner der beiden Richtungen Studien gemacht zu haben; ich fand das Verdammungsurteil immer nur ausgesprochen vom Standpunkt jenes traurigen Gesellen, den man — nein, der sich selbst — den gesunden Menschenverstand nennt.

Wenn wir die Ursache des Hexenwesens nicht mehr in Teufeln und Dämonen suchen wollen, so muß die menschliche Natur selbst der Herd

von mystischen Fähigkeiten sein. Dann aber läßt sich vorweg vermuten, daß dieser Herd der gemeinschaftliche Ausgangspunkt für schwarze wie weiße Magie sei. Im Mittelalter wurde die Magie verteilt auf Gott und den Teufel, als zwei verschiedene Bezugsquellen mystischer Fähigkeiten; man könnte aber in einer sehr lehrreichen Parallele nachweisen, daß schwarze und weiße Magie sich nicht in der Quelle unterscheiden — diese ist für beide die menschliche Natur — sondern nur in der Richtung, welche die mystischen Fähigkeiten nehmen, im Gebrauch, der von ihnen gemacht wird. Damit will ich weder die Heiligen herabsetzen, noch die Hexen erhöhen, noch auch beide in einen Topf werfen, da sie sich noch immer unterscheiden könnten, etwa wie der wissenschaftliche Entdecker des Dynamits von einem nihilistischen Fanatiker. Wenn wir sehen, daß Gedankenlesen, Fernsehen, Fernwirken, Doppelgängerei und andere Erscheinungen in allen Zweigen der Mystik vorkommen, mögen sie auch in ihren Zielen weit auseinandergehen, so muß man zu der Ansicht des Agrippa von Nettesheim kommen, der an Aurelius von Aquapendente schrieb: „Wir dürfen das Prinzip so großer (magischer) Operationen nicht außer uns suchen."

Nos habitat, non Tartara, sed nec sidera coeli,
Spiritus in nobis, qui viget, illa facit.

Hartmann sagt, daß „die Heiligen und die frömmsten Söhne und Töchter der Kirche formell genau dieselben Erscheinungen zu Tage gefördert haben, wie die angeblich mit satanischer Hilfe operierenden Hexen, Geisterbanner und Spiritisten"[1]) und sogar innerhalb der Kirche begegnen wir manchmal dieser objektiven Beurteilung. So sagt Bonaventura, daß man heilig sein kann, ohne mystische Fähigkeiten, und die Gnade dieser Fähigkeiten haben kann, ohne heilig zu sein; wäre es anders, fügt er scherzend hinzu, so müßte auch Balaam, ja sogar seine Eselin, die den Engel sah, heilig gewesen sein.[2])

Hier nun werde ich die Parallele nur zwischen Hexen und Medien zeigen, wobei es jedoch unvermeidlich sein wird, auch die Somnambulen, die historischen Vorläufer der Medien, in Betracht zu nehmen, und auch die Besessenen zu streifen, in welchen die moderne Anschauung, wenn sie es der Mühe wert hielte, sich mit derartigen Dingen zu befassen, teils Somnambule, teils Medien erkennen würde.

Gemeinsam ist nun allen diesen Kategorien der Besitz wesentlich gleicher mystischer Fähigkeiten. Fähigkeiten, die in der menschlichen Natur liegen, können bewußt oder unbewußt sein, ihr Gebrauch kann willkürlich sein, oder unwillkürlich. Es giebt also aktive und passive Mystiker; aber die mystischen Fähigkeiten, die noch kaum begonnen haben, Gegenstand wissenschaftlicher Untersuchung zu sein, sind eben darum im allgemeinen noch sehr weit davon entfernt, willkürlich gebraucht werden zu können, und fast nur die indischen Adepten haben nach dieser Ausbildung systematisch gestrebt. Teilen wir die genannten Kategorien gleichwohl nach

---

1) E. v. Hartmann: „Der Spiritismus". 22.
2) Bonaventura: de profectu religios II. c. 76.

jenen Merkmalen ein, so spielen Bewußtsein und Willkür bei den Besessenen keine Rolle, bei den Hexen ist die Aktivität relativ am größten, während Somnambule und Medien in der Mitte liegen.

Der Irrtum des Mittelalters bestand nun in dem Glauben, daß von gänzlicher Passivität nur etwa bei den Besessenen die Rede sei; dagegen hielt man die Fähigkeiten der Somnambulen und Medien für bewußt und willkürlich, und eben darum hatte man den Begriff solcher Personen noch nicht gebildet, sondern verwechselte sie mit den Hexen, was ohne Zweifel den Tod sehr vieler unschuldiger Personen im Gefolge hatte. Den Mißbrauch der mystischen Kräfte hielt man bei ihnen für von selbst verständlich, weil man der Meinung war — auch dies ist ein großer Irrtum des Mittelalters — daß diese Fähigkeiten, soweit sie außerhalb der Kirche getroffen wurden, nur durch den Abfall vom Glauben und den Pakt mit dem Teufel erworben werden könnten. Diese Vermischung von Ketzerei und Mystik hat den richtigen Gesichtspunkt ganz verschoben. Kamen mystische Fähigkeiten bei den Frommen vor, so war es weiße Magie, im Zustand der Gnade erworben; kamen sie bei den Gottlosen vor, so war es schwarze Magie, die nur der Teufel verliehen haben konnte, und dieser Ansicht waren teilweise die Hexen selber. Um aber die wesentliche Gleichheit dieser Fähigkeiten in beiden Kategorien zu erklären, griff man zu dem Worte des Tertullian, der Teufel sei der Affe Gottes, der dessen Werke kopiere.

Die ganze Vorstellungsweise des Mittelalters war eben religiös durchtränkt, und so wollte man nicht einsehen, daß die Mystik an sich mit dem Glauben und Unglauben gar nichts zu thun habe. Man legte also einen falschen Accent auf einen Nebenumstand. Denselben Fehler begehen aber unsere modernen Physiologen, nur betonen sie statt der religiösen Nebenumstände die physiologischen, die meistens krankhafte Natur der betreffenden Individuen. Die Logik dieser Aufgeklärten bewegt sich meistens in Wendungen, wie folgt: Bei den Irrsinnigen zeigen sich oft Merkmale, welche mit den von Besessenen berichteten übereinstimmen, also waren alle Besessenen nur irrsinnig; wenn man träumt, hat man Visionen, also ist jeder, der Visionen hat, ein Träumer; die Hysterischen sehen in ihren Hallucinationen oft göttliche oder teuflische Manifestationen, also beruhen alle mystischen Einflüsse auf Hysterie; die Kataleptiker liegen unbeweglich und unempfindlich, wie Ekstatiker da, also sind alle Ekstatiker nur Kataleptiker 2c. 2c.

Wie man sieht, kommt bei den modernen Physiologen die Wahrheit noch schlechter weg, als bei den Theologen; denn die Kirche hat wenigstens die mystischen Thatsachen niemals geleugnet, wenn es auch vermöge ihrer falschen Auslegung dahin kommen konnte, daß man eine Jungfrau von Orleans, welche Erscheinungen und Offenbarungen hatte, als Hexe verbrannte, während man eine Theresia auf Grund der gleichen Merkmale heilig sprach.

Daß die Hexen in Bezug auf einen großen Teil der an ihnen zu beobachtenden Erscheinungen als passive Wesen anzusehen sind, wurde

erst klar, als Magnetismus und Somnambulismus wieder entdeckt wurden. Mesmer selbst hat es schon erkannt, daß seine Entdeckung Licht wirft auf dunkle und unverstandene Perioden des Altertums und Mittelalters, auf Orakel, Sibyllen, Propheten, Zauberer, Magier, Theurgen und Dämoniurgen, indem es sich bei allen diesen Dingen nur um Modifikationen des Somnambulismus handle.[1]) Weiter noch geht Ennemoser mit den Worten: „Der mesmerische Patient gleicht oft völlig einer Hexe, und er ist entweder eine solche, oder die Hexe ist nichts weiter als ein mesmerischer Patient.“[2])

Durch die Mystik aller Zeiten zieht sich die Beobachtung eintretender Gewichtsveränderung des Körpers in ekstatischen Zuständen — ein Phänomen, das dem Gesetze der Schwere, wie wir es heute verstehen, vollständig widerspricht. Da nun aber die moderne Physik selbst schon auf dem Wege ist, die Gravitation in einen Spezialfall elektro-magnetischer Anziehung zu verwandeln, zeigt sich die Möglichkeit, vielleicht auf diesem Wege jenes mystische Phänomen zu erklären. Es scheint keinem Zweifel zu unterliegen, daß in gewissen mit dem Somnambulismus verwandten Zuständen die natürliche Schwerkraft des menschlichen Organismus durch eine entgegenstehende Kraft überwunden wird. Dies war offenbar der Fall bei der sogenannten Wasserprobe der Hexen, und auch hier hat der Aberglaube nur in der Erklärung geirrt, nicht aber bezüglich der Thatsache. Es ist vorweg zu erwarten, daß diese Verminderung des spezifischen Gewichtes, wenn sie überhaupt mit dem Somnambulismus mehr oder minder konstant verbunden ist, durchaus nicht auf das Verhältnis zum Wasser beschränkt sein kann. In der That finden wir die Beispiele für diese logische Forderung schon im Mittelalter. Eine der unverständigsten Geschichten für den modernen Skeptiker ist wohl die der Hexenwage zu Oudewater. Diese Stadt hatte nämlich durch Kaiser Karl V das Privilegium erhalten, die dortige Stadtwage als Hexenwage zu benützen und diejenigen Personen zu prüfen, die, um vom Verdachte der Hexerei sich zu reinigen, sich freiwillig dieser Probe unterwarfen, oder ihr unterworfen wurden. Der Bürgermeister und der Hexenrichter besahen sich solche Leute und schätzten das Gewicht derselben ungefähr ab. Wenn sie nun, auf die Wage gesetzt, schwerer befunden wurden, als sie geschätzt worden waren, erfolgte die Freisprechung; waren sie leichter, so wurde ihnen der Prozeß gemacht. Diese Stadtwage erfreute sich eines solchen Rufes, daß auch aus der Fremde viele Leute kamen, die an sie appellierten.[3]) Kaiser Karl starb 1558, es liegen aber noch aus dem Jahre 1693 zuverlässige Berichte über die Fortdauer dieser Probe vor. Balthasar Becker, Prediger zu Amsterdam und Verfasser der „Bezauberten Welt“, schreibt nämlich zu einer Zeit, da in den Niederlanden, Frankreich, England und in einigen deutschen Landen die Hexenprozesse schon sehr in Abnahme gekommen waren, von der Hexenwage, daß noch zu seiner Zeit

---

[1]) Mesmer: 2me mémoire.

[2]) Ennemoser: „Mesmerische Praxis“. 6.

[3]) Horst: „Zauberbibliothek“, IV, 340.

verschiedene Personen dort gewogen wurden.[1]) Nach Soldan wurde die letzte Probe mit dieser Wage 1754 an zwei Beschuldigten vorgenommen.[2])

Ich führe dieses Beispiel der Hexenwage nur an, weil dasselbe offenbar in ein allgemeineres Problem einmündet, das nicht nur in der christlichen Mystik und in der Dämonomanie, sondern schon in der Ekstase der Neuplatoniker, der indischen Brahmanen und Fakire, aber auch bei Somnambulen und Nachtwandlern eine große Rolle spielt. Wenn es unsere Physiologen nicht unter ihrer Würde hielten, sich mit derlei Dingen zu beschäftigen, so würden sie in der einschlägigen Litteratur ein ungemein reiches Material finden und, da der Somnambulismus auch künstlich durch magnetische Behandlung erzeugt werden kann, so ist das Phänomen der Gewichtsveränderung des Organismus der experimentellen Untersuchung zugänglich. Der Arzt Charpignon berichtet von einer horizontalen Erhebung einer Somnambulen durch das Halten der Hände über dem Sonnengeflecht und von einer vertikalen Erhebung, so daß ein freier Raum unter den Füßen sich ergab, durch das Auflegen der Hände auf den Kopf.[3]) Lafontaine legte eine Somnambule auf eine Wage, und sie verlor an Gewicht, als er sie magnetisierte.[4]) Zöllner erzählt, daß Slade ihn mit dem Stuhle, auf dem er saß, und auf dessen Lehne derselbe seine Hände legte, einen Fuß hoch in die Luft hob, indem der Stuhl der Hand wie einem Magnet folgte.[5]) Die magnetische Anziehung Somnambuler durch den Magnetiseur ist uns allen noch aus den Vorstellungen Hansens erinnerlich, und Professor Kieser spricht vom Aufheben einer Somnambulen von der Erde durch die Daumenspitzen des Magnetiseurs.[6]) Da durch die menschlichen Nerven nachweisbar Elektrizität strömt und die Schwere vermutlich nur auf einem Spezialgesetze der Elektrizität beruht, so könnte diese wohl modifiziert werden, wenn im magnetischen Akt fremde Elektrizität auf einen Organismus überströmen sollte. Bei der wesentlichen Verwandtschaft zwischen künstlichem und natürlichem Somnambulismus ist aber vorweg zu erwarten, daß das Schweben in der Luft von den Ekstatikern aller Zeiten angeführt wird, so daß Professor Crookes „von Erhebungen in die Luft, welche gewisse historische Wunder erklären", schreiben konnte.[7]) Eunapius erzählt, daß der alexandrinische Philosoph Jamblichus bei seinen Andachten über der Erde schwebte, und es spricht unverkennbar für unbewußten, von Erinnerungslosigkeit gefolgten Somnambulismus, wenn wir lesen, daß Jamblichus seine Schüler wegen ihrer Leichtgläubigkeit auslachte, als sie ihm dieses sein Schweben mitteilten.[8]) Ähnliches erzählt Philostratus in seiner Lebensgeschichte des

---

[1]) Becker: „Die bezauberte Welt", I, 120, 122.
[2]) Soldan: „Geschichte der Hexenprozesse", I, 397.
[3]) Charpignon: „Physiologie du magnétisme animal", 74, 75.
[4]) Lafontaine: „L'art de magnétiser", 95, 280.
[5]) Zöllner: „Wissenschaftliche Abhandlungen", III, 281.
[6]) Kieser: „Archiv für den tierischen Magnetismus", II, 2, 78.
[7]) „Spiritual-Magazin", 2. Februar 1875.
[8]) Zeller: „Philosophie der Griechen", III, 2, 680.

Apollonius von den indischen Brahmanen. Der Arzt Billot hatte eine kranke Somnambule, die, wenn sie an Krücken im Zimmer herumging, oft ausrief: „Ich werde in die Höhe erhoben; man hebt mich auf und ich fürchte, daß man mich zum Fenster hinausführt!“ [1]) Was aber hier nur in der Gefühlssphäre der Muskeln sich geltend machte, das trat beim Medium Home wirklich ein. „So wissen wir alle“ — schreibt Wallace [2]) — „daß wenigstens fünfzig Personen von hohem Charakter in London gefunden werden können, welche bezeugen werden, daß sie dasselbe bei Mr. Home sich ereignen gesehen haben.“ Einer der Zeugen, Lord Lindsay, giebt an, gesehen zu haben, daß Home zuerst im Zimmer herum, dann aber horizontal zum Fenster hinaus und beim anderen Fenster wieder herein schwebte, fünfundachtzig Fuß über der Erde.[3]) Als aber Home von der Dialektischen Gesellschaft darüber vernommen wurde, sagte er ähnlich, wie oben Jamblichus: „Ich erinnere mich nicht, selbst aus einem Fenster in ein anderes geführt worden zu sein, denn ich war bewußtlos; aber viele waren Zeugen davon.“ [4]) In der christlichen Mystik wimmelt es von solchen Geschichten; ich brauche nur an Franz von Assisi, Filippo Neri, die heilige Theresia, Ignaz von Loyola, Joseph von Copertino, Savonarola &c. zu erinnern. Von der Seherin von Prevorst, wie seinerzeit von der Jungfrau von Orleans, wird erzählt, daß sie, mit Freundinnen spielend, mehr fliegend als laufend, gesehen wurden, ein Übergang zum ekstatischen Schweben. Der Arzt Cleß erzählt von seiner Somnambulen: „Sie geriet allmählich in immerwährendes Schweben und fliegende Bewegungen, wobei sich ihr Körper mit einer unbegreiflichen Leichtigkeit auf die graziöseste Weise nach allen Richtungen hin schwebend und wie im Fluge bewegte.[5]) Du Potet sah ein sogenanntes dämonisches Individuum gegen die Gesetze der Schwerkraft auf einer Leiste um ein Zimmer herumlaufen, ohne im geringsten zu wanken; der leichte hölzerne Fries war nur mit einigen schwachen Nägeln an der Mauer befestigt, und hätte zerbrechen müssen, wäre die Schwere des Menschen nicht vermindert gewesen.[6])

Eine Somnambule Kerners sprang in einem Anfalle von Wahnsinn zwei Stockwerke herunter, ohne sich zu verletzen.[7]) Bei den besessenen Kindern von Morzine und Chablais 1857 wurde ebenfalls beobachtet, daß sie in den Wald liefen, äußerst leicht auf Bäume stiegen und sich auf den höchsten Ästen schaukelten[8]), ganz wie die Besessenen von Quersy 1491, von welchen es heißt, daß sie gleich Katzen auf Bäume kletterten und von den Zweigen herabhingen.[9])

Unter diesen Umständen gewinnt es den Anschein, daß auch die

---

[1]) Billot: „Recherches psychologiques“, I, 77.
[2]) Wallace: „Wissenschaftliche Ansicht des Übernatürlichen“, 90.
[3]) Perty: „Die myst. Erscheinungen“, II, 46.
[4]) „Bericht der Dialektischen Gesellschaft“, II, 181.
[5]) „Archiv f. d. tierischen Magnetismus“, IV, 83
[6]) Perty: „Die myst. Erscheinungen“, I, 271.
[7]) Ebendort. I. 294. — [8]) Ebendort. I. 380. — [9]) Ebendort. II. 363.

Nachtwandler, deren Zustand mit dem der Somnambulen so verwandt ist, zu ihren unbegreiflichen Klettereien an den gefährlichsten Orten nicht nur durch die in unbewußtem Gehirnzustand vorhandene Schwindelfreiheit befähigt werden, sondern durch eine wirkliche Abnahme des Körpergewichtes. Ja, das in Träumen häufig vorkommende Fliegen und Schweben ist vielleicht nur die auf die Muskelgefühle beschränkte und im Traume dramatisch ausgelegte leise Äußerung jener Centrifugalkraft, die unter gewissen Bedingungen sich im Organismus offenbart. 1845 sprang eine siebzehnjährige Nachtwandlerin zu Charmes (Meurthe) vierzig Fuß hoch auf das Pflaster, ohne Schaden zu nehmen.[1])

Experimentell ist diese Gewichtsabnahme bei Nachtwandlern allerdings noch nicht erforscht worden; aber man könnte die apriorische Vermutung aussprechen, daß, wenn etwa das Bett eines solchen, vielleicht sogar überhaupt eines tiefen Schläfers, auf die Wage gestellt würde, eine Veränderlichkeit des Gewichtes je nach der Tiefe des Schlafes durch einen Registrier-Apparat nachweisbar sein müßte. In der Litteratur habe ich mich vergeblich nach Bestätigungen dieser Vermutung umgesehen; nur bei Tritheim, dem berühmten Fürstabt von Spanheim, fand ich eine hierher gehörige Notiz. Er schreibt an den Kaiser Maximilian: „Wir sehen das in diesen menschen, die auß innbrünstiger Liebe gegen Gott des fleischlichen Lebens wesen betrachten, im gaist frey verzuckt, von der erden über sich gen Himmel erhebt werden, welche nit allein durch die scherpffe ihres gemüths, sondern auch auß Göttlicher krafft die schwere ihres leibs in solchem Fall, als uns gedunkt, von inen legen." Und weiterhin erzählt nun Tritheim, daß er einst in seiner Jugend mit drei Schülern zusammen in einem Bett geschlafen, deren einer als Nachtwandler herumging. „Item er stig biß zum dritten mal auff das Beth, ging auf uns umb, trath uns mit den Füssen, aber es that uns nit wehe, war gleich als wann ein kleiner Aff auff uns umbgehupfft were . . . Er stig zu oberst schnel und behend auff das Hauß, klebet auff dem tach wie ein spatz. Ich sag was ich gesehen, und nit vergebenlich für ain merlein gehört hab!"[2])

Unter diesen Umständen können wir der Äußerung einer Somnambulen einiges Gewicht geben, von welcher Professor Bähr erzählt, daß sie nicht unterging, wenn sie im magnetischen Zustande in der Elbe badete, und die von sich selbst sagte: „Der Magnetismus kann die Schwere vermindern und erhöhen; in meinen Krämpfen bin ich schwerer. Könnte man einen Nachtwandler auf seinen Wanderungen wiegen, so würde man finden, daß er nichts (?) wiegt."[3])

(Schluß folgt.)

---

[1]) Kerner: „Magikon", IV, 227.

[2]) „Antwort des Herrn Johann Abts zu Spanheim auf acht Fragstuck." Ingolstadt 1555. c. 3. — [3]) Perty: „Myst. Ersch." I. 271.



Der Gröbener Spuk.*)

Von
Carl Kiesewetter.

Das Zeugniß der reinen Wahrheit von den Sonder- und wunderbahren Würckungen eines insgemein sogenannten

Kobolds

oder Unsichtbaren Wesens in der Pfarr-Wohnung zu Gröben, nebst einem zur Prüfung übergebenen Versuch, wie weit in der Erkäntniß dieser Sache zu gelangen, auf inständiges Begehren abgestattet Von des Ortes Prediger Jeremias Heinisch. Bernav. March. —

So lautet der zopfige Titel einer sehr interessanten und für die Gegenwart besonders wertvollen Schrift, welche 1723 zu Jena in Quart erschien und von ihrem Verfasser dem Präsidenten, den Räten und den Assessoren des Konsistoriums in Altenburg gewidmet wurde, weil diese ihm — wie er in der Widmung sagt — in seiner „wunderbaren Bedrängnis" mit Unterricht, Rat und Trost beigestanden hatten.

In der Vorrede schildert Pfarrer Heinisch, wie er gleich dem Pastor Müller bei den Resauer Vorgängen durch das Gewicht der Thatsachen vom Skeptizismus bekehrt wurde und sagt darüber u. a.: „Sobald mir Einer dergleichen Historien erzählete, hieß meine Refutation: Es ist ein altes Weiber-Mährlein, thörigte Einbildungen, einfältiger Aberglaube, oder eine spitzbübische Betriegerey ꝛc. Ich wuste auch allen Umständen sogleich ein natürliches Färbchen recht meisterlich anzustreichen. Nun aber muß ich wider alles mein Vermuthen auf Gottes sonderbares Verhängniß ein bedenklicher Zeuge der Wahrheit in so einer wundersamen Sache wider mich selbsten werden. Ursach denn auch mein nach der Erfahrung abgestattetes Zeugniß so viel gültiger und kräftiger sein soll. Ich sehe nun den Haupt-Grund einiger neuen Meinungen von Geistern und deren Würckungen gar eigentlich ein. Ich erkenne nunmehro gar hell und klahr, wie in der Lehre von den Geistern und ihren Würckungen die Schlüsse, so man insgemein

---

*) Zu diesem Parallelfalle zum „Resauer Spuk" sei hier, außer auf die von uns schon in früheren Heften gebrachten, auch auf den „Spuk zu Falkenberg in Pommern" verwiesen, von dem eine recht gute Darstellung sich in der „Neuen Stettiner Zeitung" Nr. 350, vom 30. Juli 1889, Abends findet.

(Der Herausgeber.)

anbringet, nicht bestehen, als: Man kann es nicht begreifen, darum ist es auch nicht wahr, was man davon spricht oder schreibet. Item: Ich habe es nicht gesehen, noch in der That erfahren, deshalben kann ich es auch nicht glauben. Item: Ich wüßte nicht, was der Teufel für einen Nutzen oder Vortheil davon haben solte, deswegen befindet es sich auch nicht so, wie man's anbringet, sondern es sind lauter Betriegereyen, Phantasien rc., oder es ist nicht recht untersucht worden. Ihr lieben Herrn, hinterm Berg wohnen auch Leute, die Augen, Vernunft und Sinne haben. Zudem ist ja die Erkäntniß der unsichtbaren Kreaturen und deren Würckungen noch nicht so vollkommen, daß wir obige Schlüsse mit unbetrieglicher Gewißheit allemal dabei annehmen dürffen. — Wahrhafftig, derjenige handelt vernünftiger und gewissenhaffter, der bey solchen Begebenheiten sein Judicium suspendiret, also daß er unbesonnen, unvernünfftig und gewissenlos höhnet und anzüglich lästert. Ein allzugroßes Vertrauen auf seine Einsicht und Klugheit setzen, macht manchen blind und hindert ihn an der eigentlichen Erkenntniß der Wahrheit. Mit Hefftigkeit und Anzüglichkeit andern Leuten seyne Meynungen aufdringen wollen, erweckt bei gescheuten Köpfen nicht geringen Verdacht wegen eines gelehrten Hochmuths. Wen aber die hertzliche Barmhertzigkeit unseres Gottes so lieb haben wird, ihn mit so unwidertreiblichen Beweisthümern in der That zu überführen, wie mich, der wird mit mir allen harten Widerspruches ungeachtet ein aufrichtiger Zeuge der reinen Wahrheit werden und das Licht wegen besorgender Verspottung des Gegentheils im geringsten nicht scheuen."

Nun geht Heinisch zu Schilderungen der Thatsachen über: Das Werfen begann zunächst am 17. Juni 1718 und währte bis zum 21., und zwar wurden täglich von den Vormittagsstunden an bis gegen Abend kleinere Steine bald einzeln, bald bis zu sechs Stück auf einmal auf das Schindeldach eines vor Jahresfrist im Hofe der Pfarrerwohnung erbauten Stalles geworfen, wo sie mit lautem Schall aufschlugen. Ein oder mehrere Schleuderer waren nicht zu entdecken. „Schaden verursachte bishero solches Steinwerffen im geringsten nicht, ausser daß diejenigen Einwohner des Ortes sich dadurch in bange Furcht setzen ließen, welche es vor ein Werk des bösen Geistes und gewisses Vorspiel eines zu erfolgenden Unglückes ansahen. Ich aber gab es vor böser Leute Beginnen aus und ließ mir's nicht wenig angelegen seyn, auch andere im voraus die Meinigen in gleichen Gedanken zu bestärken, besonders da vom 22. Juni bis 29. Juli und demnach durch fünf Wochen und einen Tag kein eintziger Wurff vermerckt worden."

Als sich am letztgenannten Tag Heinisch mit seinen Schnittern auf dem Felde befand, wurde u. a. über das mysteriöse Werfen gesprochen, und Heinisch äußerte sich: „Ey, wie fein würde ich nun mit ausgelacht werden, wenn ich von so abergläubiger Einfalt gewesen und mich überreden lassen, das ehemalige Steinwerffen wäre etwas außerordentliches gewesen! Nein, so dumm muß man nicht seyn! rc." Bald darauf begab sich der Pfarrer, welcher sich infolge der langen Pause in Sicherheit wiegte, nach Hause, und etwa gegen drei Uhr nachmittags begann das Werfen aufs neue, häufiger und mit größeren Steinen als im Juni; obwohl dasselbe von mehr als zwanzig Personen beobachtet wurde, so sah doch niemand einen Stein eher, als bis er mit starkem Schall auf dem Schindeldach aufschlug.

„Den 30. Julii wie auch den 31. ejusdem wurde die Zahl der Würffe vermehret. Und es war dieser der VII. Sonntag nach Trinitatis, an welchem ich nach vollendeten Nachmittags-Gottes-Dienste aus dem eröffneten Fenster der fodern Stube im obern Stockwerck herunter in den freyen Hof sahe und über diese Begebenheit in

sehr tieffen und angefochtenen Gedanken begriffen war; indem mußte ich erblicken, daß ein Stein wie aus der Erden im Hofe in die Höhe aufs Tach stieg und hier mit großer Gewalt aufschlug. Zugleich gaben einige Zuschauer an: Wie sie die Steine bald aus dem grossen Baum-Garten, bald aus dem Winckel bey der Baum-Garten-Thür, bald wie aus der Mauer der Pfarr-Wohnung herkommen sähen. Dieses erregte mir wunderliche speculationes und seltsahme Einfälle. Ich hätte gerne alle Leute zu Lügnern und Betrügern gemacht, wofern ich nur den geringsten Schein des Verdachtes aufbringen können."

Am ersten August früh zwischen 6 und 7 Uhr sah Heinisch aus einem Versteck, in welchem er auf den etwaigen Thäter aufpaßte, aus dem Hofe einige Steine, und zwar von einem Ort, an welchem vorher keine lagen, aufsteigen und auf dem Stalldach aufschlagen. Ebenso kamen scheinbar einige Steine aus der dem Stalle gegenüberliegenden Wand des Pfarrerhauses, ohne daß irgend welche Lücken in derselben zu bemerken gewesen wären, nachdem die Steine auf dem Stalldach aufgeschlagen waren. „Ja, was noch mehr: ich erblickte, wie etliche Steine aus dem Gange bey der Baum-Garten-Thüre um die Scheun-Ecke herum, und folglich einen halben Circul auf die Seite hinaus einhergeschmissen wurden. Welches nach der Ordnung eines natürlichen Wurffes unmöglich bleibet." Später regnete es förmlich Steine, namentlich wenn Heinisch das unsichtbare Wesen herausforderte. „Ja, es schiene, als wäre es hefftig darüber entrüstet, indem es einen Stein gerade auff mich zu warff, sobald aber solcher über die Mauer im vollen fliegen war, fiel er gleich als ermattet und zurück gehalten inwendig nahe an der Hofmauer wieder zur Erden, daß ich also von denselben ungetroffen blieb, wie es anfänglich schiene und ich auch besorgete.

Wir begegnen auch hier allen Eigentümlichkeiten des spukhaften Werfens: dem Emporsteigen der Wurfgeschosse, ihrem Schweben oder Getragenwerden von unsichtbarer Hand, dem plötzlichen Nachlassen der treibenden Energie, den rätselhaften Kurven u. s. w.[1]) — Heinisch sagt nun recht charakteristisch weiter:

„Ich mußte freylich nun bey jetzt bewandten Umständen anfangen andere Gedanken zu fassen. Doch wollte ich gar zu ungern auf einen Geist fallen und konnte mich gleichwohl nicht anders retten. Ich wurde recht hitzig und heftig in der Untersuchung dieser Begebenheit, hatte den gantzen Tag durch sehr genau acht. Da mir denn überaus bedencklich vorkam, daß man oft die Steine einherfliegen, und woher sie kamen, sahe, oft aber nicht; daß sie auch vielmal gantz langsam einherflogen und dennoch auffs Tach gewaltig und mit grossem Krachen aufschlugen. Sothanes wunderliche Werffen beunruhigte mich sehr wegen der bisher unmöglichen Erfindung eines wahren und sichern Grundes. Ich wolte gar zu gern das gantze Werck durch natürliche Mittel und Wege haben, und wolten doch keine hinlänglich sein. Der Kampf mit mir selber war sehr hart, daß ich auch Tag und Nacht in meinem Gemüth keine Ruhe hatte, weil ich etwas anders glauben und behaupten wolte, als was mir so hell in die Augen und so Sonnen-klahr in die Sinne fiel."

Bisher war das Wohngebäude vom Spuk verschont geblieben, allein am Vormittag des 2. August warf es an die Hausthüre, sowie an die untere und obere Stubenthüre des Vorderhauses Steine mit lautem Krachen; auch flagen, als alle Hausgenossen in der unteren Stube ver-

[1]) Vergl. hierzu „Der Spuk auf dem Münchhofe" im Aprilhefte 1889, S. 233.

sammelt waren, Steine und Kalkbrocken vom Ofen her zwischen ihnen hindurch an die Stubenthüre, und gleichartige Geschosse fielen scheinbar von der Zimmerdecke herab, ohne jemanden zu beschädigen; als sich die Familie zum Mittagsmahl setzte, wurde das Werfen so arg, daß sie aufhören mußte zu essen. Am Nachmittag wurden wieder Steine, an denen graue Haare und Garnfasern hingen, auf das Stalldach geworfen; trotzdem es stark regnete, waren diese Steine trocken. Am nächsten Tag wurden gleichzeitig die Viehmagd im Kuhstall, die Hausmagd im Keller und das Kindermädchen im Waschgewölbe geworfen. Auf ihr Schreien eilte Heinisch hinzu, fand aber nur die vor Schrecken erblaßten Mädchen und die Steine.[1])

Am Morgen des vierten August hatte sich Heinisch nach Jena begeben, um sich bei einem dortigen Gelehrten Rat zu holen. Unterdessen waren, abgesehen davon, daß das Werfen auf das Stalldach seinen Fortgang nahm, die Fenster der untern Stube eingeworfen worden, und ein großer Haufen Zuschauer war zugegen, die Heinisch bei seiner Rückkehr antraf. „Ich bediente mich solcher Gelegenheit und machte aus ihnen zween Haufen Ein Hause mußte in der gedachten Stube gerade dem Fenster gegenüber stehen bleiben und gerade in den Hof hinein sehen Die andere Partei ließ ich in den Hof gleichfalls den Fenstern gegenüber treten. Ich gesellete mich zusammt meinen Hausgenossen bald zu diesem, bald zu jenem Haufen. Da mußten wir allesammt in äußerster Bestürzung mit unsern Augen sehen, wie bald von innen hinaus, bald von aussen hinein mit vielfältig unbegreiflicher Geschwindigkeit geschmissen wurde, und man wurde nicht eher einen Stein gewahr, als bis er mit erstaunendem Krachen durchs Fenster fuhr. Hier hätten wir alle müssen stockblind sein, wenn wir nicht den Urheber hätten sehen und finden sollen. Allein da war nichts weiter zu mercken, noch zu erblicken, ohne nur die Steine, welche durchs Fenster obbeschriebener massen brachen."

„Dabey war dieses etwas sonderliches: Wenn wir in der Stube genau und nahe an das Fenster hintraten, und es geschah durch das Fenster von außen hinein ein Wurf in die Stube, so zerschmetterten zwar die Steine die Scheiben mit grossem Krachen, allein sobald sie hindurch gebrochen waren, fielen sie nahe beim Fenster wie ermüdet und zurückgehalten nieder. Trat man aber vom Fenster hinweg weiter in die Stube hinein, so flogen die einhergeschmissenen Steine auch wohl bis mitten in die Stube hinein. Auf gleiche Weise geschah es auch mit den Steinen, welche aus der Stube durch das Fenster in den Hof geworfen wurden. Stunden die Zuschauer im Hofe nahe bei dem Fenster, so fielen sie gleich beim Fenster zur Erden. Traten diese aber im Hof von ferne, flogen die Steine weit in den Hof hinein. Und kein Mensch von beyden hingestellten Hauffen konte was mehreres sehen, ohne nur das Durchbrechen der Steine und Zerbrechen der Scheiben im Fenster."

Am 4. August geschahen nur wenige Würfe. Vom 5., an welchem Tage die Frau des Heinisch entbunden wurde, blieb es bis zum 9. still, wo das Werfen wieder begann und mit mäßiger Stärke bis zum 15. andauerte. Am 16. und 17. August erfolgten nur wenige Würfe; stärker war die Belästigung am 18. und 19., während vom 20. bis 22. außer großen Steinen Eisenstücke geworfen und alle Fenster des Erdgeschosses demoliert wurden.

---

[1]) Die von Heinisch beobachteten Vorsichtsmaßregeln folgen weiter unten.

Bisher waren die Nächte ruhig geblieben; allein in der Nacht zum 23. August begann in der Schlafkammer des Heinisch ein wie von großen Klauen herrührendes Scharren, während er gleichzeitig mit kleinen Steinen geworfen wurde. Am nächsten Morgen wurde oft ein bleiernes Uhrgewicht aus der untern Stube fortgenommen und — ohne daß die Stubenthüre geöffnet worden wäre — heftig an die Thüre der Stube geworfen, in welcher die Frau des Heinisch lag. Außerdem flogen im ganzen Hause eine Menge Steine umher und zerschmetterten Fensterscheiben und Küchengeschirr; auch verschwand der Viehmagd ein Topf spurlos unter den Händen, während sie aufwusch. „Merkwürdig ist es auch, wenn an diesem Tage im Waschgewölbe ein an die Hühner-Steige gebundenes und mit sogenanntem Qvarg-Käse gefülltes Säcklein herunter gerissen wurde, und obgleich die Thüre, durch welche man aus vorerwähntem Gewölbe in's Foder-Haus gehet, zugeriegelt war, dennoch solcher Käse in itzt gedachtem Foder-Hause hingeschüttet, das Säcklein umbgekehret und in dem hingeschütteten Käse wie mit Hundes-Pfoten gescharret war."

In der folgenden Nacht wurde das Kratzen und Werfen in der Kammer des Heinisch so heftig, daß er in die Wochenstube retirieren mußte. Kratzen und Werfen wurde von Heinisch, seiner Frau, den drei Hausmädchen, einer Wärterin, zwei als Wächter bestellten Männern aus Gröben und zwei Wächtern aus Laaßdorf die ganze Nacht hindurch beobachtet; gegen Morgen geschah aus dem Innern der Kammer des Heinisch an die in die Wochenstube führende Kammerthüre ein solcher Schlag, daß dieselbe aus dem Schlosse sprang. „Wir vorhin bemerckt zehen Persohnen höreten und sahen einerley, konnten aber doch keinen Urheber finden noch mercken, so fleißig und genau wir auch die Kammer durchsuchten."

„Als der Tag des 25. August völlig eingebrochen war, gieng es an ein erstaunendes Töpff- und Schüsselzerschmeissen her. Vor unserer vielen Augen schmiß es ein irdenes Handbecken im Foder-Hause auffs Stein-Pflaster nieder, und weil solches nicht völlig in Stücken zerbrach, nahm es das Kindermädchen und stürzte es wieder an seinen gewöhnlichen Ort mit diesen Worten: Wir wollen doch zusehen, ob es solches noch einmal nehmen wird. Und indem wir Alle meyneten, wir sehen das Hand-Becken annoch an seinem gewöhnlichen Ort stützen, wurde es wiederum vor unsern Füßen nieder und in kleine Stücke zerschmissen, ohneracht wir nichts eher davon erblickten, biß es aufs Pflaster schmetterte. Neue Töpffe, welche in der obern Küche auffs Topff-Brett hingestellt waren, wurden im Unterhause vor unsern Augen zerschmissen. Ob wir gleich unten an den Treppen stunden, allwo wir hätten können hören und sehen, wenn die Küch-Thüre eröffnet wurde, oder jemand oben vor der Treppen stand, oder die Treppen herab käme. Allein man hörete nichts, wurde auch sonst nichts gewahr, ohne nur wie die Töpffe aufs Pflaster schlugen und zerbrachen."

„Unter andern war dieses überaus curieux anzuschauen, als unserer etliche im Foder-Hause bei dem Speise-Schrancke stunden und sehen mußten: Wie von solchem Schranck an vor uns hin biß zur Haus-Thüre hinaus Quarg-Käse verzettelt, und endlich der irdene Napf, worinnen solcher Käse in dem verriegelten Schrancke aufbehalten worden, vor unsern Füßen nieder und zerschmissen wurde. Der Schranck wurde von uns eröffnet, und wir befunden, daß das irdene Schüsselchen mit dem Käse aus demselben entführet war, hatten aber den Speise-Schranck nicht eröffnen sehen noch hören: auch erblickten wir weder Napf noch Käse eher, als biß beydes auffs Stein-Pflaster traff."

Heinisch hatte diese Vorgänge Superintendenten Appel zu Altenburg, dem Oberhofprediger Ludwig in Gotha, dem bekannten Professor der Theologie Buddeus in Jena und dem Physikus Dr. Wölffing in Roda mitgeteilt und um deren Rat gebeten, welcher überwiegend dahin ausfiel, daß Heinisch selbst in der Wohnung bleiben, Frau und Kinder aber nebst zerbrechlichen Wertsachen aus Gesundheitsrücksichten und zur Verhütung größern materiellen Schadens entfernen sollte.

Diese Räumung erfolgte am 26. August, und der Spuk verhielt sich während derselben verhältnismäßig ruhig; am 27. hingegen wurde Kot in die Milch geworfen und der auf die Spundlöcher der Bierfässer geschlagene Lehm abgerissen, so daß drei und ein halber Eimer Bier verdarb und dieses wie die Milch in ein anderes Haus geschafft werden mußte. Die folgende Nacht blieb ruhig. Am 28. warf es mit größern Steinen als früher, in der untern Stube wurden von unsichtbarer Hand fünf Hühnereier zerbrochen und an dem Ort des Vorderhauses, wo der Spuk am meisten zu toben pflegte, einer jungen Henne der Kopf abgerissen. Am 29., 30. und 31. August fiel außer dem gewöhnlichen Werfen nichts Bemerkenswertes vor.

Am 1. September wurde das Werfen wieder stärker, und neben der Viehmagd fiel ein Stück Kohle nieder. Am 2. September warf es nach der von Heinisch in der untern Stube zurückgelassenen Schlaguhr so heftig mit Steinen, daß dieselbe entfernt werden mußte. — Durch das anhaltende Werfen war das Haus dermaßen verunreinigt worden, daß Heinisch dasselbe am 3. September reinigen lassen wollte; sobald die Mägde aber damit begannen, warf es dermaßen mit Steinen, Eisen, Kettenstücken u. s. w., daß dieselben vielfach gehindert wurden, und Heinisch sich mit ausgebreiteten Armen an das Fenster stellte, um dem unsichtbaren Wesen Trotz zu bieten. „So lange ich also über das Fenster ausgebreitet stunde, hatten die Mägde zum Aussaubern Friede und Ruhe, so bald ich aber vom Fenster hinweg gieng, wurde wiederum mit Steinen geschmissen. Und indem ich auch voritzo beim Auskehren des untern Foder-Hauses auf die Treppe in's Oberhaus stieg, wurde über mein Haupt von oben herab ein Stein einher geworffen, darüber die Mägde unten im Hofe ein Geschrey anfiengen, weil sie besorgeten, er würde entweder auf meinen Kopf oder auf eine unter ihnen im Unterhause treffen. Doch keines von beyden geschahe. Sondern als der Stein über mein Haupt hin war und er nach der geraden Linie hätte unten sollen im Foder-Hause aufschmeissen, brach er mit starker Gewalt durch das Fenster jetzt gedachten Unterhauses. Mußte auf solche Weise im Fliegen einen Bogen oder Winkel gemacht haben, welches in der That bewundernswürdig ist."

Nachdem das Haus gesäubert worden war, stand Heinisch mit mehreren Hausgenossen vor der verschlossenen Thüre der untern Stube, als sie in derselben einen lauten Knall hörten. Indem sie die Thüre öffneten, sahen sie mitten in der Stube einen großen Rahmtopf, welcher auf dem Topfbrett im Hausflur seinen Platz hatte, senkrecht herabfallen und aufbersten. Als Heinisch den Hof reinigen lassen wollte, begann es wieder Steine auf das Stalldach zu regnen, womit es vorher längere Zeit aus-

gesetzt hatte. — Die folgende Nacht war ruhig. — Am 4. September warf es wie gewöhnlich. Am nächsten Tag fand Heinisch in dem von ihm verschlossenen Keller Hühnereier, in der gleichfalls verschlossenen Stube fünf Steine, und der in der Sonne aufgestauchte Flachs wurde auseinander geworfen, „welches kein Mensch sich unterfangen dürffen, ohne zu besorgen, er werde von den auf dem Berg wohnenden Nachbarn gesehen werden". In der Nacht warf es in der untern Stube, rauschte wie mit Papier im Hausflur und trommelte an den Stallthüren. Am 6. September warf der Spuk oft einen Wetzstein durch die Fenster des untern Hauses und entführte ihn eine Zeitlang; auch warf es im Keller und bei der Hausthüre; die Nacht blieb ruhig.

Am 7. September werden mehrere Fensterscheiben und ein starkes geschliffenes Glas in der Speisekammer zerschmettert, und als Heinisch die letztere ausräumt, wirft der Spuk aus einem verschlossenen Korb ein kleines Gläschen und den Deckel einer Butterbüchse auf den Fußboden. Als gegen Mittag die Viehmagd dem Hirten das Vieh zutreiben will, findet sie unter zwei Kühen zwei Wasserstunzen, unter einer dritten einen Stein und unter einer vierten ein Stück Brett, welche aus dem Hof und dem Waschgewölbe in den verschlossenen Stall gekommen waren. Als Heinisch am Nachmittag im Ofen der untern Stube Feuer hatte anmachen lassen, wurde aus dem Ofen ein glühender Backstein durch das Fenster, so daß sich Blei und Windstangen einbogen, in den Hof geworfen, wo er abgelöscht wurde. Bei diesem Geschäft wurde der Magd die Schöpfgelte von unsichtbarer Hand entrissen und mit „ungestühmer Macht" in das Fenster des Unterhauses geworfen. Auch wurde der verschwundene Wetzstein an einen im Unterhaus lehnenden Backtrog geworfen und in zwei Stücke zerschmettert. Als am Abend die Wächter in die untere Stube traten, fiel von der Decke herab ein großer Stein neben ihnen nieder, worauf nur noch am Abend des 8. Septembers ein Wurf geschah und der Spuk ein Ende hatte.

In dem nächsten Kapitel, welches betitelt ist: „Von der geschehenen Untersuchung solcher Würckungen des Verfassers", sagt derselbe, daß er sanguinisch-cholerischen Temperaments sei und als ausgesprochener Skeptiker „das hiessige Werffen im Anfang vor loser Buben Händel" gehalten habe. „Solchem nach nahm ich nicht allein meine drey Mägde in genaue Obacht, sondern erkundigte mich daneben nach allen erwachsenen Personen hiesigen Orts, besonders nach denjenigen, die nur einigermassen konten verdächtig scheinen, wo sie sich zu der Zeit, da geworffen worden, enthielten. Ich führte so acurate Auffsicht, daß ich mit auf frembde Leute, ja gar auf Bettler und Landstreicher sahe, ob ich etwa einen aus ihren Mitten bemerken möchte, welcher stets hier gegenwärtig wäre, wenn geworffen wurde. Denn ich urtheilete, es könnte ein solcher wohl mit Geld dazu erkauffet, oder durch andere Geschenke dazu verleitet worden seyn."

„Die Mägde rief ich zu einer Zeit, wann geworfen wurde, zu mir in die Stube oder schickte sie aufs Feld, Graß einzusammeln, schlich ihnen verborgen nach und beobachtete ihr Beginnen. Allein sie mochten bey mir in der Stuben oder abwesend in's weite Feld seyn, so wurde dennoch sowohl im Hofe auf das Stall-Dach, als hin und wieder im Hause und demnach an solchen Oertern einher geschmiessen, wo sie

nicht gegenwärtig waren. Daß also aller Verdacht von ihren Personen hinwegfallen mußte."

„Die hiesigen Einwohner und Frembde nahm ich solchermassen in Aufsicht: Wenn geworffen wurde, stellete ich aller Ecken und Enden heimliche Aufpasser aus. Ich gab genau auf diese selbst acht. Durchsuchte auch alle umb hiesige Pfarr-Wohnung liegende Gebäude und Winkel. Ich ließ auf dem Gottes-Acker hintreten, über das Pfarr-Haus weg und nach das Stall-Tach zuwerffen. Da man denn offt an denjenigen Orth hintreffen konte, wo gemeiniglich am meisten gleich beym Anfange hingeworffen worden. Nun, vermeynete ich, hatte ich gewonnen. Versteckte mich deshalb hier und dort auf dem Kirchhofe, in Hoffnung, den Thäter zu ertappen. Aber es war und blieb vergeblich. Auch fande sich hierbey ein mercklicher Unterschied, indem man diejenigen Steine, so auf mein Begehren einhergeschmissen wurden, gar wohl und eigentlich über das Pfarr-Haus geflogen kommen sahe; aber die andern voritzo nicht erblicken konte, als biß sie mercklich auffs Tach auftraffen, wann gleich unserer viele genau Acht hatten."

Ferner schickte Heinisch am 22. August die beiden großen Mägde aufs Feld, Getreide zu schneiden, und sperrte seine Frau samt dem Kindermädchen in eine Stube ein. „Die Thüren des Hauses schloß ich gleichfalls feste zu. Durchsuchte alle Kammern, durchkroch alle Winkel der Wohnung. Stellete mich bald an diesen, bald an jenen verdeckten Ort im Hause hin. Allein ich sah und hörte weiter nichts als die Steine, so hin und wieder im Hause einher geschmissen wurden oder draußen auf das Stall-Tach fielen." — „Bey den Beunruhigungen in der Schlafkammer verhielt ich mich also: Ich ließ alle Fenster zumachen, die Thüren schließen, alle Anwesenden hinausgehen, blieb allein drinnen. Allein es fuhr mit dem Werffen und tumultiren fort, bald in der Schlaff-Kammer im Unterhause, bald auff dem Stall-Tach außer dem Hause. Als es in meiner Frauen Kleider-Schranck kratzete, schloß ich denselben auf, fragete: Wer drinnen wäre? Ob's der Teufel wäre? Er solle es sagen. Durchsuchte solchen aufs Genaueste. Aber ich merckte nichts. Ich hätte solch Kratzen gern einer Katzen zugeschrieben, wann es nur nicht so stark und durchdringend gewesen, und ich eine auffinden können in der Kammer. Zugeschweigen, daß man keine vestigia oder Kennzeichen sothanen Kratzens irgendwo mercken können; im Gegenteil, wenn ich an den Thüren dem unsichtbaren Wesen zum Hohn mitkratzete, sah man die Kennzeichen meines Kratzens gar eigentlich, und fiel jenes Kratzen mit seinem schauerlichen und starken Schall weit empfindlicher in die Ohren als meines."

Heinisch war nach allem, wie schon oben gesagt, zu der festen Überzeugung gekommen, daß der Beunruhigung eine unsichtbare Ursache zu Grund liegen müsse, und verwendete den größten Teil seiner 70 Seiten starken Abhandlung dazu, um über deren Natur zu reden; doch kommt er dabei zu keinem festen Ergebnisse. Er meint schließlich, daß einer seiner Vorgänger in dem gleichen Haus von Gespenstern derart angefochten worden sei, daß er sich aus Verzweifelung darüber entleibt habe.

Schließlich erörtert Heinisch auch die verfehlte rationalistische Behandlung, welche der Gröbener Fall in der damaligen Presse, namentlich in der „Gründlichen Beantwortung der Untersuchung vom Kobold" des pseudonymen Gottfried Wahrlieb erfuhr, und schließt seine Abhandlung mit folgenden noch heute zu beherzigenden Worten: „So rieff ich einige von denjenigen Leuten zusammen, welche, wo nicht die meisten, doch etliche wichtige Umstände unserer Beunruhigung mit angesehen oder mit angehöret, lase ihnen sothane

Beantwortung vor. Ich will nichts weiteres gedenken, was vorgienge, nur dieses, wie sie so gar leicht seine künstlich ersonnenen Erfindungen zu zernichten vermögend waren, und endlich lachend hinzufügten: Wenn der gute Herr allhier mit wäre dabey gewesen, er würde wohl anders schreiben. Wer auch von dergleichen Geschichten einen wahren Grund suchen will, muß nicht von einer oder andern Würckung allein und insbesondere, sondern von allen Umbständen in ihrem Zusammenhang urtheilen, anders verfehlt er des rechten Weges und findet in unnöthigem und vergeblichem Raisoniren nimmermehr ein Ende."

Heinisch erwähnt auch in seiner Schrift, daß in des Orlamünder Superintendenten **Löber** Historia ecclesiastica Ephoriae Orlamundanae (Jenae 1702, 8°) frühere Spukvorgänge in seinem Pfarrhause berichtet worden seien. Es heißt daselbst (S. 601) von dem Pfarrer Johann **Rodigast** (1620—1680), welcher am 21. September 1645 in Gröben eingewiesen wurde:

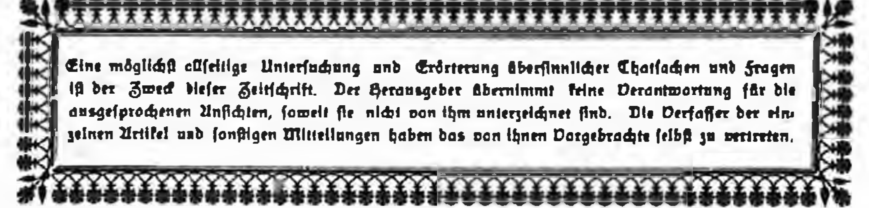
„Von Anfang an wurde er von den im Pfarrhause spukenden Gespenstern lang und heftig geplagt. Dennoch trat er denselben mit Gebet entgegen und legte endlich dem ihn unsichtbar schreckenden bösen Geist auf dem Tisch seine geschriebene Vocation vor, indem er denselben herzhaft anredete: Wer bist du? Woher kommst du? u. s. w. Hier halte ich meine göttliche Berufung, laut welcher mir das Haus übergeben ist. Wenn du ein besseres Recht hast, so zeige es oder weiche! Darauf entwich der Geist mit großem Geräusch durch die Hofthüre und wurde nicht mehr gehört."

Im Jahre 1656 verfiel **Rodigast** in Melancholie, und nachdem er hergestellt war, 1680 zum zweitenmal, am 3. August dieses Jahres endete er durch Selbstmord, welchen auch Löber ebenso wie die Melancholie einer „teuflischen Versuchung" zuschreibt.

Über Rodigasts Nachfolger Adam **Dimler** (1652—1697, eingewiesen 1681), heißt es: „Er wurde wie sein Vorgänger sehr viel und so sehr von Gespenstern gequält, daß er eine gewisse Kammer (vielleicht die, in welcher der Kleiderschranck des Heinisch stand?) beständig verschlossen erhielt."

Über Spukvorgänge bei dem direkten Vorgänger des Heinisch, Mag. Heinrich Stemler, weiß unsere Quelle nichts zu berichten.





Traum-Telepathie,

mitgeteilt von

Bertha Mutschlechner.

Ich stand im 28. Jahre und hatte mich vor kurzem in einem Sommerfrischorte Tirols verlobt. Mein Bräutigam blieb dort noch kurze Zeit zurück, während ich mit meiner Familie heimkehrte; dies war im September 1878. Mein Verlobter und ich wechselten täglich Briefe mit einander; Leben und Zukunft lag heiter und glücklich vor uns beiden.

Eines Nachts zwischen 1 und 3 Uhr träumte mir, ich begegne meinem Bräutigam in einem dichten dunklen Walde; er sprach kein Wort, war barhäuptig, ärmlich gekleidet und schien äußerst niedergeschlagen. Ich eilte auf ihn zu, ihn voll Angst fragend, was ihm denn fehle. Er schaute mich traurig an, trat an einen Baumstamm, gegen den er die Stirne lehnte, und sagte mehrmals langsam: „Sorgen, Sorgen!" Dann erwachte ich; der Traum hatte mich fast beängstigt, und als andern Morgens ausnahmsweise kein Brief von meinem Bräutigam kam, schrieb ich ihm sofort, berichtete ihm den Traum und bat ihn um Mitteilung aller etwaigen Kümmernisse, die er habe.

Aber wie erstaunte ich, als am Abend desselben Tages ein Brief von ihm kam, der sich mit dem meinen gekreuzt hatte und in dem er mir berichtete, er hätte heute Nacht einen so seltsamen Traum gehabt, daß er noch ganz erschüttert sei und ihn mir erzählen müsse.

Sein vor 17 Jahren (1861) verstorbener Vater sei ihm erschienen und habe warnend dreimal gerufen: „Sorgen, Sorgen, Sorgen!"

Daß dieser Traum, wenn auch nicht damals, so doch in unserm späteren ehelichen Leben, aller unserer Berechnung und Erwartung entgegen, durch schwere Schicksalsschläge und harte Sorgen seine Bestätigung gefunden hat, ist allerdings wohl nicht überraschend.

Bertha Mutschlechner.

Wir haben Frau Mutschlechner nach Eingang vorstehender Mitteilung ersucht, uns die beiden erwähnten Originalbriefe einzusenden. Aus denselben geben wir hier folgende Stellen wieder:

München am 24. September 78, 9 Uhr vorm.

. . . . Mir träumte nämlich so seltsam von Dir heute nacht. Ich war bei Dir in Kössen und erwartete Dich am Waldesrande in frohester Herzensstimmung, aber Du kamst immer und immer nicht. Endlich trieb mich eine unerklärliche Angst und Sorge um Dich, Dir entgegenzugehen, Dich zu suchen. Währenddessen legte sich ein dichter Nebel um mich, und doch gelang es mir endlich, Dich auf einem Baumstamme sitzend zu finden; Du sahst so traurig und bekümmert aus, und trotz meiner Bitten sagtest Du lange kein Wort zu mir. Endlich blicktest Du mich mit einem tiefen Seufzer an und sprachst: „Die Sorgen!" — Ich bat Dich, mit mir zu gehen; Du aber schütteltest den Kopf und wiederholtest: „Ich kann nicht die Sorgen!" Ich fragte und beschwor Dich, mir doch zu sagen, welche? Du gabst immer dieselbe Antwort: „Ich kann nicht!" Endlich, da ich Dir immer wiederholte, daß ich ja alles Dir tragen helfen wollte, wandtest Du Dich mit frohem Auge zu mir; ich hoffte Deine Kümmernisse zu hören, und mit allen meinen Kräften Dir beistehen zu können — da schlug meine Uhr zwei, und ich erwachte. Der Traum hat mir einen sonderbaren, schmerzlichen Eindruck gemacht und ich konnte bis zum Aufstehen nicht mehr einschlafen . . . . .

von Deiner treuen Bertha.

In dem Schreiben des Herrn Mutschlechner heißt es:

Kössen, 24. IX. 1878.

. . . Ich war gegen 11 Uhr in Gedanken an unser Schicksal zu Bette gegangen, es war eine schöne klare Nacht. Ich mochte nicht lange geschlafen haben, da war mirs im Traume, als stünde mein Vater vor mir beim Bette, ganz wie er leibte und lebte. Er schaute mich fest und durchdringend an und sprach dreimal fest und laut zu mir: „Sorgen, Sorgen, Sorgen!" Dann aber war er verschwunden, und ich erwachte . . .

Carl Mutschlechner.



Eine möglichst allseitige Untersuchung und Erörterung übersinnlicher Thatsachen und Fragen ist der Zweck dieser Zeitschrift. Der Herausgeber übernimmt keine Verantwortung für die ausgesprochenen Ansichten, soweit sie nicht von ihm unterzeichnet sind. Die Verfasser der einzelnen Artikel und sonstigen Mitteilungen haben das von ihnen Vorgebrachte selbst zu vertreten.

Unempfindlichkeit in Todesgefahr.

Eine Mitteilung[1]) von

Anton Schmoll.

In der Sphinx (1889, Juli, S. 45) citiert Herr Daniel v. Klarbach mehrere Beispiele von Empfindungs- und Furchtlosigkeit in drohender Todesgefahr. Dieses seltsame psychische Phänomen hatte ich einst Gelegenheit an mir selbst zu beobachten.

Im Süden Frankreichs, unweit der Grenze von Spanien (Aude-Departement, Gemeinde Castours), befindet sich die uralte, schon seit Jahrhunderten verfallene, in neuerer Zeit jedoch wieder stellenweise in Angriff genommene Eisenstein- und Bleigrube La Caunette. Dieses wüste Labyrinth von unterirdischen Fußsteigen, Schlünden und Höhlen besuchte ich am 6. Januar 1866. Ich befand mich grade in einer circa 4 Meter breiten und 12 Meter langen Exkavation (Ausweitung), deren horizontal sich ausdehnende Decke aus geschichtetem Gestein (Schieferthon) bestand, als plötzlich diese Decke donnernd über mir zusammenbrach und mich unter ihren Trümmern begrub. Daß ich nicht sofort zermalmt wurde, hatte ich nur dem Umstande zu verdanken, daß ich nicht in der Mitte der Höhle, sondern in der Nähe einer der schrägen Seitenwände gestanden hatte, an welcher die stürzende Decke herabgeglitten war, ohne den Boden zu erreichen; auf diese Weise war unter ihr ein etwa $1^1/_2$ Fuß hoher leerer Raum entstanden, in den ich mich nach dem Sturz eingezwängt sah. Dennoch war die weitere Gefahr eine eminente, weil beständig Felsblöcke von kolossalen Dimensionen nachstürzten und die über mir lastende platte Decke zu zerbersten drohten, während andererseits letztere jeden Augenblick weiter rutschen konnte: in beiden Fällen war ich rettungslos verloren. In dieser kritischen Situation verlor ich keinen Augenblick das Bewußtsein; meine Gehirnthätigkeit fungierte in normaler Weise, und mein Geist überschaute mit außergewöhnlicher Klarheit die mir drohende Gefahr. Ich sagte mir, daß ich von Sekunde zu Sekunde zu einer unförmlichen Masse zerquetscht sein könnte; aber ich war merkwürdigerweise völlig gleichgültig angesichts dieser Perspektive. Ich erinnere mich sogar sehr

[1]) Herr Anton Schmoll, welcher unsern Lesern bereits durch seine höchst wertvollen Experimente übersinnlicher Gedanken-Übertragung aus dem Februarheft 1887 bekannt ist, teilt uns mit, daß er die hier mitgeteilte Thatsache seinem Tagebuche aus jener Zeit entnommen habe. (Der Herausgeber.)

wohl, gelächelt zu haben, als ich die herbeigelaufenen Arbeiter rufen hörte: „Malheur! malheur! Monsieur Schmoll est mort!“ Diese Indifferenz beruhte weder auf Aussicht auf Rettung, noch auf Mut, noch auf Resignation; ich sah mich einfach beherrscht von dem Gefühle einer meinen Körper bedrohenden, mich selbst aber wenig oder gar nicht berührenden Fatalität. Ich erkannte meinen Gemütszustand als einen wesentlich veränderten; das Geschehene erschien mir als ein notwendig Geschehenes ganz in der Ordnung. Die Fatalität lastete nicht auf meinem Bewußtsein; sie umgab dasselbe vielmehr wie eine schützende Atmosphäre. In diesem Augenblicke empfand ich recht deutlich, daß das Geistige uns beherrscht und ihm gegenüber das Körperliche zu einer quantité négligeable herabsinkt; es war mir, als würde ich dem Zerquetschen meines Körpers, wenn es eintreten sollte, mit völliger Gleichgültigkeit zusehen. Körperlichen Schmerz empfand ich keinen; die Verletzungen, Quetschungen und Verrenkungen, die ich erhalten hatte, fingen erst an mich zu schmerzen, als ich, einige Stunden später, mich gerettet sah. Dieser physischen und moralischen Unempfindlichkeit erinnerte ich mich seitdem stets als eines unauflöslichen Rätsels.

Woher es kommt, daß in Fällen wie der vorstehende gerade derjenige Sinn in Anästhesie verfällt, welcher der Empfindung des körperlichen Schmerzes vorsteht, und daß andrerseits alsdann gerade derjenige Teil unsres Selbstbewußtseins sich abstumpft, welcher unter normalen Umständen uns der moralischen Folter der Angst preisgegeben hätte: das ist jedenfalls ein psychologisches Problem, welches monographisch behandelt zu werden verdiente; denn Bewußtseinszustände ähnlich dem oben geschilderten präludieren wahrscheinlich stets dem Phänomen des Todes, unter welchen Umständen dasselbe auch immer eintreten und wie qualvoll es erscheinen möge. Ich sehe darin eine zweckbewußte Wirkung unsrer transcendentalen Wesenshälfte.

Bei der Nachricht von dem Unfalle war der Ingenieur (Mons. H.) in einer derartigen Aufregung, daß er die Grube ohne Licht von oben bis unten durchlief, ein Kunststück, welches ihm unter andern Umständen niemals gelungen wäre; wie er selbst später hundertmal sagte, war es ihm unbegreilich, wie er bei diesem halb bewußtlosen Rennen durch die finstern Schlünde der Grube nicht in irgend einen Abgrund gestürzt sei.

Drei Wochen nach dem Unglücksfall war ich soweit wiederhergestellt, daß ich das Bett verlassen und mich meinen gewohnten Beschäftigungen hingeben konnte.

Paris, 19. Juli 1889.

Blüten vom Baume der Kabbala,[1]

gesammelt von

Johann F. Haussen.

Es ist eine Eigentümlichkeit in der Kraft des Nephesch und seinem Wesen, zu wirken in dem Grundstoff der Welt, und Formen zu zerstören und andere hervorzubringen. Es geht die Wirkung von manchem Nephesch in ein anderes Wesen über, so daß der Ruach schon durch seine Imagination Schaden hervorbringen, ja sogar einen Menschen durch die Machschaba töten kann, und um so mehr noch, wenn er zu den Bösaugigten (mal' occhio) gehört. Denn die Kräfte des Menschen sind verschieden, Böses und Gutes hervorzubringen. Sowie die Kraft der Frommen und Wunderthäter groß ist, um Gutes zu thun den Guten, so ist auch durch die andere Seite den bösen sündigen Menschen Gewalt gegeben, jedem, dem sie wollen, Böses zuzufügen durch die Machschaba, durch Wort und That mittels der Versenkung ihrer inneren und äußeren Sinne.

Een Jacob, Fol. 46.

Auch im Mineralreich, der Erde und den Steinen ist notwendig Leben und Geistiges, und ein Gestirn und Wächter über ihm oben. Denn wenn es nicht so wäre, könnte die Erde nicht Kräuter, Früchte und Samen hervorbringen, in denen Leben ist. Das Leben des Pflanzenreichs ist über dem Leben des Mineralreichs, denn es wächst und wird groß wie der Mensch, und das in ihm wohnende Leben verursacht das Wachsen. Die Tiere stehen noch höher, insofern sich in ihnen das Nephesch deutlich zeigt und schon Ruach genannt wird, wie es heißt: Der Ruach der Tiere geht zur Erde. Das Leben des vernünftigen Menschen aber steht höher als alle.

Ez Hachajim, Fol. 192.

Das allgemeine Buch, in welches alle Handlungen des Menschen auf der Stelle eingeschrieben werden, ist der saphirartige, umkreisende Äther. In ihn graben sich alle einzelnen Bewegungen des Menschen ein, sowohl die Blicke des Auges, als auch die Öffnung des Mundes zum Guten wie zum Bösen; selbst die innern Gedanken des Herzens, die Freude, Traurigkeit u. s. w. bringen im äußern Angesicht notwendigerweise etwas hervor und wirken auf den Äther ein.

Esarah Maimeroth, Fol. 49.

[1]) Man vergl. hier außer Herrn Kiesewetters Artikel im diesjährigen Märzheft auch Carl zu Leiningens Aufsätze über die „Seelenlehre der Kabbala“ in dem September- und Oktoberhefte 1887. (Der Herausgeber.)

Eine möglichst allseitige Untersuchung und Erörterung übersinnlicher Thatsachen und Fragen ist der Zweck dieser Zeitschrift. Der Herausgeber übernimmt keine Verantwortung für die ausgesprochenen Ansichten, soweit sie nicht von ihm unterzeichnet sind. Die Verfasser der einzelnen Artikel und sonstigen Mitteilungen haben das von ihnen Vorgebrachte selbst zu vertreten.

Das Leben nach dem Tode.

Von

Hübbe-Schleiden.
Dr. jur.

„Sterben und Werden — Ist nicht von Erden" — sagt ein deutsches Sprichwort; und es will wohl ausdrücken, daß Zeugung und Geburt so wie der Tod mehr als bloß stoffliche Vorgänge sind. Beides sind nicht physiologische Thatsachen allein, sondern auch sittlich-geistige. Der sterbende Mensch weiß und empfindet, daß **er** nicht sein sterbender Organismus ist; sein sittliches Bewußtsein, sein Gewissen sagt ihm, daß die Ursachen, welche er in seinem nun abschließenden Lebenslaufe gegeben hat, soweit sie ihre Wirkungen noch nicht gehabt haben, diese noch haben müssen und zwar auch für **ihn** haben werden.

Was wird denn also aus dem persönlichen Bewußtsein, nachdem es mit dem Eintreten des Todes aus dem Körper, in welchem es lebte, entschwunden ist? Was wird aus all unserem lebensvollen Sinnen und Denken, unseren Neigungen und Interessen, unseren eigenartigen Ideen und unseren persönlichen Bestrebungen? Was wird aus uns, mit uns?

Wenn ich in Nachstehendem eine Beantwortung dieser zunächst sich aufdrängenden Fragen versuche, so unterscheide ich dabei die den ganzen Weltprozeß durchlaufende **Wesenheit** (Individualität) des Menschen von seiner **Persönlichkeit**. In jeder ihrer irdischen Verkörperungen stellt die Wesenheit sich als eine Persönlichkeit mit durchgehendem Bewußtsein dar. Nur um das Verbleiben dieser bewußten Persönlichkeiten kann es sich hier handeln, denn auf diese allein erstrecken sich alle Zweifel und Fragen in Ansehung einer Fortdauer nach dem Tode.

Die erste Antwort nun, welche wir geben können, ist zwar eine sichere, aber auch eine negative: die Persönlichkeit (objektiv) und das Selbstbewußtsein (subjektiv) gehen jedenfalls nicht auf nachfolgende Verkörperungen über. Wenn es so wäre, müßten wir uns unserer früheren Verkörperungen jetzt erinnern und müßten auch die Persönlichkeiten anderer, welche uns damals lieb waren und nahe standen, gegenwärtig als solche wiedererkennen. Dies ist nicht der Fall.

Wir haben auch keine Anzeichen irgend welcher Art, die uns darauf schließen lassen könnten, daß der Zustand der menschlichen **Wesenheit**

---

[1]) Derselbe ist von uns schon mehrfach an dieser Stelle und zuletzt in dem Aufsatze: „Die Mystik und die Wiederverkörperung" im Maiheft 1889 (S. 272 ff.) beleuchtet worden.

unmittelbar vor ihrer Inkarnation ein *bewußter* sei oder daß die Verkörperung selbst eine *bewußte* Willensthätigkeit sei. Im Gegenteil, daraus, daß die Organisationskraft in uns während unseres Lebens, daß unser Stoffwechsel, unsere Blutbildung, die Heilkraft unserer Natur durchaus „unbewußt“ wirken, dürfen wir schließen, daß auch unsere anfängliche Körperbildung unbewußt vor sich gegangen ist.

Mit gleicher Sicherheit aber können wir behaupten, daß unser persönliches Bewußtsein nicht unmittelbar mit dem Tode unseres Körpers aufhört. Es stellen sich nämlich im lebenden Menschen sehr verschiedene Kraftpotenzen dar von überdies sehr verschiedener Intensität. Die *physikalischen und chemischen* Eigenschaften unseres Körpers haben wir mit der ganzen anorganischen Welt gemein, die unsere Körpergestalt bildende und erhaltende *Organisations*kraft mit den Kristallen. Bei den Pflanzen finden wir ferner die gleichen *Lebens*erscheinungen wie die unseres Stoffwechsels, während es diesen doch noch an den Kräften der *Willensäußerung* fehlt, welche außer uns auch die Tiere haben. Diesen jedoch gehen die höheren geistigen und sittlichen Fähigkeiten unserer selbstbewußten Persönlichkeit ab. — Übersichtlich stellt sich diese Steigerung der Kraftpotenzen in der Natur etwa wie in folgendem Schema dar, zu welchem jedoch nebenbei daran zu erinnern ist, daß die Grenzen der verschiedenen Naturreiche in der Wirklichkeit verwischt sind und daß hier nur deren Typen bezeichnet werden.

Eigenartige Kraftpotenzen	der Elementarstoffe	der Kristalle	der Pflanzen	der Tiere	der Menschen
Elementarstoffe haben	physikalische u. chemische Kräfte				
Kristalle „	„	u. Organisationskraft			
Pflanzen „	„	„	u. Lebenserscheinungen		
Tiere „	„	„	„	u. Bewegungskräfte	
Menschen „	„	„	„	„	u. sittliches Bewußtsein

Je nach der Höhe ihrer Potenz und der Stärke ihrer Intensität bemißt sich die Dauer der Nachwirkung einer Krafterscheinung. Auch die Gleichzeitigkeit des *Bestehens* der verschiedenen Kraftpotenzen spricht keineswegs für die Gleichzeitigkeit des Aufhörens ihrer Wirksamkeit, wie denn dieselben ja auch durchaus nicht gleichzeitig *entstehen* und nicht gleichzeitig sich entwickeln. Die Organisationskraft wirkt von der Empfängnis an, die Lebenskraft von der Geburt, steigert sich aber erst später, ebenso die Sinnes- und Bewegungskräfte. Viel später jedoch beginnen erst die Seelen- oder Geisteskräfte, der Verstand und das sittliche Bewußtsein sich zu regen; und diese geistige Persönlichkeit des Menschen entfaltet

sich oftmals erst dann recht stark und reich, wenn seine Lebenskräfte schon wieder abzunehmen angefangen haben, ja sogar wenn der Körper bereits hinfällig geworden ist.

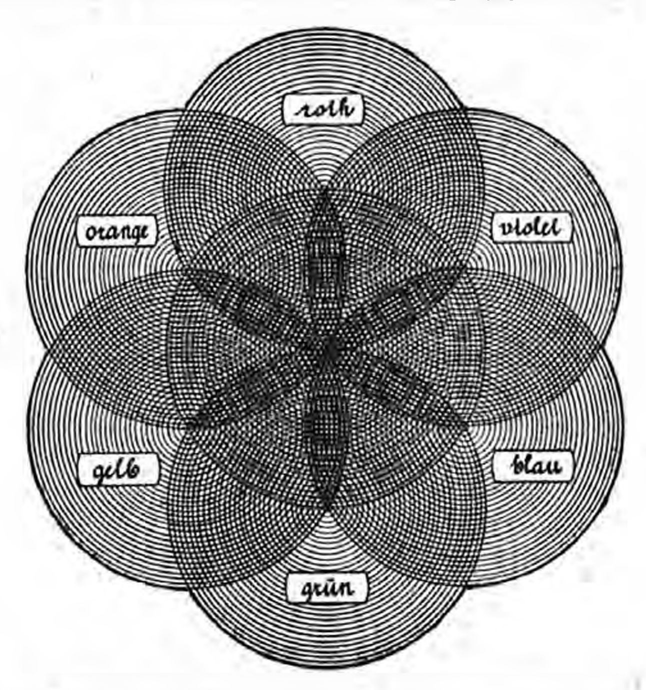
Dementsprechend sehen wir mit dem Tode des Leibes die chemischen und physikalischen Kräfte des Körpers den Dienst der Organisationskraft desselben verlassen, um andere Verbindungen einzugehen. Alle höheren Kraftpotenzen entziehen sich dann unserer sinnlichen Wahrnehmung, insofern sie nicht mehr Gelegenheit haben, in der für uns materiellen Welt unserer äußeren Sinne zu wirken. Daß es indes eine imponderable, für uns materiell nicht nachweisbare Substanz giebt, nimmt auch unsere Wissenschaft an; sie kann die Voraussetzung eines Weltäthers nicht entbehren. Ob dieser etwa das materielle Substrat für die Organisationskraft, sowie für die individuellen Lebenserscheinungen ist, wissen wir nicht, dürfen dies aber vermuten. Ob es noch höher sublimierte oder in noch höheren Aggregatzuständen befindliche Stoffe giebt, welche als Unterlage und als Daseinselement für die höheren Kraftpotenzen, die animalischen Sinnes- und Bewegungskräfte dienen, wissen wir noch weniger, können aber auch dies annehmen, wenn es uns zur Erklärung ein Bedürfnis ist; das Gleiche würde für das persönliche Bewußtsein des Menschen gelten, nur in noch höherer Potenz. Diese ganze Annahme einer stofflichen Unterlage ist freilich für uns immer nur ein künstliches Hilfsmittel, um uns notdürftig etwas vorzustellen, was der Natur der Sache nach über unser Vorstellungsvermögen hinausgeht. Jedenfalls aber müssen wir uns sagen, daß die geistige Persönlichkeit des Menschen um ebensoviel länger als die „materiellen" Kräfte seines Zellenleibes fortbestehen und fortwirken wird, wie sie eine höhere Kraftpotenz als diese ist.

Wie nun der Ton einer stark angeschlagenen Saite in der Luft fortschwingt oder wie wir jetzt das Licht von Sternennebeln oder Fixsternen sehen so, wie sie vor vielen Jahrtausenden gewesen sind, jetzt aber vielleicht nicht mehr sind, so wird auch das im Organismus des lebenden Menschen in Wirksamkeit getretene Bewußtsein noch unendlich viel länger nachwirken, nachklingen oder nachleuchten. Daß dieses möglich ist, dafür bietet uns auch die Beobachtung anormaler Bewußtseinsvorgänge bei lebenden Menschen reichen Anhalt. Im Traum besteht ein Bewußtsein ohne Thätigkeit der Sinne und Bewegungsorgane fort. Im Tiefschlafe tritt sogar ein todähnlicher Zustand des Körpers, ein annäherndes Aufhören des Lebensprozesses ein; und doch zeigen sich gerade in Verbindung mit solchen Zuständen die klarsten somnambulen, hellsehenden und überhaupt fernsinnigen Fähigkeiten, die sich ausnahmsweise sogar, und besonders bei Sterbenden — als Telepathie und Telenergie — zu einer hochgradigen Fernwirkung steigern.

Wenn diese Möglichkeit der Fernsinnigkeit und Fernwirkung mit abnehmender Lebensthätigkeit zunimmt, sollte man dann nicht gezwungen sein, wenigstens eine Nachwirkung dieser Bewußtseinszustände vorauszusetzen für die Zeit, da das Leben im Körper völlig aufgehört hat? Gewiß; aber wir brauchen uns mit solchen indirekten Vermutungen nicht

zu begnügen; die mediumistischen Thatsachen, insbesondere manche sogenannten Spukvorgänge und der direkte mediumistische Verkehr mit Verstorbenen beweisen zur Evidenz, daß auch nach dem Verfall des Leibes die Kräfte andauern, welche, denselben belebend, das Bewußtsein darstellten.

Bevor wir jedoch näher darauf eingehen, inwiefern den mediumistischen Thatsachen diese Beweiskraft beigelegt werden darf, erscheint es nützlich, ja nötig, vorerst theoretisch von der Möglichkeit und Art des Fortlebens nach dem Tode uns einen klareren Begriff zu machen.



Diese Aufgabe wird uns besonders dadurch erleichtert, daß uns hierüber die Anschauung unseres berühmten Physikers Gustav Theodor Fechner[1]) vorliegt. Dieser war sich jener übersinnlichen Geistesverbindung zwischen den einander nahestehenden und wahlverwandten Personen bewußt, welche im Leben auch dann wirkt, wenn sie uns nicht zum äußeren Bewußtsein kommt, und welche als „Telepathie" nur erst hervortritt, wenn durch außergewöhnliche Umstände dieses tageswache Bewußtsein zurücktritt, und welche am hellsten erwachen wird, wenn dieses äußere, leibliche Bewußtsein im Tode ganz erloschen ist, gerade so wie wir den Mond und die Sterne erst am Nachthimmel bemerken, wenn das Tagesgestirn, die Sonne, untergegangen ist.

„Einer Geliebten — sagt nun Fechner[2]) — ist der Geliebte, einer Gattin der

[1]) Gestorben am 19. November 1887.

[2]) „Das Büchlein vom Leben nach dem Tode" zuerst 1836 unter dem Pseudonym Dr. Mises veröffentlicht, 2. Auflage, Leipzig 1866; 3. Auflage, Hamburg 1885, S. 28 und 16.

Gatte, einer Mutter das Kind entrissen worden. Umsonst suchen sie in einem fernen Himmel das von ihnen abgerissene Stück Leben, strecken umsonst Blick und Hände in das Leere, was gar nicht wahrhaft von ihnen abgerissen worden ist. Nur der Faden des äußeren Verständnisses ist abgerissen, weil aus dem durch äußern Sinn vermittelten Verkehr, in dem beide sich verstanden, ein innerer unmittelbarer durch den inneren Sinn geworden ist, in dem sie sich noch nicht verstehen gelernt."

„Des Menschen Leib und Geist sind eine Wohnung, worein fremde Geister eintreten, sich verwickeln und entwickeln und allerlei Prozesse unter einander treiben, die zugleich das Fühlen und Denken des Menschen sind. — Des Menschen Geist ist ununterscheidbar zugleich sein Eigentum und das Eigentum jener Geister; und was darin vergeht, gehört stets beiden zugleich an, aber auf verschiedene Weise.

Gleichwie in der vorstehenden Figur, die kein Abbild, sondern nur ein Symbol oder Gleichnis sein soll, der in der Mitte stehende dunkle, sechsstrahlige Stern als ein Selbständiges, seine innere Einheit in sich Tragendes, betrachtet werden kann, dessen Strahlen alle von seinem Mittelpunkt abhängig und einheitlich dadurch verknüpft sind, andererseits aber doch wieder zusammengeflossen erscheint aus der Verkettung der sechs einfach gefärbten Kreise, deren jeder auch seine innere Einheit für sich hat, und wie jeder Strahl sowohl ihm selbst als den Kreisen, durch deren Ineinandergreifen er entsteht, angehört, so ist es mit der menschlichen Seele."

Freilich müssen wir uns bei derartigen Veranschaulichungen stets gegenwärtig halten, daß sie nur sinnbildliche Gleichnisse sind, welche uns in den Vorstellungsformen unseres gebundenen, beschränkten sinnlichen Erkenntnisvermögens thatsächliche Verhältnisse erklären wollen, die einer ganz andern Daseinssphäre als unserer Sinnenwelt angehören und vielleicht sogar rein metaphysischer Natur sind, also selbst ohne alle Anschauungsformen sein mögen. — Ein anderes treffendes Bild für das Verhältnis des nachträglichen Einwirkens Verstorbener (des persönlichen Bewußtseinsinhaltes derselben) auf die geistige Thätigkeit lebender Menschen gebraucht mehrfach Hellenbach:

„Ich habe — sagt er [1]) — diese Äußerungen mit den Ergebnissen mehrerer Bäche verglichen, die verschiedenes Wasser und überdies einen verschiedenen Wasserstand haben, von welchen Bächen jeder etwas dazu liefert, aber in verschiedener Quantität. Die Lage wird um so verwickelter, als jeder dieser Bäche abermals verschiedene und wechselnde Zuflüsse haben kann und hat. Hätte das Produkt der durch unsere Erfahrung vermittelten Vorstellungen die eine Farbe, etwa gelb, das aus unserer übersinnlichen Natur Stammende eine andere, etwa blau, und das von fremden Wesen Herrührende eine dritte Farbe, etwa weiß, so würden wir sehen, wieviel auf jede dieser drei Quellen zu schieben ist; aber freilich wird wohl nur wenig auf die dritte, dagegen viel, besonders bei Dichtern und Musikern, aus der eigenen unbewußten Region kommen."

Eine weitere Analogie für diese Thatsache des Fortlebens Verstorbener und auch des Fortwirkens derselben im Geiste lebender Menschen oder etwa auch anderer Verstorbener bietet uns der physikalische Vorgang der Induktion. Wir begegnen demselben vielfach, wo wir eine Kraft in Wirksamkeit sehen, so die Erregung elektrischer Ströme in einem Drahte dadurch, daß man einen anderen, durch den ein solcher Strom geht, in seine Nähe bringt oder wieder entfernt, und so auch — um bei unserm

[1]) „Geburt und Tod", S. 66; „Vorurteile der Menschheit", II, S. 262 ff.

vorher angeführten Gleichnisse zu bleiben — bei dem Musikinstrument, auf dem wir eine Saite so stark angeschlagen haben, daß sie nachklingt; auch die verwandt gestimmten Saiten fangen an mitzuklingen, so daß wir im leisen Nachklange die Harmonie eines vollen Akkordes hören.[1])

Solche Analogien machen uns als Gleichnisse annähernd das anschaulich, was sich doch der wirklichen Vorstellbarkeit für unser sinnliches Erkenntnisvermögen entzieht. Analoge Gestaltung finden wir erfahrungsgemäß sich durch die ganze Natur hinziehen; und es muß dies auch so sein, da doch eine und dieselbe Gesetzmäßigkeit das All durchdringen wird. Es handelt sich somit für uns nur darum, unsere Schlüsse auf dieser Grundlage richtig zu ziehen.

Wie wir nun räumlich jede größere Einheit aus zahllosen kleineren Einheiten bestehen sehen — das Weltall aus Gestirnen, das Leben unserer Erde aus unzähligen Lebewesen und unsere Körper wieder aus unzählbaren Zellen, die zum großen Teil wieder ein selbständiges Leben führen — so besteht auch die den Weltprozeß umfassende Lebenszeit unserer Wesenheit aus unendlich vielen einzelnen Leben derselben als verschiedene Individuen oder Personen, und jedes unserer persönlichen Leben ist wieder zusammengesetzt aus einem fortwährenden Wechsel von Wachen (am Tage) und Schlafen (des Nachts). Ein solcher Wechsel verschiedener Bewußtseinszustände der Persönlichkeit ist nun auch der ihres äußern (irdischen) Lebens und des nach ihrem Tode. In der That wird man den Zustand nach dem Tode wohl dem Schlafe vergleichen dürfen und unser Bewußtsein alsdann auch bis zum gewissen Grade dem unserer Träume; aber freilich doch nur „vergleichen“, denn dies wird sich wohl lediglich auf die verhältnismäßige Innerlichkeit oder Subjektivität dieses Zustandes beziehen. Unser Leben nach dem Tode muß an Bedeutung im gleichen Verhältnisse zu unserem ganzen Leben als irdische Persönlichkeit stehen, aus dem es hervorgeht, wie der Traum einer Nacht zu den Erlebnissen und Interessen des ihr voraufgegangenen Tages.

Wie der kosmische Entwicklungsgang unserer Wesenheit einen großen Kreislauf (Cyklus) darstellt, so wird auch das Dasein jeder unserer persönlichen Verkörperungen im irdischen Leben und deren „Vollendung“ nach dem Tode einen kleineren Kreislauf bilden, in dem jede sich ganz auslebt bis zur vollständigen Auflösung (Disintegration) aller ihrer persönlichen Kraftpotenzen. — Dieses findet sich in all denjenigen Weltanschauungen anerkannt, welche mit ihren Lehren beide Cyklen, auch den Weltkreislauf der sich wiederverkörpernden Wesenheit, umfassen; so im Brahmanismus und Buddhismus, bei den Ägyptern, in der Kabbala der Hebräer u. s. w., während allerdings die orthodoxe Theologie des Christentums, des Judentums und des Mohammedanismus, sowie die Anschauungen des empirischen „Spiritualismus“ nur den kleineren Cyklus der sich nach dem Tode auslebenden Persönlichkeiten kennen.

---

[1]) Diese „mitklingenden Saiten“ hat man seit dem Auftauchen des „empirischen Spiritualismus“ sich gewöhnt, „Medien“ zu nennen.

Die Art der „Vollendung" des Kreislaufes ist dieselbe wohl in beiden Fällen, bei der bewußten Persönlichkeit und bei der individuellen Wesenheit; beide lösen sich zuletzt in das größere Ganze auf. Das persönliche Bewußtsein verschwindet wieder in den Keim der Wesenheit, aus dem es entsprungen war und aus dessen Kraft von neuem dann das Bewußtsein einer anderen Persönlichkeit erwachen wird; die Wesenheit aber kehrt nach Vollendung ihres Weltlaufes zurück in das All oder in dasjenige größere Ganze, aus dem sie entstanden sein muß.

Verschieden sind jener kleine Daseinskreis und dieser große nicht nur durch die Zeit ihrer Dauer, sondern mehr noch durch den Zweck und Gegenstand, auf welchen sie gerichtet sind. Der Entwicklungsgang der Wesenheit, der auf Vollendung in dem All-Einen des Weltwesens abzielt, besteht mithin in der Verwirklichung und Vervollkommnung des Daseins im ganzen, inneren und äußeren Leben des Weltwesens und kann sich daher auch in diesem nur vollenden. Das Dasein als Persönlichkeit jedoch richtet sich als solches auf vollendete Glückseligkeit in fortgesetzter Kontinuität des Selbstbewußtseins. Beide Daseinsformen werden und müssen jede in ihrer Weise ihr Ziel erreichen; und insofern das Ziel beider Glückseligkeit und auch das Mittel zur Vollendung beider die selbstlose Hingabe an das größere Ganze ist, stimmen wiederum Wesen und Charakter beider Kreisläufe überein. Aber freilich wird die endliche Befriedigung der Persönlichkeit immer nur eine um ebenso viel geringere sein denn die der Wesenheit, als der Gesichtskreis jener ein engerer, kleinerer ist. Das Prinzip des Glückes ist in beiden Fällen die Selbstlosigkeit; und doch wird es im einen Falle ganz anders, unendlich mehr vertieft aufgefaßt werden als im andern.

Fragen wir nun weiter nach dem Wie des „Lebens nach dem Tode", so bietet sich zunächst uns die von altersher beliebte Vergleichung von Schlaf und Tod[1]); und auch unser obiger Schluß auf die Thatsächlichkeit eines solchen posthumen Lebens aus dem analogen Bewußtseinswechsel zwischen Wachen und Schlafen neigte sich dieser Richtung zu. Indessen würde es ein Irrtum sein, aus den Gründen dafür, daß eine Fortdauer unserer Persönlichkeit angenommen werden muß, auch zugleich das Wie derselben entnehmen zu wollen. Überhaupt soll man sich hüten, in Schlußfolgerungen aus Analogien nicht zu weit zu gehen; so ist der Tod offenbar nicht bloß ein Schlaf, und unser Bewußtseinszustand nach demselben nicht ein bloßes Träumen, wenn auch manche Ähnlichkeiten mit demselben statthaben mögen. Namentlich mag da vielfach eine Verwandtschaft mit dem sogenannten „Schlafwachen" (Somnambulismus oder Hellsehen) der Ekstase, welche aus dem Tiefschlafe hervorgeht, vorliegen. In derselben Weise wie dieses von den Fesseln und Schranken des leiblichen Körpers sich lösende Bewußtsein durch Fernsinnigkeit und Fernwirkung dem tageswachen Denken und Wirken überlegen ist, wird dieses übersinnliche Be-

[1]) Dieser Vergleich ist neuerdings allseitig durchzuführen versucht worden von Franz Splittgerber in „Schlaf und Tod rc.", 2 Bde., bei Jul. Fricke, Halle 1881.

wußtsein bei denjenigen Personen, in denen es schon bei Lebzeiten thätig oder unbenutzt vorhanden war, sich auch nach deren Tode geltend machen. Wo aber freilich alle höheren Fähigkeiten unentwickelt geblieben sind, da mag — besonders anfänglich — der Bewußtseinszustand nach dem Tode wohl mehr einem wirren Träumen trüber, quälender Hallucinationen gleichen.

Sehr verschieden wird wohl das Bewußtsein der Verstorbenen auch je nach ihrer Geistesrichtung während ihres Leibeslebens sein. Diejenigen, welche in diesem äußeren Leben ganz in die leiblichen, sinnlichen Interessen ihrer selbstsüchtigen Persönlichkeit versenkt waren, werden sicherlich auch nach dem Tode — zunächst wenigstens — an diese irdische Daseins- und Interessensphäre gebunden sein. Wenn sie aber nur das geringste Streben nach idealen Gütern und irgend eine Neigung zu dem sittlich-geistigen Ziele des Menschentums gehabt haben, so wird sich auch dieses zuletzt in ihren posthumen Bewußtseinszuständen geltend machen; auch dieses muß sich auswirken. Die gröberen Kräfte und Willensrichtungen werden anfangs überwiegen, die feineren, höher potenzierten aber länger nachwirken können.

Leicht begreiflich, ja sogar selbstverständlich wird hiernach sein, daß solch fortlebendes Bewußtsein, welches aller ihm bis dahin gewohnten Stützen seiner Sinne beraubt ist, dabei sehr verschiedene Seelenzustände durchmacht, ähnlich denen, wie sie uns Dante oder die Kabbala oder auch die Kirchenlehre sinnbildlich ausmalen und die, wenn auch nicht in der Wirklichkeit, so doch in der Wirksamkeit und Wirkung einem „Fegefeuer" oder einer „Hölle" und andererseits auch einem „Paradiese", einem „Himmel" oder einem „Sommerlande" (wie es die „Spiritualisten" nennen) gleichkommen. So mag es wohl eine Hölle für den Lüstling sein, wenn er von seinen Begierden geplagt wird, ohne die Möglichkeit, sie zu befriedigen, oder wenn ihn gar Gewissensbisse peinigen, ohne daß er sie mit dem äußerlichen Tand, der ihn sein ganzes Erdenleben hindurch fesselte, betäuben könnte. Wohl zu rechtfertigen aber scheint es uns daher auch, wenn die Geistlichkeit aller Zeiten denen, welche das abstrakte Wirken der auf Ursächlichkeit ruhenden Weltordnung noch nicht fassen können, „Hölle" und „Himmel" sinnlich ausmalt; denn anders als in solchen Sinnbildern kann sich das Volk die Wahrheit doch nicht vorstellen.

Andere Umstände, welche den Bewußtseinszustand der „Verstorbenen" wesentlich beeinflussen dürften, sind die Art und die Zeit ihres Todes. Wer als Kind aus dem äußeren Leben scheidet, wird zwar von seinen Lebenskräften und Trieben viel mehr mit hinübernehmen, und dieselben werden ihn zum Ausleben in ganz anderer, objektiverer Weise befähigen als etwa den Mann, der als Greis nach völligem Aufbrauch aller seiner für die Außenwelt bestimmten Kräfte, voll reicher innerer Erfahrung und ohne ein Rücksehnen nach den Interessen seines Leibeslebens dahinscheidet. Das Fortleben jenes kindlichen Bewußtseins braucht nicht notwendig ein weniger ideales zu sein, aber das des idealen Greises wird ein ruhigeres, mehr innerliches, also subjektiveres sein. Stellen

wir uns dagegen dem Ursachgesetz zufolge und nach den Begriffen der Krafterhaltung vor, wie es den Unglücklichen gehen wird, die durch verfrühten, jähen Tod im Kriege oder durch Selbstmord oder Unglücksfall plötzlich aus dem Erdendasein herausgerissen werden, ehe sie ihre voll entwickelten, dem äußern Leben dienenden Kräfte aufgebraucht haben, so wird man annehmen können, daß ihr Bewußtseinszustand auch verhältnismäßig nur sehr wenig von dem ihres Erdenlebens verschieden sein wird. Sie werden (wie man behauptet) oft gar nicht wissen und wenn man es ihnen im mediumistischen Verkehre sagt, nicht glauben wollen —, daß sie schon „gestorben" sind. Je mehr aber dann bei ihnen die höheren, geistigeren Kräfte zur Geltung kommen, und je mehr ihre Lebenskräfte nach und nach verzehrt und aufgebraucht werden, desto mehr wird ihr Zustand auch ein innerlicher, subjektiver werden und sich in das mehr abstrakte geistige Dasein und Empfinden zurückziehen.

Wie ja überhaupt unsere Vorstellungen des Raumes und der Zeit nur subjektive Vorstellungsformen unseres Erkenntnisvermögens sind, so sind auch die Unterschiede der Bewußtseinszustände der „Verstorbenen" sicherlich nicht als örtlich getrennte zu denken, sondern sind nur innerlich, subjektiv unterschieden; und je mehr sie sich von der äußeren sinnlichen Anschauung entfernen, um so mehr überwiegend und zunehmend subjektiv müssen die Bewußtseinszustände sein. Da nun aber freilich unter den Verstorbenen ebensolche, ja vielleicht noch leichtere und engere Gedankenverbindung als zwischen uns lebenden Menschen wird stattfinden können, so ist es wohl nicht unmöglich, daß für diejenigen, welche dann auf gleicher Bewußtseinsstufe stehen, gemeinsame Anschauungen des Raumes und der Zeit um sie her zu herrschen scheinen werden. Diese Betrachtung veranlaßte schon Kant mehrfach[1]) zu dem ganz folgerichtigen Schlusse, daß es höchst wahrscheinlich sehr verschiedene Welten außer unserer äußeren, irdischen Sinnenwelt gebe. Ob es überhaupt andere, höhere Raum- und Zeitanschauungen als unsere jetzigen giebt, vermögen wir mit Sicherheit nicht wohl festzustellen, Kant aber hielt auch dies für wahrscheinlich und redete deshalb sogar von einer anderen, „intelligiblen Welt" (deren Dasein für uns nur durch den Intellekt, nicht durch Anschauung zu erfassen sei) und nahm andererseits sogar die Möglichkeit einer rein metaphysischen, gänzlich unräumlichen Welt (besser: Daseinsform oder Bewußtseinszustands) an.[2])

Für diese Annahme, daß für alle diejenigen, welche sich im „Jenseits" auf gleicher Bewußtseinsstufe befinden, eine objektive Gemeinsamkeit des

---

[1]) „Von der wahren Schätzung der lebendigen Kräfte", § 8 (Rosenkranz V, 24—26); „Naturgeschichte des Himmels", am Schlusse; „Träume eines Geistersehers", S. 14 und 17; „Vorlesungen über Metaphysik" (Pölitz, Erfurt 1821, S. 264—256; du Prels Ausgabe, Leipzig 1889, S. 91—93).

[2]) Die Thatsächlichkeit solcher übersinnlichen Welt mit andern Raum- und Zeitanschauungen nachzuweisen, hat sich niemand mehr Mühe gegeben als Hellenbach; vgl. schon seine „Philosophie des gesunden Menschenverstandes", 183, 195, 237, 245 und 268 ff., aber auch in allen seinen späteren Schriften, namentlich im 2. und 5. Bde. seiner „Vorurteile der Menschheit".

Daseins stattfinden wird, ebenso wie wir lebenden Menschen in unserer gemeinsamen Welt sind, in der allein wir mit unseren gemeinsamen Raum- und Zeitanschauungen da zu sein glauben, dafür spricht außer dem Kantschen erkenntnistheoretischen Grunde auch die Überzeugung von der unverbrüchlichen Gerechtigkeit der Weltordnung. Dieses ist einer der Gründe für unsere Annahme, daß ein individueller Kern bei allen Wesen durch zahllose Lebensexistenzen derselben hindurchgehe, in deren Gesamtheit allen die gleichen Gelegenheiten und Entwicklungs-Möglichkeiten sowie auch die gleiche Ausnutzung derselben zu dem einen Ziele der Vollendung aller gegeben wird. Der gleichen Gerechtigkeit muß aber ebenso gut jede Persönlichkeit innerhalb ihres eigenen Kreislaufs für ihr eigenes Daseinsziel unterliegen. Denn wie nur ein einheitliches Naturgesetz die Welt vom größten Ganzen bis zur kleinsten Einzelheit beherrscht, so muß dies auch mit dem Weltgrundsatze der Gerechtigkeit der Fall sein. Wenn nun nach den Gesetzen der Ursächlichkeit und Krafterhaltung die verschiedenen Persönlichkeiten offenbar nach ihrem Tode sich in sehr verschiedenen Bewußtseinszuständen je nach ihrer Entwicklungsstufe, ihrer Lebensführung, ihrer Todesart u. s. w. befinden, so wäre es ungerecht und zugleich zweckwidrig, wenn die (vielleicht sehr lange) Zeit ihres Fortlebens sich lediglich nach den ihnen vorher in dieser äußeren Daseinstufe gegebenen Gelegenheiten bestimmen, ihnen aber nicht noch in „jenseitigen" Daseinszuständen ähnliche Möglichkeiten eines gleichsam objektiven Wirkens und Zusammenlebens mit anderen Wesen geboten sein sollten.

So stirbt z. B. ein Mann plötzlich in leidenschaftlicher Ausarbeitung aller seiner sinnlichen und doch natürlichen Neigungen, die bis dahin allein oder doch überwiegend sich in ihm geltend machen konnten und die eben jeder zu überwinden hat; ein anderer macht einen ähnlichen Entwicklungsgang durch wie jener, aber lebt bis in sein 80. oder 90. Jahr, streift alle seine äußeren Irrtümer und Schwächen mit der zunehmenden Reife seines Alters ab und stirbt erfüllt vom reinsten, idealen sittlich-geistigen Streben. Hätte jener 50 Jahre länger leben können, wäre er vielleicht zu demselben Ziele gelangt: sollte sich da nun nicht in den übersinnlichen „Welten" jenseitiger Daseinsstufen in der einen oder andern Weise wohl Gelegenheit bieten müssen, solche Verkürzung des äußeren Lebens nachzuholen, derart, daß auch jener in der Jugendblüte Sterbende nicht so ganz einseitig die ihn um die Zeit seines Todes erfüllenden, sinnlichen Triebe und niedereren Leidenschaften als die bestimmenden Ursachen in seine nächste Verkörperung mit hinübernimmt, und diese dann so viel ungünstiger gestaltet sehen würde, als die des sich hier im äußeren Dasein auslebenden Greises? — Das ist aber nur denkbar, wenn das Dasein nach dem Tode nicht ein bloß inneres, subjektives ist, sondern sich auch zu einer objektiven Welt gestaltet, in der bis zum gewissen Grade Wahrnehmung, Wirksamkeit und Verkehr mit anderen Wesenheiten stattfindet.[1]

(Schluß folgt.)

---

[1]) Man könnte solche nachgeholte Entwicklung nach dem Tode vielleicht etwa dem Nachreifen des Obstes vergleichen, nachdem es vorzeitig vom Baume abgenommen worden ist.

Zum Spuk von Resau.

Von
Heinrich Snieders.

Es liegen jetzt außer der im diesjährigen Juni-Heft besprochenen anonymen Schrift „Der Spuk von Resau" zwei weitere Arbeiten vor, welche in Verbindung mit jener ersteren von dieser vielbesprochenen Angelegenheit ein anschauliches und bis ins einzelne ausgeführtes Bild entwerfen.

Die umfangreiche Schrift des Gerichtsassessors a. D. Puls in Berlin[1]) behandelt ähnlich wie die zuerst erschienene Broschüre, vorwiegend die thatsächliche Seite der Resauer Spukvorgänge, während die Arbeit des Dr. phil. et jur. Egbert Müller[2]) über diejenigen Experimente und Erfahrungen berichtet, die von ihm und anderen nach des Knaben Karl Wolter Abgang aus Resau mit demselben in Berlin gemacht sind. Die letztere Schrift hat in weiten Kreisen um deswillen Aufsehen erregt, weil in derselben die Spukvorgänge auf die Thätigkeit eines „Geistes", des verstorbenen Schäfers Peter Drinkwitz, zurückgeführt werden. —

Als wir in unserer Besprechung der erwähnten ersten, über den Resauer Spuk erschienenen Druckschrift in Aussicht nahmen, auf diese Vorgänge eingehend zurückzukommen, waren uns die Ergebnisse der mit Karl Wolter abgehaltenen Prüfungs-Sitzungen, welche jetzt von Dr. Müller geschildert sind, bereits in der Hauptsache bekannt, und wir nahmen an, daß bei fortschreitender Entwickelung des genannten Mediums und streng objektiver, sachkundiger, zielbewußter und urkundlicher Kontrollierung und Ausbildung der Mediumschaft über wertvolle und jeden Zweifel ausschließende Manifestationen werde zu berichten sein. Wir gestehen, daß wir aus den vorliegenden Berichten vielfach gegenteilige Eindrücke empfangen haben und den Karl Wolter heute nicht für geeignet halten, zweiflerische Kreise zu überzeugen; soweit wir unterrichtet sind, treten die Manifestationen ohne Regelmäßigkeit, stürmisch und polternd und in sehr wechselnder Stärke und Deutlichkeit auf. — Dabei aber leuchtet ein, daß es nicht vorwiegend an denjenigen Personen gefehlt hat, welche die

[1]) „Der Spuk von Resau. Eine praktische Studie über die Kulturfrage: Giebt es einen natürlichen Spuk? mit dem Resultat: Es spukt doch." Berlin 1889. Selbstverlag. 366 Seiten.

[2]) „Enthüllung des Spukes von Resau". Berlin 1889. Karl Siegismund. Preis 80 Pfennig.

Experimente angestellt haben. Wir wollen keineswegs behaupten, daß es uns gelungen wäre, „den seligen Schäfer Peter Drinkwitz" darüber zu belehren, wie er „sein Medium" gebrauchen müsse, um die Menschen des 19. Jahrhunderts von seinem Dasein und Wirken und von der Unschuld des märkischen „groben-Unfug-Spukers" zu überzeugen.

Für das wissenschaftlich gebildete und aufgeklärte Publikum wird sich wohl weitere Prüfung und jegliches Nachdenken über die Vorgänge im Hinblick auf die in Wahrheit verhängnißvolle Thatsache erledigen, daß Karl Wolter eben in jener Zeit, als Dr. Müller mit ihm experimentierte, „Zauberlehrling" wurde, das heißt als höchst geeignetes Reklame-Werkzeug von einem Geschäftsmanne, dem „Prestidigitateur" und „Antispiritisten" Max Rößner angeworben wurde. — Diese Geistesrichtung wird sich damit begnügen, mit der „Vossischen Zeitung" das Verhalten des Knaben (kommen nicht vielleicht auch die ärmlichen und verdienstesfrohen Eltern in Betracht?) als folgerichtige Verwertung seiner Wurf-Geschicklichkeit anzusehen. Daß Wolter in seiner neuen Laufbahn lediglich Handlangerdienste verrichtet, ist ja dabei nebensächlich. — Im übrigen aber sind insbesondere die Dinge, welche Dr. Müller berichtet, so sehr auch manche Einzelheit in Veranstaltung der Sitzungen, Beobachtung und Berichterstattung Bedenken erregen mag, doch im ganzen für jemanden, der überhaupt auf dem okkulten Gebiet bewandert ist, gerade so überzeugend, als wenn unter exakten Bedingungen experimentiert worden wäre; es kann keinem Kenner okkulter Vorgänge zweifelhaft sein, daß Karl Wolter ein veritables Medium ist, daß in der Behausung des Dr. Müller erstaunliche physikalische Manifestationen vorgekommen sind und daß es in Resau eben „gespukt" hat.

Die Gerichtsverhandlungen über den Gegenstand erfahren in den vorliegenden Broschüren eine bemerkenswerte Beleuchtung, aus welcher sich für viele Leser erhebliche Zweifel und Bedenken in Ansehung der stattgehabten und so ganz dem Geiste unserer Zeit entsprechenden Beweiswürdigung ergeben mögen. Von der vor dem Landgericht in Potsdam seitens des Vertreters der Staatsanwaltschaft aufgestellten Hypothese, daß alles sich bei Annahme geschickter Handhabung von dünnem Bindfaden und Eisendraht seitens des Wolter erkläre, haben wir in den Tagesblättern nicht ohne Schrecken gelesen; dieser Bauernstuben-Apparat ist ja doch keinem der freilich ländlichen oder angeheiterten Zeugen bemerkbar geworden. Und wenn die Aussage des Predigers Müller, daß er nicht umhin könne, die in seiner Gegenwart stattgehabten Vorgänge für ganz unerklärbar und spukartig zu halten, von dem Landgericht nach dessen Gründen als ein Anzeichen für Befangenheit und nicht genügende Urteilsschärfe angesehen worden ist, so scheint uns klar zu sein, daß die verurteilende Entscheidung der Gerichte auf dem Aufklärungs-Vorurteil ruht, daß Vorgänge, wie die in Rede stehenden nur Schabernack und Unfug, nicht aber Spuk sein können. Demgegenüber haben wir nur die eine Frage im Herzen: Giebt es denn nicht notorisch Hunderte von gehaltvollen Büchern ernster und nach Wahrheit strebender Männer, welche

Spuk- und ähnliche Vorgänge im Einklange mit der Meinung des überall der Natur näher stehenden Volkes und mit der Überlieferung der Kulturgeschichte aller Völker bezeugen? Wie kann es geschehen, daß bei ganz und gar zweifelhaftem Sachverhalt die Frage und Möglichkeit, ob etwa Spuk vorliege, nicht einmal berührt, ja als eine solche erwähnt worden ist, welche berührt zu werden nicht verdiene?

Mit dem Protest gegen diesen Geist der Zeit, der beurteilt, was er zu prüfen ablehnt, möchten wir den Ausdruck lebhafter Sympathie mit dem Prediger Müller in Bliesendorf verbinden anläßlich der Verunglimpfungen, die ihm in der Presse widerfahren sind. Der achtbare und von bürgerlichem Mut beseelte Mann wird sich über solche Erfahrungen leicht trösten und wohl auch über ernstere Anfeindung hinwegkommen in dem Bewußtsein, der Wahrheit und seiner Überzeugung die Ehre gegeben zu haben. Bis es übrigens gelingen möchte, aus seiner Überzeugung über den Ursprung unerklärbarer Vorgänge einen stichhaltigen und maßgeblichen Zweifel an seiner Intelligenz und Besonnenheit zu konstruieren, dürfte es noch gute Weile haben.

Von Anhängseln und Einzelheiten absehend, welche wesentlich in subjektiven Anschauungen und Folgerungen wurzeln und eben um deswillen manchen eigentlichen „Spiritisten" willkommen sein mögen, empfehlen wir zu aufmerksamer Lesung und zur Verbreitung in urteilsfähigen Kreisen die besprochenen Schriften, von denen insbesondere die Pulssche, ähnlich wie die zuerst erschienene kleinere Broschüre gleichen Titels, eine reichhaltige Sammlung verwandter Vorgänge unter Quellenangabe vorführt. Es ist zu hoffen, daß durch dieselben der Spuk von Resau manchen anregen wird, durch Studium und Beobachtung zu einer Meinung über die vielfachen in Betracht kommenden Fragen sich zu befähigen. Oder hat in der That die „Wissenschaft" bis jetzt bewiesen, daß Spukvorgänge und die körperlose Existenz und Wirksamkeit des Geistes oder irgend welcher „Geister" ins Reich der Fabel gehören?



Eine möglichst allseitige Untersuchung und Erörterung übersinnlicher Thatsachen und Fragen ist der Zweck dieser Zeitschrift. Der Herausgeber übernimmt keine Verantwortung für die ausgesprochenen Ansichten, soweit sie nicht von ihm unterzeichnet sind. Die Verfasser der einzelnen Artikel und sonstigen Mitteilungen haben das von ihnen Vorgebrachte selbst zu vertreten.

Kant ein Swedenborgianer?

Von

Dr. Raphael von Koeber.

Daß alle großen philosophischen Systeme, seit Fichte bis auf unsere Tage, in gerader Linie von Kant abstammen und in seiner Lehre in nuce enthalten sind, ist eine bekannte und anerkannte Thatsache. Daß aber auch die moderne „Mystik" — dies Wort im Sinne du Prels gebraucht — bereits in Kants Gedankenwelt präformiert sei, hatten wir noch nicht aussprechen gehört, ehe uns du Prels letzte größere Publikation [1]) zu Gesicht kam.

Kant — sagt du Prel (S. XVI) — ist „ein ganz eigentlicher Vorläufer der heutigen Mystik". „Nur das Material von Erfahrungsthatsachen hätte er nötig gehabt, um aus seinen mystischen Intuitionen, die er sein ganzes Leben hindurch bewahrte, den Angelpunkt eines metaphysischen Systems zu machen, das sich mit dem der heutigen Mystik vollständig gedeckt hätte" (S. XIX).

Bewiesen wird diese Behauptung mit Geist und Geschick durch Citate aus Kants Schriften sowohl der vorkritischen als kritischen Zeit. Den Ausschlag sollen jedoch Kants „Vorlesungen über Psychologie" geben, welche du Prel so gut wie entdeckt hat und deren Neudruck die zweite Hälfte des vorliegenden Buches einnimmt. Für die Herausgabe dieses verschollenen Schriftstückes ist die Wissenschaft du Prel gewiß Dank schuldig, obschon wir nicht glauben, daß sie dadurch eine wesentliche Bereicherung erfahren hat, da die „Vorlesungen" — neben vielem von sehr fraglicher Güte (wie z. B. der Beweis der Substantialität der Seele S. 56) — lauter Gedanken enthalten, die man schon aus den bekannten Schriften Kants kennt oder herausliest. Sagen wir lieber: aus einer einzigen Schrift, der „Kritik der reinen Vernunft", oder sogar aus einem einzigen kleinen Abschnitt derselben, der „Auflösung der kosmologischen Ideen, von der Totalität der Ableitung der Weltbegebenheiten aus ihren Ursachen".[2])

Ohne irgend welche Gewaltsamkeit lassen sich die zehn Sätze, welche du Prel (S. LIX f.) die „Quintessenz" seiner mystischen Schriften nennt,

[1]) J. Kants Vorlesungen über Psychologie. Mit einer Einleitung: „Kants mystische Weltanschauung", herausgegeben von Dr. Carl du Prel. Leipzig bei E. Günther, 1889.

[2]) Kehrbach, S. 428—45.

aus dem Begriff des „intelligiblen Charakters" ableiten. Eine solche Deduktion wäre ungleich überzeugender als die Beweisführung, welche du Prel gebraucht. Denn nicht jeder wird seine Ansicht teilen, daß die „Träume eines Geistersehers", neben ihren Negationen noch positive metaphysische Bestandteile enthalten. Dagegen scheint uns namentlich folgende Stelle dieser Schrift zu sprechen:

„Man wird — sagt Kant[1]) — vermutlich fragen, was mich doch immer habe bewegen können, ein so verachtetes Geschäft zu übernehmen, als dieses ist, Märchen weiter zu bringen, die ein Vernünftiger Bedenken trägt, mit Geduld anzuhören, ja solche gar zum Text philosophischer Untersuchungen zu machen. Allein da die Philosophie, welche wir voranschicken, ebensowohl ein Märchen war aus dem Schlaraffenlande der Metaphysik, so sehe ich nichts Unschickliches darin, beide in Verbindung auftreten zu lassen."

Diese vorangeschickte Philosophie ist aber eben das, was du Prel für das „Positive" der „Träume" hält — ein Märchen! Und sollte auch die wissenschaftliche Kritik du Prels Auffassung der „Träume" einmal anerkennen, so wird sie doch — schon weil sie es ungestraft darf — auf Kants metaphysische Äußerungen aus der vorkritischen Periode kein großes Gewicht legen.

Über den Wert der „Kritik der praktischen Vernunft" und der „Metaphysik der Sitten", die du Prel auch anführt, sind die Urteile verschieden: es giebt bekanntlich Kantianer, welche in diesen Schriften einen Abfall Kants von seiner Erkenntnistheorie, eine Konzession an die gewöhnliche Anschauungsweise erblicken, und demnach die ganze positive Seite der kantischen Philosophie, die eigentliche kantische Metaphysik entweder ignorieren oder mitleidig belächeln.

Was nun endlich die neu herausgegebenen „Vorlesungen" betrifft, so ist, erstens, ihre Echtheit am Ende doch nur wahrscheinlich, und ihre Reinheit von Zuthaten und Ungenauigkeiten des Nachschreibers sogar sehr unwahrscheinlich, — wenigstens auf uns machen sie oft den Eindruck von schlecht redigierten Kollegienheften; zweitens, was können überhaupt akademische Vorlesungen viel beweisen? Ist denn ein Dozent nicht gezwungen, mit ernster Miene so manches zu sagen, woran er nicht glaubt? und

„Das Beste, was du wissen kannst,
Darfst du den Buben doch nicht sagen!"

Es bleiben also nur die „Kritik der reinen Vernunft" und die inhaltlich mit ihr identischen „Prolegomena", welche bei allen Parteien in gleich hohem Ansehen stehen. Auf diese beiden Werke allein würden wir uns auch an du Prels Stelle berufen; ähnlich wie es Schopenhauer gethan hat, der ja auch seine Willensmetaphysik, deren echt mystischer Charakter nicht in Frage gestellt werden kann, als hauptsächlich in der „transscendentalen Ästhetik"[2]) und der nur mit Hilfe dieser begreiflichen Lehre vom „intelli-

[1]) Kehrbach, S. 47.

[2]) D. h. im ersten Teil der Elementarlehre der „Kritik der reinen Vernunft". Unter „transscendentaler Ästhetik" versteht Kant die Untersuchung der Formen unserer Anschauung (Zeit und Raum).

giblen Charakter" wurzelnd ausdrücklich erklärt, und darum auch diese Punkte der Kritik, als die zwei größten Diamanten in Kants Krone, über alles in der Philosophie je Gelehrte erhebt. Hätte Schopenhauer das Wort „Mystik" in du Prels Sinne gebraucht, er würde mehrere Kapitel seiner eigenen Philosophie Mystik genannt und dann ganz sicher, genau wie du Prel, Kant als seinen „Vorläufer in der Mystik" bezeichnet haben.

Jene zehn Sätze, zu denen sich du Prels Philosophie „verhält, wie ein Buch zu seinem Inhaltsverzeichnis" (LX), lauten folgendermaßen:

„1. Eine andere Welt; 2. ein transscendentales Subjekt; 3. die Gleichzeitigkeit desselben mit der irdischen Person. Darin liegt logisch eingeschlossen: a) die Unzulänglichkeit des Selbstbewußtseins für die Erkenntnis unseres Wesens, b) die nur teilweise Versenkung dieses Wesens in die materielle Welt; 4. Präexistenz; 5. Unsterblichkeit; 6. die Geburt als Inkarnation eines transscendentalen Subjekts; 7. das materielle Dasein als Ausnahme, das transscendentale als Regel[1]); 8. die Notwendigkeit einer transscendentalen Psychologie für den Seelenbeweis; 9. die Stimme des Gewissens als Stimme des transscendentalen Subjekts; 10. das Jenseits als bloßes Jenseits der Empfindungsschwelle."

Diese zehn Wahrheiten finden sich in der kantischen Philosophie: darin stimmen wir du Prel bei. Wir gehen, wie gesagt, sogar noch weiter, und leiten diese Wahrheiten einzig und allein aus dem Begriff des „intelligiblen Charakters" ab: die Thatsache, daß Kant eine intelligible Freiheit lehrte, ist für uns ein Beweis dafür, daß er Mystiker war. Ja wir glauben, daß selbst gegen die Möglichkeit eines „Hereinragens" der „Geisterwelt" in die unsrige Kant nichts würde einzuwenden haben, da doch das „Jenseits", als „bloßes Jenseits der Empfindungsschwelle", eine Welt mit dem Diesseits bildet und also selbstverständlich in das letztere hereinragt, wenn überhaupt die Ausdrücke „herein- und hineinragen" bei einem derartigen Verhältnis beider Welten zu einander noch statthaft sind; jedenfalls verlieren sie ihre übernatürliche, sozusagen „gespenstische" Bedeutung.

Weiter jedoch vermögen wir du Prel nicht mehr zu folgen. Sind jene zehn Sätze wirklich das ganze Inhaltsverzeichnis seiner und der spiritistischen bezw. Swedenborgischen Lehre, das ganze Resumé der „modernen Mystik"? Wo bleibt dann aber die Pointe derselben: der bewußte Verkehr mit der Geisterwelt, die Erfahr-, Sicht- und Greifbarkeit, kurz die Materialität der letzteren?

Bricht man dem Spiritualismus diese seine Spitze ab, so wissen wir nicht, um was Neues es sich bei ihm handelt. Und darf man — sei es auch nur mit einem Schein von Recht — aus jenen zehn Sätzen den Schluß ziehen, daß Kant die Geisterwelt als eine der Erfahrung und unserem Verkehr mit ihr zugängliche faßte und demnach, lebte er jetzt, sich zur „modernen Mystik", zum „empirischen Spiritualismus" oder erneuerten Swederborgianismus bekennen würde? Nimmermehr! — Wir

---

[1]) Wenigstens in dem Sinne, daß die Form unserer zeitweiligen, persönlichen Darstellung im äußeren Leben bloße Erscheinung, das Wesentliche aber, der „intelligible Charakter, d. h das „Ding an sich" ist.

führen nur zwei Stellen aus den bei du Prel so viel geltenden „Vorlesungen" an.

„Ein Geist, sagt Kant (S. 69 f.), ist, der wirklich separiert ist vom Körper, der, ohne ein Gegenstand des äußeren Sinnes zu sein, dennoch denken und wollen kann. Was können wir nun von den Geistern a priori erkennen? Wir können uns Geister nur problematisch denken, d. h. es kann kein Grund a priori angeführt werden, dieselben zu verwerfen ... Problematisch kann etwas angenommen werden, wenn es schlechthin klar ist, daß es möglich ist. Apodiktisch können wir es nicht beweisen, aber es kann uns auch keiner widerlegen, daß solche Geister nicht existieren sollen. Ebenso können wir das Dasein Gottes nicht apodiktisch demonstrieren; aber es ist auch keiner im stande, mir das Gegenteil zu beweisen, denn wo will er das hernehmen? Nun können wir von diesen Geistern nichts mehr sagen, als was ein Geist, der abgesondert vom Körper ist, thun kann. Sie sind kein Gegenstand des äußeren Sinnes, also sind sie nicht im Raume. Weiter können wir hier nichts sagen, sonst verfallen wir in Hirngespinnste" (Nun! wir dächten doch, Swedenborg, die Spiritualisten und du Prel selbst sagten so manches „weiter"!) ... „Daß es Wesen gebe, die bloß einen inneren Sinn haben (d. h. Geister), davon kann uns die Erfahrung unmöglich belehren."

Unmöglich ist also auch die Annahme, daß die „empirischen Beweise" des heutigen Spiritualismus in Kants Augen irgend eine Beweiskraft würden haben können. Am Schluß seiner „Vorlesungen" (S. 93) wirft Kant die Frage auf:

„Ob die Seele, die sich schon geistig in der anderen Welt sieht, in der sichtbaren Welt durch sichtbare Wirkungen erscheinen werde und könne? Dieses ist nicht möglich; denn Materie kann nur sinnlich angeschaut werden, aber nicht ein Geist. Oder könnte ich nicht die Gemeinschaft der abgeschiedenen Seelen mit meiner Seele, die noch nicht abgeschieden ist, die aber in ihrer Gemeinschaft als ein Geist steht, schon einigermaßen hier anschauen? Z. B. wie Swedenborg will? Dieses ist kontradiktorisch; denn alsdann müßte schon in dieser Welt die geistige Anschauung anfangen. Da ich aber in dieser Welt noch eine sinnliche Anschauung habe, so kann ich nicht zugleich eine geistige Anschauung haben."

Bedürfen diese Worte noch einer Erläuterung? Kann es einen schlagenderen Beweis geben, daß Kant mit Swedenborg nicht übereinstimmt und mit der „modernen Mystik", soweit darunter Spiritismus und Swedenborgianismus verstanden wird, nicht übereinstimmen würde? Durch die Parallelcitate aus Kant und Swedenborg (S. XXXIV ff.) vermag du Prel uns nicht vom Gegenteil zu überzeugen. Beide Männer stimmen in den angeführten Sätzen allerdings überein, aber lediglich in der allgemeinsten Grundlage ihrer Psychologie, nicht in dem, worauf allein es — redet man von Swedenborg — ankommt, nämlich in der Anerkennung einer realen, sichtbaren Geisterwelt, bei der wir ein- und ausgehen könnten. Es ist nicht eine Übereinstimmung Kants mit Swedenborg, sondern mit der ganzen spiritualistischen (d. h. nicht-materialistischen) Philosophie der vorkritischen Periode.

Du Prel findet ferner (S. VII), daß Kant in seinen Vorlesungen das allergünstigste Urteil über Swedenborg abgegeben, und — da die Vorlesungen nach dem Erscheinen der „Kritik der reinen Vernunft" gehalten

wurden — dadurch gleichsam offiziell sein früheres ungünstiges (in den „Träumen") zurückgenommen und das spätere günstigere (in dem Brief an Frl. v. Knobloch) unterschrieben habe. Auch hierin müssen wir du Prel widersprechen. Kant hat (S. 93 f.) allerdings Swedenborgs Lehre von einer intelligiblen und sensiblen Welt und unserer Gemeinschaft mit der ersteren „erhaben" genannt. Allein, ganz abgesehen davon, daß man eine Vorstellung erhaben finden kann, ohne sie darum wahr zu finden (Beispiel: die kirchliche Vorstellung vom jüngsten Gericht), liegt ja, wie schon gesagt, in diesem „Erhabenen" nicht das spezifisch Swedenborgische, um das allein es sich bei Kant handelt. Überdies steht das letzte Urteil Kants nicht auf S. 93, sondern auf S. 95 desselben Buches. Diese Stelle haben wir vorhin angeführt: es sei kontradiktorisch, mit Swedenborg zu behaupten, man könne durch sinnliche Anschauung nicht sinnliche Wesen, Geister anschauen. Eine kontradiktorische Aussage ist aber ein Unsinn, und wenn ein Mann der Wissenschaft, wie Swedenborg, im Ernst Unsinn spricht, so ist er wahnsinnig und wahnwitzig — Prädikate, welche Kant in den „Träumen" Swedenborg beilegt. Inwiefern ist also sein letztes Urteil das allergünstigste?

Es ist nach alledem, glauben wir, ein vergebliches Bemühen du Prels, Kant als einen Vorläufer der „modernen Mystik" darzustellen. Gerade weil jene zehn Grundsätze du Prels in der mit einer materiellen Auffassung der Geisterwelt schlechterdings unvereinbaren „Kritik der reinen Vernunft" enthalten sind, dürfen sie nicht als Prämissen des Spiritismus und der ihm geistverwandten Elemente der Weltanschauung du Prels angesehen werden. Du Prel nennt diese zehn Grundsätze die „Quintessenz" seiner Mystik, und findet sie, mit uns, in Kant. Als Mystiker ist also Kant der „Totengräber" des Spiritismus und dergl.; und soll er nicht der Totengräber auch der du Prelschen Philosophie werden, so muß du Prel aus derselben alles ausscheiden, wodurch sie sich mit dem Spiritismus berührt. Erst dann erlangt er das unbestreitbare Recht, auf Kant als seinen Vorläufer hinzuweisen.

Zuletzt noch ein Wort über du Prels sonderbare Auffassung der „praktischen" Mystik. Von dieser glaubt er (S. LXIII), daß Kant sie, „trotz seiner mystischen Neigungen", verwerfen würde, und beruft sich auf S. 95 f. der „Vorlesungen", wo es heißt:

„Gesetzt aber, daß eine geistige Anschauung schon hier möglich wäre, so muß doch hier die Maxime der gesunden Vernunft entgegengesetzt werden." Nämlich diese: „alle solche Erfahrungen und Erscheinungen nicht zu erlauben, sondern zu verwerfen, die so beschaffen sind, daß, wenn ich sie annehme, sie den Gebrauch meiner Vernunft unmöglich machen, und die Bedingungen, unter denen ich meine Vernunft allein gebrauchen kann, aufheben. Würde dieses angenommen werden ..., dann könnten viele Handlungen auf Rechnung der Geister geschehen".

Und dieser Satz soll auf die praktische Mystik gemünzt sein? Aber was Kant hier charakterisiert, ist ja der allerkrasseste Spiritismus, welcher alles, was der Mensch denkt und thut, den Geistern in die Schuhe schiebt! Und du Prel ist nicht der allerletzte, den diese Kantschen Worte treffen.

Der Begriff „Mystik“ ist kein herrenloses Gut, mit dem jeder nach Belieben schalten und walten darf. Man befrage nur die Geschichte der Philosophie und Religion! Doch über diesen Punkt ist in unserer Zeitschrift zu Genüge gesprochen worden. Unter praktischer Mystik läßt sich doch wohl nichts anderes verstehen, als das Leben der mystischen Theorie gemäß. Erkennt du Prel Kants theoretische Mystik als die richtige an, so kann er nicht ihre praktische Anwendung verwerfen, oder er muß sich überhaupt gegen die Forderung, Lehre und Leben in Einklang zu bringen, erklären. Es ist eine gänzliche Verkennung der praktischen Mystik, wenn man sagt, sie entfremde den Menschen seinen irdischen Aufgaben, mache ihn zum Leben unfähig. Welche Mystiker hat du Prel im Auge? Mystik ist das Leben in und mit dem Ganzen und für das Ganze — nenne man dieses, wie man will —, also auch Leben für die Menschheit; sie ist die freudige Hingebung des Einzelnen an das Allgemeine, das bewußte Aufgeben seiner Persönlichkeit, das „Sterben in Gott“, welcher das Allleben ist, daher ewiges, selbstvergessenes, also leidenloses und glückseliges Leben. Eine mystische Theorie ist „Anweisung zum seligen Leben“, wie Fichte eine seiner schönsten Schriften, voll echter Mystik betitelt hat; und das indische Gebet, das Schopenhauer das schönste aller Gebete nennt und das — neben: „Dein Wille geschehe“ — das einzige der Mystiker ist: „mögen alle lebenden Wesen frei von Schmerzen sein“, ist doch wohl nur der Ausdruck einer Philosophie oder Religion, welche eine thätige und uneigennützige Liebe zu allem, was atmet, verlangt.

Woher, fragen wir zu allerletzt, dieser — sprechen wir offen — Haß der Spiritisten, Magiker und Genossen gegen die wahre Mystik und den von ihr untrennbaren Pantheismus? Wo Haß ist, da ist immer Furcht, und wo Furcht, immer ein Gefühl der Schwäche. Die Schwäche dieser Herren liegt in der übertriebenen Liebe zu ihrem Ich, welche sie den Verlust dieses Kleinods fürchten läßt. Jeder Angriff auf dasselbe erregt ihren Haß, der durch das Bewußtsein seiner Ohnmacht noch verschärft wird. Hegel hat den Nagel auf den Kopf getroffen, wenn er[1]) von den Gegnern Spinozas sagte, was so gut auf die „modernen Mystiker“ paßt: „sie können es ihm nicht vergessen, daß sie nichts sind. Die, welche ihn (als einen Atheisten) verschwärzen (obgleich bei ihm „zu viel Gott“ ist), wollen nicht Gott, sondern das Endliche, die Weltlichkeit, erhalten haben; sie nehmen ihren Untergang und den der Welt ihm übel.“

[1]) S. Werke, Bd. XV, 361

Rundschau in der Tagespresse.

Von

Daniel von Marbach.

Von allen okkulten Disziplinen — wenn wir diesen weniger zutreffenden als geläufigen Ausdruck brauchen wollen — hat sich bis jetzt eigentlich nur der Hypnotismus in wissenschaftlichen und außerwissenschaftlichen Kreisen binnen wenigen Jahren auch in Deutschland eine gewisse, nicht immer freiwillige Anerkennung verschafft. Man liest jetzt überall und auch in jenen Blättern von Hypnotismus und Suggestion, die noch vor kurzer Zeit solchen unheimlichen Erörterungen scheu aus dem Wege gegangen sind. Und das alles, seit der Hypnotismus sein „wissenschaftliches" Mäntelchen, seine nivellierende Uniform erhalten hat, denn daß es vor dieser gnädigen Anerkennung durch unsere vermaterialisierte — sit venia verbo — Wissenschaft einen Hypnotismus gegeben, daß eine reiche „magnetische" Literatur existiert hat, daß die Kenntnis dieser Thatsachen bis ins graueste Altertum zurückreicht und daß man vor Tausenden von Jahren etwas gewußt haben könnte, was jetzt erst wieder mühsam nach neuer Anerkennung ringen muß, davon wollen die Herren noch nichts wissen. In ihren Augen ist dies alles „spiritistischer Schwindel", wie die bequeme Kollektivbezeichnung lautet, und der Kulturfortschritt eine schnurgerade Linie — eine Reihe „überwundener Standpunkte".

Von den zwei hypnotischen Schulen in Frankreich ist in der „Sphinx" wiederholt die Rede gewesen, nach Verdienst kam die durch Bernheim in Nancy vertretene Schule mehr zu Wort. Lassen wir heute dem Führer der Pariser Schule, Charcot, das Wort über seine Suggestionstheorie. Dieser berühmte französische Nervenarzt, Professor der Salpêtrière in Paris, hat auf eine Anfrage des Sanitätsrats Dr. Guttmann über seine Erfahrungen bezüglich der Suggestion in ihrer Bedeutung als therapeutisches (heilendes) Agens eine Auskunft erteilt, welche geeignet ist, weit über die ärztlichen Kreise hinaus Interesse zu erwecken. Der Brief des Franzosen an den verdienstvollen Redakteur der „Deutschen Medizinischen Wochenschrift" lautet also:

Sehr verehrter Herr Kollege! Sie fragen mich um meine Ansicht über die Suggestion in ihrer Bedeutung als therapeutisches Agens. Zur Beantwortung dieser Frage bedürfte es eigentlich langer Auseinandersetzungen, doch hoffe ich, daß es mir gelingen wird, in diesen wenigen in der Eile geschriebenen Zeilen in allgemeinen Umrissen meine Anschauungen über den Gegenstand zu skizzieren. Die Frage der Suggestionstherapie, insbesondere der Therapie durch hypnotische Suggestion, über welche Sie in erster Linie meine Meinung hören wollen, muß von verschiedenen Gesichtspunkten aus betrachtet werden. Handelt es sich um eine jener psychischen Paralysen, deren Wesen und Entstehungsweise ich mich bemüht habe aufzuklären, um eine jener Paralysen, bei deren Auftreten die Einbildung eine große Rolle spielt, so leuchtet es ein, daß alles, was die Einbildungskraft beeinflußt, auf dieselben eine hervorragende Wirkung ausüben kann. Diese Paralysen können, wie ich nachgewiesen habe, künstlich in der Hypnose herbeigeführt werden, es war daher a priori sehr wahrscheinlich, daß sie durch die Hypnose auch zum Schwinden gebracht werden

könnten. So schien es in der Theorie; wie verhält sich die Sache nun in der Praxis? Erweist sich die Suggestionsbehandlung in allen Fällen psychischer Paralyse wirklich so wirksam, wie man erwarten sollte? Ich kann darauf ohne Zögern mit **nein** antworten. Seit meinen ersten Untersuchungen über den Hypnotismus in der Salpêtrière haben wir die Hypnose oft mit Vorteil bei Kranken, welche für dieselbe zugänglich waren, angewandt, um sie von den verschiedenartigen Zufällen zu befreien, die täglich im Leben einer grande hystérique vorkommen (Kontrakturen, Paralysen, Neuralgien u. s. w.). Alles ging aufs beste[1]), und wir dachten fast, daß nichts leichter sei, als auf diese Weise alle hysterischen Affektionen sicher und augenblicklich zu beseitigen. Wir haben uns bald vom Gegenteil überzeugen müssen, und namentlich das Studium der Hysterie bei Männern hat jener Illusion den Todesstoß versetzt. Wir haben gefunden, daß man eine ganze Zahl hysterischer Frauen mit ein wenig Beharrlichkeit in Hypnose versetzen und sie in diesem Zustande von dem augenblicklichen Zufall befreien kann; bei einer Reihe anderer ist es ganz unmöglich, die Hypnose hervorzubringen. Was dagegen das männliche Geschlecht anlangt, so muß dieser Satz umgekehrt werden: in der weitaus größten Mehrzahl der Fälle ist es außerordentlich schwierig, hysterische Männer zu hypnotisieren, und man kann hinzufügen, daß es häufig gefährlich, in den allermeisten Fällen aber nutzlos ist. Gefährlich, denn mehr als einmal ist es uns passiert, daß wir bei dem Versuch, einen hysterischen Menschen einzuschläfern, Anfälle von Konvulsionen provozierten, und daß danach eine Neigung zu solchen Attacken bestehen blieb, so daß der therapeutische Versuch, weit entfernt, dem Kranken zu nützen, ihm nur schadete. Ich habe ferner gesagt, daß die Hypnose bei Männern sehr häufig ohne Nutzen sei, in der That muß man wissen, daß, selbst wenn es gelingt, den Kranken in einen gewissen Grad von Hypnose zu versetzen, es häufig vorkommt, daß dieser Grad nicht hinreichend ist, um die krankhaften Erscheinungen, die man beseitigen will, verschwinden zu machen. Die Manifestationen der männlichen Hysterie sind nämlich ganz besonders hartnäckig und widerspenstig gegen jeden therapeutischen Versuch.

Es bleiben noch die organischen Affektionen des Nervensystems und einige andere Affektionen, wie Epilepsie, paralysis agitans u. s. w., übrig, welche wir, weniger aus Überzeugung als um unsere mangelhafte Kenntnis von denselben zu verbergen, Neurosen nennen. Hier ist schon theoretisch ein Einfluß der Suggestionsbehandlung sehr wenig wahrscheinlich. In der Praxis ergiebt die Prüfung der scheinbar günstigsten Thatsachen zahlreiche Schwierigkeiten. Zunächst kann es sich handeln und handelt es sich oft um Irrtümer in der Diagnose — ich könnte davon mehr als ein Beispiel anführen. Zweitens wird die organische Erkrankung häufig durch Erscheinungen kompliziert, die auf eine Neurose bezogen werden müssen, welche der organischen Erkrankung entweder vorausgeht oder folgt (sclérose en plaques und Hysterie), und in diesen Fällen ist die Besserung gewisser Symptome leicht zu verstehen. Endlich kann man durch oft wiederholte Suggestionen gewisse Besserungen herbeiführen, die in der That nichts anderes sind als das Ergebnis einer von neuem begonnenen und erfolgreichen Erziehung (der Aphasische, den man suggeriert, daß er lesen kann und den man täglich darauf einübt; der Paralytiker, den man Widerstandsbewegungen ausführen läßt). Ich resümiere: Ohne absolut leugnen zu wollen, daß bei organischen Erkrankungen des Nervensystems die hypnotische Suggestion in ein-

[1]) Ich muß allerdings zugestehen, daß wir trotz des besten Willens nicht hindern konnten, daß zwei für die Hypnose zugängliche Hysterische an Lungenschwindsucht starben; in einem andern Falle sahen wir einen sehr schmerzhaften akuten Gelenkrheumatismus, trotz aller Suggestionen, unbeirrt seinen Verlauf nehmen, und eine vierte Hysterische konnte, trotz aller Versuche mit dem Hypnotismus nur durch fraktionierte Dosen von Kalomel vor dem Tode durch Kotvergiftung gerettet werden.

zelnen Fällen eine gewisse Besserung herbeiführen kann, bin ich doch überzeugt, daß dies nur auf Kosten eines reinen Zufalls gesetzt werden darf, und daß nicht die Rede davon sein kann, das Suggestionsverfahren zu einer therapeutischen Methode zu erheben. Dagegen kann man bei hysterischen Erscheinungen, wie ich oben gesagt habe, namentlich bei Frauen und bei Personen, die leicht in Hypnose zu versetzen sind, mit einem somnambulen Stadium, das schon bei den ersten Versuchen ziemlich ausgesprochen ist, ein gutes Resultat erhoffen. Was die Hysterie bei Männern anlangt, so sollte man sich noch mehr Reserve auferlegen und sich in acht nehmen, auf einer Methode zu bestehen, die weit davon entfernt ist, in allen Fällen günstig zu wirken, im Gegenteil zu Ereignissen führen kann, die ebenso unangenehm für den Kranken wie für den Arzt sein können. Ich fasse meine Ansicht also dahin zusammen: Mit der hypnotischen Suggestion verhält es sich wie mit allen andern therapeutischen Methoden. Sie hat ihre Indikationen und ihre Kontra-Indikationen, und wenn man von ihr nicht mehr verlangt, als sie, wie in vorstehendem auseinandergesetzt, zu leisten im stande ist, kann sie auch von Nutzen sein; verlangt man mehr, so resultiert daraus nicht allein für die Sache selbst, sondern auch für diejenigen, die sich des Verfahrens kritiklos bedienen, Schaden und Verwirrung. Genehmigen Sie, sehr verehrter Herr Kollege, die Versicherung meiner größten Hochachtung.

Paris, den 10. Juni 1889. Charcot.

Interessante hypnotische Experimente nahm dieser Tage in Budapest Prof. Dr. Niedermann zum Schlusse eines für die Mitglieder der Gerichtshöfe, der Staatsanwaltschaft und der Advokatenkammer eröffneten Lehrkurses für Psychiatrie vor. Einem Berichte des „Pester Lloyd“ entnehmen wir hierüber folgendes:

Nachdem der Vortragende über die schweren Fälle von Hysterie, d. i. Fälle, die bereits zur Geisteskrankheit geworden, gesprochen und die Natur dieses Leidens sowie die mit demselben verbundenen Symptome, ferner die Natur der Hystero-Epilepsie eingehend dargelegt und erklärt hatte, daß diese Kranken sehr leicht zur Hypnose hinneigen, bemerkte er, daß die anatomische Basis für die Erklärung dieses Leidens noch nicht gefunden sei, mithin er sich darauf beschränken müsse, die Kranken einfach vorzuführen und die Experimente an denselben vorzunehmen. Eine rotblonde junge Frau wird hereingeführt. Sie schläft. Es wurde ihr durch Prof. Niedermann Tags zuvor suggeriert, daß bloß er mit ihr sprechen werde, mithin würde sie einem anderen auch nicht antworten. Die Schlafende wird auf einen Stuhl gesetzt. Prof. Niedermann fragt, ob sie tief schlafe; sie antwortet: Ja. Auf die Frage, wie alt sie sei sagt sie: 2 Jahre. Ob sie den Direktor kennt? Ja. Es wird ihr befohlen, die Augen zu öffnen — sie öffnet dieselben. Auf die Frage, wie ihre Wärterin heiße, giebt sie die richtige Antwort. Prof. N. suggeriert der abermals im Schlaf Versunkenen, daß ihre Wärterin Schlechtes über sie spreche, sie verleumde, ihr Böses wünsche; er fragt, ob sie sich nicht rächen werde. Schon während der durch Prof. N. übrigens leise vorgebrachten Verleumdungen der Wärterin wird die Schlafende unruhig, ballt die Faust, zuckt in allen Gliedern, und als ihr suggeriert wird, daß die Wärterin neben ihr stehe, schlägt sie nach derselben. Durch einen leisen Hauch auf's Auge erwacht die Frau. Sie klagt über Zahnschmerz. Prof. N. befiehlt, daß sie die Augen schließe und schlafe. Sofort versinkt sie in tiefen Schlaf. Prof. N. suggeriert ihr hierauf, daß ihr Zahn ihr gar nicht mehr weh thue, sie nicht schmerzen dürfe und daß er ihr denselben nehmen werde, wobei sich ein angenehmes Gefühl bei ihr geltend machen werde. Prof. N. befiehlt hierauf der Schlafenden, den Mund zu öffnen, nimmt eine eiserne Zange und reißt der Schlafenden den Zahn aus. Die Schlafende rührte sich nicht und ein Zug von Wohlbehagen verbreitete sich über ihr Gesicht. Ein Hauch — und die Schlafende erwacht, ohne zu wissen, was mit ihr geschehen war.

Prof. N. drückt der Kranken die Augen zu, sie sinkt abermals in Schlaf, und da antwortet sie schon auf die Frage, was vorher mit ihr geschehen sei: „Der Zahn sei ihr gerissen worden." Hierauf suggeriert ihr Prof. N., ihre Wärterin sei auf vier Tage verreist und werde mithin vier Tage nicht sichtbar sein. Die Kranke wird geweckt und erkennt ihre Wärterin nicht mehr, trotzdem dieselbe vor ihr steht. Sie wird dieselbe auch vier Tage lang nicht erkennen. Dann drückt N. auf den sog. hysterogenischen Punkt d. i. jenen Teil des Körpers der Kranken, welcher, wenn stärker gedrückt, einen epileptischen Krampf erzeugt — und die Kranke wird thatsächlich sofort von einem heftigen epileptischen Krampf befallen, der, als derselbe Körperteil abermals gedrückt wurde, sofort verschwand.

Noch interessanter gestalteten sich die Demonstrationen an der zweiten vorgeführten Kranken. Es ist dies eine äußerst blasse, auch äußerlich die Spuren ernster Krankheit tragende Frau. Sie wird auf das im Lehrsaale befindliche Bett gelegt. Prof. N. legt seine Taschenuhr der Kranken an's Ohr; die Kranke zuckt zusammen und schläft sofort ein. Die Muskeln sind erstarrt, die Hände und der Fuß werden in die Höhe gehoben und verbleiben starr in der ihnen gegebenen Lage. Es wird der Kranken suggeriert, ihre Muskeln seien wieder biegsam geworden, und siehe, sie zieht Hände und Füße zurück, und diese sind wieder in den normalen Zustand zurückgekehrt. Es wird der Kranken ein Glas Wasser gereicht und ihr suggeriert, es sei saurer Wein; die Kranke zieht den Mund zusammen. Bei einem anderen Glase Wasser wird suggeriert, es sei schwarzer Kaffee, aber man werde Zucker hineinthun, worauf die Schlafende sagt, jetzt munde ihr erst der Kaffee, weil er süß sei. Auf die Frage, ob sie Geld besitzt, antwortet die Schlafende mit: Nein. Prof. N. sagt, sie möge auf seinen Namen einen Wechsel auf 1000 fl. fälschen, sie würden dann das Geld teilen, es werde ihr nichts geschehen. Sie erklärt sich zur Fälschung sofort bereit, wird geweckt, unterschreibt den Wechsel mit „Niedermann" und schläft sofort auf dem Bette sitzend wieder ein. Auch dieser Kranken wird suggeriert, daß ihre Wärterin sehr schlecht auf sie zu sprechen sei, sie möge die Wärterin daher mit einem Messer ermorden. Es wird der Schlafenden ein zusammengewickeltes Taschentuch in die Hand gedrückt und ihr gesagt, das sei ein Messer. Sie wird geweckt und sticht mit einem Wutschrei nach der Wärterin. Es wird ihr suggeriert, daß ihre Wärterin auf einen Tag verreist sei, und sie erkennt dieselbe später nicht mehr. Zum Schluß sagte Professor Niedermann zur Schlafenden: die Anwesenden seien Ärzte, sie möge, wenn sie erwacht, sich verbeugen und empfehlen. Dies geschieht.

Wie weit Suggestibilität gehen kann, darüber belehrt uns eine andere interessante Notiz, welche durch die meisten größeren Tagesblätter gegangen ist:

„In der Poliklinik eines großen Krankenhauses ereignete sich dieser Tage ein Vorfall, der vielleicht zu dem gegenwärtigen Streit über die praktische Bedeutung der Suggestion als ein Beitrag gelten darf. An einer kräftigen, nur etwas nervösen Frau sollte eine unbedeutende Operation, eine Inzision an der Hand, vorgenommen werden, und der dirigierende Arzt lehnte es ab, die Frau zu chloroformieren. Diese aber bestand so entschieden darauf, daß schließlich der Arzt lächelnd seinem Assistenten einen Wink gab, und dieser der Frau eine neue, noch ungebrauchte Chloroformmaske vorhielt, an welcher sich auch nicht eine Spur des betäubenden Mittels befand. Die Frau zählte nur bis 9 und war dann völlig in „Narkose". Nach vollzogener Operation behauptete sie, gar keinen Schmerz empfunden zu haben, und erklärte noch nach mehreren Tagen, daß sie — den unangenehmen Chloroformgeruch nicht los werden könne!"

Eine möglichst allseitige Untersuchung und Erörterung übersinnlicher Thatsachen und Fragen ist der Zweck dieser Zeitschrift. Der Herausgeber übernimmt keine Verantwortung für die ausgesprochenen Ansichten, soweit sie nicht von ihm unterzeichnet sind. Die Verfasser der einzelnen Artikel und sonstigen Mitteilungen haben das von ihnen Vorgebrachte selbst zu vertreten.

Zur Frage der Suggestionstherapie.*)

Von

Dr. Freiherrn von Schrenck-Notzing.

Wenn ein so gewiegter und angesehener Neuropathologe, wie Charcot, in einer Sache, welche heute weit über die ärztlichen Kreise hinaus das Interesse des großen Laienpublikums erweckt hat, sein Urteil abgiebt, so wird jeder Unbefangene, jeder auf dem Gebiete des Hypnotismus nicht näher Orientierte von vornherein geneigt sein, sich dem Ausspruch einer so hervorragenden Autorität anzuschließen. Das gilt aber nicht von jenen Forschern, die auf Grund umfangreicher eigner Erfahrungen, gestützt durch die Kenntnis der heute bereits sehr ausgedehnten hypnotischen Litteratur, sich ihr eignes Urteil zu bilden im stande sind. Vielmehr scheint uns der Inhalt des in Nr. 168 der „Kölnischen Zeitung" veröffentlichten Briefes von Professor Charcot an die „Deutsche Medicinische Wochenschrift" mit den Ergebnissen unabhängiger Forscher in Widerspruch zu stehen. Es liegt also nahe, daß der Ausspruch Charcots irrtümlichen Anschauungen im Publikum Vorschub leisten wird. Deswegen mögen einige aufklärende Worte zu dem Briefe gestattet sein.

Die zwei in Frankreich sich gegenüberstehenden Schulen, die des Professors Charcot in Paris und die des Dr. Liébeault und des Professors Bernheim in Nancy, sind auf Grund ihrer hypnotischen Forschungen zu grundsätzlich verschiedenen Anschauungen gelangt. So dürfte schon die Definition des Wortes „Hypnose" im Sinne Charcots cum grano salis aufzunehmen sei. Charcot und seine Anhänger erzeugen die Hypnose fast ausschließlich durch physikalische Mittel (monotone Sinnesreize, plötzliches Aufleuchten eines Lichtes u. s. w.) und verstehen darunter einen pathologischen, bei einem nur geringen Prozentsatz von Menschen hervorzurufenden Schlafzustand, den sie nach seinen körperlichen Merkmalen in drei Stadien (Katalepsie, Lethargie und Somnambulismus) eingeteilt haben. Meist herrscht bei der Tiefe dieses Zustandes nach dem Erwachen Erinnerungslosigkeit. Dieser „große Hypnotismus" ist nach Ansicht der

*) Wir entnehmen diesen Aufsatz der „Kölnischen Zeitung" Nr. 187, Erstes Morgen-Blatt vom 8. Juli 1889. Die Auslassung des Professors Charcot, auf welche dieses eine Entgegnung ist, drucken wir in dem Beitrage des Herrn Daniel von Klarbach (S. 169—171) ab. (Der Herausgeber.)

Pariser Gelehrten fast nur auf mit „grande hystérie" behaftete und neuropathisch veranlagte Personen, also auf einen außerordentlich geringen Prozentsatz von Menschen beschränkt und besitzt seine Gefahren. Das größte hierüber im Jahre 1879 von Dr. Paul Richer, dem Assistenten Charcots, herausgegebene Werk über „grande hystérie" veröffentlicht hypnotische Beobachtungen, welche zehn Jahre hindurch an nicht mehr als 12 hysterischen Individuen angestellt wurden.

Abgesehen von den zahlreichen Einwänden, die sich sowohl gegen das Verfahren wie gegen die Auffassung der Schule Charcots geltend machen lassen[1]), scheint auch die wichtigste Fehlerquelle der unabsichtlichen Suggestion bei diesen Experimenten durchaus nicht ausgeschlossen zu sein. Mit Berücksichtigung dieses hier erörterten Standpunktes der Charcotschen Schule würde nun der briefliche Ausspruch Charcots, „es könne nicht die Rede davon sein, das Suggestivverfahren zu einer therapeutischen Methode zu erheben", genauer ausgedrückt lauten müssen: „das Suggestionsverfahren, wie es von der Charcotschen Schule an der Salpêtrière ausgeübt wird, kann nicht zu einer therapeutischen Methode erhoben werden, weil der grand hypnotisme nur bei einem verschwindenden Bruchteil aller Patienten, eigentlich nur bei Hysterischen, sich hervorrufen läßt".

Wenn nun auch Charcot mit seinen Anhängern nur diesen Standpunkt verteidigt, so kann doch eine Allgemeingültigkeit, eine negative Anwendung desselben auf die große Zahl der mit Hypnose erfolgreich zu behandelnden Patienten demselben keinesfalls zugestanden werden.

Die Forschungen der Nancyer Schule haben nun auch zu den entgegengesetzten Ergebnissen geführt. Für sie ist die Erzeugung der Hypnose eine rein psychische, und deswegen bei richtiger Anwendung eine vollkommen unbedenkliche. Jede blos suggestiv erzeugte Modifikation des Bewußtseinszustandes, welche in allen Stadien ihr Analogon im normalen Schlaf findet, ist als Hypnose schon deswegen zu bezeichnen, weil die Suggestibilität bereits in den leichten Graden (mit vollkommen erhaltener Erinnerung nach dem Erwachen) bei entsprechender Einwirkung eine intensivere Veränderung der körperlichen Funktionen ermöglicht, als das gleiche Verfahren im wachen Zustande. Hieraus ergiebt sich auch, daß die anscheinend körperlichen Symptome in der Regel geistigen Ursprungs sind. Mit der Tiefe des Schlafes wächst in vielen Fällen die Wirksamkeit der suggestiven Beeinflussung des Körpers. Man ist somit im stande, sowohl die Motilität, die Sinnesorgane, die Gemeingefühle, die Sekretion und den Stoffwechsel zu verändern; in gleicher Weise kann man einwirken auf Gedächtnis, Verstandesthätigkeit, Bewußtsein und Willen. Die Suggestibilität kann z. B. so gesteigert werden, daß es, wie Bourru, Burot, Berjon, Mabille, Romadier, Jules Voisin (Frankreich), v. Krafft-Ebing, Jendrassik (Österreich), Forel (Schweiz) experimentell dargethan haben, bei gewissen Personen gelingt, durch Suggestion, durch den bloß

[1]) In trefflicher Weise kritisiert Hückel die Lehren der Schule Charcots. Vgl. Hückel, Die Rolle der Suggestion bei gewissen Erscheinungen der Hysterie und des Hypnotismus. (Experimentelles und Kritisches.) Jena, 1888.

verbalen Auftrag organische Veränderungen, Brandblasen und Blutungen zu erzeugen. Damit ist wohl der Beweis erbracht, daß die Psyche, in richtiger Weise methodisch behandelt, im stande ist, selbst bei Leiden mit organischer Grundlage ein richtiger Heilfaktor zu werden, daß sie jedoch bei nur funktionellen Störungen (ohne nachweisbares körperliches Substrat) als therapeutisches Agens eine viel leichtere Aufgabe zu erfüllen hat. Die psychischen Prozeduren der Nancyer Schule zur Erzeugung hypnotischer Zustände ergeben nun auch einen ganz andern Prozentsatz hypnotisierbarer Personen.

So gelang es Dr. Liébeault in Nancy, dem Nestor des Hypnotismus, seit 1866 bis heute etwa 10000 Menschen zu hypnotisieren. 92 Prozent seiner Patienten ist er im stande einzuschläfern, Professor Bernheim in Nancy versetzt 80—90 Prozent seiner Patienten in Hypnose, Dr. Morselli (Turin) 70 Prozent aller Personen. Dr. Moll und Dr. Dessoir (Berlin) nehmen 75 Prozent als empfänglich an. Die Professoren Fontan und Ségard (Toulon) konnten 1886 von 100 Personen nur 4 nicht beeinflussen, Dr. Liébeault (Nancy) fand im Jahre 1880 von 1014 Personen nur 27 refraktär, Professor Forel (Zürich) 1888 von 205 Personen 34, Dr. Verstraeten (Amsterdam) fand unter 178 Personen 7 unempfänglich, nach Dr. Wetterstrand (Christiania) blieben von 718 Personen nur 17 unbeeinflußt. Dr. Nonne (Hamburg) fand unter 130 nicht hysterischen Personen nur 16, die er bei der ersten Sitzung nicht beeinflussen konnte. Damit stimmen überein die Angaben des Dr. Frey (Wien), des Dr. Brunner (Winterthur) und meine eignen Erfahrungen in München.

Die „Suggestionsenthusiasten", wie Dr. Guttmann[1]) die Anhänger der Psycho-Therapeutik zu benennen beliebt, haben nun trotz aller Opposition eine ebenfalls sehr günstige Statistik für ihre suggestiv erlangten Heilerfolge aufzuweisen, auf die ich hier nicht näher eingehe ihres mehr speziell medizinischen Interesses wegen. Da in der ärztlichen Praxis hauptsächlich der Erfolg maßgebend ist, so dürften theoretische Erwägungen, besonders wenn sie nicht ebenfalls durch umfassende Erfahrungen gestützt sind, von nur untergeordneter Bedeutung sein. So wird z. B. immer wieder als wichtiges Bedenken gegen das Suggestivverfahren hervorgehoben, daß dadurch in vielen Fällen nur Krankheitssymptome beseitigt, nur Besserungen, keine wirklichen Heilungen erzielt würden, daß Rezidive aufträten, als ob das bei andern Methoden ärztlicher Behandlung nicht genau ebenso oft, vielleicht noch häufiger vorkäme. Wenn eine unheilbare konstitutionelle Erkrankung den Organismus ergriffen hat, so ist doch schon jede relative Besserung, jede Beseitigung einzelner Symptome, auch wenn bei Rückfällen dieselbe mehrmals vorgenommen werden müßte, mit Freuden zu begrüßen. Gerade darin erblicke ich einen großen Vorzug der Suggestionstherapie, daß dieselbe oft im stande ist, Krankheitserscheinungen zu beseitigen oder zurückzudrängen, bei denen sich alle vorher angewandten Mittel wirkungslos erwiesen haben. Wir sind ferner durch das Verfahren

---

[1]) Vgl. Deutsche Medizinische Wochenschrift Nr. 25, 1889. S. 495. Anmerkung.

in den Stand gesetzt, gewisse psychische Affektionen, z. B. konträre Sexual-Empfindungen, wie ich auf Grund eigner Beobachtung behaupten kann, in direktester Weise günstig zu beeinflussen, Leiden, denen gegenüber jede andere Therapie ohnmächtig dasteht. Auch die medikamentöse Behandlung bekämpft in der überwiegenden Mehrzahl der Fälle nur die Symptome, wobei noch in Betracht kommt, daß die wirksamsten Mittel oft zugleich auch die stärksten Gifte sind, was sich von dem richtig angewandten psychischen Verfahren nicht behaupten läßt. Und wenn es nicht jedem Arzt ohne weiteres gelingt, ähnliche Ergebnisse zu erzielen, wie die Meister in dieser Behandlung, so ist doch das kein Vorwurf gegen die Methode. Schon weil jede psychische Behandlung, jede Anwendung eines „Reagens", das, wie Professor Forel richtig bemerkt, direkt unsere höchsten und feinsten Seelenthätigkeiten trifft und modifiziert, von der Individualität, von der Übung und Erfahrung des hypnotisierenden Arztes abhängt, werden die Ansichten darüber stets geteilt und die Ergebnisse bei verschiedenen Ärzten oft entgegengesetzt sein.

Für das Verhalten Charcots zur hypnotischen Behandlung überhaupt dürfte folgendes Beispiel ein Beleg sein. Ein an Chorea (Veitstanz) leidender junger Russe wurde von dem Pariser Kliniker mit dem Bescheid entlassen, eine viermonatliche Kaltwasserbehandlung werde *vielleicht* von Erfolg sein. In zwei hypnotischen Sitzungen gelang es mir, den Patienten vor jetzt einem Jahre von seinen Krämpfen ganz zu befreien; dieselben sind auch bis heute nicht zurückgekehrt. Hieraus geht klar hervor, daß Charcot sich der Suggestionstherapie in manchen Fällen gar nicht zu bedienen pflegt, in denen diese von größtem Nutzen sein kann. Somit dürfte Charcot auch nicht berechtigt sein, über die Suggestionstherapie überhaupt, sondern nur über die von ihm ausgeübte und auf wenige verhältnismäßig ungünstige Fälle beschränkte ein Urteil abzugeben. Demnach können weder der Brief Charcots noch die Randbemerkungen Guttmanns die auffallend günstigen Berichte über Heilungen und Besserungen entkräften, welche von den nach der Methode der Nancyer Schule arbeitenden Kollegen fast aller Nationen gleichmäßig mitgeteilt werden. Diese Berichte sind vielmehr als eine unabhängige Nachprüfung der in Frankreich gesammelten Erfahrungen anzusehen; sie kommen, wie ich in einer Schrift über diesen Gegenstand ausführlich dargethan habe[1]), zu dem übereinstimmenden Ergebnis, daß die psychische Heilmethode in Form der hypnotischen Suggestivbehandlung berufen ist, in erster Linie auf dem großen Gebiete der Nervenpathologie als wichtiger systematisch anzuwendender therapeutischer Faktor eine Lücke auszufüllen, für welche die Gegner des Verfahrens bis heute nichts Besseres zu bieten wissen.

---

[1]) „Ein Beitrag zur therapeutischen Verwertung der Suggestion", von Dr. Freiherrn v. Schrenck-Notzing, Leipzig, F. C. W. Vogel. 1888.

Charcot wider die Suggestionstherapie.

Von

Karl Beck.

In der 1. Abendausgabe der Köln. Zeitung vom 19. Juni wird ein am 10. Juni verfaßter Brief Charcots an den Sanitätsrat Dr. S. Guttmann, Redakteur der Deutsch. Medizin. Wochenschrift, veröffentlicht.[1]) In diesem Schreiben giebt der berühmte Pariser Gelehrte sein Urteil ab über die Suggestionstherapie und insbesondere über die hypnotische Suggestion. Dieses Machtwort würde, „kritiklos" hingenommen, nur „Schaden und Verwirrung" in der eben jetzt für die Therapie in so hoffnungsreicher Entwicklung begriffenen Verwendung der Hypnose als Heilmittel anrichten, da der vornehme Name leicht blendet, und vor allem solche verwirren wird, die teils gar nicht, teils nur oberflächlich und ohne ernste, eigene Untersuchungen mit diesem Gegenstande sich beschäftigt haben. Es gehörte bisher nicht zu den guten Gepflogenheiten, streng wissenschaftliche Disziplinen vor dem Forum des großen Publikums in eingehender Weise zur Sprache zu bringen; und geschieht das gleichwohl, wie hier, so liegt die Vermutung nahe, daß dadurch urteilslose Laien in noch weiteres Vorurteil gegen die lange anrüchige Sache verfallen; Sachverständige natürlich bilden sich ihr eigenes Urteil und gehen nicht im Schlepptau von Autoritäten. Ohne gerade eine Fehde aufnehmen zu wollen, ist immerhin eine sachgemäße kurze Berichtigung im allgemeinen Interesse angezeigt nach dem Satz: audiatur et altera pars.

Aus den Bekenntnissen, zu denen sich Professor Charcot herbeiläßt, tritt unverhüllt der tiefe Gegensatz hervor, welcher zwischen Psychismus und Materialismus von jeher bestand und stets bestehen bleiben wird, wenn höhere Errungenschaften, wie die Phänomene auf dem Grenzgebiet der physischen und psychischen Lebensthätigkeit des Menschen, im Zustand des magnetischen Schlafes, bezw. der Hypnose auf den Markt des Alltagslebens gebracht werden. Die geheime Werkstätte der geistigen Grund-

---

[1]) Wir geben diesen Brief in Daniel von Klarbachs „Rundschau in der Tagespresse" (S. 169—171) wieder. (Der Herausgeber.)

lage der Menschennatur öffnet sich nicht jedem Neugierigen, der mit ungeweihten Händen daran rührt. Die Zauberformel jedoch, der jedes Hindernis weicht, liegt in der besonderen geistig-innerlichen Veranlagung. Wie schon auf dem Gebiet der Chemie eine besondere Kraft, die Affinität, besteht, welche die Vereinigung von verschiedenen Molekülen zu zusammengesetzten Stoffen bewirkt, so beherrscht in der physisch-psychischen Menschennatur ein Gesetz der geistigen und körperlichen Wahlverwandtschaft die Vorgänge des Lebensprozesses, und es muß daher auch zwischen dem Somnambulen und seinem Magnetiseur oder Hypnotiseur Harmonie oder Sympathie bestehen, soll eine nennenswerte Wirkung ausgelöst werden können. Es ist demnach von vornherein nicht zu erwarten, daß eine Verallgemeinerung der von einzelnen an einzelnen auf hypnotischem Wege erzielten experimentellen Ergebnisse oder Heilerfolge statthaft sei, und die Kluft, welche sich zwischen Charcots Erfahrungen und denen anderer aufthut, hat einen subjektiven Grund.

Nach Charcot ermöglicht das hypnotische Suggestionsverfahren eine gewisse Besserung bei organischen Erkrankungen des Nervensystems, aber nur in einzelnen Fällen und auch lediglich auf Kosten eines reinen Zufalls. Dies Verfahren sei überhaupt nur anwendbar für Neurosen und Hysterie, und auch hier wieder fast nur bei Frauen, selten bei Männern. Nach ihm soll es sich, wenn von objektiven Veränderungen auf diesem Wege seitens der angesehensten Operateure, wie Bernheim, von Krafft-Ebing, Dumontpallier, Beaunis, Heidenhain u. s. w. berichtet wird, oft um Irrtümer in der Diagnose handeln. Es mag nun allerdings gerne zugestanden werden, daß die psychische Methode in hervorragender Weise auf psychische Vorgänge einwirkt, somit bei Hysterie und Neurosen gleichsam in ihrer Domäne sich befindet, es ist aber gleichwohl nach gehäuften Erfahrungen vieler erprobter Experimentatoren mit Namen von bestem Klang, sowie auch denen des Verfassers, der weit über tausend Hypnotisationen zum größten Teil zu therapeutischen Zwecken vorgenommen, unumstößliche Thatsache, daß infolge eines uns noch unbekannten psychischen Mechanismus, wie sich Moll ausdrückt, der Suggestion die Beeinflussung des vasomotorischen Nervensystems möglich wird und damit nicht bloß subjektive Symptome, sondern objektive, organische Funktionsstörungen sowohl eingeleitet wie auch beseitigt werden können, und daß ferner der behauptete Unterschied in der Schwierigkeit des Hypnotisierens der Männer und der Frauen keineswegs im Geschlechte begründet liegt, auch bei den letzteren eine günstigere somatische Anlage hiezu nicht besteht. Es ist noch die physikalische Methode zu erwähnen, deren Erfolge nicht weniger als die der psychischen von der Subjektivität des Experimentators sich abhängig zeigen, und die gleichfalls machtvoll wirkt, indem nach der Erfahrung des Verfassers, sowie nach der des Dr. von Schrenck-Notzing, durch technische Prozeduren in Verbindung mit — sei es auch bloß indirekter — Suggestion andere tiefere Hypnosen mit weit stärkerer körperlicher Reaktion erzeugt werden. Die Verschiedenheit aber des Einflusses verschiedener Operierender bei gleichem Objekte dürfte möglicherweise in

der Annahme zu suchen sein, daß nach Analogie des Gesetzes der vis inertiae nach welchem ein bewegter Körper dem bewegenden soviel Kraft entzieht, als er selbst empfängt, das wirkende Agens bei Funktionsstörungen bezw. -veränderungen nicht immer nur in der psychischen, sondern teilweise auch in der physischen Sphäre liege, also eine Transplantation eines sogenannten magnetischen Fluids auf die Nervensubstanz nach der Annahme Mesmers nicht einfach von der Hand zu weisen sei, welche Annahme übrigens auch wohl in der verhältnismäßig großen physischen Abspannung der Mesmeristen nach jeder ernsten Operation ein Beweisstück finden dürfte. Es liegt sogar nach der bisherigen Anschauung Charcots, wonach unabhängig vom Willen und von der Suggestion, also bloß auf technischem Wege somatische Veränderungen erreicht werden, im Gegensatz zu der neuen Schule von Nancy (Bernheim), nach der auch alle dem Willen nicht unterworfenen Veränderungen nur auf suggestivem Weg zu erlangen sind, die Annahme sehr nahe, daß Charcot, ohne es zu wissen und zu wollen, auf dem besten Wege ist, in die Therapie das von der Neuzeit mit Unrecht verschmähte Stiefkind, den Biomagnetismus (Mesmerismus), als würdigen Gefährten der Suggestion einzuführen für alle jene Fälle insbesondere, wo Psychosen ausgeschlossen sind. In diesem Falle würde eine nicht zu mißbilligende Annäherung an Liébeault, den Gründer der Nancyschule, erfolgt sein, welch letzterer noch im Jahr 1866 ein Gegner der Vertreter des „tierischen Magnetismus" war, aber durch die Praxis allmählich, wie so mancher, ein entschiedener Anhänger des Biomagnetismus wurde, der in Verbindung mit der Suggestion ohne Zweifel eine große Zukunft haben wird (v. Nußbaum).

Die Grundlage, auf der anstatt Schaden und Verwirrung, ein gesunder Fortschritt in der Verwertung dieser, auch für den Philosophen wichtigen Erscheinungen allein denkbar ist, und auf welcher zu diesem Zweck die verschiedensten Ansichten zusammentreffen müssen, ist die redliche, auf Thatsachen sich stützende Forschung mit der Absicht, den Kranken nicht nur einem Experimente zu unterwerfen, sondern ihm in erster Linie zu nützen. Für jede andere Art der Forschung verschließt sich unfehlbar die Pforte welche in das Heiligtum des inneren Menschen führt.

Baden-Baden, den 2. Juli 1889.



Eine möglichst allseitige Untersuchung und Erörterung übersinnlicher Thatsachen und Fragen ist der Zweck dieser Zeitschrift. Der Herausgeber übernimmt keine Verantwortung für die ausgesprochenen Ansichten, soweit sie nicht von ihm unterzeichnet sind. Die Verfasser der einzelnen Artikel und sonstigen Mitteilungen haben das von ihnen Vorgebrachte selbst zu vertreten.

Die vergleichende Wissenschaft

und der Zustand nach dem Tode.

Eine Besprechung von

Wilhelm Daniel.

Einer der anerkennenswertesten Vorarbeiter der vergleichenden Religionswissenschaft ist Dr. Edmund Spieß, welcher früher Dozent der Theologie in Jena war, jetzt Schloßpfarrer in Küstrin ist. Sein erstes Werk auf diesem Gebiete, der „Lógos spermatikós", ist ein geradezu unentbehrliches Handbuch für „Parallelstellen zum neuen Testament in den Schriften der alten Griechen".[1]) Mit genialem Geist, gutem Geschmack und großer Geschicklichkeit sind hier aus den Philosophen, Dichtern und Geschichtsschreibern des hellenischen Altertums zu allen Stellen des neuen Testamentes, zu denen sich geistesverwandte Aussprüche finden ließen, diese auf der linken Seite des Buches im griechischen Urtext, auf der rechten Seite desselben in treffenden deutschen Übersetzungen wiedergegeben. Zur Veranschaulichung mögen hier zwei Beispiele angeführt werden.

Zu dem Inbegriff der Lehre Jesu: „Liebe deinen Nächsten wie dich selbst" (Matth. V, 43 und sonst) bringt Spieß als Parallelstelle Vers 523 aus der „Antigone" des Sophokles:

Nicht mitzuhassen, mitzulieben leb' ich nur.

Außerdem werden hierzu Stellen aus Pindar, Diogenes Laertius und anderen citiert.

Ferner: dem Loblied des Apostels Paulus auf die Menschenliebe: „Wenn ich mit Menschen- und mit Engelzungen redete u. s. w." (1. Kor. 13) stellt er aus Platos „Gastmahl" (197 C. D. E.) folgendes gegenüber:

Eros ist selbst zuerst der Schönste und Beste, ferner auch für andere der Urheber ähnlicher Vorzüge. Er ist es, welcher gewährt

„Frieden der Erde Bewohnern, der Meerflut spiegelnde Glätte".

Er macht uns der Entfremdung ledig und beut der Vertraulichkeit Fülle . . ., das Milde gewährend, das Wilde zerstörend; Wohlwollen spendend, Übelwollen wendend; hold den Guten, geachtet den Weisen, wert den Göttern; ersehnt den Entbehrenden, lieb den Besitzenden; der Erzeuger des Wohlwollens, der Behaglichkeit, des Glanzes, der Anmut, des Verlangens, der Sehnsucht . .; bei Umwerbungen, bei Befürchtungen, bei Erregungen, bei Unterredungen der beste Steuermann, Reisegefährte, Helfer und

[1]) Leipzig 1871, bei Wilhelm Engelmann.

Retter; der Schmuck aller Götter und Menschen; der schönste und beste Führer, dem jedermann folgen muß, schön ihn preisend und einstimmend in den Gesang, den der Gott selber anstimmt, die Gemüter bezaubernd der Götter und Menschen.

Unsere Leser werden hieraus schon ersehen, was Spieß mit dem Titel des „Lógos spermatikós“ sagen und was er mit diesem Buche bezwecken will. Es sind „die Keime der Weisheit, die Samenkörner der Wahrheit, die Funken und Lichtstrahlen göttlichen Geistes, die in keinem Volke, in keinem Menschen, und wären sie noch so weit und entfremdet von dem Urquell des Lichtes, der Liebe und des Lebens, gänzlich fehlen“ (Vorwort und Einleitung, § 9 und 10). Wie reich die Ausbeute solcher Körner der Weisheit im klassischen Altertum ist, beweist dieses Buch, und das allein rechtfertigt schon diese Arbeit. Eingehend spricht der Verfasser jedoch sich auch aus über die verschiedenseitigen Zwecke, die er bei Herausgabe dieses wertvollen Buches im Auge hatte. Zunächst liegt die Absicht auf der Hand, „eine Brücke zwischen Humanismus und Theologie, zwischen hellenistischer und christlicher Weltanschauung herzustellen (§ 8). Wichtiger noch und höher würde der Gewinn anzuschlagen sein, welchen die bloß mit philologisch-humanistischer Bildung Erzogenen aus dieser Sammlung ziehen könnten. Es giebt auch eine humanistische Orthodoxie, einen Philologen-Pharisäismus, welche den Göttern danken, daß sie nicht sind wie andere Leute; moderne Hellenen, welchen alle anderen als Barbaren erscheinen .... Diese Herren, wenn sie überhaupt noch ein Sensorium haben für die Wahrheit und die Bedürfnisse unseres Geistes, werden sich wundern, Ideen und Aussprüche, welche sie mit Begeisterung in ihrem Kanon gelesen haben, in der Bibel zu finden, und noch dazu so viel tiefer und herrlicher, als sie sonstwer geredet hat (§ 15). Wir sind auch der Meinung und Hoffnung, daß vor allen die Verkündiger des Wortes (der Bibel, die christlichen Pfarrer und Prediger) nur in den Schatz des in unserer Sammlung niedergelegten Lógos spermatikós hineingreifen dürfen, um einen gesegneten Gebrauch davon zu machen (§ 18). Ebenso sollte der rechte Missionär jeden Schimmer des wahren Lichtes freudig begrüßen, der zu neuem Leben angefacht werden kann und jeden Altar beschützen, welcher von neuem dem wahren Gott geweiht werden darf (§ 19). Eine Hauptabsicht dieses Buches ist aber die, der studierenden Jugend auf Gymnasien und Hochschulen zu dienen (§ 20).

Noch bedeutsamer für den Gegenstand unserer Zeitschrift ist das zweite Werk desselben Verfassers: „Die Entwickelungsgeschichte der Vorstellungen vom Zustande nach dem Tode“.[1]) Die Arbeit von Spieß ist nicht nur grundlegend für diesen Gegenstand, sondern ist bis jetzt auch noch die einzige all-umfassende, welche in deutscher Sprache vorliegt. Außerdem ist nur im Englischen Algers „Critical History“ zu nennen[2]), die in 1. Auflage 1860 erschien und jetzt bereits in 12. Auflage vorliegt, ein Beweis dafür, wie weit unser äußeres Kulturleben noch hinter dem angelsächsischen zurück ist. Während Algers Werk ein dickleibiger Band von 788 Seiten in groß Oktav, allerdings auf umfassenden und

[1]) „Auf Grund vergleichender Religionsforschung dargestellt von Dr. Edmund Spieß“, Jena 1877, bei Costenoble.

[2]) William Rounseville Alger: „The desting of the Soul. A critical history of the doctrine of a future life“, 12. Aufl. Boston 1886 (Roberts Bros.), wozu eine Bibliographie über mehr als 5000 einschlägige Werke von Ezra Abbot: „The literature“ &c. gehört, New-York 1871, bei W. J. Widdleton.

eingehenden Studien, aber sehr breit geschrieben und wenig übersichtlich, namentlich für das vergleichende Studium unbefriedigend ist, liegt uns hier in dem Buche von Spieß eine echt-deutsche Gelehrten-Arbeit vor, von erstaunlich umfassender Beurteilung, klar und übersichtlich, und vor allem von dem Verfasser selbst zu jedem Kapitel mit einem Quellennachweis über die Litteratur jedes Abschnittes und Kulturgebietes versehen. Es ist dies ein noch unentbehrlicheres Handbuch als der „Lógos spermatikós" für jeden, der in der Geschichte der Vorstellungen vom Zustande nach dem Tode arbeiten oder auch nur sich eine Übersicht über dies Gebiet verschaffen will.

Der christlichen Eschatologie ist in diesem Buche kein besonderer Abschnitt gewidmet (so wenig auch im „Lógos spermatikós" das neue Testament abgedruckt ist). Mit gutem Grunde; diese Kenntnis darf und muß bei deutschen Lesern vorausgesetzt werden; indessen wird die christliche Anschauung in der Einleitung und Schlußbetrachtung zum Vergleiche herangezogen.

Dies Werk ist in noch höherem Maße und weiterem Umfange als das erst-besprochene ein wichtiger Beitrag zur vergleichenden Religions- und Kultur-Wissenschaft. Dasselbe ist aber nichts weniger als trocken geschrieben. Im Gegenteil sagt der Verfasser ganz mit Recht in seinem Vorwort:

> Die Natur des behandelten Gegenstandes brachte es mit sich, daß sich zuweilen unwillkürlich zu vieles Empfinden in das Denken mischte, und daß dadurch die Nüchternheit und strenge Folgerichtigkeit der Erörterung hier und da unterbrochen wurde . . . Aber eine lebendigere nicht bloß an den Kopf, sondern auch an das Herz sich richtende Darstellung hat bei diesem Thema ihr volles Recht.

Wie wir hierin dem Verfasser beistimmen, so erscheint es uns auch sehr erfreulich, daß derselbe uns nicht bloß das viele Wissensmaterial in lebendiger Weise vorführt, sondern auch seine eigenen Anschauungen, zu denen er auf Grund dieser all-umfassenden Studien gekommen ist, ausspricht. Selbstverständlich können wir hier nicht den Inhalt dieses gewichtigen Werkes auch nur andeutungsweise durchgehen; es werden eben alle Kulturvölker der Erde darin systematisch behandelt; die eigenen Ansichten des Verfassers aber scheinen uns doch sehr der Hervorhebung wert.

Wesen und Ursprung der Seele müssen mit deren Bestimmung und Schicksal übereinstimmen; wie die Zukunft sein wird, muß auch die Vergangenheit gewesen sein; und die Lösung für beide Seiten wird im Wesen der Seele selbst zu suchen sein. Ist die Natur unserer Wesenheit ewig, so muß sie in der Vergangenheit unendlich sein, so gut wie sie es in der Zukunft ist. Eine halbe Ewigkeit, eine Ewigkeit, die heute oder irgend wann anfängt, ist ein logischer Widerspruch in sich selbst, eine völlige Unmöglichkeit. Daher ist also die Vorexistenz der Wesenheit jedes Individuums schon vor dessen Geburt eine unumgängliche Annahme; und wenn wir weiter fragen, wie denn der Mensch in dieser unendlichen Vergangenheit das geworden sei, was seine Wesenheit jetzt ist, so wird man ganz von selbst auf den Gedanken der allmählichen Entwickelung durch

immer wiederholte Verkörperungen hingeführt, wobei ja Zwischen- zustände der Vergeltung, der Seligkeit und der Verdammnis, nicht nur nicht ausgeschlossen, sondern vielmehr gerade so wahrscheinlich sind, wie jedem Tage eine Nacht folgt, — bis der nächste Tag anbricht.

Diese Wiederverkörperungslehre bespricht auch Spieß mehrfach, zuerst an der Hand von **Lessings** „Erziehung des Menschengeschlechts" (S. 43). Er nennt sie Rekurrenztheorie. Dabei verurteilt er natürlich in gebührender Weise die exoterische Auffassung derselben, den Gedanken der Seelenwanderung. Auch darin hat er sicher recht, daß, wenn die Wiederverkörperung ewig währte und keine Erlösung, keine Entwickelung zur Vollendung zuließe, sie die trostloseste Weltanschauung wäre, die man sich nur denken könnte; ebenso würde sie dann auch „gegen alle christlichen Voraussetzungen streiten" (S. 46). Am Schlusse seines Werkes aber, wo er das Ergebnis seiner Untersuchungen zusammenstellt und seine eigenen Anschauungen giebt, sagt er ganz vortrefflich:

Eine vorübergehende, sich durch eine, wenn auch lange, so doch begrenzte Reihe von Perioden hinziehende Wanderung und Wandelung der Seele ist dagegen eine Vorstellung, mit welcher wir uns eher befreunden können, wenn wir sie von dem Gesichtspunkte eines Durchlaufens von Stadien der Entwickelung betrachten. Da eine solche Seelenwandelung nicht von Rückerinnerung begleitet ist, so setzt sie nach der Seite des vergangenen früheren Zustandes einen Tod voraus. Endlich aber muß das Wandern durch verschiedenartige Zustände, welche ein vorläufiges Gericht darstellen und zugleich die Möglichkeit, einer reineren, vollkommeneren Existenz entgegenzustreben, bieten sollen, zu einem durch die Metamorphosen vorbereiteten Ende kommen und die Zeit der Zwischenzustände aufhören (558 f).

Uns erscheinen die Menschen mit ihrem Arbeiten und Streben, falls wir Unsterblichkeit und Vergeltung hinwegdenken, wie Figuren eines Transparentes, aus dem man das alles erleuchtende und belebende Licht fortgenommen hat. Das Leben aus dem Gesichtspunkte des Todes, den Tod aus dem Gesichtspunkt der Unsterblichkeit zu betrachten, das dünkt uns wahre Weisheit, das ist die praktische Lehre, welche wir als das Ergebnis unserer Untersuchung gewonnen haben. —

Blicken wir **hinter** uns, so finden wir in unserm Leben lauter Vorsehung. Warum nicht auch **vor** uns? Der scheinbar zwecklose Kreislauf der Vergänglichkeit gewinnt Grund, Gehalt und Ziel, wenn wir ihn im Lichte der Geschichte betrachten; er gestaltet sich uns als Entwickelung und Fortschreiten zur **Vollendung** hin. Und wie durch die Umdrehung des Rades der Zeit Generationen auftauchen und niedersinken, Jahrhunderte kommen und gehen, so erfüllt sich für den Einzelnen die Kette von Jahresringen dadurch, daß Abend und Morgen, Anfang und Ende sich ablösen und aneinander reihen; aber wer seiner himmlischen Berufung eingedenk ist, läßt das flüchtige Leben nicht ungenutzt verrinnen. sondern arbeitet zu seinem Teile daran, „daß jeder seinen Kreis vollende, den ihm der Himmel auserſehen" (594).

Das halten auch wir für die Quintessenz aller Religion und aller wahren Lebensweisheit. Vor allem aber fühlen wir uns vollkommen im Einklang mit Dr. Edmund Spieß, insofern wir glauben, die Grundgedanken seiner eschatologischen Anschauungen zusammenfassen zu dürfen in die Worte **Unsterblichkeit** und **Vergeltung**, vermittelt durch die Wiederkehr der Auferstehung oder deutlicher gesagt, der **Wiederverkörperung**.

Eine möglichst allseitige Untersuchung und Erörterung übersinnlicher Thatsachen und Fragen ist der Zweck dieser Zeitschrift. Der Herausgeber übernimmt keine Verantwortung für die ausgesprochenen Ansichten, soweit sie nicht von ihm unterzeichnet sind. Die Verfasser der einzelnen Artikel und sonstigen Mitteilungen haben das von ihnen Vorgebrachte selbst zu vertreten.

Kürzere Bemerkungen.

Nach Meister Eckhardt.

Je stärker deine Lust
Sich kehrt zu äußern Dingen,
So schwerer wird es dir,
Davon dich loszuringen;
Je größer deine Lieb'
So schwerer wird das Leiden,
Sobald es einmal gilt,
Davon dich abzuscheiden. A. E.

Das Gute so nah!

Max Müller über den Buddhismus.

Eine hübsche Anekdote machte letzthin die Runde durch die indischen Zeitungen.[1]) Ob sie genau wahr ist, scheint uns gleichgültig; jedenfalls könnte sie es sein, und sie scheint uns treffend zu charakterisieren, in welch hohem Maße auch die Indier die feinsinnige Art unseres großen Orientalisten und Religionsforschers Prof. F. Max Müller in Oxford würdigen. Während dessen Anwesenheit in Glasgow zum Zwecke der Gifford-Vorlesungen wurde demselben ein Festessen von dem Klub der Universität Glasgow gegeben, wozu sich eine ausgewählte Gesellschaft unter dem Vorsitze des angesehenen Theologen David Hunter zusammenfand. In seiner Erwiderung auf die an ihn gerichtete Ansprache des Vorsitzenden soll dann Max Müller u. a. folgende Anekdote erzählt haben:

Vor einigen Jahren kam ein hervorragender japanischer Staatsmann, der Gesandter in Washington gewesen war, auf seiner Rückreise durch England und suchte auch mich in Oxford auf, wie er sagte, für eine halbe Stunde. Er traf mich gerade beim Frühstück; trotzdem empfing ich ihn. Und was wollte er? „Sie kennen alle Religionen", redete er mich an. „Nun bedenken Sie, daß ich ein gebildeter Mensch bin; natürlich brauche ich keine Religion, aber das Volk in Japan bedarf einer Religion. Ich habe nur eine halbe Stunde Zeit; aber können Sie mir nicht raten, was für eine Religion wir nehmen sollen? Sagen Sie, bitte, nicht: das Christentum; denn, wie sie wissen, ist das Christentum in Japan so sehr mit politischen Fragen verquickt, und die Christen haben sich bei uns als so gefährliche Unterthanen

[1]) Hindu Patriot, Febr. 1889; Theosophist, März 1889; Buddhist I, 76.

erwiesen, sogar als Petroleusen. Es kann daher wirklich das Christentum nicht sein; aber irgend eine Religion, die Sie uns empfehlen, würde ich gerne befürworten." — Ich antwortete ihm: „Exzellenz, haben ja eine sehr gute Religion in Japan; Sie haben den Buddhismus. Versuchen Sie doch zunächst, einmal wirkliche Buddhisten zu sein, nicht bloß Buddhisten dem Schein und der äußeren Form nach. Versuchen Sie doch das zu sein, was Buddha wollte, daß Sie sein sollten. Wenn Sie dann wieder einmal nach England kommen und eine halbe Stunde übrig haben, teilen Sie mir doch die Erfahrungen mit, welche Sie gemacht haben." H. S.

Odlicht-Wahrnehmung.

Vor circa 20 Jahren, als ich noch mit meiner jüngern Schwester bei meinem Vater lebte, litt letzterer oft und längere Zeit an heftigen Rückenschmerzen, sogen. Hexenschuß und es wurde ihm geraten, sich mesmerisieren zu lassen. Er ließ nun den bekannten Heilmagnetiseur Kramer kommen, welcher ihn täglich behandelte. Dieser blieb stets mit meinem Vater allein und mußte dann bei seinem Fortgang unsern ziemlich dunklen Hausgang passieren. Gewöhnlich hatte er Hut und Überrock an einen Kleiderrechen auf dem Gange hängen und es fügte sich öfters, daß ich und meine Schwester über den Gang gingen, wenn er sich anzog.

Jede von uns sah hierbei deutlich und hell, daß aus jeder seiner Handflächen kleine, ganz lichte Strahlen — wie Sonnenstrahlen, die sich durch ein Fenster brechen — ausströmten und einmal gingen auch von seinen Augen solche Strahlen aus. Es fehlten diese lichten Strahlen nie, so oft wir ihn im Dunkeln sahen; mein Vater und unsre Magd konnten dieselben nicht sehen und lachten uns aus; meinem Vater half übrigens damals das Mesmerisieren nicht. Bertha Mutschlechner.

Rätselhafte Erscheinung bei einem Todesfalle.*)

Die Schullehrer-Zöglinge[1]), die von Zeit zu Zeit Nachricht bekamen von dem jammervollen Zustand der Mutter (Sophie Zeller) hielten inzwischen an im Gebet um Erquickung und baldige Erlösung der Sterbenden. Die Kinder aber, schon lange gewöhnt zu hören von der leidenden und sterbenden Hausmutter, ließen sich an diesem letzten Tage ihres Lebens, obwohl immer wieder benachrichtigt von dem Jammer, in seltenem Leichtsinn und Mutwillen gehen, spielten im Hofe ihre gewohnten lebhaften Spiele und sprangen singend und lachend das Haus auf und ab. Abends vor neun begann das letzte Stadium des Todeskampfes. Wir Kinder und die abwartenden Personen standen um das Bett herum. Sie (die Mutter) ließ sich mit einem tiefen Atem aus ihrer sitzenden Stellung in die Kissen zurückfallen und legte sich den Kopf zurecht zum letzten Kampfe. In demselben Augenblicke ertönte im Hausgang vor dem Zimmer ein ent-

*) Aus der Biographie der „Mutter Zeller" (Frau Sophie Zeller) in Beuggen, 3. Aufl., Basel, Verlag von C. F. Spittler, S. 66; von einem der Söhne der Frau Zeller verfaßt.

[1]) Herr und Frau Zeller waren Hausvater und Hausmutter in der Erziehungsanstalt für Kinder und dem damit verbundenen Schullehrer-Seminar in Beuggen.

etzliches, Mark und Bein durchdringendes Geschrei. Wir verließen mit Ausnahme einer einzigen Person das Sterbebette, um zu sehen, was geschehen sei. Es waren die Mädchen des oberen Schlafzimmers auf gleichem Boden (Stockwerk). Sie schrieen aus vollem Halse und wollten erzählen, aber wir konnten kein Wort verstehen. Endlich konnten wir durch Zusammensetzung einzelner Angaben folgendes vernehmen:

Die Mädchen waren in ihrem Schlafzimmer in einem Halbkreis um ihre Lehrerin versammelt, um ihre Abendandacht zu halten. Da erhielten sie alle im gleichen Augenblick einen Schlag vom Kopf an durch den ganzen Leib, so daß sie alle mitsamt der Lehrerin zu Boden stürzten und unter- und übereinander herumlagen. Es dauerte geraume Zeit, bis sie sich aufrichten und aus dem Schlafzimmer hinaus in den Gang gelangen konnten, wo sie dann ihr Jammergeschrei erhoben. Es hielt schwer, sie zur Stille zu bringen und sie zu bewegen, wieder in ihr Schlafzimmer und ins Bett zu gehen. Die Hinweisung auf die nun sterbende Hausmutter vermochte sie endlich, willig und lenksam wie Schäflein, ihr Lager aufzusuchen und sich stille zu verhalten, bis sie alle einschliefen.

In derselben Nacht, den 27. Juli 1858, starb Frau Zeller.

M. Wellmer.

Ein merkwürdiger Mord.

In Luthers Tischreden [1]) wird folgendes merkwürdige Vorkommnis berichtet, welches in mehr als einer Hinsicht das Interesse okkultistischer Forscher erregt: „Dazumal sagte Herrn Dr. M. L. Dr. Gregorius Brück, Sächsischer Kanzler, dergleichen Exempel, wie zween vom Adel aus Kaisers Maximiliani Hofe einander todtfeind wären gewest, daß einer den andern zu erwürgen geschworen hatte. Des Nachts einmal ward der eine Edelmann mit des andern Schwert durch den Teufel erstochen, welches doch wieder in die Scheide war gesteckt worden und an das Bett oben angelehnet. Da das geschah und der Teufel den einen Edelmann ermordet hatte, da lag der andere in einem sehr schweren Traum und Schlafe und dünkt ihm nicht anders, denn als erstach er jenen; item sein Pferd hatte sich im Strau hin und her gewalzt, gestanden, gezittert und geschwitzt. Nu früh ward der im Bett todt gefunden. Viel hatten einen Argwohn und Verdacht, als hätte ihn jener erstochen, weil sie einander todtfeind waren und dazu sein Schwert blutig gefunden war, da er es doch nicht hatte gethan, sondern der Teufel. Also ward derselbe Argwohnswegen in's Gefängniß gelegt und als der Thäter gehalten. Aber da er beweisen konnte mit stattlichen Zeugen, daß er die Nacht über aus seiner Herberge nicht kommen wäre und es sich ausfündig machete, daß der Teufel diesen Mord begangen hatte, da ward dem Edelmann die Strafe gemildert. Und als er zum Tode verurtheilet, war dies das Urtheil: „Wenn man ihn auf den Platz vor das Gericht brächte, sollte man die Erde seines Schattens wegstechen und wegstoßen, und ihn da-

[1]) Ed. Förstemann, 3. Bd., S. 54.

gegen des Landes verweisen. Das heißet man mortem civilem, einen bürgerlichen oder gemalten Tod, weil er den andern zu erwürgen Willens gewest war."

Allerdings fehlen bei dieser Erzählung alle näheren Umstände; immerhin aber scheint ein übersinnliches Vorkommnis zu Grunde gelegen zu haben, welches an die Worte des Paracelsus erinnert: „Also ist es möglich, daß mein Geist ohne meines Leibes Hülff durch mein Schwert, einen andern erstech oder verwunde durch mein inbrünstig Begehren." [1]) — Sollte dieses Geschehnis vielleicht auf die Thätigkeit des Doppelgängers zurückzuführen sein? C. K.

Traumvision.

Als kulturelle Schnurre läßt der Pariser „Rappel" vom 29. Juli 1889 sich folgendes aus Konstantinopel berichten:

„Der Totengräber eines türkischen Begräbnisplatzes behauptet, eines Nachts dreimal nacheinander eine Vision gehabt zu haben, in der ein Greis zu ihm gekommen sei und ihn aufgefordert habe, er möge ihn doch wieder ausgraben, da „er es müde sei, länger im Grabe zu liegen". Erschreckt meldete der Totengräber dies Erlebnis der Polizei.

Sofort begab man sich nach dem Begräbnisplatze und öffnete das von dem erschienenen Greise bezeichnete Grab. In der That grub man auch aus demselben den Körper eines Greises aus, der noch sehr wohl erhalten war und durch seinen langen Bart der von dem Totengräber beschriebenen Vision glich. Aus einigen halb verwischten Buchstaben auf dem zugehörigen Grabstein ergab sich, daß der Greis ein Derwisch namens Suleiman war und vor 326 Jahren begraben worden war. Die Mohammedaner glauben dabei an ein Wunder, und der Sultan soll daselbst ein Denkmal errichten lassen wollen."

Die Traumvision dieses Berichtes könnte wahr sein; andernfalls könnte hier ein „frommer Betrug" vorliegen. Wahrscheinlich aber ist das Ganze eine „Zeitungsente". H. S.

Ein internationaler Kongreß für menschlichen Magnetismus

zur Verbreitung der Kenntnis seiner Anwendung, um Krankheiten zu heilen oder lindern, wird vom 21. bis 27. Oktober 1889 in Paris abgehalten. Ehren-Präsident desselben ist Dr. med. Puel (Pariser Fakultät), Vorsitzender Abbé de Meissas Dr. theol., Vice-Präsidenten u. a. die DDr. med. Huguet de Vars, J. Gérard und Chazarin.

Die Teilnahme an dem Kongresse kostet 10 Francs. Alle Anmeldungen, Anträge, Eingaben u. s. w. sind bis zum 1. Oktober zu richten an den General-Sekretär des Kongresses, Monsieur Millien in Paris, 13 place de la Nation oder an die Direktion des Journal du Magnétisme in Paris, 23 rue St. Merri. Das Beitrittsgeld ist durch Postanweisung einzusenden an den Schatzmeister des Kongresses Herrn Saintareille, Attaché des Finanz-Ministeriums in Paris, 5 rue des Beaux-Arts, oder ebenfalls an die Direktion des Journal du Magnétisme.

Eine Empfehlung der Teilnahme an diesem Kongresse ist hier wohl überflüssig. H. S.

---

[1]) De ente spirituali.

Wie gefährlich das Hypnotisieren ist,

namentlich wenn es von Laien ausgeführt wird, beweisen die folgenden Mitteilungen eines Thurgauer Arztes im „Korrespondenzblatt für Schweizer Ärzte":

„Im Monat Dezember kam eine junge Frau in sehr aufgeregtem Gemütszustande in meine Sprechstunde und erzählte wie folgt: Bei einem befreundeten Arzt hatte sie Gelegenheit gehabt, zu sehen, wie einige Patienten durch hypnotische Suggestion behandelt wurden. Der betreffende Arzt hatte ihr das Schauspiel gestattet mit dem nachdrücklichen Bemerken, daß sie — welche Lust äußerte, die gesehenen Experimente zu wiederholen — sich ja dergleichen nicht einfallen lassen sollte. Aber die verbotene Frucht reizte. Zu Hause angekommen, fing die Frau an, in Gesellschaft einige Freundinnen zu hypnotisieren, und zwar mit einem — auch für sie selbst — ganz verblüffenden Erfolge. Die Experimente wurden in erweitertem Kreise wiederholt und u. a. auch ein 20jähriges, sonst gesundes und blühend aussehendes Mädchen zu hypnotisieren versucht. Die Hypnose wurde durch Ansehen, Bestreichen und Schlafsuggestionen erzeugt, gelang aber nicht so vollständig, wie bei anderen Mitgliedern der Gesellschaft. Gesichts- und Gehörtäuschungen konnten nicht suggeriert werden, wohl aber kataleptische und Lähmungszustände, wenn auch nicht perfekt. Der Sache müde und um ein empfänglicheres Objekt zu diesem „Gesellschaftsspiele" auszuwählen, suchte die hypnotisierende junge Frau die Halbschlafende durch Anblasen aufzuwecken. Aber das Mädchen kam nur unvollständig zu sich, sah ganz verstört aus, hielt die Hände vor die Augen, gab an, nur unvollständig zu sehen, konnte ihre Beine kaum heben und so schlecht gehen, daß sie mit mehrfacher Unterstützung aus dem Zimmer geführt werden mußte. Dort überfiel sie eine beängstigende Bangigkeit; der linke Arm, der vorher lahm suggeriert worden war, hing leblos herunter und bei Bewegungsversuchen traten kolossale klonische Zuckungen in dessen Muskulatur auf. Schließlich wurde die Betreffende von einem eigentlichen Schüttelfrost überfallen und mußte sofort zu Bett gebracht werden, woselbst sie nach starkem Schweiße bald einschlief, bewacht von der in größter Seelenangst befindlichen befreundeten Hypnotiseurin. Die Nacht verlief ruhig; aber morgens erwachte die Patientin mit Kopfweh, Schwindelgefühl und bleischweren Gliedern. Nachdem sie eine Zeitlang außer Bett war, stellten sich neuerdings Zuckungen im linken Arme ein und im Anschluß daran ein starkes Angstgefühl, das leichtsinnige Experiment könnte bleibende nachteilige Folgen nach sich ziehen. Diese Befürchtung trieb denn auch die junge Frau, welche hypnotisiert hatte, zu mir, und ich hatte Mühe, sie einigermaßen zu beruhigen. Ich anempfahl ihr, die Patientin nachmittags zu mir zu bringen, was denn auch geschah. Objektiv war nichts mehr nachzuweisen; die subjektiven Klagen erstreckten sich nur noch auf ein gewisses Schwächegefühl im linken Arme; kräftige Zusprüche und aufmunternde Worte („Suggestion im wachen Zustande") beseitigten auch dieses und die vorhandene Angst. Die betreffende Frau wird es sich aber ihr Lebtag nicht mehr einfallen lassen, hypnotische Experimente zu machen."

Mit der Frage des Hypnotismus und der Thätigkeit der Hypnotisten hat sich die Akademie der Medizin in Brüssel in einer Reihe von Sitzungen beschäftigt. Sie ist dabei zu folgenden, mit allen gegen eine Stimme gefaßten Beschlüssen gelangt: von der Gesetzgebung zu verlangen: 1. die öffentlichen hypnotischen Vorstellungen zu untersagen; 2. die Mißbräuche, die aus der Praxis des Hypnotisierens entstehen können, zu verhindern und dagegen einzuschreiten. Die Arbeiten der Akademie über diesen Gegenstand sind sehr interessant und umfassend, insbesondere der Bericht des Dr. Semal, sowie die in einer der letzten Sitzungen von

Prof. Crocq gehaltene Rede, in welcher dieser die schlimmen Folgen des Hypnotisierens in drei Punkten zusammenfaßt:

1. die beharrliche Schwächung des Willens und die wachsende Reizbarkeit der den Versuchen gewohnheitsmäßig unterworfenen Personen;

2. die Erzeugung gewisser Nervenkrankheiten, insbesondere hysterischer Erscheinungen und selbst des Wahnsinns;

3. die durch das Schauspiel der magnetischen Sitzungen erzeugte Ansteckung bei nervös prädisponierten Personen. Fr. G.

Vegetarier-Kongreß.

Wie uns mitgeteilt wird, erscheint aus Anlaß des vom 13.—17. September d. J. in Köln stattfindenden Internationalen Kongresses, veranstaltet vom „Deutschen Verein für naturgemäße Lebensweise" eine mit farbigem Umschlag versehene, reich illustrierte Festnummer der Zeitschrift „Der Vegetarier". Dieselbe erhält für alle Vegetarier und Freunde des Vegetarismus einen großen, dauernden und historischen Wert durch die Veröffentlichung der über 2 Seiten Groß-Quart füllenden Namenszüge und Denksprüche der hervorragendsten und bedeutendsten deutschen und englischen Vegetarier unserer Zeit. Der Inhalt wird ungefähr folgender sein:

Illustriertes (zweifarbiges) Titelblatt. — Festgedicht von Dr. Aderholdt. — Ansprache des Vorsitzenden des „Deutschen Vereins für naturgemäße Lebensweise", Lehrer E. Hering, in deutscher und englischer Sprache. — Biographie und photographische Abbildung des Universitäts-Professors Mayor zu Cambridge, I. Präsidenten der Großen Englischen Vegetarischen Gesellschaft. — Biographie und photographische Abbildung von Dr. Aug. Aderholdt zu Paris, des früheren Redakteurs der „Thalysia" (jetzt „Der Vegetarier"). — Namenszüge und Denksprüche der hervorragendsten und bedeutendsten deutschen und englischen Vegetarier unserer Zeit. — Wider das Sacharin, von Dr. med. Alanus. — Unser Brot, von Dr. Aug. Aderholdt. — Elfenerzählung, von Frau B. Mutschlechner. — Verschiedenes. — Anzeigen.

Die Fest-Nummer ist zu beziehen durch Hugo & Hermann Zeidler, Berlin C. 22, Münzstr. 1, gegen Einsendung von 60 Pf. in deutschen Reichspost-Marken. H. S.

Die magnetische Heilwirkung

ist der Gegenstand einer kleinen Schrift des Magnetopathen Gustav Adolf Wittig zu Zwickau i. S., welche offenbar für Laien und wohl hauptsächlich für seine Patienten bestimmt ist.[1]) In kürzestem Umfange werden die meisten der gewöhnlich mit diesem Gegenstande in Verbindung gebrachten Gesichtspunkte erörtert, Somnambulismus, Hellsehen, Fernwirkung, Wunder, Zauberei und dergl. Selbstverständlich wird der Hypnotismus scharf vom Mesmerismus unterschieden. Allopathie und das Naturheilverfahren unkundiger Wasserdoktoren werden abgelehnt.

Wir stimmen nicht in allen Einzelheiten mit dem Verfasser überein;

[1]) Die magnetische Heilwirkung 2c. Zwickau, Carl Möckels Verlag. 1889. 60 Pfg.

abweichende Ansichten aber sind für uns kein Grund, Schriften oder Personen, welche für ihre Bestrebungen ein gutes Ziel im Auge haben, nicht zu empfehlen. H. S.

„Rettung" eines Mediums.

Das Medium, um das es sich handelt, ist ein gewisser Herr Keeler in Amerika. Den Mitgliedern der „Seybert Commission" erscheinen seine Leistungen verdächtig. Herr Francis J. Lippitt übernimmt die Verteidigung des Mediums und schreibt zu diesem Zwecke an die obige Kommission drei Briefe, die wir jetzt zu lesen bekommen.[1]) — Für Personen, welche den in Frage stehenden mediumistischen Sitzungen beiwohnten, demnach in der Lage sind, sich ein selbständiges Urteil über ihre Echtheit zu bilden, mag diese „Rettung" ein Interesse haben; uns jedoch ist es schwer begreiflich, wozu solche „Verteidigungen" und „Entlarvungen" &c. veröffentlicht werden, da es doch klar ist, daß jene den Zweifler nicht zu bekehren, diese den Gläubigen nicht zu beirren vermögen. K. R.

Des Vaters Geheimnis.

Unter diesem Titel erscheint demnächst ein Roman von Sylvia Lugano, in welchem die Verfasserin, Frau Bertha Riedel-Ahrens, die von ihr im Augustheft 1888 unter der Überschrift „Fluchwirkung und Gewissensregung" aus ihrer eigenen Lebenserfahrung mitgeteilten Thatsachen dichterisch verwertet. Die Handlung ist dabei nach Holstein verlegt und der Stoff demgemäß heimatlich gestaltet. Das menschlich Wahre bleibt eben überall in gleicher Weise wahr; es mag aber manchen unserer Leser interessieren, zu sehen, wie solche Erlebnisse sich mit anderen Beobachtungen seelischer Konflikte und Stimmungen der äußeren und inneren Natur zu einem größeren Gemälde gestalten. Der Held des Romans, ein Arzt, ist als ein Mann der übersinnlichen Geistesrichtung geschildert. Auch dieses Buch, in Otto Jankes Verlag zu Berlin erscheinend, ist ein Zeichen der sich wendenden Zeit. H. S.

Die Eingeweihten.

Aus Paris geht uns soeben ein Werk von Eduard Schuré[2]) zu, welches für viele unserer Leser großes Interesse haben dürfte. Es stellt die Religionsgeschichte der Menschheit seit den Anfängen der Vedischen Weisheit bis auf die Begründung des Christentums hinunter unter dem Gesichtspunkte dar, daß alle Religionsphilosophie immer nur auf der gleichen esoterischen Erkenntnis beruht habe, welche in Griechenland den Kernpunkt der Mysterien bildete, bei den ersten Christen Gnosis genannt wurde, auch bei allen andern Völkern unter verschiedenen Namen und Gestalten bekannt war und bis in die vorgeschichtlichen Zeiten Indiens

[1]) Physical Proofs of another Life given in Letters to the Seybert Commission; by Fr. J. Lippitt. Washington 1888.

[2]) Les grands initiés, esquisse de l'histoire secrète des religions, bei Perrin & Co. Paris 1889, 8°, 554 Seiten.

und Ägyptens hinaufreicht. Das Buch, welches lebendig, anschaulich und formgewandt geschrieben ist, teilt sich in acht Abschnitte, deren jeder einem der großen religions-philosophischen Centren der Vergangenheit entspricht und den Namen des hervorstehendsten Meisters jeder dieser esoterischen Schulen trägt; Morgen- und Abendland reichen sich da im innigen Verständnisse die Hand. Diese Namen sind: Rama, Krischna, Hermes, Orpheus, Pythagoras, Platon, Jesus. H. S.

Das Walten der Natur.

Materialistische und anti-materialistische Anschauung.

Wilhelm Zenker in Wolfenbüttel hat soeben eine kleine Schrift herausgegeben, welche der Befürwortung einer übersinnlichen Naturauffassung gewidmet ist.[1]) In volkstümlicher Weise versucht es der Verfasser, sich der herrschenden Ansicht zu widersetzen, daß die Natur ein toter Mechanismus sei. Beleuchtung und Erwärmung unseres Planetensystems sind ihm elektro-magnetische Vorgänge, welche aber in einer allumfassenden intelligenten Urkraft der Welt ihre Grundlage haben. Sehr mit Recht weist er darauf hin, daß die Evolutionstheorie des Darwinismus ohne die Annahme eines Naturtriebes, der das ist, was sich entwickelt, unausdenkbar ist; und man sollte gleich hinzufügen, daß diese unzähligen, sich durch den Weltprozeß hindurch entwickelnden, wesenhaften Triebe alle notgedrungen bleibende und mithin wiederkehrende Individualitäten sein müssen.

Der Magnetismus ist dem Verfasser eine Äußerungs-Form der Weltseele, und speziell dem organischen Magnetismus ist ein Hauptteil des Buches gewidmet. Wir halten manche Einzelheiten der Schrift für unrichtig, billigen aber die Geistesrichtung derselben, welche wir in folgenden Sätzen am Schlusse ausgesprochen finden:

„Nicht aus den sozialen Bestrebungen infolge der bedrängten Lage der Gegenwart, sondern aus den Irrlehren (des Materialismus) entstammt die Unzufriedenheit der Massen, die religionslos sind. Diese (sogen.) „Wissenschaft" ist schuld daran welche hochtönend lehrt: „Sorgt für die Gegenwart; eine Zukunft giebt es nicht!" „Sorgt für euren Leib; einen Geist habt ihr nicht!" „Sorgt für die Befriedigung der Gelüste, denn der Mensch lebt nur einmal!" (S. 65.)

„Sobald der Mensch einsieht, daß er nicht nur des Essens und des Trinkens wegen da ist, und daß nicht bloß das Ablegen der Hülle (der Tod) dazu genügt, um ihn auf diejenige Stufe des großen Weltplanes zu stellen, auf der er stehen soll, zu dessen Endzwecke er seine Erfahrungen sammelt und sich veredelt . . . .: — dann wird die Ethik gehoben; der Mensch wird Mensch; sein Geist wird frei, und alle lieben sich wie Brüder." (S. 64.) H. S.

Das Gedächtnis und seine Pflege.

Über diesen Gegenstand liegt uns das sehr lesenswerte und nützliche

[1]) Die materialistische und anti-materialistische Anschauung über das Walten der Natur und die sich daraus ergebenden Consequenzen für die Ethik der Völker. Eine astrophysische Studie auf philosophischer Basis in kurzen Umrissen angedeutet. Sechste Auflage P. J. Achtelstetter, Braunschweig 1889, 67 Seiten

Buch von Holbrook [1]) vor. — Nach einer kurzen Einleitung, worin das Wesen des Gedächtnisses behandelt wird, geht der Verfasser zur Physiologie des Gedächtnisses über. Da das Gedächtnis seinen Sitz nirgends anders als im Gehirn hat, so steht es in engster Beziehung zu allen körperlichen Funktionen und Zuständen, welche auf das Gehirn einwirken. Unsere mnemonischen Fähigkeiten unterliegen dem Einflusse der Nahrung, der Beschaffenheit des Blutes, der narkotischen Mittel, der Ermüdung u. s. w.: dies alles wird hier meist in treffender Weise und bündigster Form untersucht. Der eigentliche mnemotechnische Teil der Schrift aber — von S. 57 an — ist der interessanteste. Wir heben einige Kapitel, als die in pädagogischer Rücksicht wichtigsten, besonders hervor. Es sind dies: „Die Gedächtniskultur in den Schulen" (S. 57 ff.), „Die Selbstkultur des Gedächtnisses" (S. 67 ff.), „Die Pflege des musikalischen Gedächtnisses" (S. 95 ff.), „Anweisung zum Behalten des Gelesenen (Mastering the contents of a book)" (S. 146 ff.), und „Die Kunst zu vergessen" (S. 148 ff.).

Wir wünschen der feinen und sehr bescheiden auftretenden Schrift die wohlverdiente Beachtung und Verbreitung auch diesseits des Ozeans.

R. v. K.

Ein Beitrag zur Spinoza-Forschung.

Spinozas Hauptwerk, die „Ethik", kann „unmöglich ein Werk aus einem Gusse" sein. „Vielmehr erscheint es sicher, daß Spinoza es schon 1665 zum Abschluß gebracht hatte, aber in einer Form, die von der heutigen in vielen Punkten bedeutend abwich, und daß es in den folgenden Jahren eine wesentliche Umarbeitung erfahren hat." Eine scharfsinnige und interessante Untersuchung von Arnold Schmidt [2]) will nun die ursprüngliche Gestalt (zunächst des 1. Buches) der „Ethik" wiederherstellen. — Wir glauben, daß die Lösung dieser durchaus nicht leichten Aufgabe dem Verfasser wohlgelungen ist und empfehlen seine kleine Studie allen Freunden des großen Denkers, mit dem sie sich beschäftigt. **R. v. K.**

Der Buddha spricht:

Selig der Mann, der zum Guten
  Lange den Sinn gewöhnt hat!
Ihm erglänzet das Antlitz
Rein — wie der Mond aus der Quelle
  Fleckenlos hervorblickt.

Wesenheit wird der Gedanke!
  Darum — sinne wahrhaft,
Meidend jede Bethörung!
Selig der Mann, der zum Guten
  Lange den Sinn gewöhnt hat!

5./6. 1889. **Menetos.**

---

1) M. L. Holbrook, How to strengthen the memory. Enlarged Edition. New York 1886. M. L. Holbrook & Co.

2) Kritische Studie über das 1. Buch von Spinozas Ethik. Von Dr. Arnold Schmidt. Berlin 1889. F. Schneider. 28 S.

Für die Redaktion verantwortlich ist der Herausgeber:
Dr. Hübbe-Schleiden in Neuhausen bei München.

Druck und Komm.-Verlag von Theodor Hofmann in Gera (Reuß).

SPHINX

VIII, 46. Oktober. 1889.

Sinnliche und übersinnliche Weltanschauung.

Von

Dr. Alois Vorda.

Es ist noch nicht so lange her, daß eine ziemliche Dosis persönlichen Mutes dazu gehörte, sich als Materialisten zu bekennen, und man entging als solcher nur schwer dem Leumunde eines gemeingefährlichen Individuums, oder einer sonstigen moralischen Steinigung. Just dasselbe Schauspiel wiederholt sich auch in unseren Tagen, nur daß dermalen die Bezeichnung „Spiritist“ als das rote Tuch erscheint; und auch darin ist noch ein Unterschied gegen damals zu bemerken, daß seinerzeit die Entrüstung sich mehr nach der Seite der Furcht neigte, während sie heute eine bedenkliche Neigung zum Spotte zeigt. Gewiß deshalb, weil sich hinter dem neueren Namen eigentlich ein alter Bekannter verbirgt, der uns auf altem Pergament- und Löschpapier vergangener Jahrhunderte oft genug begegnet, den wir aber, aufgeklärt wie wir schon einmal sind, mit dem Schlagworte „Aberglaube“ auch wirklich endgültig totgeschlagen zu haben meinten. Und nun rührt er sich doch wieder; merkwürdig!

Aber gerade dieses Wiederaufleben von längst Totgeglaubtem sollte den besonnenen Denker stutzig machen und wenigstens dazu einladen, diese merkwürdige Erscheinung mit dem überschauenden Blicke des Historikers nach dem Rezepte des alten Tacitus, „sine ira et studio“ zu betrachten; und — eine solche Betrachtung ist eben der Zweck dieser Zeilen. Unserer kampflustigen Zeit ist die Fähigkeit, fremde Meinungen mit Ernst und Wohlwollen zu untersuchen, fast abhanden gekommen, und wenn es so weiter geht, laufen wir Gefahr, unseren alten Ehrennamen eines Volkes der Denker an unsere westlichen Nachbarn zu verlieren und dafür den minder ehrenvollen eines Volkes der Spötter einzutauschen.

Nicht minder als die Unverwüstlichkeit dieser Erscheinung müßte zum anderen auch das schon oft angeführte, aber immer zu sehr auf die leichte Achsel genommene Argument zur Untersuchung einladen, daß Männer, die wir als Leuchten der Wissenschaft verehren, wie Wallace, der Mitarbeiter Darwins und Mitbegründer seiner Theorie, Zöllner, der

Astrophysiker, Crookes, der berühmte Chemiker, in der ersten Reihe derer stehen, die sich zu der neuen Lehre oder dem alten Aberglauben — es ist Geschmackssache, wie man sagen will — bekennen.

Um diese Erscheinung zu begreifen, muß man auf jenen Mann zurückgehen, der den Angelpunkt aller geistigen Bewegung der neuesten Zeit bildet, auf Kant. Hundertundacht Jahre sind es her, seit der Königsberger Professor seine „Kritik der reinen Vernunft“ in die Welt schickte, jenes Buch, das ihm von Moses Mendelssohn das großartige Beiwort des „Alleszermalmenden“ eintrug. Anstatt, wie seine Vorgänger gethan, aus seiner Erkenntnis heraus ein Ausgangsdogma zu konstruieren, auf welchem dann durch logische Schlüsse der Bau eines Systems aufgerichtet würde, unternahm er es zunächst, dieses Erkenntnisvermögen selbst zu untersuchen, seine Zuverlässigkeit und seine Grenzen zu bestimmen, und gelangte auf diesem Wege zu dem Resultate — das wir alle kennen und nur der Vollständigkeit wegen in möglichst knapper und gemeinverständlicher Form wiederholen — daß unsere Erkenntnis an gewisse Formen gebunden und durch sie beschränkt sei; daß wir die Dinge im Raume ausgedehnt, in der Zeit geschehend, und durch das Verhältnis der Ursächlichkeit — der Kausalität — miteinander verknüpft wahrnehmen, ohne daß deshalb die Dinge an sich, die als das wirklich Bestehende unserer Anschauung zu Grunde liegen, auch wirklich an Raum, Zeit und Kausalität gebunden sein müßten.

Wie eine farbige Brille dem Schauenden alles in die betreffende Farbe getaucht erscheinen läßt, so können auch wir, was wir auch immer wahrnehmen mögen, dies nur als im Raume ausgedehnt, in der Zeit geschehend wahrnehmen, und die Wahrnehmung alles dessen, was nicht räumlich oder zeitlich zur Anschauung kommen kann, bleibt uns verschlossen. Wie aber derjenige, der durch die rote Brille alles rot sieht, ein Thor hieße, wenn er behaupten wollte, daß es kein Grün und Blau und Gelb gäbe, so wäre es gleich thöricht von uns, behaupten zu wollen, daß nur das, was wir wahrnehmen, also das, was räumlich, zeitlich und kausal zur Anschauung kommt, bestehe, und daß es just so beschaffen sein müsse, wie wir es wahrnehmen.

Im Gegenteile, nur ein geringer Teil der wirklichen Dinge, des wirklich Bestehenden ist unserer Wahrnehmung zugänglich, nämlich diejenigen, welche zur Anschauung durch die gefärbten Gläser des Raumes und der Zeit tauglich sind, und auch diese nur in dieser einen Beleuchtung, welche die Brillen unserer Vernunft zulassen. Mag, was immer seit jeher bestehen: wir werden es erst als existierend erkennen, wenn es sich im Raume begrenzt und in der Zeit ereignet, und haben kein Recht, es mit seinem Entschwinden aus dem Raume, aus der Zeit, aus der Welt der Erscheinungen überhaupt, als nicht mehr existierend zu betrachten. Es ist damit — um ein grobsinnliches Beispiel anzuführen — wie mit den kosmischen Meteoren, von denen behauptet wird, daß sie erst mit dem Eintritt in die Erdatmosphäre, durch den Widerstand dieser zum Glühen erhitzt und dadurch sichtbar werden.

So verblüffend früheren Geschlechtern diese Lehre auch vorkommen mochte, so ganz neu war sie doch nicht. Ein Volk, ja die maßgebende Mehrheit, der Menschheit bekehrt sich nicht zu der Erfindung eines einzelnen, wenn derselben nicht aus der Tiefe des gemeinsamen Denkens und Fühlens Verwandtes entgegenklingt; Kant hat damit nur etwas endgültig formuliert, was seit jeher aber noch unklar und verworren in der indogermanischen Weltanschauung geschlummert hat.

Der rühmlichst bekannte Universalhistoriker Büdinger von der Wiener Universität hat vor neun Jahren in seiner Studie „Raum und Zeit bei den Indogermanen" auf sprachvergleichendem Wege festzustellen gesucht, „wie weit die beiden so eng verbundenen und einander ergänzenden Vorstellungen von Zeit und Raum als ein ursprüngliches und für die Auffassung von den übersinnlichen Dingen erhebliches Gemeingut des indogermanischen Völkerzweigs nachweisbar seien"; und ist dabei zu dem Resultate gelangt: „Daß eine Hauptlehre Kants" — eben diese Idealitätslehre — „mit einer Grundanschauung indogermanischen Geistes stimme, die in der ursprünglichen Fassung von Schicksal und Götterursprung ihren Ausdruck fand."

Ja schon mehr als tausend Jahre vor Kant ist in einem indischen Lehrbuche, Shankaras Kommentar zu den Brahma-Sutras des Badarayana, klar und deutlich an einer Stelle ausgesprochen, daß Brahman — so nennt der Inder das Wirkliche, an und für sich Bestehende — raum- und zeitlos sei, und an einer andern Stelle wird dem „Brahman" auch die Kausalität abgesprochen.

Von dieser Lehre nun, die, wie wir sehen, nicht bloß die Ausgeburt eines deutschen Professorengehirnes, sondern indogermanisches Gemeingut ist, stammt alle neuere und neueste Philosophie. Sogar der Materialismus könnte in eine der strahlenförmig von Kant auslaufenden Reihen gebracht werden, insofern nämlich, als er sich darauf beschränkt, die Dinge, wie sie sich innerhalb der Kantischen drei Anschauungsformen darstellen, zu betrachten und zu untersuchen, unbekümmert darum, was jenseits dieser dieser Anschauungsformen liegen möge. — Unbekümmert? das könnte man ja gelten lassen. Den sinnlichen, empirischen Sperling in der Hand der übersinnlichen Taube auf dem Dache vorzuziehen, das würde ja nur von weiser Selbstbeschränkung zeugen, die dem Geschmacke des alten Kant gar nicht so sehr zuwiderliefe. Aber das ist's, was den Materialismus von Kant, ja eigentlich von aller Philosophie doch wieder scheidet, daß alles Übersinnliche nicht nur ignoriert, sondern frischweg geleugnet wird.

Und das ist es andererseits auch wieder, was allen Anzeichen nach bewirken wird, daß der Materialismus auf die Dauer dem indogermanischen Volke nicht genügt, weil dieses zwar für Zeiten unter dem mächtigen Eindrucke großer naturhistorischer Errungenschaften vom Übersinnlichen zum Materiellen abgelenkt werden kann, aber nie sein vom Urbeginn bestehendes, starkes, transscendentales Bedürfnis und seine metaphysischen Fähigkeiten gänzlich abstreifen wird. Denn so viel man auch

die Naturforschung als das A und O aller menschlichen Erkenntnis darstellen mag; so zahlreich auch das Rüstzeug geworden sein mag, mit dem man nun der Welt der Erscheinungen zu Leibe gehen kann — ein unerklärbares Letztes, ein unentdeckter Rest bleibt immer noch; die Natur selbst weist den Forscher mit dem Finger in jene Richtung, wo die Straße der Sinnlichkeit sich ins Übersinnliche verliert —;

„Und was sie dir nicht offenbaren mag,
Das zwingst du ihr nicht ab mit Hebeln und mit Schrauben."

Wenn nun der oben erwähnte Fall einträte, daß etwas, was vorher der Welt der Erscheinungen nicht angehörte, plötzlich und scheinbar unvermittelt in die Welt der Erscheinungen träte, wenn etwas unerwartet den Anschauungsformen zugänglich würde, was vorher außerhalb derselben lag, wenn plötzlich eine Anschauung stattfände, die den mechanischen und physikalischen Gesetzen der materialistischen Naturlehrer nicht entspräche: so bliebe naturgemäß für den Materialisten kein anderer Weg offen, als diese, nach seiner Ansicht abnorme, Erkenntnis zu leugnen, indem er sie als Schwindel, oder als unabsichtliche Täuschung erklärt. Nun, dieser angenommene Fall tritt wirklich ein. Alle die Erscheinungen, die man mit den Namen des Hellsehens, des zweiten Gesichts, der Wahrträume, des Geistersehens, des animalischen Magnetismus mehr oder weniger richtig benennt, bezeichnen ebenso viele Ausnahmen von den mechanischen Gesetzen, die der Materialist aufgestellt hat, sind ebenso viele Zeugnisse von dem Hereinragen einer übersinnlichen Welt in unsere sinnliche Wahrnehmung. Der größte Philosoph seit Kant, der trotz aller seiner Schrullenhaftigkeit als einer der schärfsten Denker bekannte Schopenhauer, hat diesbezüglich schon vor Jahren den Ausspruch gethan: „Wer heutzutage die Thatsachen des animalischen Magnetismus und seines Hellsehens bezweifelt, ist nicht ungläubig, sondern unwissend zu nennen."

In seinem „Versuche über das Geistersehen und was damit zusammenhängt" würdigt dieser Forscher alle die genannten geheimnisvollen Vorgänge einer ebenso objektiven als eingehenden Untersuchung und, — mag auch manches Detail-Resultat infolge der seither vermehrten Erfahrung und eines vorgerückteren Standes der Physiologie einer Modifikation bedürftig sein —, der bleibende Kern seiner Forschungsresultate, der auch heute noch Geltung hat, ist: das Reale in allen Erscheinungen, das Ding an sich, ist frei von den Formen des Intellektes, Zeit und Raum, kennt also auch den Unterschied von Nähe und Ferne, Gegenwart, Vergangenheit und Zukunft nicht. Wenn daher jemand anders als mit seinem durch Raum und Zeit beschränkten Menschengehirne anschauen könnte, müßte er Vergangenes, könnte Zukünftiges erfahren, könnte mit Leuten, die nach unserer gewöhnlichen Anschauung nicht mehr sind, noch verkehren.

Nun giebt es aber gut verbürgte Fälle von solchen merkwürdigen Ereignissen, folglich giebt es auch außer der natürlichen Anschauung durch das Gehirn eine andere, die man allenfalls die somnambule nennen kann, welche nicht unrichtiger, sondern im Gegenteile richtiger als das sogenannte wache Gehirn die sonst verschleierte oder gefärbte Wirklichkeit zeigt.

Nun, gegen die Richtigkeit dieser Schlußfolgerungen hat wohl noch niemand etwas einwenden können. Es giebt daher für die Negierung ihres Endresultates nur zwei Standpunkte: den prinzipiellen der wissenschaftlichen Materialisten, welche die Idealitätslehre des größten aller Philosophen, Kant, überhaupt nicht anerkennen, und zum zweiten den subjektiven Unglauben derjenigen, denen „so etwas noch nicht vorgekommen ist", und die nur glauben, was sie mit ihren beiden Augen sehen. Beide kehren sich gegen die Überlieferung jener Thatsachen, die zu den Schlußfolgerungen geführt haben, beide haben keine andere Wahl, als denjenigen der für solche Thatsachen einsteht, entweder für geistesgestört oder für verlogen zu erklären.

Da sagt nun wohl Schopenhauer selbst: „Gegen dies letztere aber spricht in vielen Fällen teils der Charakter des ursprünglichen Erzählers, teils das Gepräge der Redlichkeit und Aufrichtigkeit, welches seine Darstellung trägt, mehr als alles jedoch die vollkommene Ähnlichkeit in dem ganz eigentümlichen Hergang und Beschaffenheit der angeblichen Erscheinungen, so weit auseinander auch die Zeiten und Länder liegen mögen, aus denen die Berichte stammen."

Aber Schopenhauer mußte ja dann selbst in eine von den beiden genannten Kategorien einzureihen sein? Demjenigen, der so weit gehen wollte, bliebe indes doch noch folgendes zu bedenken.

Sollte jeder alle Autorität abschwören, jeder nur das glauben und zu wissen annehmen, was er mit eigenen Augen sieht, mit eigenen Ohren hört, dann wüßte er so viel wie nichts, dann wäre jede Wissenschaft unmöglich, weil keine den Autoritätsglauben gänzlich entbehren kann. Nicht jeder kann sich von den Monden des Saturn, oder von den Ringgebirgen des Mondes, oder von den Erscheinungen des Artenwechsels und der Vererbung aus eigener Anschauung überzeugen, nicht jeder kann jeden Logarithmus nachrechnen und die Daten in Brehms Tierleben selbst kontrollieren — und doch nimmt man keinen Anstand, die merkwürdigsten Dinge zu glauben, weil sie durch wissenschaftliche Autoritäten festgestellt sind. Wollte man so weit gehen, wie jene Skeptiker um jeden Preis, dann käme man konsequenterweise dahin, zu erklären: daß das Quadrat der Hypothenuse gleich sei der Summe von beiden Quadraten der Katheten, könne ganz gut nur eine von den Mathematikern ausgeheckte Utopie sein, die man als ein wissenschaftlicher Mann frischweg leugnen dürfe; denn sobald Hinz oder Kunz sich durch Studium oder Anschauung von der Wahrheit dieser Sache überzeugt, gehöre er ja auch schon zur Gilde dieser Auguren, und es sei kein Verlaß mehr auf ihn.

Keine Wissenschaft kann ohne Autoritätsglauben bestehen. Ich will nicht reden von der Geschichtsforschung; aber man nehme nur jene naturhistorische Richtung, die bei den Gebildeten der Gegenwart fast allgemeine Geltung hat, den Darwinismus: Wie viele derjenigen, die sich zu ihm bekennen, haben denn Gelegenheit gehabt, die Beobachtungen, welche Darwin seiner Lehre zu Grunde gelegt hat, auch selbst zu machen, oder zu prüfen? Und selbst den in der Minorität stehenden Gegnern der

Descendenzlehre fällt es nicht bei, die beobachteten Thatsachen selbst und mit ihnen die Redlichkeit des Beobachters in Zweifel zu ziehen, sondern sie wenden sich nur gegen die aus dem Beobachtungsmateriale gezogenen Schlußfolgerungen. Da hat nun aber der Zufall die Bosheit gehabt, es so zu fügen, daß der verläßlichste, ja der einzige Mitarbeiter Darwins, eben jener schon genannte Wallace, auch eine Reihe jener Thatsachen beobachtet und beschrieben hat, die in das erwähnte von Schopenhauer behandelte Kapitel gehören. Und da geschieht nun das Merkwürdige: So oft er eine den Darwinismus betreffende, naturhistorische Beobachtung anführt, ist die ganze Welt voll Bewunderung und Vertrauen; sobald er aber eine sogenannte „spiritualistische Thatsache" erwähnt, ist sofort sein ganzer Kredit dahin.

Mit dem Einwurfe, daß das eine eben glaublicher, plausibler sei als das andere, kommt man da nicht aus, denn kein Kriterium ist subjektiver und trügerischer als das der sogenannten Plausibilität: nichts mag den vorgaliläischen Geschlechtern undenkbarer und unsinniger vorgekommen sein, als die Behauptung, daß die Erde sich bewege. Der wahre Grund dieses sonderbaren Widerspruches ist vielmehr darin zu suchen, daß die jüngstvergangene und gegenwärtige Zeit weit mehr die Neigung besitzt, sich mit materiellen und naturhistorischen Dingen zu befassen als mit den sogenannten übersinnlichen, daß Thatsachen jener Art ihr somit augenblicklich näher liegen und deshalb verwandter, also auch glaublicher erscheinen.

Hat aber diese Neigung immer bestanden, oder wird sie immer bestehen? Ist diese Negierung des Übersinnlichen der bleibende Höhepunkt der geistigen Entwicklung, die Quintessenz alles menschlichen Wissens? Die Geschichte giebt darauf eine höchst lehrreiche Antwort. Mit einer gewissen Regelmäßigkeit können wir beobachten, daß auf materiell gesinnte Perioden, welche geneigt waren, alles Übersinnliche zu ignorieren oder gar zu leugnen, immer wieder eine Zeit folgte, welche sich von der Materie verachtungsvoll abwandte und im Transscendentalen ihr alleiniges Heil suchte. Keiner von denen, welche diese Erscheinung von der höheren historischen Warte überblicken, wird er wagen dürfen, der einen von beiden Strömungen auf Kosten der anderen Recht zu geben, sondern wird erkennen, daß auch hier die Wahrheit in der Mitte liegt; daß nämlich jener Gruppe von Erscheinungen, welche man unter dem Namen der naturhistorischen oder materiellen begreift, eine zweite gleichwertige, die der übersinnlichen gegenübersteht.

Je nach der augenblicklichen Neigung oder dem Bedürfnisse der Zeit schenkt die Menschheit der einen oder der anderen von beiden größere, ja ausschließliche Beachtung, und so pendelt der Menschengeist von der materiellen zur transscendentalen Seite und zurück, immer hin und her, bei dem äußersten Ausweichungspunkte immer glaubend, daß er nun und jetzt das Bleibende und Richtige gefunden habe. Wenigen überschauenden Geistern und vereinzelten Zeitpunkten aber wird es klar, daß keine von beiden Schwingungsgrenzen die andere ausschließt, daß vielmehr die beiden Endpunkte des Schwingungsbogens dem Umfange eines und desselben Kreises angehören.

Die Neigung und das Bedürfnis — das ist das Entscheidende. Eine Weltanschauung ist nichts, was sich beweisen läßt. Wohl mag eine Anzahl von wissenschaftlich bewiesenen Einzelwahrheiten das Material zu einer jeden liefern; aber die Zeit baut aus diesen Ziegeln, was sie gerade braucht, ein Münster so gut wie eine Markthalle. Die wissenschaftlich beglaubigten Thatsachen des Darwinismus z. B. schienen — so meinte man — vor allem tauglich zu einem materialistischen Gebäude; und doch ist der Mitbegründer des Darwinismus, Wallace, unter die Spiritualisten gegangen, und weder ihm noch seinen Gesinnungsgenossen fällt es ein, dem Darwinismus abzuschwören; ja sie behaupten sogar, daß ihre Lehre nur eine Erweiterung, eine Fortbildung derjenigen Darwins ist.

Die Neigung und das Bedürfnis! — Schon beginnt man jetzt die beschränkte Genügsamkeit abzulegen, die sich allein von der naturhistorischen Betrachtung der Dinge befriedigt erklärte, und wendet sich auch der Beobachtung jener zweiten Gruppe von Erscheinungen, der übersinnlichen, zu, aber nicht in der beschränkt gläubigen Weise der Vorzeit, die am Kreuzweg und am Rabensteine ihr Unwesen trieb, sondern in kühler, nüchtern zusehender Weise. So hat sich eine neue Wissenschaft der Experimentalpsychologie gebildet, welche von mehreren gelehrten Gesellschaften mit Eifer und Besonnenheit getrieben wird, und deren Vertreter an die Mitwelt keinen anderen Anspruch erheben, als den, daß man sie ruhig gewähren lasse, daß man nicht in jedem Spiritisten ein borniertes oder halbverrücktes Individuum und auch nicht in jedem, der sich mit übersinnlichen Dingen befaßt, einen „Spiritisten“ sehe, sondern einen Forscher nach Erscheinungen, die wohl des Forschens wert sind. Deshalb möge man ohne Anatheme und Scheiterhaufen abwarten, was diese Forschung zu tage fördert.



Die Hexen und die Medien.

Eine kulturgeschichtliche Parallele.

Von

Dr. Carl du Prel.

(Schluß.)

Newton, der Entdecker des Gravitationsgesetzes, gestand zu, nicht zu wissen, was die Schwere sei. Es wäre demnach unlogisch, die Erscheinung der Gewichtsveränderung darum zu verwerfen, weil sie der uns rätselhaften Schwerkraft widerspreche. Noch weniger Grund dazu besteht, wenn in der That die Gravitation nur ein Spezialfall elektro-magnetischer Anziehung sein sollte; denn in allen mit mystischen Erscheinungen verknüpften Zuständen spielt der tierische Magnetismus eine Rolle, der durch eine ganze Reihe von Analogien seine Verwandtschaft mit dem mineralischen Magnetismus kundgiebt. Da nun dieser, je nach seiner Anwendung, durch Hinzufügung eines Anziehungs- oder Abstoßungsbetrages, die Schwere sowohl verstärken als vermindern kann, so wird das auch bei jenen mystischen Phänomenen als möglich gedacht werden müssen. Crookes hat die Übertragbarkeit dieser Kraft nachgewiesen. Er prüfte in Gemeinschaft mit seinen Kollegen Wallace, Huggins, de Morgan, Varley die Gewichtsveränderung unorganischer Gegenstände in Gegenwart des Mediums Home, und zwar durch einen Apparat, den er selbst ersonnen hatte und der dem Medium unverständlich war. Er sah Gegenstände ihr Gewicht von 25 bis 100 Pfund verändern. Durch das leichte Auflegen seiner Hände erzielte Home eine Gewichtsveränderung, die größer war als jene, welche Crookes durch sein ganzes Körpergewicht von 140 Pfund erreichen konnte. Er nennt diese, übrigens auch auf Entfernung und ohne Berührung wirkende Kraft, die in unbekannter Weise mit der menschlichen Organisation verknüpft ist und jedem Menschen zukommt, besonders stark aber in den Medien auftritt, jedoch auch bei diesen einer unberechenbaren Ebbe und Flut unterworfen und oft ganz abwesend ist, die „psychische Kraft". Auch Professor Butlerow hat ähnliche Experimente mitgeteilt, wobei die Normalspannung des Dynamometers von 100 auf 150 Zollpfunde erhöht wurde, während Home's Hände mit dem Apparat nur in solcher Berührung standen, daß jede mechanische Kraftanstrengung von seiner Seite die Spannung eher vermindert als vermehrt haben würde. Desgleichen hat Professor Hare mit einem Apparate, mit dem das Medium nicht direkt, sondern nur durch Vermittlung von Wasser in Be-

rührung kam, experimentiert, und die Federwage zeigte eine Kraft von 18 englischen Zollpfunden an. Endlich konstruierte Crookes einen Apparat, der nur bei sehr starker Kraft wirken konnte, und bei dem Home jede Berührung unterlassen mußte; gleichwohl trat eine beträchtliche Spannung der Federwage ein, selbst als er seine Hände drei Zoll entfernt hielt. In anderen Fällen wurde eine Wirkung auf zwei bis drei Fuß Entfernung konstatiert. Diese psychische Kraft, welche Crookes auch bei verschiedenen Mitgliedern ihm bekannter Familien vorfand, war stets mit einer entsprechenden Absorption vitaler Kraft verbunden.[1])

Die Schwere ist also keine durchaus bestimmte, unveränderliche Eigenschaft, sondern es ist im menschlichen Organismus noch eine andere Kraft vorhanden, die je nach Umständen mit ersterer sich summieren, aber auch ihr entgegenwirken kann und die sich sogar auf unorganische Körper übertragen läßt. Mehr bedarf es jedoch nicht, um jene Erscheinungen der Mystik für begreiflich zu halten, die aber auch im Falle völliger Unbegreiflichkeit doch Thatsachen wären. Da nun aber diese Kraft großen Schwankungen unterworfen ist, und oft gänzlich ausbleibt, werden auch zahlreiche Fehlversuche vorweg zu erwarten sein; es liegt demnach ein logischer Widerspruch der Professionsmedien darin, mit einer Kraft, welche sie nicht zur willkürlichen Disposition haben, zu angesagten Stunden Vorstellungen zu geben. An dieser Klippe werden ohne Zweifel zahlreiche Professionsmedien scheitern, da sie der Versuchung ausgesetzt sind, bei mangelnder Kraft künstlich nachzuhelfen, wo immer der ungenügende Vorsichtsgrad der Experimentierenden es zuläßt. An Entlarvungen wird es daher niemals fehlen.

Die Bibel erzählt, daß Simon der Magier, der nach dem Zeugnisse des Justinus noch 130 n. Chr. als göttliches Wesen verehrt wurde, sich vor den Augen des Apostels Petrus in die Luft erhob. Um nun aber zu zeigen, daß solche Magier identisch sind mit unseren heutigen Medien, und daß auch noch andere Analogien zwischen beiden bestehen, sei es gestattet, die Künste anzuführen, deren sich jener Simon nach Clemens, dem Jünger des Petrus' rühmt. Man glaubt in der That das fast vollständige Programm eines modernen Mediums zu lesen, wenn es heißt: „Bin ich gebunden, so kann ich mich selbst ledig machen . . . Ich will machen, daß plötzlich Bäume und Sträucher sollen aufwachsen; wann ich ins Feuer geworfen werde, werde ich nicht brennen; mein Angesicht verwandle ich, daß man mich nicht kennt; ich fliege in die Luft, gleich als ein Vogel."[2])

Dazu sei folgendes bemerkt, um den Parallelismus klar zu machen: Die Befreiung der Medien aus künstlichen Knoten gehört zu den alltäglichen Erscheinungen. Es läßt sich nicht leugnen, daß ein Medium sich leicht darauf einüben könnte, sich aus einigen Fesselungen von gleich bleibender Art zu befreien; unlogisch aber ist die Annahme, daß das Medium eingeübt sei, sich aus Hunderten, bei jeder Sitzung wechselnden Fesselungen

[1]) Crookes: „Der Spiritualismus und die Wissenschaft."
[2]) Widmann: „Faust". 96.

zu befreien. Was ferner das forcierte Wachstum von Bäumen und Sträuchern betrifft, so genügt es, darauf aufmerksam zu machen, daß sowohl die indischen Fakire als einzelne Medien, zum Beispiel Miß Esperance, dasselbe leisten. Von den Fakiren berichtet es in neuerer Zeit der französische Gelehrte Jacolliot[1]; ich finde aber diese Leistung schon in „Christoph Langhaus' neu-ostindischer Reise" (1705) angeführt. Und was Miß Esperance betrifft, so bringt „Herald of Progeß" (3. September 1880) die Abbildung einer durch forciertes Wachstum entstandenen Ixora crocata nebst Bericht, den mir ein Augenzeuge des Phänomens, Professor Sellin, gesendet. Was ferner die Unverletzlichkeit der Medien durch Feuer betrifft, so geht das von den Jünglingen im Feuerofen angefangen durch die Mystik, und es existieren in London Hunderte von Zeugen dafür, daß Home glühende Kohlen in der Hand hielt und diese Unverletzlichkeit auch auf andere Personen und leblose Gegenstände übertrug. Er legte sogar sein Gesicht in die Flammen eines Kamins, so daß die Flammenspitzen durch sein Haar züngelten.[2]) Die Aufgeklärten werden zwar sagen, das seien Taschenspielerkünste; aber einer der besten Taschenspieler, Bosco, weist diese Idee weit von sich.

Endlich kommt auch die Verwandlung des Angesichts, wovon der Magier Simon spricht, bei den Medien vor, als auf den Kopfteil beschränkte Transfiguration; das Schweben in der Luft aber haben wir schon im Bisherigen genügend als Parallel-Erscheinung des Spiritismus kennen gelernt.

Wie dieser alte Magier, so wird auch Jamblichus mit dem (ihm zugeschriebenen) Buche über „die Mysterien der Ägypter" erst dem verständlich, der den Spiritismus kennen lernt. Man erkennt die konvulsivischen Bewegungen der Medien, wenn es heißt, daß der Leib der „vom göttlichen Geist Ergriffenen" bald bewegungslos, bald in heftiger Bewegung ist; man wird an die Feuerfestigkeit und an die Wasserprobe der Hexen erinnert bei den Worten: „Sie treten auf glühende Kohlen und durchschwimmen Ströme in wunderbarer Weise"; er erwähnt das ekstatische Schweben, welches bei den Medien sich häufig zeigt. Bei einer Sitzung, der ich anwohnte, schätzte einer der Teilnehmer, der, obwohl ein sehr großer Herr, doch noch sich und seinen Arm emporstrecken mußte, um die Hand des Mediums Eglinton nicht auszulassen, die Höhe, in der dieser schwebte, auf acht Fuß. Der gelehrte Theologe Harleß hat in der Besprechung dieser Stelle ein Detail ausgelassen, welches ihm vermutlich zu toll schien, das sich aber sowohl in der griechischen wie lateinischen Ausgabe findet. Es heißt nämlich, daß der Körper in die Höhe und Breite zu wachsen scheine.[3]) Dies ist aber mehrmals beim Medium Home beobachtet worden. Der Rechtsgelehrte Jenken sagt:

---

[1]) Jacolliot: „Le spiritisme dans le monde."

[2]) Wallace: „Verteidigung des modernen Spiritualismus." 25., 26. Bericht der Dialektischen Gesellschaft. II. 17.

[3]) Jamblichus: „De mysteriis Aegyptorum." III. c. 4. 5. Harleß: „Das Buch von den ägyptischen Mysterien." 53.

„Die Verlängerung findet gewöhnlich von der Hüfte aus, eine Spanne weit, statt, und bei einer Gelegenheit maß ich eine überaus große Verlängerung des Körpers von vollen acht Zollen. Die Verkürzung des Körpers ist gleich wundervoll. Ich bin Zeuge gewesen, wie Mr. Home ungefähr auf fünf Fuß zusammenschrumpfte; desgleichen habe ich, wie in „Human Nature" vom März 1869 beschrieben steht, die Ausdehnung und Zusammenziehung der Hand und des Armes und Beines gemessen. Zum Glück sind diese Ausdehnungen und Zusammenziehungen von wenigstens fünfzig Personen bezeugt und gegenwärtig außer allen Zweifel gestellt.[1]) Lord Lindsay berichtet über dasselbe Phänomen: „Bei einer anderen Gelegenheit sah ich Mr. Home in einer Verzückung elf Zoll sich verlängern. Ich maß ihn stehend gegen die Wand und merkte seine vermehrte Größe; noch nicht zufrieden damit, stellte ich ihn auch in die Mitte des Zimmers und setzte eine Kerze vor ihn, so daß er einen Schatten an die Wand warf, den ich ebenfalls bezeichnete. Als er erwachte, maß ich ihn wieder in seiner natürlichen Größe, wie auch den Schatten, und die Resultate waren dieselben. Ich kann es beschwören, daß er sich nicht vom Boden erhob, noch auf seiner Zehenspitze stand, da ich den vollen Überblick seiner Füße und noch obendrein ein anwesender Herr einen seiner Füße quer über Homes Fußblatt, eine Hand auf seiner Schulter und die andere an seiner Seite hatte, wo die falschen Rippen in die Nähe des Hüftknochens kommen .... Er stand fast aufrecht in der Mitte des Zimmers, und bevor die Verlängerung begann, setzte ich meinen Fuß auf sein Fußblatt. Ich will es beschwören, daß er seine Fersen dabei nicht im geringsten vom Boden erhob. Als Home gegenüber der Wand verlängert ward, setzte Lord Adare seinen Fuß auf Homes Fußblatt, und ich markierte die Stelle der Wand. Ich sah ihn auch einmal sich horizontal auf dem Boden verlängern. Lord Adare war anwesend. Home schien an beiden Enden zu wachsen und stieß mich und Adare hinweg."[2])

Die Aufgeklärten werden nun allerdings sagen, Home sei eben ein geschickter Betrüger. Ich möchte aber die Gegenfrage stellen: wer bei den alexandrinischen Philosophen betrog, die nicht etwa mit Medien experimentierten, sondern selber Medien waren? Und wenn der Aufgeklärte sagt, die ganze alexandrinische Philosophenschule habe aus Betrügern bestanden, dann werde ich mich allerdings verbeugen, aber nicht vor dem Verstande, sondern vor der Konsequenz dieser Aufklärung.

Das gleiche Phänomen wird übrigens von den karaibischen Zauberern berichtet, lange bevor man etwas vom Spiritismus wußte. „Man sieht sie häufig in Ekstase, wo bei gebundenen Sinnen ein fremder Geist sich ihrer bemeistert zu haben scheint, aus tiefstem Grunde der Brust in ihnen spricht" — Sprechmedien — „durch ihre Organe handelt und sie bisweilen in die Luft erhebt, oder sie größer erscheinen macht, als sie von

---

[1]) Bericht der Dialektischen Gesellschaft. II, 18.

[2]) Ebendort. II, 181, 194.

Natur sind.[1]) Ebenso im Mittelalter. Der Abt Wilhelm von St. Agatha besuchte eine Besessene, von der es heißt: „Das Weib begann vor ihren Augen zu schwellen und nach Art eines Turmes in die Höhe zu wachsen.“[2]) Ebenso sagt Bodinus, daß „der Teufel sie bis an die Decke ausgedehnt“ habe.[3])

Wer nun aber an dieser Parallele zwischen alter und neuer Mystik noch nicht genug haben sollte, dem sei geraten, sich das römische Rituale Exorcistarum anzusehen. Den dort angegebenen Merkmalen der Besessenheit könnten Punkt für Punkt Parallelen aus der Litteratur über Somnambulen und Medien an die Seite gestellt werden. Das Rituale nennt: „1. Kenntnis zukünftiger Dinge. 2. Fernsehen im Raum. 3. Gedankenlesen. 4. Das Verstehen fremder Sprachen. 5. Das Sprechen fremder Sprachen. 6. Intellektuelle Exaltation. 7. Die Steigerung physischer Kräfte über Geschlecht und Alter hinaus. 8. Das Schweben in der Luft während beträchtlicher Zeit.“

Man sieht, daß der Spiritismus Licht wirft auf Erscheinungen, die zu allen Zeiten beobachtet, aber auch in jeder Geschichtsperiode anders ausgelegt wurden. Jamblichus nennt vom Standpunkte seiner Philosophie diejenigen „von Gott ergriffen“, die man vom Standpunkte des christlichen Glaubens im Mittelalter „vom Teufel besessen“ erklärte, und die heute vom Standpunkte des Materialismus als Taschenspieler angesehen werden. Dem Geständnisse unserer Unwissenheit ziehen aber wir heute die Annahme vor, daß unsere Vorfahren jahrhundertelang an ein Nichts geglaubt, und Berichterstatter, der höchsten Achtung wert, beschuldigen wir des Aberglaubens. Zeller in seiner „Philosophie der Griechen“, dessen Darstellung musterhaft ist, soweit er rationalistische Bestandteile jener Philosophie, zum Beispiel bei Aristoteles, darstellt, verliert alle Objektivität, wenn er auf die neuplatonische Philosophie zu sprechen kommt. Hätte er Kenntnisse von den spiritistischen Thatsachen, so könnte er unmöglich sagen, daß das Treiben der alexandrinischen Philosophen dahin führen mußte, „das wissenschaftliche Leben vollends in Aberglauben, Phantasterei und Fanatismus zu ersticken“, und daß speziell Jamblichus in seinen „Mysterien der Ägypter“ eine spekulative, von den höchsten metaphysischen Prinzipien anfangende Theologie gebe, aber „schnell genug den Weg des dichtesten Aberglaubens zu finden weiß“.[4]) Es ist immer die letzte Ausflucht des Rationalismus, wenn hochberühmte Männer für unglaubliche Erscheinungen eintreten, ihnen ganz unbedenklich eine Mischung von Genialität und Wahnsinn zuzuschreiben. Als Zöllner für den Spiritismus eintrat, erklärte man ihn für verrückt. Als Fechner und Weber ihm sekundierten, erklärte man sie für geistesschwache alte Männer. Als

[1]) Lafitau: „Moeurs des sauvages amériquains.“ 370, 382, Görres: „Christliche Mystik.“ III. 529.

[2]) Görres: IV. 287.

[3]) Bodinus: „Daemonomania“ II. Im Bericht über ein besessenes Mädchen zu Lewenberg in Schlesien.

[4]) Zeller: „Philosophie der Griechen.“ III. 2, 715, 716.

die öffentliche Meinung in England das Anwachsen des Spiritismus als Kalamität empfand und Crookes als den geeigneten Mann bezeichnete, um durch wissenschaftliche Untersuchung diesem Aberglauben ein Ende zu bereiten, nahm Crookes die Sache in die Hand und experimentierte unter allen nur erdenklichen Vorsichtsmaßregeln in seinem eigenen Atelier vier Jahr lang mit einem halben Kinde als Medium. Als er sich aber dann für die spiritistischen Thatsachen aussprach, hieß es, nun sei auch Crookes nicht mehr zuverlässig. Ebenso ging es auch Wallace, und noch jüngst, in der „Deutschen Rundschau“, sagte Professor Preyer von diesem, daß er sein wissenschaftliches Ansehen verloren, seitdem er mit dem Spiritismus sich beschäftige. Da nun aber Zöllner, Wallace und Crookes während und nach ihren spiritistischen Experimenten Bücher geschrieben, die hoch über Allem stehen, was Preyer selbst geleistet, sollte dieser doch die für einen Physiologen höchst bedenkliche Hypothese unterlassen, daß in einem und demselben Kopfe ein solches Alternieren von Genialität und Verrücktheit stattfinden könnte. Man könnte ebenso gut behaupten, daß das gleiche Augenpaar bald scharfsichtig, bald blind sei.

Wenn wir sehen, daß die Phänomene der Somnambulen, Hexen, Besessenen und Medien zu allen Zeiten in gleicher Weise beobachtet wurden, dann stehen wir vor einer unerbittlichen Alternative: wir müssen entweder annehmen, daß die Menschheit zwei bis drei Jahrtausende hindurch in einem kolossalen Aberglauben befangen war, und daß wir selbst jetzt wieder im Begriffe stehen, in diesen Aberglauben zurückzufallen, oder wir müssen annehmen, daß vielmehr die kurze Aufklärungsperiode von 100 bis 200 Jahren, die unserer Zeit voranging, in Bezug auf Mystik sich im Irrtum befand. Die letztere Hypothese ist offenbar weit einfacher als die erstere, und nach dem Prinzip des kleinsten Kraftmaßes sehe ich mich genötigt, jene anzunehmen.

Es würde mich zu weit führen, die Parallel-Erscheinungen dieser Gebiete hier noch weiter auszuführen. Dazu ist jeder befähigt, der sich in der einschlägigen Litteratur unterrichten will, und ich werde zudem im Verlaufe weiterer Arbeiten noch häufig davon zu sprechen haben. Nur kurz will ich hier noch einige Punkte anführen: Wir finden das Gedankenlesen, und zwar — Herrn Preyer sei es gesagt! — ohne Berührung bei Heiligen, Besessenen, Hexen, Somnambulen und Medien; den gordischen Knoten und die Befreiung aus der Fesselung, das Sprechen in fremden Zungen, die Anziehung lebloser Gegenstände bei Somnambulen und Medien; das Verschlucken von Nadeln bei Besessenen wie bei den ekstatischen Jungfrauen in Tirol; Klopftöne, Geisterschriften, Fernwirken, mystisches Steinwerfen bei Hexen wie Medien. Noch heute gilt von den Somnambulen, was der heilige Paulus sagt: „Einem wird gegeben, durch den Geist zu reden von der Weisheit; dem anderen wird gegeben, zu reden von der Erkenntnis nach demselben Geist; einem anderen der Glaube in demselben Geist; einem anderen die Gabe, gesund zu machen in demselben Geist; einem anderen, Wunder zu thun; einem anderen, Weissagung;

einem anderen, Geister zu unterscheiden; einem anderen, mancherlei Sprachen; einem anderen, die Sprachen auszulegen." [1])

Diesen Parallelismus aller Zeiten und Völker durch die Betrugstheorie auszulegen, ist nicht möglich. Betrug und Taschenspielerei sind entwicklungsfähig; hier aber begegnen wir einem merkwürdigen Konservatismus identischer Phänomene zu allen Zeiten und an den verschiedensten Orten. Wir haben daher nur mehr die Frage aufzuwerfen, wie es denn kommt, daß ein auf Thatsachen gegründeter Glaube durch die Aufklärungsperiode fast vollständig aus dem Bewußtsein der Menschheit hinweggewischt werden konnte, so daß, wer für ihn heute eintritt, selbst bei hohen wissenschaftlichen Verdiensten dem Vorwurf der Verrücktheit nicht entgeht. Die einfachste Erklärung wäre nun wohl die, daß eben jene Thatsachen während der Aufklärungsperiode in der That nicht mehr eintraten. Dies scheint auch der Fall zu sein. Im Mittelalter wurden die Hexen systematisch mit Feuer und Schwert vertilgt, weil man ihre Natur verkannte. Soldan schätzt die Zahl der innerhalb elf Jahrhunderten verbrannten oder sonstwie hingerichteten Personen auf $9^1/_2$ Millionen.[2]) Da nun die mediumistischen Fähigkeiten immerhin ziemlich selten sind, so kommt dieser Vertilgungsprozeß einer sehr starken indirekten Auslese normaler Personen und demgemäß einer Auslese rationalistisch denkender Menschen gleich. Die notwendige Folge davon war die objektive Abnahme des Hexenwesens, was die Aufklärungsperiode so auslegte, als hätte sie vermöge ihrer Verständigkeit eine bloß subjektive Wahnvorstellung vernichtet. Indem nun aber die Aufklärung seit hundert bis hundertfünfzig Jahren dem Vernichtungswerk Einhalt that, ist die objektive Wiederentwicklung des Hexenwesens möglich geworden, was von den heutigen Aufgeklärten mit einem subjektiven Zurückfallen in einen alten Überglauben verwechselt wird.

Ich glaube allerdings, daß die Naturwissenschaft die Erklärung der mystischen Phänomene noch finden wird, aber wohl gemerkt, nicht die Naturwissenschaft unserer Tage, sondern nur die durch die Entdeckung neuer Kräfte im Menschen und neuer Beziehungen zwischen dem Menschen und der Natur bereicherte Naturwissenschaft. Ich glaube auch, daß die Wissenschaft zur Anerkennung einer intelligiblen Welt genötigt werden wird; aber es ist die Voraussetzung einer jeden Wissenschaft, daß das von ihr untersuchte Gebiet von Gesetzen beherrscht ist, und ich bin der Überzeugung, daß die Menschheit, weit entfernt, sich in den Glauben an Wunder zu verlieren, vielmehr die alten Wunder wissenschaftlich auflösen wird, statt sie bloß zu negieren, daß also auch bezüglich der Hexen und Medien die Gesetzmäßigkeit der intelligiblen Welt proklamiert werden wird.

---

[1]) Paulus: Cor. XII. 7, 11.

[2]) Soldan: „Geschichte der Hexenprozesse." I. 453.



Die Palingenesie,

in ihrer Geschichte und Praxis geschildert

von

Carl Kiesewetter.

Im Anschluß an die Artikel des Herrn Dr. du Prel über das forcierte Pflanzenwachstum und den Pflanzenphönix[1]) dürfte es vielleicht für die Leser der „Sphinx“ von Interesse sein, sowohl einen Überblick über das Geschichtliche der hierher gehörigen Lehren und Versuche, als auch über die Praxis zu erhalten, um sich über den Wert oder Unwert der Sache durch eigene Versuche, die zwar ziemlich umständlich, aber keineswegs kostspielig sind, unterrichten zu können. Ich bin zu einer solchen Darstellung um so eher im stande, als ich seit Jahren schon hierher gehörige, sonst z. T. unzugängliche und unbekannte Vorschriften zu sammeln in der Lage war, und dabei alles ausgeschieden habe, was die frühere Zeit fälschlich mit der Palingenesie verwechselte, wie z. B. Erscheinungen der problematischen Generatio aequivoca, der baumartigen Metallniederschläge und der Krystallisation, wozu auch die von dem Leibarzt Heinrichs IV von Frankreich, Josef Duchesne (latinisiert Quercetanus, 1546—1609) erwähnte Palingenesie der Nesseln in der gefrorenen Lauge ihres Salzes gehört.[2])

Wir unterscheiden zweierlei Arten von Palingenesie, nämlich 1. die Schattenpalingenesie, welche sich mit der willkürlichen Produktion des pflanzlichen oder tierischen Astralkörpers beschäftigt, und 2. die körperliche Palingenesie, die sowohl das forcierte Pflanzenwachstum in sich begreift, als auch zerstörte organische Körper wiederherstellen will und in ihren letzten Konsequenzen in das Gebiet des Homunculus, des chemisch dargestellten Menschen hinübergreift, auf dem sich die Extreme der Mystik und des Materialismus berühren.

---

[1]) Vgl. Band VII der „Sphinx“, besonders das Aprilheft 1889

[2]) Vgl. „Sphinx“ VII, 40, S. 197. — Ja, man sah sogar in den Eisblumen der gefrorenen Fenster die Palingenesie der zur Gewinnung der Potasche verbrannten Pflanzen. Vgl. Eckartshausen: „Aufschlüsse über Magie“, II, S. 399. Wer sich davon überzeugen will, was man alles Palingenesie nannte und welche Rolle die Phantasie bei dem Geschauten spielte, der lese die Physica curiosa Johann Otto von Helbigs, Sondershausen 1700, 8⁰ und öfter. Auch das Melissenblatt Oetingers dürfte in die Klasse der Phantasiegebilde gehören

Das forcierte Pflanzenwachstum wird der Sache nach bereits von Ovid anticipiert, wenn er von seiner Medea sagt[1]):

„Als sie mit solcherlei Dingen und tausend unnennbaren andern
Ihr beschlossnes Geschenk im marmornen Mörser gefertigt,
Rührt sie alsbald mit dem dorrenden Ast des edleren Ölbaums
Alles zusammen im Erz, und mischte das untre zum obern.
Sieh, der veraltete Stumpf, im siedenden Kessel gequirlet,
Grünt voll Saftes zuerst, und es währte nicht lange, so sproßt er
Laub, und plötzlich erscheint er umhängt mit vollen Oliven.
Und wohin nur den Schaum aus gehöhletem Erze das Feuer
Sprühete, wo auf die Erde nur kochende Tropfen entsanken,
Lenzt' das Gefild, und Blumen und Kräuterchen heben sich fröhlich."

Von den Alchymisten wurden mehrfach palingenetische Versuche angestellt, und namentlich sollen Abu Bekr al Rhasi (genannt Rhases, gest. 932) und Albertus Magnus sich mit unserm Gegenstand beschäftigt haben[2]), ja von letzterem wird sogar behauptet, daß er Homunculi dargestellt habe[3]), und auch in dem „Vegetabelwerk" des Isaak Hollandus[4]) finden sich auf die Palingenesie bezügliche Bemerkungen. Erst bei Paracelsus begegnen wir näheren Andeutungen über beide Arten der Palingenesie, und zwar sagt er über die Schattenpalingenesie[5]): „Aus dem entspringt, daß eine solche Kraft primi entis in ein Glas gefaßt wird und darein gebracht, daß in ihm selbst eine Form desselben Krauts wachse ohne alle Erde, und so es nun ausgewachsen ist, hat es kein Corpus formiert, denn aus Ursach: es hat kein liquidum terrae und ist sein Stamm nichts anders denn ein Gesicht, das mit einem Finger wiederum zu einem Saft getrieben wird, als ein Rauch, der eine substantialische Form anzeigt und doch keine Begreiflichkeit hat", d. h. immateriell, durch das Gefühl nicht wahrnehmbar ist.

Eine Vorschrift über die Schattenpalingenesie giebt Paracelsus nicht, wohl aber über die körperliche, indem er sagt[6]): „Nimm einen eben erst ausgebrüteten Vogel, schließe ihn hermetisch[7]) in ein Kolbenglas und brenne ihn mit dem gehörigen Grade des Feuers zu Asche. Nachher setze das ganze Gefäß mit der Asche des verbrannten Vogels in Pferdemist und lasse es so lange darin, bis sich ein schleimiges Wesen im Gefäße gebildet hat (also aus der Asche und den empyreumatischen Ölen); dieses gieb in eine Eierschale, vermache alles genau und lasse es wie gewöhnlich ausbrüten, wo dann wieder der ehemalige eingeäscherte Vogel zum Vorschein kommt." Graf Kenelm Digby (1603—1665) versichert, auf die gleiche Art verbrannte Krebse wiederhergestellt zu haben[8]), und Paracelsus will diese Art Palingenesie auf alle Tiergattungen ausdehnen. — Der mit ihm gleichzeitige Agrippa von Nettesheim scheint ein ähnliches Kunststück ge-

[1]) „Metamorphosen" 32, 275—284.

[2]) Eckartshausen: Aufschlüsse über Magie, II, S. 390. Ich habe zwar keine Gelegenheit gehabt, die große Jammysche Ausgabe der Werke des A. M. daraufhin durchzusehen, doch werde ich weiter unten eine ihm zugeschriebene handschriftliche palingenetische Vorschrift mitteilen.

[3]) Campanella: De sensu rerum et magia, Francof. 1620, 4⁰.

[4]) Vielfach gedruckt.

[5]) Archidoxorum Libri X, L. I.

[6]) De rerum natura.

[7]) d. h. luftdicht und feuerfest.

[8]) Maurer: Amphitheatrum magiae universae.

kannt zu haben, denn er sagt[1]): „Es giebt ein Kunststück, wodurch sich in einem einer Bruthenne untergelegten Ei eine menschliche Gestalt erzeugen läßt, wie ich selbst gesehen habe und es auch auszuführen weiß. Einer solchen Gestalt schreiben die Magier wunderbare Kräfte zu und nennen sie den wahren Alraun." — Wir werden auf denselben weiter unten zurückkommen.

Nach dem Vorgang ihres Meisters beschäftigten sich die Paracelsisten mit der Palingenesie und schrieben viel über diesen Gegenstand; wir nennen von ihnen besonders Gaston de Claves (Claväus)[2]), Quercetanus[3]), Peter Borelli[4]), Nikolaus Beguin[5]), Otto Tachenius[6]), Daniel Sennert[7]), A. F. Pezold[8]), Kenelm Digby[9]), David v. d. Becke[10]) und William Maxwell[11]). Das Werk des Heidelberger Rektors Frank von Frankenau erschöpft den Gegenstand bei weitem nicht und gründet sich experimentell hauptsächlich auf die übereinstimmenden Vorschriften Borellis, Tachenius' und v. d. Beckes. Das letzte Zeugnis palingenetischer Praxis stammt meines Wissens von Eckartshausen her, welcher sagt[12]): „Zween meiner Freunde sahen wirkliche Versuche, die auf verschiedene Art gemacht wurden; sie sahen die Manipulation und brachten es selbst zu stande. Einer ließ eine Ranunkel und der andere eine Rose aufleben; auch machten sie Versuche mit Tieren und brachten sie glücklich zu stande. Und nach ihren Grundsätzen und Anweisungen will ich auch arbeiten." Leider sagt Eckartshausen nichts von eigenen Resultaten.

William Maxwell, der Gustav Jäger des 17. Jahrhunderts, spricht an mehreren Stellen seiner schon genannten Schrift von der Palingenesie, leider jedoch nach der Manier seines Lehrers Fludd sehr unklar und geheimniskrämerisch. Zunächst sagt er über die Schattenpalingenesie[13]): „Nimm eine ziemliche Quantität Rosenblätter, trockne dieselben am Feuer und verstärke endlich das Feuer durch den Blasebalg, bis sie zu einer sehr weißen Asche verbrannt sind. (Dies läßt sich durch einfaches Verbrennen trockener Rosenblätter in einem glühenden Schmelztiegel erreichen.) Nun ziehe mit gewöhnlichem Wasser das Salz aus und setze das Salz in ein Kolatorium (eines der überflüssigen Apparate der älteren Chemie; jedes Glas mit eingeriebenem Glasstöpsel thut die gleichen Dienste), dessen Öffnungen aufs Beste verschlossen sind, drei Monate lang ans Feuer (es ist offenbar die gelinde Wärme der Digestion gemeint), hierauf vergrabe es im Mist (wie oben gesagt wurde) und lasse es drei Monate darin. (Man setzte zum

---

[1]) De occulta Philosophia L. I, cap. 36.
[2]) Philosophia chemica. Genev. et Lugd. Bat. 1612. 8⁰.
[3]) Defensio contra Anonymum.
[4]) Historiarum medico-physicarum Centur. IV. Francof. 1670. 8⁰.
[5]) Tyrocinium chymicum. Paris 1600. 8⁰.
[6]) Hippocrates chymicus. Venet. 1666. 12⁰.
[7]) Opera omnia. Lugd. 1650, Fol. Tom. III. p. 706 u. 750.
[8]) Ephem. natur. curios. Centur. VII. Obs. 12.
[9]) Dissertatio de Plantarum Vegetatione.
[10]) Experimenta et meditationes circa naturalium rerum principia. Hamburg 1683. 8⁰.
[11]) Medicina magnetica. Hedelb. 1679. 12⁰.
[12]) Aufschlüsse über Magie. II. S. 386.
[13]) Medicina magnetica, L. II. cap. 5. Die Einklammerungen sind meine eigenen Anmerkungen.

Zweck der „Putrefaktion" die Präparate in Pferdemist, der erneuert wurde, wenn seine durch die Fäulnis hervorgerufene Wärme nachließ.) Nach Verlauf dieser Zeit nimm das Gefäß heraus und setze es wieder ans Feuer, bis die Gestalten im Glase zu erscheinen anfangen."

Auf diese Weise will Maxwell bei allen Pflanzen, ja auch beim Menschen die Palingenesie ausüben und sagt an anderer Stelle[1]): „Und wie auf diese Weise die Pflanzensalze die Gestalten der Pflanzen, von denen sie bereitet sind, in einem Glase zu zeigen genötigt sind, so kann auch, und das ist eine zuverlässige Sache, das Blutsalz (das aus der Asche des Blutes gewonnene Salz) vermittelst einer sehr geringen Wärme ein menschliches Bild darstellen. Man muß dies für den wahren homunclo des Paracelsus halten." Entgegengesetzt zu dieser Schattenpalingenesie kennt Maxwell auch eine körperliche und beschreibt die Darstellung des „wahren Alrauns" des **Agrippa** folgendermaßen[2]): „Vermische in einem natürlichen, wohl verschlossenen Gefäß (einer ausgeblasenen Eierschale[3]) Blut mit des Leibes vornehmsten Teilchen[4]) so gut als möglich und im gebührenden Verhältnis und lege es einer Henne zum Bebrüten unter. Nach Verfluß einer bestimmten Zeit wirst du eine menschenähnliche Masse, womit du viele Wunder verrichten kannst, und zugleich ein herumschwimmendes Öl oder Flüssigkeit finden, die mit dem eigenen Schweiße vermischt durch bloße Berührung Sinnesänderung bewirkt."

David van der Becke nennt den Astralleib die Idea seminalis und giebt hinsichtlich der Pflanzenpalingenesie folgende Vorschrift[5]): „Man sammle den reifen Samen einer Pflanze an einem heitern Tag, stoße ihn in einem gläsernen Mörser (eine Reibschale thut dieselben Dienste[6]) und thue ihn in einen Glaskolben von der ungefähren Größe der Pflanze, welcher ein enges Mundloch hat, damit man luftdicht verschließen könne. Den verschlossenen Kolben hebe man auf, bis ein Abend kommt, der eine taureiche Nacht erwarten läßt. Darauf gebe man den Samen in eine Glasschale und stelle sie, nachdem man eine Schüssel untergesetzt hat, damit nichts verloren gehe, auf eine Wiese oder in einen Garten, damit der Tau den Samen durchfeuchte. Unterdessen sammle man einige Maß Maitau, den nassen Samen aber thue man vor Sonnenaufgang wieder in das Glas zurück. Den gesammelten Tau filtriere und destilliere man, bis kein Bodensatz mehr vorhanden ist, den vorhandenen aber kalciniere man und lauge aus der Asche ein Salz, welches man in dem destillierten Tau auflöst, worauf man denselben drei Finger hoch über den betauten Samen gießt und das Mundloch des Gefäßes so verkittet, daß nichts verdunsten kann, dann verwahre man das Gefäß an einem mäßig warmen Ort, so wird der Samen nach einigen Tagen beginnen sich allmählich in eine schleimige Erde zu verwandeln, der darauf schwimmende Spiritus wird Streifen bekommen und auf der Oberfläche eine vielfarbige Haut bilden; die zwischen diesem und der schleimigen Erde befindliche Flüssigkeit ist von grüner Farbe. Das versiegelte Glas setze man den Strahlen der Sonne und des Mondes aus und bewahre es bei Regen in einem warmen Zimmer, bis alle Zeichen vollendet sind. Wenn du dann das Glas in eine gelinde Wärme bringst, so wird das Bild der dem benutzten Samen entsprechenden Pflanze erscheinen und beim Erkalten wieder verschwinden. Diese Methode der Darstellung der Idea seminalis wenden mit wenigen Abänderungen alle Kundigen an."

---

[1]) A. a. O. L. II. cap. 20.

[2]) Medicina magnetica. L. II. cap. 20.

[3]) Eigene Anmerkung.

[4]) Man vergleiche dazu die Abhandlung des Paracelsus über den Homunculus.

[5]) Experimenta ꝛc. p. 318.

[6]) Eigene Anmerkung.

Van der Becke kennt auch die Palingenesie aus der Asche, ohne jedoch diesbezügliche Vorschriften zu geben, und meint, daß man auf diese Weise mit seinen Ahnen eine erlaubte Nekromantie treiben könne, wenn man nur deren Asche aufbewahre.[1])

Sehr wesentlich vervollständigt finden wir diese Vorschrift in einem dem Ende des vorigen Jahrhunderts entstammenden Werk[2]) wieder, wo es heißt: „Man nehme den Samen eines Gewächses, welches beliebig ist, doch muß das Gewächs in seiner Zeitigung sein, auch unter heiterem Himmel bei schönem Wetter gesammelt werden. Hierauf zerstoße man vier Pfund[3]) in einem gläsernen Mörser, thue ihn in ein hierzu taugliches Glas, und zwar nach Erforderung des ganzen Gewächses, vermache solches wohl, damit nichts verrieche, setze es mit dem zerquetschten Samen an einen warmen Ort und gebe wohl Achtung, wenn der Himmel sich an einem Abend aufklärt, wobei man merken kann, daß sich viel klarer Tau sammelt, alsdann nehme man den Samen heraus auf eine breite Schale und stelle es in einen Garten oder Wiese unter freien Himmel. Es muß aber die Schale mit dem Samen in eine Schüssel gesetzt werden, daß nichts wegtriefe, so fällt alsdann der Tau häufig auf den Samen und eignet ihm seine Natur zu. Neben diesem soll man aber auch reingewaschene Tücher auf Pfählen ausgebreitet haben, darauf sich der Tau in großer Menge setzt und die Tücher befeuchtet, daß man sie auswinden kann, ungefähr auf acht Maß in ein Glas. Der Same aber, also befeuchtet, muß vor Sonnenaufgang wieder in sein Glas gethan werden, damit nichts wieder von der Sonne ausgezogen werden oder verrauchen kann. Der gesammelte Tau muß zum öftern filtriert und destilliert werden, ingleichen die Faeces des Taus zum Salz kalciniert. Dies Salz wird in destilliertem Tau aufgelöst und zu dem zerquetschten Samen ins Glas gethan, bis es zwei Querfinger hoch darüber gehe und dann hermetice sigilliert. Nach diesem vergrabe man es an einem feuchten Ort oder in Pferdemist zwei Fuß tief einen Monat lang und nehme es heraus, so wird man den Samen verwandelt sehen und oben darauf eine Haut von mancherlei Farben und unter der Haut eine schleimige Erde antreffen, der Tau wird aus der Natur des Samens ganz saatgrün erstehen. Dieses also vermachte Glas hänge man den ganzen Sommer hindurch an einen solchen Ort, da des Tags die Sonne, des Nachts der Mond mit den Sternen ihre Strahlen darauf werfen können. Bei einfallendem Regen oder sonst unbeständigem Wetter soll man es an einem trockenen Ort aufbehalten, bis wieder gutes Wetter einfällt, alsdann mag man es wieder aufhängen. Es kann auch geschehen, daß das Werk in zwei Monaten, auch in zwei Jahren erst zu stande gebracht wird, danach es warm und gut Wetter ist. Die Anzeigung des Wachsens ist diese: Die schleimige Materie am Boden thut sich hoch auf; der Spiritus und die Haut beginnen von Tag zu Tag abzunehmen, und alle Materie wird fast miteinander dick. Es giebt auch von dem Widerschein der Sonne im Glase einen subtilen Dampf, dessen Gestalt oder Figur des Gewächses zur selbigen Zeit noch allein und ohne Farben schwebt wie ein reines Spinnengewebe[4]), welche Gestalt dann oft auf- und niedersteigt, nachdem nämlich die Sonne stark wirkt und der Mond im vollen Schein am Himmel steht. Endlich wird aus dem im Grund und aus dem

---

[1]) Experimenta. p. 310.

[2]) Abhandlung über die künstliche Wiederauflebung der Tiere, Pflanzen und Menschen aus ihrer Asche. Frankfurt und Leipzig 1785, 12°.

[3]) Die Quantität ist gleichgültig, doch ist zu beachten, daß, wie aus dem folgenden erhellt, auf ein Pfund Samen zwei Liter Tau gerechnet werden.

[4]) Ich möchte hier an das angeblich spinngewebartige Aussehen der „Gespenster" der sog. „weißen Frau" und zahlloser anderer erinnern.

Spiritus eine weiße Asche, aus welcher sich hernach mit der Zeit Stengel, Kraut und Blumen in Farben und Gestalt erheben, aber nach Hinwegnehmung der Wärme wieder verschwinden und in ihre Erde versinken, aber sobald das Glas wieder über das Feuer oder eine gelinde Wärme gesetzt oder gehalten wird, erscheinen solche wiederum, daß man sie sehen kann, sobald es aber wieder erkaltet, verschwinden die Figuren. Ist das Glas nun wohl vermacht, so präsentieren sich dergleichen Figuren immerfort.

Nach obiger Quelle ist dies die von Kircher benutzte Vorschrift, wobei ich jedoch darauf aufmerksam machen will, daß Kirchers Angabe, Kaiser Ferdinand III habe das Geheimnis von Kaiser Maximilian erlernt, unrichtig sein muß, weil Ferdinand III 1608 geboren wurde und Maximilian II 1576 starb.

Die Vorschrift Oetingers[1]) findet sich sehr wesentlich vervollkommnet bei dem s. Z. sehr berühmten Chemiker J. J. Becher[2]) und lautet in deutscher Übersetzung folgendermaßen: „Nimm eine beliebige Pflanze und zwar jeden Teil zur geeigneten Zeit, die Wurzel im November, nachdem der Samen ausgefallen ist; die Blume in ihrer Blüte; das Kraut bevor es blüht. Davon nimm einen guten Teil und trockne es an einem schattigen Ort, wo weder Sonne, noch andere Wärme hingelangt. Dann kalciniere es in einem irdenen Geschirr, dessen Fugen wohl verklebt sind, und extrahiere das Salz mit heißem Wasser. Dann nimm den Saft der Wurzel, des Krautes und der Blume der betreffenden Pflanze, thue ihn in ein irdenes Geschirr und löse das Salz in ihm auf. Nun nimm eine jungfräuliche Erde, d. h. eine solche, die noch nicht umgeackert und besäet wurde, wie man sie auf den Bergen findet. Diese muß von roter Farbe, rein und ohne Beimischungen sein, pulverisiere sie und siebe sie durch. Dieselbe thue alsdann in ein gläsernes oder irdenes Gefäß und befeuchte sie mit obigem Saft, bis sie ihn ganz eingeschluckt hat und grün zu werden beginnt. Dann setze auf dieses Gefäß ein anderes von solcher Höhe, daß das Kraut nach seiner natürlichen Größe darin Platz habe. Die Fugen müssen wohl verschlossen werden, damit kein Zugwind an das Bild der Pflanze komme. Im untersten Teil muß das Gefäß jedoch eine Öffnung haben, damit die Luft in die Erde dringen kann. Dann setze es in die Sonne oder in eine gelinde Wärme und nach Verlauf einer kleinen Stunde wird das natürliche Bild der Pflanze in Perlfarbe erscheinen."

An der gleichen Stelle teilt Becher noch folgende Vorschrift mit: „Zerstoße ein Kraut mit Wurzeln und Blumen in einem Mörser, thue es in einen Kolben oder anderes Gefäß, bis es von sich selbst gäre und warm werde; darauf presse man den Saft davon, läutere ihn durch Filtrieren und gieße das Filtrierte wieder auf den Rückstand, zu putreficieren wie vorhin, bis der Saft die natürliche Farbe des Krautes annimmt. Dann drücke den Saft abermals aus und filtriere ihn, thue ihn in einen Kolben und digeriere ihn so lange, bis sich alle Unreinigkeiten gesetzt haben und der Saft hell, klar und von der Farbe des Krautes erscheint. Diesen klaren Saft schütte in einen andern Kolben und destilliere bei gelinder Wärme das Phlegma und die luftigen Geister über den Helm; der Sulphur (d. h. die extraktdicke Masse) bleibt zurück. Denselben verwahre besonders. Darauf destilliere mit gelindem Feuer die flüchtigen Geister (die leichter als das Wasser flüchtigen ammoniakalischen &c. Gärungsprodukte) von dem Phlegma und verwahre sie besonders. Dann nimm den Rückstand, kalciniere ihn bei gelindem Feuer und ziehe daraus durch das Phlegma das flüchtige Salz (d. h. die an saure Verbrennungsprodukte gebundenen

[1]) Vgl. „Sphinx" VII, 40, S. 198.

[2]) Chymischer Glückshafen. Frankfurt 1682. 4°. p. 849.

ammoniakalischen Salze). Das Phlegma destilliere im Wasserbad wieder davon und kalciniere den Rückstand, bis er weiß, wie Asche wird. Auf diesen gieße das Phlegma und lauge das fixe Salz daraus. Filtriere die Lauge einigemal und evaporiere das Phlegma vom gereinigten Salz. Hierauf nimm beide Salze, das flüchtige und das fixe, gieße die luftigen Geister mit dem Schwefel und den feurigen Geistern, welche in der Destillation zuerst gehen, dazu und lasse alles wohl vereinigen. Du kannst anstatt des Phlegma auch destilliertes Regenwasser nehmen und anstatt des fixen Salzes (kohlensaures Kali) ein beliebiges Pflanzensalz darin auflösen, darauf den Schwefel hinzufügen und bei gelindem Feuer koagulieren (eintrocknen) und so alle drei Prinzipien vereinigen und verbinden. Diese drei Prinzipien thue in einen geräumigen Kolben und schichte das von der Pflanze selbst destillierte Wasser oder den Spiritus vom Maientau oder Regenwasser hinzu. Eines von diesen genügt. Das Glas setze sigilliert in eine gelinde Wärme, so wird das Kraut mit seinen Blumen in diesem Wasser geistlich wachsen und sichtbar erscheinen, so lange es warm steht; wenn es aber kalt wird, so vergeht es. Es wird wiederum erscheinen, wenn du es erwärmst, und dieses ist ein großes Wunder der Natur und Kunst."

Zwei ähnliche Vorschriften über körperliche und Schattenpalingenesie finden sich in den rosenkreuzerischen Handschriften meines Urgroßvaters[1]). Die erste derselben wird dem Albertus Magnus zugeschrieben und findet sich in dem handschriftlichen „Güldenen A. B. C. Alberti Magni von den Geheimnissen der Natur", welche Schrift offenbar die Übersetzung eines alten lateinischen Originals ist. Ob sich dasselbe in der großen Jammyschen Ausgabe der Werke des Albertus Magnus befindet, vermag ich nicht zu sagen, da mir diese Sammlung nicht zugänglich ist, doch scheint mir die Echtheit des Ursprungs obiger Schrift um so wahrscheinlicher, als es sich ja aus den gedruckten Werken des Albertus zur Evidenz ergiebt[2]), daß dieser große Gelehrte Kenntnis von der Palingenesie hatte, und es — wie es ja so häufig vorkommt — sehr leicht möglich ist, daß thatsächlich vorhandene Handschriften nicht in die Sammlungen aufgenommen wurden, weil der Sammler sie nicht kannte u. s. w. Die Vorschrift lautet:

„Wie der Spiritus Universi auch in einigen Mineralien zu finden:

Einen Spiritum universalem zu bereiten aus den Mineralien, so sind unter allen zwey zu finden, so einen solchen Spiritum von sich geben, als da ist eine Minera Bismuthi[3]), so da frisch aus den Bergen kommt; dann findet sich eine braune mineralische Erde unter den Silbererzen, welche auch einen dergleichen lebendigmachenden Wundergeist in sich hat. Die Kiesel, welche man in den fließenden Wassern findet, geben auch einen solchen Liquorem, allein nur zum Wachstum der Metalle, denn in selbigem Liquorem wachsen solche in die Höhe.

Wie man aber den Spiritum aus dem Bismuth bekommt, geschieht wie folgt: Nimm eine Minera Bismuthi, wie man dieselbige aus den Bergen bekommt, stoße dieselbige klein zu einem unbegreiflichen Pulver und thue solches in eine wohlbeschlagene Retorte, lege dieselbige in eine Kapelle mit Eisenfeil, über und über die Retorte mit Eisenfeil bedeckt und eine Vorlage anlutiert: dann treibe daraus einen Spiritum per gradus ignis in 48 Stunden, der wie eine Augenthräne übersteigen

[1]) Vgl. „Sphinx" I, 1, S. 45 ff.
[2]) Eckartshausen: „Aufschlüsse über Magie", II, S. 388 u. 390.
[3]) Also wohl Wismutocker.

wird; man schlägt hier kein Wasser vor; wenn man aber den Spiritum Universi hat aus dem Tau[1]), so ich in meinen Schriften Spiritus roris majalis genannt, so setze nur ein halb Pfund zu, denn solcher ist dem Werk durchaus nicht konträr; dann den Spiritum Bismuthi darein getrieben; wenn nun alles herüber, so laß das Feuer abgehen; wenn nun alles kalt, so gieße den überdestillierten Liquorem in einen hohen Kolben und setze solchen ins Balneum maris (Wasserbad) und einen alembicum (Helm) darauf und destilliere denselbigen wohl lutiert herüber, so bekommst du solchen wie einen lautern Krystall, süße wie Honig, welches ist ein lebendiger Geist und gehöret zur Magia.

Dieser Geist hat mich zum Zauberer gemacht; dieser Geist ist der einzige wirkende Geist magischer Eigenschaft, welcher seine Kräfte von Gott dem Allerhöchsten bekommen, indem derselbige sich in alle Gestalten verwandeln kann; er ist animalisch, denn er macht Animalia; er ist vegetabilisch, denn er macht Vegetabilia; durch ihn wachsen Baum, Laub, Gras, Blumen, ja alle Vegetabilia; er ist mineralisch, denn er ist der Anfang zu allen Mineralien und auch Metallen; er ist astralisch, denn er kommt von oben herab, von den Astris, ist von denselbigen also imprägniert; er ist universal, dieweilen er von-Anfang geschaffen; er ist das Wort, so da aus Gott ist ausgegangen und also ein Begreifliches und zum Primo mobili aller Dinge worden; er ist die reine Natur, welche aus dem Licht und Feuer in die untern Dinge getragen und eingehauchet wird. Hermes sagt von solchen[2]), daß der Geist im Bauche des Windes getragen würde; dieser Geist tötet und macht lebendig und man kann unerhörte Wunder damit verrichten und zwar also:

Nimm ein Kraut oder Blume oder Frucht, ehe sie zur vollkommenen Reife von der Natur gebracht werden, als die Weintrauben, Birnen, Äpfel, Kirschen, Pflaumen, Mandeln, scheide sie ab und hänge sie mit einander in den Schatten und lasse sie dürre werden, wie auch die Blumen, da kannst du alsdann mitten im Winter diese Dinge wieder zum Flor und Grüne bringen, ja daß sie reifen und ihre Früchte bringen mit dem größten Geschmack. Wie man aber damit zu verfahren hat, geschieht also: Man nimmt ein Gefäß mit engem Mund und weitem Bauche und gießet von dem Universalgeist ein Pfund darein, dann stecket man die Zweige mit den Blumen und Früchten darein und verwahret solche oben mit Wachs, damit der Geist in dem Gefäß oben zusammen bleiben muß und läßt sie also stehen, so fängt alles in 24 Stunden an zu grünen und über sich in die Höhe zu wachsen, es werden die Früchte reif, die Blumen bekommen also ihren Geruch und wird alles wohlriechend und wohlschmeckend. Hier kann man erkennen die Kraft Gottes, die der Bischof von Passau[3]) zu Teufelswerk machet, weil er die Kraft Gottes nicht kennt. Dieser Geist thut noch andere Dinge mehr, wie der heilige Vater selbst also in Wahrheit finden wird. Man soll Gott loben und preisen für all seine Wohlthaten und Wunder, so er uns armen Menschen zu gute offenbaret. Es ist freilich, wer es nicht weiß, etwas Übernatürliches, tote Dinge also wiederum aus diesem Geiste lebendig zu machen, wie man denn solches in der That beweisen kann, daß dieser Geist die Macht habe, alle toten Dinge wiederum lebendig zu machen, wie ich denn einen Vogel genommen und denselben in einem Gefäß zu Asche verbrannt, diese Asche in ein solches Gefäß gethan (im Manuskript ist ein mit einem blinden Helm bedeckter Kolben abgebildet, in welchem eine Flüssigkeit und darin die Gestalt eines Kindes zu sehen ist); in ein ander Gefäße habe ich gebracht die Asche von einem verwesenen Kindlein, so

[1]) Vgl. die folgende Vorschrift.

[2]) In der Tabula smaragdina.

[3]) Also entweder Rüdiger von Radeck oder Otto von Lonsdorf, welche die Zeitgenossen des Albertus waren.

ich dessen Erde vorerst ausgeglühet; in ein anderes die Asche von einem Kraut, so samt den Blumen verbrannt; dann das Gefäß mit dem Spiritu voll angefüllet und also stehen lassen, so ist mir der Geist in 24 Stunden zusammengewürket gar natürlich erschienen in dem Spiritu, welches vorstellet die wahre Auferstehung derselbigen; denn der Geist erwecket also die Figur, daß man wohl sehen kann, wie wir werden mit reinen Leibern erscheinen als Geister, durchsichtig und in einer gar andern Gestalt, denn so der Körper wiederum mit seiner eigenen Seele und Geist wird belebt werden, so werden wir in dieser Verklärung Gott hernach schauen können: denn es ist eine Lichtskraft. Hier hat es geheißen: ich habe einen Geist, mit welchem ich täglich etliche Stunden sprechen könnte, so aber nur eine geistliche Vorstellung ist, wie wir von den Toten werden auferstehen."

„Ferner hat man bei mir funden in der Visitation ein Gefäße, in welchem dieser Liquor allein verwahret samt einem Tropfen Blut von dem Thoma (Thomas von Aquino, der Schüler des Albertus), wie er denn auch einen Tropfen Blut bei sich hat von mir: denn so man wissen will, wie sich einem sein guter Freund befindet, so kann man solches also täglich und nächtlich sehen; denn so er krank worden, brennt das Lichtlein in der Mitte selbigen Glases nicht hell, sondern ganz dunkel; ist er sehr krank, wird alles trübe; ist er zornig, so wird es heiß, ist er in Bewegung, so bewegt es sich; stirbt er, so wird es schwarz und zerspringt; ja man kann sogleich zu demselbigen sprechen durch solche Zeichen, so alles von diesem einzigen Geiste herkommt, denn dieser Geist vermag alles."

Mit derartigen sogenannten Lebenslampen beschäftigten sich die Paracelsisten und Rosenkreuzer sehr viel, und ein gewisser Burggraf gab sogar ein besonderes Buch über dieselben heraus [1]), welches von Helmont citiert wird [2]), das ich aber noch nirgends habe auffinden können.

Zum Schluß will ich nun noch ein palingenetisches Experiment mitteilen, welches in dem handschriftlichen Testamentum Fratrum Rosae et Aureae Crucis enthalten ist, als Parallele zu dem vorigen dienen kann und für einen Chemiker, der im Besitz eines Laboratoriums sich befindet, unschwer auszuführen ist:

„Wie man aus dem Thau, Regen, Reif und Schnee das Universal bereiten soll:

Meine lieben Kinder! seid fleißig gleich am Anfang des Jahres und fanget von dem Reif, Schnee, Nebel, Thau und Regenwasser so viel ihr dessen haben könnt, in ein großes Faß, und laßt solches stehen und in sich selbsten putreficiren und verfaulen, bis also der Monat Juli kommt; das wahre Zeichen ist, wenn sich anfähet die Erde zu scheiden, so sich oben darauf begiebt wie eine grüne Haut, so dann zeiget die wachsende grünende Kraft, daß sich auch einige Würmlein daraufbegeben. Meine Kinder! wenn ihr also so weit kommen, dann nehmet solches in die Arbeit, rühret es unter einander, alsdann gießet es in eine Serpentin (Destillirblase mit Schlangenrohr) und destillirt mit lindem Feuer von 100 Pfund nicht mehr denn 10 Pfund herüber, und dies thue so oft, als dein putreficirtes Wasser zureichet. Das Ueberdestillirte bringe wieder in eine Serpentin und destillire zehn Pfund davon; das Zurückgebliebene gieße hinweg, alsdann wieder Ueberdestillirtes in deine Serpentin gegossen und zehn Pfund davon destilliret. Wenn du nun auf die Letzte nicht mehr als 10 Pfund zusammenhast [3]), so nimm einen starken Turnos (Retorte), welcher das

---

[1]) Burggravis: De lampade vitae. Franeck. 1611.

[2]) Helmont: De magnetica vulnerum curatione § 20.

[3]) Die sämtlichen Destillate werden also analog der Alkoholrektifikation durch öftere Destillation auf zehn Pfund rektifiziert.

Feuer wohl aushalte, und gieße die 10 Pfund darein, dann destillire in der Asche mit lindem Feuer wieder sechs Pfund davon; den Spiritum thue wiederum in einen Turnos, stelle solchen in das Wasserbad und destillire also wiederum drei Pfund herüber, so steiget hier in der siebenten Destillation ein sehr flüchtiger Geist, so da ist eine lautere Luft, ja ein lebendig machender Geist, denn wenn man von solchem einen kleinen Löffel voll austrinkt, so fühlet man seine Kraft durch alle Glieder, wie derselbige das Herz erquicket und den ganzen Leib augenblicklich als ein Wind und Geist durchgehet. Diesen Geist mußt du siebenmal rectificiren und also in die Enge bringen, so kannst du denselbigen brauchen zu unterschiedlichen Dingen, Wunder damit zu verrichten, denn dieser Geist erwecket alle Dinge und bringt sie zum Leben.

Nimm nun die Asche von einem Kraut, Blume und Wurzel, oder die Asche von einem Tier, als einem Vogel oder Eyder, oder die Asche von einem verwesenen Kindlein, glühe sie aus, thue solche Asche in einen weiten hohen Kolben oder ein anderes großes Glas, alsdann gieße von diesem lebendig machenden Wundergeiste so viel darauf, daß es handhoch darüber zu stehen komme, und verwahre das Glas feste und stelle es damit an einen warmen Ort unbewegt, und wenn es dreimal 24 Stunden gestanden hat, so erscheinet das Kraut mit der Blume, das Thier oder Kind mit allen Gliedmaßen, womit Einige große Gauckeleyen gebrauchet; allein es ist nur ein geistlich Wesen, denn wenn man es ein wenig beweget, so vergehet es gar bald; wenn man es aber wieder ruhig stehen läßt, so kommt es wieder, welches wunderlich anzusehen ist, und stellet vor die Auferstehung der Todten, ja wie alle Dinge in der Natur werden wieder in der Figur erscheinen dermalen bey und nach der allgemeinen Auferstehung!"

„Mein Freund! ich habe auch eine dürre, verwelkte Blume oder ein ander Laub oder Gras oder Weintraube, so ich abgeschnitten mit der Rebe und denen Blättern und solche hernach im Schatten dürre werden lassen, wie ich denn auf diese Manier von allen unreifen Früchten einen Strauß gebrochen, wie auch von dergleichen, wenn sie in der Blüthe gewesen; wenn ich nun meinen Discipulis habe wollen eine Vorstellung machen, so habe solche Reißer und Blumen in ein Gefäße gestecket und von dem Geiste so viel darein gegossen; das Gefäß muß unten weit und oben enge sein; dann habe es oben mit Wachs vermachet und also 24 Stunden stehen lassen, so hat Alles wieder angefangen zu grünen und zu blühen, ja sogar das die verwelkten Früchte mitten im Winter seynd belebt worden, und wenn sie also eine Zeit von drei bis vier Tagen und Nächten gestanden, so seynd sie reif und wohlschmeckend geworden, wo ich dann vorgegeben: ich hätte sie aus diesem oder jenem Land bekommen, absonderlich denen, die kein Wissen davon hatten.

Mein Freund! ich habe auch von diesem Geist etwas in ein schönes weißes Gläslein gethan und von meinem Blute oder dem eines guten Freundes etliche Tropfen also warm dazu; dann solches fest zugemacht, so habe ich alle Zeit merken können, wie es meinem Freunde ergangen, ob er gesund oder im Unglück oder in Freude lebet, denn seine Person stellet sich gar artlich vor; lebet er in Freuden, so ist es helle und lebet alles um ihn herum; ist er in Gefahr, so gehet alles trübe um ihn herum; ist er krank, so wird es oft finster und beweget sich; stirbt er oder kommt um, so springet das Glas entzwey, also kann man mit diesem lebendig machenden Geiste viele Wunder verrichten."



Die alchymistische Palingenesie.

Eine moderne Nachschrift

von

Hermann Grote,
Dr. phil.

Bei den vorstehend von Herrn Kiesewetter mit dankenswerter litterarischer Sachkunde zusammengestellten Vorschriften für palingenetische Versuche haben wir es meiner Ansicht nach weniger mit einer Reihe chemischer, als vielmehr komischer Rezepte zu thun; und ich glaube nicht weit fehl zu gehen, wenn ich denselben einen Platz unter den historischen Anekdoten anweisen möchte. Dieselben setzen einen Grad von Gläubigkeit voraus, welcher mir leider vollständig abgeht, dennoch möchte ich mir ein endgültiges Urteil über diese Vorschriften noch vorbehalten, bis ich mich durch eigene Experimente von dem Wert resp. Unwert derselben überzeugt habe, da ich weit davon entfernt bin, etwas, sei es auch das Unglaublichste und Unwahrscheinlichste, auf bloße Vermutung hin mit absprechender Sicherheit verurteilen zu wollen. Ich werde daher sämtliche mitgeteilte Vorschriften auf das exakteste ausführen, und mir dann erlauben, seinerzeit die von mir hierüber gewonnenen Resultate an dieser Stelle bekannt zu geben. Wenn ich mir trotzdem jetzt schon ein vorläufiges Urteil über diese Vorschriften zu äußern erlaube, so mag dieses seine Berechtigung finden in dem hohen Grade von Unwahrscheinlichkeit und Unglaubwürdigkeit der vermeintlichen Ergebnisse derselben.

Im wesentlichen zeigen sämtliche mitgeteilte Vorschriften eine vollständige Übereinstimmung; der betreffende zum palingenetischen Versuche dienende organisierte Körper, gleichviel ob Pflanze, Vogel, Säugetier oder selbst Mensch wird in geschlossenem Gefäße eingeäschert. Die Asche mit dem gleichzeitig gesammelten, flüssigen, also teerartigen brenzlichen Produkten, resp. dem, aus dem Körper vorher ausgepreßten und gereinigten Safte derselben, in anderen Fällen mit gereinigtem Maientau oder einem der beiden vorbeschriebenen Wunder-Liquores befeuchtet, hierauf in geschlossenem Gefäße längere Zeit (durchschnittlich 2—3 Monate) gleichmäßiger Wärme ausgesetzt, was in den meisten Fällen durch Eingraben in Pferdemist bewerkstelligt wird. Hierauf soll bei jedesmaligem Erwärmen das Schattenbild, also der Astralleib des zu dem Versuche benützten Körpers in dem Glase erscheinen. Bei Ausübung der körperlichen Palingenesie werden

die gleichen Operationen vorgenommen, das gewonnene Produkt aber dem Glase entnommen, in ein natürliches Gefäß (fast durchgängig wird hier die Eierschale empfohlen) eingebracht und dasselbe gut verschlossen einer Henne zum Brüten untergelegt, worauf dann das betreffende Wesen in körperlicher Form erscheinen soll.

Wir stehen hier vor drei Möglichkeiten: Entweder ist die Palingenesie wirklich eine Thatsache, oder die betreffenden Alchymisten, von denen diese Vorschriften stammen, unterlagen Selbst-Täuschungen, oder drittens sie täuschten mit Absicht. Welche von diesen drei Annahmen die richtige, darüber wird nur das Ergebnis des Experimentes uns Aufschluß geben können, und ich muß deshalb auf spätere Zeit vertrösten, da die Ausführung jedes dieser Experimente, wie schon erwähnt, zwar leicht zu bewerkstelligen, doch sehr umständlich ist und Monate in Anspruch nimmt.[1])

Fassen wir nun den ersten Fall ins Auge: „Die Palingenesie ist wirklich möglich", so führt uns dieses zu den weitgehendsten Schlüssen. Ist die künstliche Wiedergeburt bei einem einzigen organisierten Wesen möglich, so muß sie logischerweise auch bei allen übrigen organisierten Wesen möglich und ausführbar sein, da für alle organisierten Wesen, gleichviel ob Tier oder Pflanze, dieselben Naturgesetze gelten. Wenn es uns also gelingt, irgend einen Körper, sei es selbst der niedrigst organisierte, z. B. eine Bakterie oder einen Schizomyceten, aus seinen elementaren Bestandteilen künstlich darzustellen, so muß es uns auch gelingen, vielleicht mit größerer Schwierigkeit, das höchst organisierte Wesen, den Menschen, künstlich darzustellen, und damit wären wir bei der Idee angelangt, welcher Goethe in seinem „Homunculus" Gestalt gegeben; wir wären somit in der Lage, aus der Asche und den Überresten unserer Vorfahren dieselben wieder künstlich herzustellen, und eine Ahnengalerie könnte demnach in Zukunft als eine Sammlung chemischer Präparate in Gläsern dargestellt werden, in welchen dann willkürlich der Schatten oder selbst der Körper unserer Vorfahren hervorgerufen werden könnte. Eine derartige Ahnengalerie würde unleugbare Vorzüge vor dem bisher gebräuchlichen haben, Spiritismus und Medien würden vollständig überflüssig, da wir ja in der körperlichen Palingenesie dann ein weit einfacheres Mittel haben würden, mit längst Verstorbenen in Beziehungen zu treten. Alle weiteren in das Gebiet der Philosophie übergreifenden Konsequenzen, welche sich aus der Palingenesie ziehen lassen, will ich hier nicht erörtern, da dieselben ins Unendliche führen würden.

Nehmen wir dagegen den zweiten Fall: die Alchymisten unterlagen bei der Ausführung ihrer palingenetischen Versuche Täuschungen, — so müssen wir uns gestehen, daß dieser Fall weit mehr Wahrscheinlichkeit für sich hat als der erstere. Für sehr viele Vorgänge, welche auf die Alchymisten damaliger Zeit den Eindruck des Wunderbaren und selbst Übernatürlichen machten, haben wir jetzt die einfachsten Erklärungen, und

---

[1]) Es dünkt uns wahrscheinlich, daß nicht eine dieser drei Möglichkeiten auf alle Berichte passen wird, sondern für den einen diese, für einen andern jene.
(Der Herausgeber.)

so erscheint die Annahme wohl gerechtfertigt, daß die Phantasie der Alchymisten durch solche, für sie unerklärliche Vorgänge aufgeregt, sie zu den kühnsten und unglaublichsten Schlüssen verleitete, ja sie mehr sehen ließ, als in Wirklichkeit zu sehen war. Dazu kommt noch, daß solche Experimente in früherer Zeit nur in höchst mangelhafter Weise ausgeführt werden konnten und dadurch dem Zufalle ein weiter Spielraum gelassen wurde, was leicht zu unbeabsichtigten Täuschungen führen konnte. Ein weiteres höchst wichtiges Moment ist, daß bei keinem dieser Versuche im luftleeren Raume gearbeitet wurde; die in dem Glase mit dem Versuchsobjekte eingeschlossene, mit unzähligen Keimen von Pilzen und selbst Algen geschwängerte Luft genügt vollständig zur ersten Entwicklung dieser Pilze und Algen, welche zudem noch einen vorzüglichen Nährboden in den in Zersetzung begriffenen organischen Stoffen und den daraus resultierenden Stickstoffverbindungen finden. Begünstigt wird das Wachstum dieser Kryptogamen ferner durch die Zugabe von (Maien-)Tau, der stets salpetrigsaures und salpetersaures Ammon enthält, selbst mit Pilzkeimen geschwängert ist und förmlich eine Nährsalzlösung für Pilzkulturen darstellt. Unter diesen Umständen darf es uns durchaus nicht wunder nehmen, wenn wir die in dem Glase eingeschlossenen organischen Stoffe verschleimen, das heißt eine schleimige Gärung durchmachen und sich mit einer Pilzhaut bedecken sehen. Da alle organisierten Wesen, Tiere wie Pflanzen, neben den Salzen (also ihren Aschenbestandteilen) Eiweißkörper, Schleimstoffe, Cellulose, Zucker, Pigmente (die Pflanzen von letzteren hauptsächlich Chlorophyll) ꝛc. enthalten, wird der Vorgang bei palingenetischen Versuchen für alle organisierten Wesen ziemlich der gleiche sein, und wenn nicht bei vollständigem Luftabschlusse gearbeitet wird, die Möglichkeit, ja Wahrscheinlichkeit der Bildung von Pilzen in diesen für sie so günstigen Boden vorhanden sein, zudem wird das Wachstum der Pilze noch vorzüglich begünstigt durch die gleichmäßige Wärme, wie solche durch Aufbewahrung des Präparates in Pferdemist oder an einem sonstigen temperierten Orte hervorgerufen wird. Außerdem ist noch zu bedenken, daß kein Glas, zumal wenn es in einem feuchten und warmen Substrate längere Zeit aufbewahrt wird, so hermetisch verschlossen bleibt, daß nicht ein, wenn auch nur minimaler Austausch der in dem Glase enthaltenen Gase mit der äußeren Luft stattfinden könnte; ein solcher, wenn auch noch so minimaler Luftwechsel genügt aber für das Wachstum der niedrigst organisierten Pflanzenkörper. Das Sichtbarwerden des sogenannten Astralleibes des organisierten Wesens, mit welchem der palingenetische Versuch angestellt wurde, bei jedesmaligem Erwärmen des Glases durch Sonnenstrahlen oder Feuer, kann nun auf folgenden Gründen beruhen:

1. Die in dem Glase befindliche ziemlich konzentrierte Lösung der Salze resp. der Asche des organischen Körpers, sowie des Taurückstandes, befeuchtet selbstverständlich bei jeder Bewegung die innere Wandung des Glases, wenn dieses nur einige Finger hoch mit der Flüssigkeit gefüllt ist auch über dem Niveau der Flüssigkeit. Wird das Glas nun erwärmt, so verdunstet die an der Glaswand adhärierende Lösung und die Wan-

dung wird sich allmählich mit den durch Entziehung des Lösungsmittels ausgeschiedenen Krystallen bedecken, welche je nach der Natur der Salze die verschiedensten Figuren darstellen können, indem sie teils einzeln, teils in mehr oder minder dichten Haufwerken, in Drusen oder Raphiden ausgeschieden werden, wodurch Gestalten gebildet werden, welche vollkommen analog, und ganz ähnlich den Eisblumen an den Fenstern sind, die ja selbst längere Zeit hindurch für eine palingenetische Erscheinung gehalten wurden. Wird die Wärme wieder entzogen, oder durch eine geringe Bewegung die Glaswandung wieder angefeuchtet, so gehen diese Krystalle wieder in Lösung, verschwinden also, welches Experiment willkürlich oft wiederholt werden kann. Ebensowenig merkwürdig ist die beim Erwärmen in dem Glase auftretende Dampfbildung.

2. Die zweite Möglichkeit ist folgende: Die Wandung des Glases hat sich während des monatelangen Liegens in Pferdemist innen mit einer mehr oder minder großen Schicht von mikroskopischen Algen und Pilzen bedeckt; bleibt das Glas nun längere Zeit ruhig stehen, so wird die Flüssigkeit sich allmählich auf dem Boden des Glases sammeln und die Wände desselben trocknen. Hierdurch tritt nun eine Eintrocknung und Schrumpfung der die Glaswandung bedeckenden Algen und Pilze ein, wodurch dieselben für das Auge dann nur mehr als Trübung des Glases sichtbar werden. Erwärmt man aber das Glas, so wird die den Boden desselben bedeckende Wasserschicht sich teilweise in Dampf verwandeln, welcher bald das ganze Glas anfüllt. Dadurch quellen die Zellen dieser Kryptogamen auf, werden für das Auge wieder sichtbar und können in den Verschlingungen ihrer Mycelzweige unter Umständen wohl einige Ähnlichkeit mit höher entwickelten organisierten Wesen zeigen. Besonders einzelne, einzellige Algen können sich in kürzester Zeit in solcher Masse entwickeln, daß sie die Flüssigkeit, in welcher sie sich befinden, intensiv färben (z. B. Chlamydomonas, welches das Wasser grün färbt). Eine Art von Pilzen ist es besonders, welche möglicherweise hier eine Rolle spielen und zu falschen Vermutungen Anlaß geben könnte, es sind dieses die Myxomyceten oder Schleimpilze. Der Vegetationskörper dieser Pilze, das sog. Plasmodium, stellt eine Protoplasma-Masse von schaumiger oder schleimig gelatinöser Konsistenz und oft lebhafter Färbung dar, welche nicht selten Handgröße erreicht, eigene Bewegung zeigt und sich kriechend oder schwimmend auf dem Substrate fortbewegt, indem dieses Plasmodium, ähnlich wie die Schnecken ihre Fühlhörner, nach verschiedenen Richtungen Fortsätze (Pseudopodien) ausstreckt, welche dann den ganzen Plasmakörper allmählich nachziehen, durch diese anscheinend willkürlich bald da bald dort an den Plasmodien vortretenden Pseudopodien, ändert sich die Gestalt des Plasmodiums fortwährend, und die kriechende Bewegung dieser gelatinösen Masse kann leicht die Veranlassung geben zu der Vermutung, daß man es hier mit einem Tiere zu thun habe. Da diese Pilzart sehr häufig vorkommt, z. B. Aethalium septicum auf Gerberlohe, Didymium serpula auf verwesenden Pflanzenteilen, Lycogala auf Baumrinden, Spumaria alba fast auf jeder Wiese, andere auf Exkrementen (Pferde-

mist), ist die Annahme wohl gerechtfertigt, daß Fortpflanzungszellen (Myxamöben) dieser Pilze auch in die ja in Mist eingebetteten Flaschen oder Eierschalen eindringen und sich dort weiter entwickeln können. Wir hätten dadurch eine Erklärung für das schleimige Wesen, resp. die menschenähnliche lebende Masse, welche das Produkt des palingenetischen Versuches mit einem Vogel, anderen Tieren oder Menschen darstellt.

Wir kommen nun zur dritten Möglichkeit, derjenigen nämlich, daß wir es mit einer bewußten Täuschung zu thun haben; und diese Annahme bietet meiner Meinung nach die meiste Wahrscheinlichkeit. Sämtliche Vorschriften sind, wie es mich fast bedünken will, absichtlich verumständlicht, würden, wenn sie wirklich zum Ziele führen würden, dies gewiß auch ohne diese vielen Umständlichkeiten thun, denn bei jeder dieser Vorschriften finden wir mindestens zwei ganz zwecklose Operationen. Ich meine, daß diesen Komplikationen nur die Absicht zu Grunde gelegen haben wird, eine Ausführung dieser Vorschriften nach Möglichkeit zu erschweren, ja teilweise dem Laien die Ausführung sogar ganz unmöglich zu machen. Auffällig ist ferner die Länge der Zeit, welche jeder dieser Versuche in Anspruch nimmt, und man möchte beinahe vermuten, es soll dieses nur dem den Versuch Demonstrierenden bequem Zeit und Gelegenheit geben, Hokuspokus zu treiben. So liegt die Wahrscheinlichkeit sehr nahe, daß das Experiment mit dem eingeäscherten Vogel im Ei auf ein Taschenspielerkunststückchen, auf eine Verwechselung des Eies hinausläuft, in gleichem auch die Darstellung des Homunculus.

Was das Erscheinen des Astralleibes oder Bildes der Pflanzen anbelangt, so möchte ich darauf aufmerksam machen, daß sog. sympathetische Tinten schon in frühester Zeit bekannt waren, und daß gerade der Umstand, daß das Bild oder der Astralleib des Wesens gerade beim Erwärmen erscheint, beim Abkühlen aber wieder verschwindet, schon dafür spricht, daß wir es hier mit einem einfachen chemischen Kunststückchen zu thun haben. Wenn wir auf irgend einen Gegenstand mit einer verdünnten Lösung von Chlorkobalt in Schwefelsäure schreiben, ist von dem Geschriebenen durchaus gar nichts wahrzunehmen, erst nach Erwärmung des Gegenstandes ist das Geschriebene deutlich sichtbar in schön roter Farbe, ein ähnliches Verhalten zeigen einige Mangan- und Chrom-Salze. Auf diese Weise lassen sich Zeichnungen in den verschiedensten Farben herstellen, welche für gewöhnlich unsichtbar, erst durch Erwärmen hervorgerufen werden, beim Erkalten aber wieder verschwinden. Andere chemische Agentien verändern ihre Farbe dadurch, daß sie aus der Luft Feuchtigkeit anziehen, ich erinnere an die imprägnierten Wetterbilder und Barometer- (richtiger Hygrometer-)Blumen und halte es für sehr wahrscheinlich, daß wir hierin eine Erklärung für das Erscheinen des Astralleibes der Pflanzen 2c. in dem Glase bei jedesmaligem Erwärmen zu suchen haben.

Was zum Schlusse nunmehr die beiden merkwürdigen Wunderliquores betrifft, so ist der erste derselben meiner unmaßgeblichen Meinung nach nichts weiter als chemisch reines destilliertes Wasser, und ich bin aufs höchste überrascht über die merkwürdigen, geradezu

phänomenalen Wirkungen, welche dieses zu stande bringen soll. Auch der, aus dem fraglichen Wismuterze und Tau durch Destillation gewonnene Liquor kann nichts anderes als destilliertes Wasser sein, höchstens könnte er eine minimale Spur arseniger Säure zeigen, da die Wismuterze meist etwas derselben enthalten; es kann diese Beimischung arseniger Säure aber nur so gering sein, daß sie kaum irgend welche Wirkung äußert. Wenn das Wismuterz ohne Wasser der Destillation unterworfen wird, könnte der Gehalt des Destillates an arseniger Säure allerdings ein größerer sein und es könnten sich die Wirkungen dieses Liquors eventuell hieraus zum Teile erklären lassen. Wismutverbindungen können keinesfalls in dem Liquor enthalten sein, da mit Ausnahme des Wismutchlorides keine Wismutverbindung (bei der Temperatur des siedenden Wassers) flüchtig ist, das Wismutchlorid aber weder allein als Erz, noch vererzt in der Natur gebildet vorkommt. Am Schlusse der Vorschrift aus dem Testamentum fratrum roseae et aureae crucis heißt es nach Aufzählung der Wunderwirkungen des aus atmosphärischen Niederschlägen durch Destillation gewonnenen Wunderliquors, insbesondere seiner Wirkung auf verdorrte Früchte und Blumen: „So hat alles wieder angefangen zu grünen und zu blühen, ja sogar die verwelkten Früchte sind mitten im Winter belebt worden, und nach 3 bis 4 Tagen und Nächten reif und wohlschmeckend geworden, wo ich dann vorgegeben, ich hätte sie aus diesem oder jenem Lande bekommen, absonderlich denen, die kein Wissen davon hatten."

Ob uns mit diesen letzten Worten der Autor nicht unbewußt der Wahrheit näher bringt, möchte ich dahingestellt sein lassen. Wenn sich der Betreffende kein Gewissen daraus macht, denen, die kein Wissen davon haben, vorzulügen, er habe diese Früchte und Blumen aus fernen Ländern bezogen, wer steht uns dann für die Wahrheit des vorher von ihm Berichteten!

Duplik zu dieser Nachschrift.

Der Artikel des Herrn Dr. Grote über die „alchymistische Palingenesie" enthält genau die Einwände, welche sich von einem modernen Chemiker gegen die mitgeteilten Vorschriften erwarten lassen. Zunächst will ich bemerken, daß mir nur darum zu thun war, den Interessenten die über Palingenesie thatsächlich existierenden Vorschriften vorzulegen, weil mit deren Stichhaltigkeit du Prel in den Aufsätzen über den „Pflanzenphönix" und das „forcierte Pflanzenwachstum" aufgestellte Theorien stehen und fallen, denn ich kann auf Grund langjähriger Studien und einer eingehenden Litteraturkenntnis sagen, daß andere wirklich palingenetische Vorschriften als die mitgeteilten nicht existieren. Du Prel hat offenbar die rein alchymistische Palingenesie mit dem mediumistisch forcierten Pflanzenwachstum vermischt; um so größer aber dürfte sein Triumph sein, wenn das materielle alchymistische Verfahren seine Theorien bestätigt. Deshalb: Fiat Experimentum!

Von den vollkommen berechtigten Einwänden vom Standpunkt der modernen Chemie aus abgesehen, geben mir eine Anzahl von Stellen im

Aufsatz des Herrn Dr. Grote Anlaß zu folgenden Bemerkungen: Gewiß versuchte die Alchymie die Darstellung des Homunculus fast dreihundert Jahre vor Goethe — und nicht allein Menschen, sondern auch Tiere versuchte man auf diesem Wege zu erzeugen —; ich behalte mir vor, auf diese Versuche in Verbindung mit einem Bericht über die merkwürdigen Homunculi des Grafen Kuefstein zurückzukommen. Nun aber verwechselt Herr Dr. Grote die chemische Darstellung organisierter Wesen, der Homunculi und Animalculi, mit der Hervorrufung des schattenhaften Astralkörpers, der Palingenesie, und begeht weiter den Fehler, das hervorgerufene Schattenbild mit Intelligenz ꝛc. auszustatten, wie sich aus seiner Ausführung über Spiritismus und Palingenesie ergiebt. Übrigens sei bemerkt, daß Borelli und von der Becke die Idee palingenetischer Ahnengalerien alles Ernstes aussprachen, indem sie meinten, man könne auf diese Weise mit der Asche seiner Vorfahren eine erlaubte Nekromantie treiben.[1])

Was Herr Dr. Grote ferner über die Umstände sagt, welche die Selbsttäuschung der Alchymisten begünstigten, so sind dieselben von mir meiner eingehenden Kenntnis der betreffenden Litteratur gemäß in Betracht gezogen. Ich erkenne vollkommen an, daß in dem mit dem zerstoßenen Samen und Maientau ausgeführten Experiment im Anfang eine sehr lebhafte Pilzbildung eintritt, aber — und dies übersieht Herr Dr. Grote — schließlich verwandelt sich alles in eine weißliche Asche, welche allerdings aus salpetersaurem Ammoniak ꝛc. bestehen und nach Art der Eisblumen krystallisieren soll. Aber ich glaube denn doch nicht daß z. B. ein Athanasius Kircher, einer der besten Physiker und Mathematiker aller Zeiten, eine derartige an der Gefäßwand vor sich gehende Krystallbildung für ein im Innern des Glases schwebendes Bild einer Rose angesehen habe. Auch widerspricht die Schilderung dieses palingenetischen Verfahrens völlig der gemutmaßten Bildung von Myxomyceten, welche allerdings vielleicht bei der angeblichen Bildung menschenähnlicher Gestalten in Eiern ꝛc. eine Rolle spielen mögen. Hier kann eben nur das Experiment entscheiden, und eben deshalb habe ich die Vorschriften veröffentlicht, um entweder eine vergessene Wahrheit wieder in ihre Rechte einzusetzen oder aber auf Irrtümer gegründete Trugschlüsse unmöglich zu machen.

Was nun die absichtliche Täuschung anlangt, so vermutet Herr Dr. Grote eine solche, weil bei den Experimenten viele unnötige, die Sache erschwerende und zeitraubende Manipulationen vorgenommen resp. vorgeschrieben werden. Dieser Einwand dürfte wohl ganz hinfällig werden, wenn wir bedenken, daß die alten Chemiker und Alchymisten — Begriffe, welche sich bis fast in das 18. Jahrhundert decken —, auf die nackteste Empirie angewiesen und nicht imstande waren, sich einen chemischen Vorgang auch nur annäherungsweise in modernem Sinne theoretisch klar zu machen. Sie konnten einfach nicht unterscheiden, was theoretisch nötig

---

[1]) Man vergleiche die in meiner Zusammenstellung citierten Werke.

oder unnötig war, während sie praktisch doch ihre Resultate erzielten. Ich erinnere Herrn Dr. Grote nur an die unendlichen Weitschweifigkeiten, welche man bei der Darstellung der einfachsten Chemikalien machte und verweise u. a. auf die alten chemisch-pharmaceutischen Lehrbücher eines Croll, Hartmann, Lefebure, Glauber &c., und gerade die von Herrn Dr. Grote so sehr beanstandete langwierige „Putrefaktion", „Digestion" &c. ist eines der charakteristischsten Merkmale der alten chemischen Praxis.

Die taschenspielerische Unterschiebung eines einen Vogel &c. enthaltenden Eies würde nur dann einen Sinn haben, wenn die betr. alten Gelehrten ihre Experimente in Hoffnung auf Geldgewinn, z. B. am Hofe eines Fürsten gemacht hätten, wo ja bekanntlich im Punkte des Goldmachens tausenderlei Gaukeleien getrieben wurden. Dies ist hier aber keineswegs der Fall, denn Agrippa und Maxwell wie Paracelsus, die hier in Betracht kommen, machten ihre Experimente im Studierzimmer und waren arme Teufel. Auch die Benutzung sympathischer Tinten ist sehr unwahrscheinlich, weil sie der Schilderung der Phänomene völlig widerspricht.

Was den sachlichen Wert der beiden „Wunderliquores" anlangt, so lasse ich darüber das Experiment entscheiden, nur möchte ich dagegen Verwahrung einlegen, daß der betr. Autor des Betrugs zu beschuldigen sei, weil er sagt: „— wo ich denn vorgegeben, ich hätte sie aus diesem oder jenem Lande bekommen, absonderlich denen, die kein Wissen davon hatten." Auf der Alchymie ruhte wie auf allen Naturwissenschaften während des Mittelalters die Anrüchigkeit der Teufelszauberei, und selbst Päpste kamen dadurch in den Verdacht derselben, von den vielen höheren und niedrigeren Geistlichen ganz abgesehen. Da nun die Ausübung der Alchymie von Papst Johann XXII im Jahre 1317 durch die Bulle „Spondent, quas non exhibent" sogar mit dem Bann belegt worden war und trotzdem bis in das 16. Jahrhundert hinein fast ausschließlich in den Händen der Geistlichen blieb, so erklärt sich die Kriegslist unseres Autors, den wir gewiß in geistlichen Kreisen zu suchen haben, sehr einfach und naturgemäß. Mußte doch der größte Chemiker des Mittelalters, Basilius Valentinus, noch zu Ende des 15. Jahrhunderts seine Manuskripte im Peterskloster zu Erfurt vermauern, von wo sie die Schweden im dreißigjährigen Kriege nach Upsala schleppten.

Carl Kiesewetter.



Das Leben nach dem Tode.

Von

Hübbe-Schleiden.
Dr. jur.

(Fortsetzung.)

Alles, was wir bis hierher an Vermutungen über den wahrscheinlichen Zustand unseres persönlichen Bewußtseins nach dem Tode angeführt haben, waren lediglich Schlußfolgerungen aus den heutzutage allgemein geltenden, zum Teil sogar wissenschaftlich anerkannten Anschauungen. Thatsächliches können wir über das „Leben nach dem Tode“ eben niemals wissen. An Aussagen, welche mit dem Anspruch auf Thatsächlichkeit auftreten, fehlt es freilich nicht, und hat es auch niemals gefehlt; alle Theorien und Offenbarungen aber über diesen Gegenstand können doch nie mehr sein als Sinnbilder und Allegorien, welche uns in unserer äußerlichen Vorstellungsweise Zustände veranschaulichen wollen, deren klares, unmittelbares Verständnis sich — wie schon bemerkt — unserem Vorstellungskreise und unserer Fassungskraft entzieht. Hinweisen wollen wir hierzu aber doch auf zwei vortreffliche Zusammenstellungen von all diesen Ansichten, welche zu den verschiedensten Zeiten unter den verschiedenen Völkern von den niedrigsten bis zu den höchsten Kulturstufen geherrscht haben und noch herrschen; es sind dies in deutscher Sprache Edmund Spieß: „Entwicklungsgeschichte der Vorstellungen vom Zustande nach dem Tode“[1]) und in englischer Sprache William Rounseville Alger: „A critical history of the doctrine of a future life“.[2])

Was nun die Echtheit der mediumistischen Thatsachen und ihre Bedeutsamkeit im Sinne der Beweiskraft für unseren Gegenstand angeht, so ist es kaum möglich und auch nicht erforderlich, diese beiden Punkte zu trennen. Wer einmal sich überzeugt hat, daß die physikalischen, sinnvoll ins Werk gesetzten Manifestationen, daß die Leistungen der Schreibmedien, daß die Materialisationen echt sind, d. h. weder aus der be-

[1]) Bei Herm. Costenoble, Jena 1877. Dr. Spieß war damals Privat-Dozent in Jena und ist jetzt Schloßpfarrer in Küstrin.

[2]) The Destiny of the Soul. Bei Roberts Broth., I. Aufl. 1880, XII. Aufl. 1886 (788 Seiten groß Oktav). Alger ist Geistlicher in New-York.

wußten noch unbewußten Thätigkeit von Menschen erklärbar, noch auch Wirkung irgend welcher bekannter Naturkräfte sind, wird zugleich mit diesen Thatsachen auch für bewiesen ansehen, daß die Urheber derselben intelligente Wesen, und zwar — als nächstliegende Annahme, und mindestens in sehr vielen Fällen — die Persönlichkeiten verstorbener Menschen sind. Für die großen Massen aller Völker sind Spukvorgänge nicht bloß ein indirektes Anzeichen für die Existenz einer „Geisterwelt“, sondern direkte, anschauliche Berührung mit derselben; und alle Zweifel der Aufklärung an den übersinnlichen Thatsachen wurzeln zu einem erheblichen Teile in dem Streben, den eigenen Glauben an irgend welche Fortdauer nach dem Tode auszutilgen und vor dem eigenen Bewußtsein zu verleugnen.

Wir können uns hier auf die eingehende Verteidigung der Thatsachen und des für dieselben in zahllosen Berichten vorliegenden Beweismaterials nicht einlassen. Wer nicht selbst Gelegenheit hat, einschlägige Vorgänge zu beobachten, wird an den zahlreichen und sorgfältigen Berichten dritter Personen — die ja bis zu dem Beweise des Gegenteils für redlich gelten müssen — eine Unterlage für eine thatsächliche Überzeugung insbesondere in dem Falle haben, wenn ihm nach unseren bisherigen Ausführungen und anderweitigen allgemeinen Erwägungen die Möglichkeit der Fortdauer nach dem Tode verständlich und annehmbar geworden ist. — Außerdem können wir persönlich erklären, daß wir seit 21 Jahren Gelegenheit hatten, den sogenannten Spiritismus in den verschiedensten Ländern und Völkern zu beobachten und uns von der übersinnlich echten Thatsächlichkeit dieser behaupteten und viel bestrittenen Vorgänge zu überzeugen, trotzdem wir dabei unerhört vielem und frechem Schwindel und noch mehr unbewußter Täuschung, ja sogar verschiedenen Arten auch von übersinnlichem Betruge begegnet sind.

Die Thatsachen sind unbezweifelbar; es giebt überhaupt keine Thatsachen der Natur- oder der Kulturgeschichte, welche stärker, besser und allgemeiner beglaubigt wären als diese, und selbst in der Gegenwart treten nicht nur wissenschaftliche Autoritäten ersten Ranges und gewiegte Experimentatoren bei allen Kulturvölkern für dieselben auf, sondern auch die Masse der lebenden Menschheit. Unter ersteren nennen wir nur den Mitbegründer des Darwinismus, Alfred Russel Wallace, den ausgezeichneten Chemiker und Physiker William Crookes, den Mathematiker A. de Morgan, den Physiker W. F. Barrett, den Elektriker und Leger des ersten transatlantischen Kabels, Cromwell Varley, die Astronomen James Challis und Camille Flammarion, den Chemiker Robert Hare, den Ornithologen und Anatomen Elliott Coues, den russischen Chemiker Alexander Butlerow, den schwedischen Physiker Tornebom und die hervorragenden deutschen Physiker Wilhelm Weber, Friedrich Zöllner und Gustav Theodor Fechner. — Was aber die Masse der Menschheit betrifft, so stehen in dem Glauben an ein bewußtes Fortleben der Persönlichkeiten nach dem Tode sämtliche Naturvölker[1]), und mehr oder

[1]) Auch der heutige „Spiritualismus“ ist in gewissem Sinne aus dem Schamanismus der nordamerikanischen Indianer hervorgegangen, deren „Geister“ in ihren Sitzungen noch vielfach mitwirken.

weniger alle fremdrassigen Kultur- und Halbkulturvölker zusammen mit allen Volkskreisen innerhalb der europäischen Rasse — ganz Asien, Afrika, Amerika, Australien und selbst Europa, insgesamt über 1500 Millionen Menschen — einer kleinen Handvoll von vermeintlich „Aufgeklärten" gegenüber, welche ausschließlich in die modernen materialistischen Kulturinteressen versunken sind.[1]) Ja, wir haben oft sogar von sogenannten „Skeptikern" das Zugeständnis gehört, im Grunde seines Herzens (unbewußt) sei vielleicht ein jeder Mensch von dem Fortleben nach dem Tode überzeugt. Die gegenteilige, angeblich „wissenschaftliche" Geistesrichtung unserer Zeit ist nur eine psychische Epidemie, eine Art von Seelenblindheit.

Jeder, der sich auch nur einigermaßen mit dem Beweismaterial, welches in der massenhaften Litteratur des „Spiritualismus" aufgehäuft ist, bekannt macht, kann unmöglich noch die übersinnliche Echtheit der mediumistischen Thatsachen leugnen. Diese Unmöglichkeit sah u. a. auch Dr. Eduard von Hartmann ein;[2]) er suchte diese Thatsachen aber durch die Annahme einer wunderbaren „Nervenkraft" der „Medien" zu erklären. Gegen die Schlußfolgerung aus diesen Thatsachen auf die Mitwirkung verstorbener Persönlichkeiten, wendete derselbe ein, daß diese Vorgänge sich auf Somnambulismus zurückführen ließen. Dies veranlaßte eine eingehende Verhandlung dieser Frage zwischen ihm und mir in der „Sphinx", deren Ergebnis war[3]), daß die Merkmale des Mitwirkens von Verstorbenen bei seherischen oder mediumistischen Mitteilungen in folgenden drei Punkten liegen. Dieselben dürfen:

1. nicht durch irgend ein bei Anwesenden vorliegendes Interesse herbeigezogen oder veranlaßt sein, müssen
2. unabhängig sein von allen äußeren (stofflichen, örtlichen) Vermittlungsmöglichkeiten, welche ein rückschauendes Hellsehen des „Mediums" veranlassen könnten, und
3. einen keinem Lebenden bekannten und nur durch den eignen Willen der verstorbenen Persönlichkeit getragenen Vorstellungsinhalt zur Geltung bringen, der sich nachträglich als zutreffend erweist.

Diesen Anforderungen genügen nun eine außerordentlich große Anzahl der aus allen Zeiten zuverlässig berichteten und gegenwärtig überall beobachteten Fälle. Nur zwei derselben mögen hier inhaltlich erwähnt werden.

Unmittelbar nachdem Dr. Justinus Kerner seine Patientin Frau Hauffe (die „Seherin von Prevorst") zur Behandlung bei sich in Weinsberg auf-

---

[1]) Auf mehr als 50000 etwa glauben wir kaum die Zahl der augenblicklich auf unserm Planeten lebenden Menschen schätzen zu können, welchen wirklich das Gefühl ihrer Unsterblichkeit in dem naturwidrigen Treiben des „modernen Kulturlebens" so betäubt worden ist, daß es ihnen ganz und gar abhanden gekommen zu sein scheint. — Die Zahl derjenigen Menschen unserer über die ganze Erde verbreiteten europäischen Rasse, welche speziell mit dem Verfahren des Mediumismus bekannt sind, wird von Professor Max. Perty, Dr. du Prel und anderen auf etwa 14 Millionen geschätzt.

[2]) Vergl. seine Schrift: „Der Spiritismus", bei Wilhelm Friedrich, Leipzig 1885; auch im Julihefte 1887 der „Sphinx" (Gera, Reuß) IV, 19, S. 8 ff.

[3]) „Sphinx", Juni 1887, S. 29.

genommen hatte, welcher Ort derselben bis dahin völlig unbekannt war und wo sie auch keine Bekannte hatte, sah sie im somnambulen Zustande den verstorbenen Besitzer einer Weinhandlung in Weinsberg, den sie im Leben nie gesehen hatte, aber ganz genau zutreffend beschrieb. Derselbe hatte in einem andern Hause derselben Straße gewohnt, in welcher Kerners Haus lag; niemand in Kerners Hause hatte ein Interesse an dem Verstorbenen, und niemand außer diesem konnte das wissen, was er nun nach seinem Tode der hellsehenden Frau Hauffe mitteilte. Auf seine Veranlassung bezeichnete diese ein Schriftstück, welches unter Akten in der Kanzlei des Oberamtsgerichtes zu Weinsberg liegen sollte. Ihr war dies Gebäude völlig fremd, und doch gab sie genau die Örtlichkeit, das Zimmer, die Personen in demselben und die Lage der Akten an, während sie doch seit ihrer Ankunft in Weinsberg durch ihre schwere Krankheit ganz still an das Bett in Kerners Wohnung gefesselt war, von wo aus sie auch weder die Weinkellerei des Verstorbenen, noch das Oberamtsgerichtsgebäude leiblich sehen konnte. Alle Einzelheiten ihrer Vision erwiesen sich als vollkommen richtig; nur das Blatt selbst, welches sie auf Antrieb des Verstorbenen bezeichnet hatte, fand man bei anfänglich flüchtiger Durchsicht nicht. Als die Seherin aber wiederholt ganz genau denselben Ort zwischen den verschiedenen Akten bezeichnete, wo das Blatt „immer noch liege", und dringend bat, dasselbe zu beschaffen, damit sie den Quälgeist endlich los werde, suchte man gründlich nach und entdeckte dann das Schriftstück auch gerade dort, wo Frau Hauffe angegeben hatte. Übrigens wußte diese selbst bei ihrem tageswachen Bewußtsein niemals das Geringste von all dem, was sie in somnambulem Zustande gesehen und angegeben hatte. Zu diesem Vorgange teilt Kerner auch einen bestätigenden Bericht des Oberamtsrichters Heyd mit.[1])

Ähnliche Beweisthatsachen finden sich noch mehrere in demselben Werke Kerners angeführt; ebenso aber auch in fast allen Schriften der neueren Litteratur über diese Vorgänge. Fast ebenso zwingend ist in den Hauptpunkten auch diejenige Thatsache, von welcher her der empirische „Spiritualismus" seinen Ursprung datiert. Als maßgebender Tag gilt der 31. März 1848.

In einer Familie Fox, welche damals zu Hydesville, später zu Rochester, beides kleine Orte unweit New-York, wohnte, hatte man seit längerer Zeit, aber mit immer zunehmender Stärke ein heftiges Klopfen in den Wänden und dem Fußboden gehört, dessen Verursachung auf keinen lebenden Menschen zurückzuführen war. Man überzeugte sich bald davon, daß es einer der überall zu beobachtenden Spukvorgänge sei, und schrieb denselben dem „Teufel" zu. Nun kamen aber zwei Töchter dieser Familie, Katharine (Katie) und Margareth (Maggie), dreiste Kinder von 12 und 14 Jahren, auf den übermütigen Einfall, sich zu ihrer Belustigung vor dem Schlafengehen mit diesem „Teufel" in eine Unterhaltung einzulassen, bei welcher dieser sich mit ihnen durch Klopftöne verständigte

[1]) Kerner hat über diese Vorgänge als „erste Thatsache in Weinsberg" in seiner „Seherin von Prevorst" (bei Cotta, 5. Aufl., Stuttgart 1877) berichtet.

und als der „Geist" eines Gemordeten kundgab. Im weiteren Verlaufe dieser Verständigung ergab sich zunächst die bis dahin niemandem bekannte Thatsache, daß unter jenem Hause der Leichnam eines solchen Unglücklichen, namens Charles Raye, vergraben liege, sowie die Umstände seiner Ermordung, Thatsachen, von denen eben bis dahin kein Anwesender irgend etwas geahnt und an denen auch keiner derselben ein persönliches Interesse hatte. Man forschte nach, grub richtig das Skelett unter dem Hause aus und fand fernerhin auch alle sonstigen Angaben des „Geistes" bis in alle Einzelheiten durch amtliche Nachforschungen bestätigt.[1]) Davon, daß alle die Tausende, welche damals das Klopfen dieses „Geistes" und damit zugleich seine unverkennbar verständliche Beantwortung gestellter Fragen gehört haben, alle hellsehend gewesen oder etwa durch die Ausdünstung des Skelettes geworden seien, wird wohl kein vernünftiger Mensch annehmen wollen. Zum Überfluß aber sind seit den letzten 40 Jahren in der „spiritualistischen" Litteratur viele Tausende ähnlicher Fälle von allen Orten und aus allen Enden der Welt zusammengetragen worden.

Beispielsweise bringt das „Banner of Light", ein „spiritualistisches" Wochenblatt in Boston seit 32 Jahren in jeder seiner 52 Nummern jährlich auf seiner ganzen über 1000 Zeilen haltenden 6. Seite eine lange Reihe solcher allein in Boston beobachteten und meistens objektiv verifizierten Fälle, welche sehr oft vollständig den drei obigen mit Eduard v. Hartmann festgestellten Anforderungen genügen. Das gleiche Gewicht auf die Feststellung der unzweifelhaften Identität der sich mediumistisch mitteilenden Verstorbenen legen außerordentlich viele der besseren „spiritualistischen" Werke. Als ein gutes Muster für dieselben kann die Schrift „Spirit Identity" des Reverend Stainton-Moses[2]) gelten.

Es ist indessen nicht nötig, für uns nach Beweisen so weit in Raum und Zeit zu suchen. Spukvorgänge ereignen und ereigneten sich auch in Deutschland allerorten und zu allen Zeiten. Wir erinnern nur an den im vorigen Jahrhundert so berüchtigt gewordenen Klopfgeist zu Dibbesdorf im Braunschweigschen, mit dem man sich gleichfalls durch das einfache Verständigungsmittel des Klopfens unterhielt und dessen übersinnliches Dasein selbst die untersuchenden Physiker und Gerichte anerkennen mußten.[3]) Ein ganz ähnlicher Fall ist der kürzlich in dem Dorfe Resau bei Berlin vorgefallene, welcher so weites Aufsehen erregt hat und ebenfalls nicht nur das große Publikum, sondern auch Gelehrte, sowie die

---

[1]) Ganz neuerdings (Herbst 1888) haben diese unglücklichen Frauen — recht charakteristisch für das Schicksalslos gewöhnlicher „Medien" — sich aus Geldnot zur frivolen Ableugnung dieser Thatsachen treiben lassen, — natürlich ganz erfolglos; denn was durch sie im Frühjahr 1848 geschah, ist zur objektiven Thatsache geworden, die von keines Menschen Zeugnis abhing oder abhängt.

[2]) Derselbe schreibt unter dem Pseudonym M. A. (Oxon.): „Spirit Identity", London 1879 (besonders S. 52 ff. und die Appendices III und VI). Vgl. auch desselben frühere Schrift „Psychography", London 1878.

[3]) Ein Bericht über diese Vorgänge erschien erst wieder vor kurzem in den „Spiritualistischen Blättern", Berlin im Mai 1888, Nr. 21—23.

Gerichte in erhebliche Aufregung versetzte.[1]) Es vergeht kein Jahr und fast kein Monat, wo nicht auch in den deutsch redenden Ländern irgendwo ein Fall dieser Art Publikum und Presse, Polizei und Justiz in Bewegung brächte.[2])

Erwähnt zu werden verdient hier eine neuere Zusammenstellung der schlagendsten Thatsachen aus den letzten Jahrzehnten, welche für den mediumistischen Verkehr mit „Geistern" sprechen; wir meinen die des Staatsrats Alexander Aksakof, welche derselbe in den Jahrgängen 1886—1889 seiner Monatsschrift „Psychische Studien" (in Leipzig) veröffentlicht. Eine endgültige Lösung der darin behandelten Fragen vermag zwar auch diese Arbeit noch nicht zu geben; die dazu erforderliche, haltbare Grundlage würde unseres Erachtens nur eine Sammlung von einigen Tausenden der best beglaubigten Fälle von Identifikationen der sich mediumistisch mitteilenden Verstorbenen nach Maßgabe der drei oben erwähnten mit Dr. von Hartmann festgestellten Gesichtspunkte bieten können. Dieselbe müßte etwa in ähnlicher Weise geschehen, namentlich auch ebenso gut gesichtet und mit Verständnis geordnet werden, wie die Thatsachen der „Telepathie" in den hier mehrfach erwähnten 2 Bänden Phantasms of the Living[3]) von Gurney, Myers und Podmore.

Diese Arbeit hat auch Edmund Gurney noch zu seinen Lebzeiten begonnen, und Frederik Myers hat dieselbe im 14. Hefte der Proceedings der Society for Psychical Research[4]) zu einem vorläufigen Abschlusse geführt. Allerdings handelt es sich dabei zunächst nur um spontane „Erscheinungen von Verstorbenen bald nach deren Tode" (innerhalb eines Jahres), und Manchen mögen diese Untersuchungen zu langsam voranzuschreiten scheinen; allein solches besonnene Vorgehen auf dem Wege, den sich diese wissenschaftlichen Pioniere unserer Weltanschauung mit größtmöglicher Sicherheit bahnen, verspricht offenbar den besten und nachhaltigsten Erfolg für die Lösung der Fragen nach dem Ob und nach dem Wie des „Lebens nach dem Tode".

Freilich werden solche Material-Sammlungen immer nur vorbereitend wirken und zur Leitung für die Verwertung eigener Erfahrungen der Leser dienen können. Überzeugen von der Möglichkeit und Thatsächlichkeit des Verkehrs mit den Verstorbenen wird sich nur der, welcher es selbst hört und selbst sieht. Und wenn wir nun auch freilich aus verschiedenen Gründen, sowohl um der „Medien", sowie auch um der Verstorbenen willen, keineswegs zur Anstrebung von „Mediumschaft" raten können, so müssen wir doch wenigstens anerkennen, daß die private Ausbildung in dieser Richtung

---

[1]) Vergl. darüber den Bericht im Februarheft 1889 der „Sphinx" (Gera, Reuß), sowie weitere ähnliche Mitteilungen in unseren früheren und späteren Heften, z. B. 1886 I, 213, 1888 V, 133 und 179; auch II, 2, 115; III, 13, 37; IV, 19, 21, 41 u. 183 ff.

[2]) Etwa 40 ähnliche Fälle, welche seit den letzten 10 Jahren öffentliches Aufsehen erregten, finden sich in den verschiedenen Jahrgängen der „Psychischen Studien" in Leipzig berichtet, ein Verzeichnis derselben im Februarheft 1889 dieser Monatsschrift.

[3]) Bei Trübner & Co. London, 2. Auflage 1887.

[4]) Vol. V, Part. XIV, June 1889, S. 403—485.

für fast jeden Familienkreis selbst durch die bisherige „spiritualistische" Praxis so leicht gemacht worden ist, daß jeder, der das dringende Bedürfnis fühlt, sich durch materielle Beweise von dem Verkehr mit Verstorbenen zu überzeugen, diese Möglichkeit sich fast immer verschaffen kann[1]), wenn er nur hinreichende Geduld und Ausdauer hat und sich auch durch bewußte oder unbewußte, sinnliche oder übersinnliche Täuschungen nicht abschrecken läßt, der Wahrheit auf den Grund zu gehen. Auch das muß hier noch hervorgehoben werden, daß bisher noch jeder Forscher, welcher sich im ernsten Sinne mit der Untersuchung dieser Vorgänge beschäftigte, daraus schließlich die Überzeugung gewonnen hat, daß unsere Persönlichkeiten nicht mit dem Tode unseres Zellenleibes vergehen und ihre Fähigkeit sich ihrer Selbst bewußt zu werden und sich auch der Außenwelt kund zu geben, nachher noch behalten. (Schluß folgt.)

---

[1]) Anweisungen dazu finden sich in den meisten Werken der „spiritualistischen" Litteratur, u. a. auch in fast jeder Nummer des Londoner Wochenblattes „Light" (2 Duke Street, Adelphi, London W. C.). Ohne einen erfahrenen Führer ist es aber sehr gefahrvoll und bedenklich, sich in dieses wie in jedes andere unbekannte Gebiet fremder, zum Teil feindlicher Mächte hineinzuwagen.



Eine möglichst allseitige Untersuchung und Erörterung übersinnlicher Thatsachen und Fragen ist der Zweck dieser Zeitschrift. Der Herausgeber übernimmt keine Verantwortung für die ausgesprochenen Ansichten, soweit sie nicht von ihm unterzeichnet sind. Die Verfasser der einzelnen Artikel und sonstigen Mitteilungen haben das von ihnen Vorgebrachte selbst zu vertreten.

Bruno über Chiromantie und Chirognomie.

Von

Ludwig Kreyenhagen.

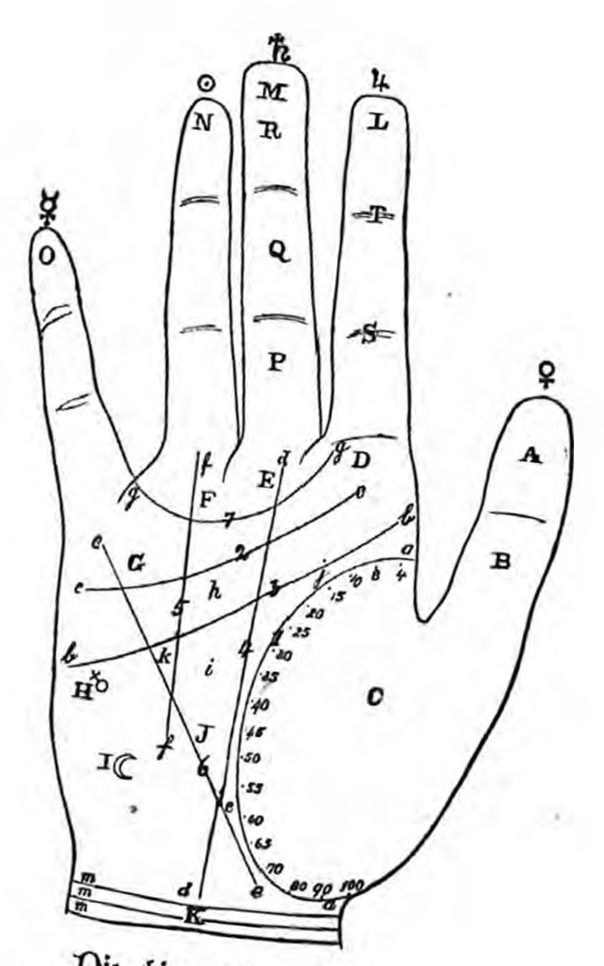
Das Lehrgedicht Giordano Brunos „Einheit, Zahl und Figur" (De monade, numero et figura) soll die Elemente der geheimen Physik, Mathematik und Metaphysik enthalten. Der ihm zu Grunde liegende Hauptgedanke ist die Magie der Zahlen, jene im Prinzip gewiß unbestreitbare, wenn auch in der konkreten Ausführung stets höchst problematische Wahrheit, welche ihre berühmteste Verwertung bei Pythagoras und seiner Schule gefunden hat, und über welche auch unsere neueste philosophische Litteratur eine an vortrefflichen Gesichtspunkten nicht geringhaltige Schrift von Lazar Hellenbach[1]) aufzuweisen hat. Am Leitfaden dieses Grundgedankens entwickelt Bruno von der Eins, der Monas, ausgehend und bis zur Zehn, der Dekas, fortschreitend, eine solche Fülle von geistreichen Beobachtungen und Bemerkungen nach allen Richtungen des Daseins, daß man das Ganze vielleicht nicht unpassend einen magisch-geometrischen Orbis pictus genannt hat.

Im 6. Kapitel giebt ihm die Fünfzahl Anlaß, die Chirognomie und Chiromantie zu berühren. — Um dem Leser einen unmittelbaren Eindruck von den betreffenden Versen zu geben, habe ich versucht, diese schwerfälligen lateinischen Hexameter metrisch zu übertragen und muß zur Entschuldigung ihres formellen Wertes vorausbemerken, daß die Übersetzung, so mangelhaft sie rhythmisch empfindsamen Ohren klingen mag, dennoch vor dem Brunoschen Texte in dieser Hinsicht nicht zu erröten braucht; Bruno zwingt eben seine philosophischen und manchmal auch wahrhaft poetischen Gedanken oft in die fürchterlichsten Hexameter, die manchmal selbst zu Heptametern ausarten. Sein Latein hält dabei zwischen dem des Lucretius, scholastischem Unlatein und latinisiertem Italienisch eine unsichere Mitte.

Gutes und Böses vereint neutral verbleibend die Fünfzahl,
Erstes Erzeugnis zweier Summanden, von denen der eine
Grad, der andere ungrad, erscheint sie selber als beides,

---

[1]) Leipzig, bei Oswald Mutze.



Die chiromantische Hand.

Die fünf hauptsächlichsten Linien, welche Bruno meint, sind:

1. Lebenslinie,
2. Herzlinie,
3. Kopflinie,
4. Schicksalslinie,
5. Glückslinie.

Männlich zugleich und weiblich. Drum führt sie als mystische Zahl auch
Ebenso viele Freundinnen mit sich, die thöricht ihr folgen,
Als von weiserer Art: Es zählt fünf äußere Sinne,
Fenster der inneren Seele das Volk, durch welche bald Gutes,
Bald auch Böses zum Herzen hineinsteigt. Ebenso fünffach
Ist befingert die Hand zu verrichten verschiedene Werke,
Mit oder gegen Gesetz. Doch nicht nur die Anzahl der Finger
Auch die innere Fläche der Hand enthüllt uns die Fünfzahl,
Und das Gesetz und das Los der Thaten und Wege des Lebens
Ist auf dieser Membran verzeichnet, weshalb denn auch Moses
Javehs Thora auf fünf geheiligte Bücher verteilt hat.
Und so sind wir belehrt, daß unserer eigenen Seele
Tiefverborgenstes Wesen prophetisch die Rune der Hand weist,
Wie Natur überall im Körperlichen sich spiegelt.
Denn ein Zeichen zugleich und Werkzeug des inneren Geistes
Ist die Hand, sie fördert die Früchte des Geistes zu Tage,
Offenbart den Charakter und in ihm das Schicksal des Menschen.
Fünffach ist in der Hand uns die Linie des Lebens gezeichnet,
Jenes ernste Gericht, das uns das Exil dieses Daseins
Zuerkannte, es schrieb uns in diesen Zeichen das Urteil.
Wenn die Lehre des samischen Weisen[1]), der weisen Chaldäer
Babylons Magierweisheit der heimlichen Wahrheit nicht fern blieb:
So enthalten die Hände ein Buch, das freilich zu lesen
Nicht jedweder versteht, wer immer die Bahn dieses Lebens
Abwärts eilt, gepeitscht vom Geißelschlage des Schicksals.

---

[1]) Pythagoras.



Eine möglichst allseitige Untersuchung und Erörterung übersinnlicher Thatsachen und Fragen ist der Zweck dieser Zeitschrift. Der Herausgeber übernimmt keine Verantwortung für die ausgesprochenen Ansichten, soweit sie nicht von ihm unterzeichnet sind. Die Verfasser der einzelnen Artikel und sonstigen Mitteilungen haben das von ihnen Vorgebrachte selbst zu vertreten.

Die Gefahren des Charcot'schen Hypnotismus.

Von

J. Carl Gerster.

Dr. med.

Auf dem diesjährigen oberbayrischen Ärztetag zu München gab Herr Dr. Friedrich eine klinische Demonstration des Hypnotismus. Anknüpfend an dieselbe hielt Geheimrat Prof. Dr. von Ziemssen einen Vortrag „Über die Gefahren des Hypnotismus", mit der ausdrücklichen Motivierung, daß es an der Zeit sei, gegenüber den enthusiastischen Empfehlungen des Hypnotismus als Heilmethode seitens mancher Kliniker und Ärzte einen ernsten Warnungsruf erschallen zu lassen. Da das Urteil dieses bekannten Münchener Klinikers bei Ärzten und Nichtärzten großes Gewicht besitzt, mag es gerechtfertigt erscheinen, die von Ziemssen'sche Rede an dieser Stelle eingehend zu besprechen.

Von Ziemssen leitet seinen Vortrag damit ein, daß er den Unterschied der beiden französischen Schulen, der in Paris (Charcot) und der in Nancy (Bernheim-Liébault) dahin charakterisiert, daß die beiden weniger in ihren Anschauungen über das Wesen der hypnotischen Erscheinungen differieren als in der Methode, den hypnotischen Zustand hervorzurufen und besonders in der Bedeutung der Hypnose als Heilmittel. Die Pariser Schule verhält sich bekanntlich gegen die Anwendung der Hypnose zu Heilzwecken im allgemeinen ablehnend, dagegen legt ihr die in Nancy einen außerordentlichen Wert als Heilmittel für die verschiedensten Krankheiten bei.

Während nun in Deutschland eine Reihe von Ärzten und einige Kliniker auf Grund ihrer Studien und Erfahrungen sich dem Urteile der Nancyer Ärzte vollkommen anschlossen, bestätigten andere, daß die vorsichtige Zurückhaltung der Pariser Schule entschieden gerechtfertigt sei. Diesen letzteren schließt sich von Ziemssen auf Grund eigener Erfahrungen an. Er kam bei genauer Verfolgung der Versuche, die er selbst und Dr. Freiherr von Schrenk mit seiner Zustimmung an einer Reihe von Patienten in dem seiner Leitung unterstellten städtischen Krankenhause links der Isar unternahmen, zu dem Ergebnisse, daß die therapeutischen Erfolge der Hypuose in allen wesentlichen Punkten unbefriedigend und

zum Teil abschreckend waren. Er fand, daß die Hypnose selbst bei leichten funktionellen Störungen nichts oder nur vorübergehend nütze und daß sie bei vielen Kranken geradezu schade.

Vergleichen wir mit diesem absprechenden Urteil über den Wert der Hypnose als Heilmittel das Urteil anderer in dieser Frage ebenfalls kompetenter Forscher, z. B. Bernheims, der vielen Hunderten von Kranken in leichten wie in schweren funktionellen Störungen Besserung oder Heilung durch die Hypnose verschaffen konnte, so müssen wir uns in Anbetracht dieses großen Widerspruches doch fragen, ob denn die verschiedenen Beobachter nicht von sehr verschiedenen Anschauungen über den Hypnotismus, sein Wesen, die Art seiner Anwendung und seine Anwendbarkeit ausgehen. Da die nämliche Therapie nicht bald die besten und bald die schlimmsten Resultate geben kann, so muß man prüfen, ob nicht der Hypnotismus von Ziemssens und der Bernheims zwei ganz verschiedene Dinge sind.

Ziemssen sieht wie Charcot im Hypnotismus durchaus keinen mit dem natürlichen Schlafe verwandten, sondern vielmehr einen pathologischen Zustand, der sich bei häufiger Wiederholung geradezu zu einem psychotischen entwickle. Bei der mit jeder Hypnose wachsenden Hypnotisierbarkeit gehe schließlich ein dauernder Schwächezustand der corticalen Centra der bewußten Vorstellungen und der Willensimpulse neben einer Hyperästhesie der subcorticalen Hirnteile hervor. Bernheim und die Anhänger seiner Schule haben aber bei den von ihnen hypnotisierten Personen niemals derartige Folgen bemerkt und der Verfasser dieses schließt sich auf Grund eigener Erfahrungen dem Urteile Bernheims vollkommen an.

Wir stellen die Behauptung auf, daß der Hypnotismus, den Charcot studiert, mit dem Hypnotismus, wie ihn Bernheim beschreibt, nichts zu thun hat[1]). Charcot hat den Vorwurf, daß die von ihm als grand hypnotisme beschriebenen Erscheinungen lediglich suggestive Kunstprodukte seien, nicht entkräften können, er hat ebensowenig den Nachweis geführt, daß er die Experimente der Nancy-Schule genau unter den von dieser festgesetzten Bedingungen studiert und nachgeahmt hat. Wenn er gleichwohl behauptet, den Ausführungen der Nancy-Schule nicht beipflichten zu können, kann diesem Urteil kein besonderes Gewicht beigelegt werden. Jedes Experiment, sei es ein chemisches oder physikalisches oder ein psychisches, setzt zu seinem Gelingen eine Reihe von Bedingungen voraus, und es erscheint aus diesem Grunde auch unverständlich, wie v. Ziemssen in seinem Vortrage die Ansicht äußern konnte, es sei ein wohlfeiler, nicht der Beachtung würdiger Einwand, wenn man die Mißerfolge des Hypnotismus auf mangelhaftes Verfahren und ungenügende Fertigkeit der Hypnotiseure schieben wolle.

---

[1]) Während der Drucklegung dieses Aufsatzes kam mir das Septemberheft der „Sphinx“ zur Hand, in welchem Dr. v. Schrenck's „Zur Frage der Suggestivtherapie“ aus der Kölnischen Zeitung Nr. 187 abgedruckt ist. Es freut mich, mit den daselbst über den Charcot'schen Hypnotismus ausgesprochenen Ansichten von Schrenck's vollkommen übereinzustimmen.

Charcot studiert den Hypnotismus im Sinne Braids. Wir sollten denselben nach seinem Wiederentdecker „Braidschen Hypnotismus" nennen, ziehen aber hier die Bezeichnung „Charcotscher Hypnotismus" vor, womit wir die besondere Anschauung charakterisieren wollen, die Charcot und seine Schüler vom Wesen des Hypnotismus gewonnen haben. Bernheim studiert den Hypnotismus als suggestive Psychotherapie und wir erachten es zur Vermeidung weiterer Verwirrung als notwendig, letztere Bezeichnung für den von der Nancy-Schule studierten Hypnotismus zu wählen. Mögen auch manche Erscheinungen des Hypnotismus der Pariser und der Nancy-Schule sich decken oder identisch sein, so sind doch die Standpunkte verschieden, von denen aus man sie betrachtet.

Ein Urteil über den therapeutischen Wert der zum Zwecke der Krankenheilung unternommenen Hypnosen kann man nur dann abgeben, wenn die Methode und sämtliche begleitende Umstände dieser Methoden aufs genaueste beschrieben werden. So werden wir, wenn wir Charcots Berichte über seine Experimente lesen, ohne weiteres seiner Ansicht beipflichten müssen, daß dieser (Charcotsche) Hypnotismus in der That eine artifizielle Neurose und zur therapeutischen Verwendung völlig ungeeignet ist. Ziemssen beschreibt die Experimente nicht, auf Grund deren er den Hypnotismus als Heilmittel verwirft. Wir können aber a priori mit Bestimmtheit behaupten, daß seine Experimente eher denen Charcots als Bernheims gleichen müssen, da ihre Resultate ebenso ausfielen, wie die von Charcot angestellten.

In diesem Sinne stimmen wir mit von Ziemssen völlig überein, wenn er die Ärzte vor Anwendung des (Charcotschen) Hypnotismus zu Heilzwecken ernstlich warnt. Die suggestive Psychotherapie aber, wie sie von der Nancy-Schule gelehrt und ausgeübt wird, hat ganz andere Ergebnisse. Wenn auch selbstverständlich nicht in allen Fällen, welche von Klinikern und Ärzten unter den von der Nancy-Schule vorgeschriebenen Bedingungen hypnotisch behandelt wurden, Besserung oder Heilung zu erzielen war, so berichtet doch kein einziger über eine durch die Kur herbeigeführte Schädigung, wobei doch wohl nicht anzunehmen ist, daß alle diese Forscher so sanguinisch oder so unehrlich sind, durch ihre Therapie erzeugte Schädigungen zu verschweigen oder zu leugnen. Daß bei manchen Krankheiten und Individuen die Hypnose nur schwer oder gar nicht eintritt, z. B. bei männlichen Hysterikern und Neurasthenikern, kann nicht als Mißerfolg des Heilverfahrens bezeichnet werden, wie es von Ziemssen zu thun scheint. Auch darin können wir von Ziemssen nicht beistimmen, daß er es der Hypnose zum Vorwurf macht, sie beseitige fast immer nur Symptome von Krankheiten, nicht die Krankheiten selbst und auch diese Symptome nur höchst selten dauernd. Es ist dies nur ein Spiel mit Worten, denn woran ist ein Krankheitszustand zu erkennen, wenn nicht in seinen Symptomen und welche Heilmethode von Hippokrates bis zum heutigen Tag hat je etwas anderes zu beseitigen gesucht oder beseitigen können als eben die Symptome, soweit nicht die vis medi-

catrix naturae dies ohne oder trotz Kunsthilfe von selbst besorgt hat? Die Läsionen im Rückenmark bei Spinalerkrankungen oder die Geschwüre im Darm bei Typhus abdominalis kann keine Heilmethode beseitigen, auch nicht die suggestive Psychotherapie. Wohl aber kann letztere, falls bei Anwendbarkeit richtig angewandt, besser und sicherer als vielleicht irgend eine andere Methode qualvolle Krankheitssymptome mildern oder beseitigen, z. B. Schlaflosigkeit und Schmerzen, und hierdurch dem Kranken körperliche und geistige Erquickung bringen, unter deren Einfluß dann die „Naturheilkraft", die ja schließlich doch allein heilt, ihre volle Thätigkeit zu entfalten vermag. Ist bei leichten wie bei schweren funktionellen Störungen schon das bloße Vertrauen des Kranken zum Arzte ein „Heilfaktor", um wieviel mehr erst eine künstlich gesteigerte Suggestibilität, die nach den Lehren der Nancy-Schule das Wesen der Hypnose ausmacht und die in jedem Einzelfalle individuell angepaßt und psychologisch richtig angewandt werden muß.

Ausführliche Auseinandersetzungen über sämtliche hier nur kurz angedeuteten streitigen Fragen an einer andern Stelle vorbehaltend, fassen wir das, worauf es uns für diesmal im wesentlichen ankommt, in 3 Sätze zusammen:

1. Die Erscheinungen, welche Charcot (Pariser Schule) als Hypnotismus bezeichnet, sind von denen, die Bernheim (Nancy-Schule) studiert und beschreibt, strenge zu unterscheiden.

2. Der Charcotsche Hypnotismus ist eine artifizielle Neurose und zur Krankenbehandlung ungeeignet.

3. Der Hypnotismus der Nancy-Schule, der zur Vermeidung von Verwechslungen als suggestive Psychotherapie zu bezeichnen ist, ist bei richtiger Anwendung ein ausgezeichnetes Unterstützungsmittel ärztlicher Therapie.

Die suggestive Psychotherapie der Nancy-Schule empfehlen wir den Ärzten aufs dringendste zum Studium und zur vorurteilslosen Prüfung und sind fest überzeugt, daß ihr das Vertrauen der Ärzte wie der Kranken immer mehr zufallen wird.

Wir schließen daher ebenso wie von Ziemssen, wenn auch in einem anderen Sinne:

„Ich vertraue besonders auf den gesunden Sinn der deutschen Ärzte, deren wissenschaftliche Objektivität aller wundersüchtigen Spekulation einen festen Damm entgegensetzen und verhüten wird, daß mit der Hypnose Unheil angerichtet werde."



Eine möglichst allseitige Untersuchung und Erörterung übersinnlicher Thatsachen und Fragen ist der Zweck dieser Zeitschrift. Der Herausgeber übernimmt keine Verantwortung für die ausgesprochenen Ansichten, soweit sie nicht von ihm unterzeichnet sind. Die Verfasser der einzelnen Artikel und sonstigen Mitteilungen haben das von ihnen Vorgebrachte selbst zu vertreten.

Hack Tuke über Hypnotismus.

Von

Max Dessoir.

Der Hypnotismus, sagt G. Beard einmal, habe die gewöhnlichen Phasen durchgemacht, zuerst die lange und traurige Zeit kalter Teilnahmlosigkeit, dann das kurze, heiße Stadium der Opposition — eben im Verschwinden — und endlich das letzte Stadium, eben im Beginn: das des Streitens um die Priorität. Es ist wahr, seit kurzem werden Anzeichen laut, die darauf deuten, daß wir uns in dieser letzten Epoche befinden, und der geschichtliche Sinn innerhalb unseres Wissenschaftsgebietes beginnt zu erstarken. Man kümmert sich jetzt mehr als früher darum, ob Herr X. oder Herr Y. zuerst einen bestimmten Standpunkt vertreten hat, ob diese oder jene Lehre weiter in die Vergangenheit zurückreicht u. dgl. m. Unter diesen Umständen wird es vielleicht Interesse erregen, von einer Arbeit zu hören, die, schon beinahe 25 Jahre alt, bisher nicht genug berücksichtigt worden ist, obwohl sie eine Fülle bedeutsamer Anregungen bietet, ich meine Hack Tukes Abhandlung On artificial Insanity.[1])

Die Tukes sind eine um die Reorganisation der englischen Irrenpflege hochverdiente Familie, die sich durch vier Generationen ihrem schönen Berufe hingegeben hat. Daher kann es nicht wunder nehmen, daß Daniel Hack Tuke, der jetzige Senior der Familie, zunächst von dem Gesichtspunkt des Psychiaters aus die hypnotischen Erscheinungen beurteilte und sie als künstlich erzeugtes Irresein bezeichnete; indessen sei gleich hier hervorgehoben, daß er in späteren Arbeiten immer mehr von seiner ursprünglichen Anschauung abgekommen ist. Er sieht also in dem Somnambulismus ein Mittel experimenteller Darstellung von gewissen Formen der Geistesgestörtheit und hebt den Wert einer solchen Möglichkeit des Experimentierens hervor. Den Zustand selbst will er nicht gern „Hypnotismus" nennen, weil der Schlaf nicht die Hauptsache ist, sondern jener seltsame Zustand des Nervensystems, der die Suggestion in bemerkenswertem Maße begünstigt. Mit anderen Worten: unser Autor giebt schon ganz und gar die Bernheimsche Definition. Indessen glaubt er ebenso-

---

[1]) Journal of mental Science 1865. Da der betr. Band sehr schwer zu erhalten ist, so mache ich darauf aufmerksam, daß eine vollständige Übersetzung im selben Jahr erschien in den leichter zugänglichen Annales médico-psychologiques.

wenig wie Braid, daß mit dieser Begriffsbestimmung der Mesmerismus aus der Welt geschafft sei; er empfiehlt jedoch, aus praktischen Gründen denselben fürs erste beiseite zu lassen.

Es folgt alsdann eine auf dem Fundament der Suggestion aufgebaute Beschreibung derjenigen hypnotischen Erscheinungen, welche den Symptomen einzelner Geistesstörungen ähneln. Der an Größenwahn leidende Irrsinnige unterliegt einer Suggestion, die ihm nicht von einer fremden Person eingeflößt, aber von einem eigenen mächtigen Triebe aufgedrängt wird, wenngleich in vielen Fällen ein äußerer Anstoß hinzukommt, etwa die Kunde, die Thronfolge werde bestritten, oder ähnliches mehr. Daß zur Entwickelung solcher Psychosen eine immerhin beträchtliche geistige Arbeit von Nöten ist, liegt auf der Hand, und Dr. Hack Tuke hebt deshalb mit Recht die Unmöglichkeit von Autosuggestionen bei den Idioten hervor. Dagegen glaubt er in der gesteigerten Lebendigkeit Hysterischer den fruchtbarsten Boden zu finden. Sie erfüllen von selbst die Vorbedingung der expectant attention — wir würden heute sagen der Suggestibilität —; sie zeigen viele Wirkungen „auf die bloße Behauptung ihres Eintrittes hin", sie sind jeder starken Beeinflussung auf Gnade oder Ungnade preisgegeben. Und diese ganze Empfänglichkeit für Fremd- und Selbst-Eingebungen kann sich entwickeln ohne eine bemerkbare physische Veränderung, genau wie bei den Geisteskranken. Dem entsprechend werden die äußeren Maßnahmen zur Einführung der Hypnose und die körperlichen Kennzeichen der letzteren nur eine untergeordnete Rolle spielen. In Wirklichkeit sind der psychische Einfluß und der psychische Zustand die Hauptsache.

Soviel von dem systematischen Teil der fesselnd geschriebenen Arbeit. Manches, was hier nicht wiedergegeben werden konnte, ist außerordentlich anregend, manches erscheint jetzt veraltet. Besonders interessant für den Forscher auf dem Gebiet des Hypnotismus sind übrigens die zahlreichen historischen Verweise auf ältere, heute ganz vergessene Forschungen. Wer kennt jetzt die Arbeiten von Prichard und Mason Good? Wer hat die ausgezeichneten Werke Laycocks und Carpenters gelesen?

Man durchblättere einmal den von Dr. Tuke wiedergegebenen Bericht eines Herrn Laverdant, der seine Empfindungen als „elektrobiologisches" Sujet beschreibt: da finden sich sehr viele feine Selbstbeobachtungen. Unter anderem erwähnt Herr Laverdant einen Umstand, der seinen zuschauenden Freunden entgangen war, daß er nämlich, obwohl außer stande, das ihm verbotene „a" absichtlich auszusprechen, es doch unbewußt ohne Mühe verwandte, z. B. in „Je ne peux pas la prononcer." Und unser Autor fügt mit Recht hinzu, daß diese Beobachtung vollkommen im Einklang stehe mit der wahren oder rationellen Philosophie der Erscheinungen, während der Unerfahrene sicher auf Simulation schließen würde. Wer nimmt sich die Mühe Elliotsons wertvolle Berichte im im „Zoist" durchzustudieren?

Eine möglichst allseitige Untersuchung und Erörterung übersinnlicher Thatsachen und Fragen ist der Zweck dieser Zeitschrift. Der Herausgeber übernimmt keine Verantwortung für die ausgesprochenen Ansichten, soweit sie nicht von ihm unterzeichnet sind. Die Verfasser der einzelnen Artikel und sonstigen Mitteilungen haben das von ihnen Vorgebrachte selbst zu vertreten.

Das Flächeland.

Eine Erzählung aus verschiedenen Raumanschauungen,

besprochen von

Adolf Graf von Spreti.

Unter diesem Titel ist von einem ungenannten Verfasser ein Werkchen [1]) erschienen, in welchem uns die Möglichkeit des Vorhandenseins von Wesensreihen klar gemacht wird, für welche es andere als die uns Erdenmenschen bekannten Raum-Anschauungen gibt. Es soll dadurch zugleich der Beweis geführt werden, daß wir demnach nicht nur von einer vierten, sondern sogar von unendlich vielen Raum-Dimensionen zu sprechen berechtigt sind.[2])

Das kleine, mit viel Geist und Humor geschriebene Werkchen behandelt die Frage von einem ganz originellen Standpunkte. Der Verfasser führt sich selbst als Bewohner des „Flächelandes“ ein, d. h. eines Landes, in welchem die Menschen nur zwei Raum-Dimensionen kennen, demzufolge sich nicht über die Begriffe von Linie und Fläche hinaus zu erheben und von etwas Körperlichem, also von einer Ausdehnung in die Höhe oder Tiefe, sich gar keine Vorstellung zu machen vermögen. Ihr Seh-Organ ist derartig eingerichtet, daß ihnen alle Dinge etwa so erscheinen, wie wenn wir flache, auf einer Tischplatte liegende Gegenstände betrachten, indem wir unser Auge möglichst in eine Horizontal-Linie mit der oberen Tischkante bringen.

In den ersten Kapiteln erhalten wir eine Beschreibung seines Heimatlandes. Dort giebt es weder Sonne noch andere Gestirne; es herrscht dort ein ewig gleichmäßiges Dämmerlicht, das keinen Schatten wirft. Die Orientierung hat demnach dort einige Schwierigkeiten; allein die Bewohner dieses Landes besitzen in ihrer außerordentlichen Sensibilität für die von Norden nach Süden gehende magnetische Strömung ein sicheres, für ihre Lebensverhältnisse ausreichendes Orientierungsmittel.

Der Bewohner des Flächelandes kennt nur Linien und geometrische Figuren, und auch letztere erscheinen seinem Auge nur als Linien, aber von verschiedener Ausdehnung und Helligkeit. Da natürlich auch alle Personen in solchen Gestalten erscheinen, so ist ein Erkennen sehr schwer, und es bestehen zur Verhütung von Irrtum und Betrug strenge Gesetze und Vorschriften über die Art gegenseitiger Annäherung.

---

[1]) Flatland. A romance of many dimensions, with illustrations, by A. Square 2nd. ed. Seeley & Co., London 1884 (price 2 sh. 6 d.).

[2]) Wir wollen doch nicht unterlassen, bei dieser Gelegenheit wieder einmal unsere Leser auf die geistreichen Veranschaulichungen höher dimensionaler Verhältnisse durch Hellenbach im II. und III. Bande seiner „Vorurteile der Menschheit“ (bei Oswald Mutze in Leipzig) aufmerksam zu machen. (Der Herausgeber.)

Unser Verfasser nennt sich einen Gelehrten, d. h. im Flächelande erscheint er als ein „Viereck“. Sehr launig und sarkastisch sind nämlich in dem kleinen Buche die Rangordnungen des Lebens und des Wissens, sowie die Höherentwicklung der Wesen durch Zunahme ihrer Vielseitigkeit von Dreiecken mit minimalster Basis bis zu Kreisen geschildert.

In einem zweiten Teile erzählt uns dann der Verfasser, auf welche Weise es ihm vergönnt ward, einen Einblick in Welten von anderen Raum-Anschauungen zu erhalten.

Zuerst führt er uns in das Linien-Land, in das er sich in einem Traume versetzt sieht und von dessen Könige er Aufschlüsse über dasselbe erhält. Für die Menschen im Linien-Land giebt es nur eine gerade Linie, welche sie jedoch nur als Punkt zu sehen vermögen. Sie kennen ein „Rechts oder Links“ ebenso wenig, wie die Bewohner des Flächelandes sich den Begriff des „Oben und Unten“ vorstellen können. Die Linie ist nicht nur ihre eigene kleine Welt, sondern ihr ganzes Universum. Alles muß sich in dieser Linie bewegen; was außerhalb derselben liegt, existiert für sie nicht. Ein Aneinandervorbeigehen ist unmöglich, ja sogar undenkbar; alles muß von Geburt bis zum Tode in derselben Reihe bleiben und sich in der gleichen Richtung fortbewegen. Jegliches Wesen erscheint in gleicher Weise wie ein Punkt, ein Erkennen und Unterscheiden ist nur durch das ungemein scharf ausgebildete Gehörsvermögen aus dem Tone und dem Klange der Stimme möglich. Trotz dieses eingeschränkten Lebens sind die Menschen in diesem Lande vergnügt und halten sich für die Glücklichsten des Weltalls.

Infolge seiner Organisation als Linien-Bewohner vermag der König natürlich den seinen Gesichtskreis überragenden Fremdling aus dem Flächelande nicht in seiner wahren Gestalt als Viereck zu sehen, sondern gewahrt ihn nur als Punkt, erkennt aber doch aus seiner Stimme, daß er kein gewöhnliches, seinem Reiche angehöriges Wesen ist und vermag sich dessen Unwissenheit über die jedem Kinde geläufigen Vorgänge im Linien-Lande gar nicht zu erklären. Er hält eine Linie zu sehen für eine Unmöglichkeit und baren Unsinn, denn dies wäre ja gleichbedeutend mit der Behauptung, das Innere eines Menschen zu durchschauen, und die Worte rechts und links haben für ihn gar keinen Sinn. Er fordert das Viereck auf, ihm die durch diese Worte bezeichneten Bewegungen vorzumachen, aber alle Bemühungen des Fremden in dieser Richtung geschehen selbstverständlich vergeblich, weil das Auge des Königs seinen Bewegungen nicht zu folgen vermag, denn hierzu müßte er ja aus seiner Linien-Welt heraustreten. Das Viereck bleibt bei jeder Seitwärts-Bewegung für ihn so lange im Punkt, bis der letzte Teil seiner Fläche aus seiner Gesichtslinie gerückt ist; dann aber ist es für ihn völlig verschwunden, und er vermag nur noch dessen Stimme zu vernehmen. Alle Erklärungsversuche des Viereckes sind vergeblich, der König hält ihn für einen Schwindler, Zauberer und Hexenmeister, und erzürnt sich schließlich derart, daß er seine Heerscharen aufbietet, um den Frechen zu ergreifen, der in diesem Augenblicke von seinem Traume erwacht.

Nach dieser Beschreibung der Vorgänge und Vorstellungen in einer tiefer als die seinige stehenden Welt, erzählt uns der Verfasser, wie es ihm vergönnt gewesen sei, eine Erscheinung aus der drei-dimensionalen Welt oder dem Körper-Lande zu sehen, und durch dieselbe Belehrung und Einsicht in dieses Reich zu erhalten.

Die Veranlassung zu dieser Erscheinung giebt sein kleiner sechseckiger Enkel, ein aufgewecktes, wißbegieriges Kind, welches gelegentlich des Unterrichtes in der Geometrie dem Großvater die Frage vorlegt, welche Figur im Gegensatze zu 3^2 durch 3^3 dargestellt werde. Der Großvater erklärt natürlich von seinem Standpunkte als Viereck diese Frage für baren Unsinn, eine solche Figur existiere gar nicht in der Welt, und der Knabe, der auf einen solchen Gedanken verfallen sei, müsse verrückt sein. — Da vernimmt er plötzlich eine Stimme, die ihm sagt: „der Knabe ist aber doch nicht verrückt", ohne daß er irgend jemanden sehen konnte, der diese Worte gesprochen. Zudem war es schon Nacht und das Haus gegen Eindringlinge von außenher wohl verschlossen. Erst allmählich gewahrt er eine ihm ganz unbekannte Gestalt, welche er jedoch in keine der Rangordnungen des Flächelandes einzureihen vermochte. Am ehesten glich sie noch einem Kreise, doch auch hierfür waren die Anzeichen nicht ausreichend. Er besaß Mut genug, um sich der Gestalt zu nähern und sich durch Befühlen überzeugen zu wollen, mit wem er es zu thun habe, gelangte aber auch auf diese Art zu keinem befriedigenden Resultat.

Es entspinnt sich nun ein Zwiegespräch, in welchem sich der Fremde als einen Bewohner der Körperwelt und zwar als eine Kugel vorstellt, und sich dann vergeblich bemüht, dem viereckigen Flächeland-Bewohner einen Begriff von den drei Dimensionen der Körperwelt beizubringen; denn daß die Kugel von einem „Aufwärts und Abwärts" spricht, und aus einer dieser Richtungen gekommen sein will, das kann das „Viereck" nicht erfassen. Ebenso unerklärlich bleibt es ihm, wie der Fremdling von seinem Standorte in der Körperwelt nicht nur die Dinge in seinem wohlverschlossenen Hause sehen, sondern auch ohne Thüre oder Fenster zu benützen in dasselbe einzudringen vermochte. Das Wortgefecht und das Beweisverfahren nimmt nun einen ähnlichen Verlauf wie der Streit mit dem Könige des Linien-Landes; der Beweis durch allmähliches Erheben und Wiederherabsinken hat auch keinen anderen Erfolg, als, daß die Kugel aus dem Gesichtskreise des Viereckes ganz verschwindet und wieder erscheint, und deshalb von diesem als Schwindler erklärt wird. Auch der Versuch eines mathematischen Beweises scheitert an dem Unvermögen des „Viereckes", sich etwas Dreidimensionales oder Körperliches vorzustellen.

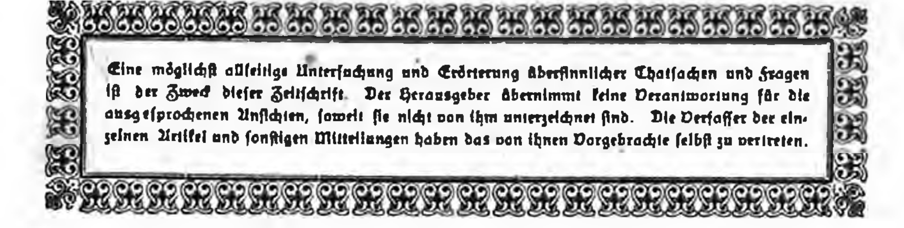
Nach zornigen Wutausbrüchen des Viereckes, welches sich zum besten gehalten glaubt, wenn die Kugel sich den Thätlichkeiten durch einen Sprung in die Luft — so gänzlich verschwindend — entzieht und nach vielen vergeblichen Belehrungsversuchen ergreift die Kugel, welche von dem ernsten Wunsche beseelt ist, die Wahrheit einer Körperwelt dem Flächeland-Bewohner begreiflich zu machen, das „Viereck" und entführt es zu dessen großem Entsetzen in die Körperwelt. Von hier aus zeigt sie ihm nun das Flächeland, und indem sie immer höher und höher sich er-

heben, weiht die Kugel das „Viereck" in die Geheimnisse der Entstehungsgesetze eines Körpers ein. So gelingt es ihr, sich ihrem Schüler verständlich zu machen, und es wird dem letzteren bald ein Leichtes, den Unterschied zwischen einem Vierecke und einem Würfel, einem Kreise und einer Kugel zu erfassen.

Als nun aber das verständige „Viereck" aus den eben erhaltenen Lehren und den gewonnenen Einblicken den logischen Schluß zieht, daß es Daseinsmöglichkeiten nicht nur einer vierten, sondern von ungezählten Dimensionen geben werde, und voll Ehrfurcht vor seinem weisen Führer und Lehrer diesen auch um Einblick in diese Gebiete des Alls bittet, da wird nun ihrerseits die Kugel erbost, erklärt ein solches Ansinnen für unsinnig und behauptet, daß die drei-dimensionale Welt das Vollkommenste und Unübertrefflichste sei, was es nur gebe. Jeder Gedanke darüber hinaus sei ein Frevel. Als das „Viereck" der Kugel eigene Worte zur Begründung seiner Schlußfolgerung anführen will, gebietet sie ihm Schweigen. Das „Viereck" läßt sich jedoch nicht irre machen, und wirft die Frage auf, ob denn die Leute im Körperlande nicht auch bisweilen Erscheinungen von Wesen haben, welche ebenso wie die Kugel für die Bewohner des Flächelandes, so für die Bewohner des Körperlandes auf unbegreifliche Weise in den Raum ihrer Welt eintreten und ebenso wieder verschwinden. Daß sie von solchen Dingen gehört, vermag die Kugel allerdings nicht zu leugnen; sie erklärt aber solche Erzählungen für Hallucinationen, durch welche gar nichts bewiesen werde, und blieb dabei, daß die Idee einer vierten oder gar $x$ten Dimension einfach ein Unsinn sei. — Um sich jedoch weiteren Fragen des durch sein logisches Denken unbequem werdenden Fragers zu entziehen, läßt sie denselben augenblicklich wieder in sein Flächeland zurückfallen.

In den Schlußkapiteln erzählt uns unser viereckiger Freund, mit welcher Begeisterung er nun ans Werk gehen wollte, um wenigstens die thatsächlich gemachten Erfahrungen seinen Landsleuten begreiflich und nutzbringend zu machen. Da jedoch infolge längst bestehender und erst kürzlich zur strengen Handhabung wieder in Erinnerung gebrachter Gesetze gegen derartige Neuerungen auf dem Wege mündlicher Belehrung absolut nichts auszurichten war, so entschloß er sich zur Abfassung einer Denkschrift über sein durch eigene Anschauung erworbenes neues Wissen.

Unterdessen verläuft sein Leben im Flächelande nach den gewonnenen höheren Einblicken öde und freudelos, zumal er keine Seele findet, mit welcher er rückhaltlos von seinen Errungenschaften sprechen kann, ohne sich der Gefahr auszusetzen, als Wahnsinniger angesehen, oder gar als Umstürzler bestraft zu werden. Dennoch entschlüpfen ihm dann und wann unvorsichtige Ausdrücke und Redensarten, infolge deren er zuerst verdächtigt und strenge beaufsichtigt, endlich aber einem Entmündigungs-Verfahren unterzogen wird. Vor der gelehrten Kommission verliest er zwar mit Begeisterung seine Denkschrift, muß es aber schließlich noch als eine Gunst betrachten, daß er als der Vertreter solcher die Grundpfeiler des Flächelandes erschütternder Ideen nicht im Wege der Strafjustiz zum Tode, sondern nur auf die Autorität der Wissenschaft seines Landes hin als unheilbar geisteskrank in ein Irrenhaus gesperrt wird.


Eine möglichst allseitige Untersuchung und Erörterung übersinnlicher Thatsachen und Fragen ist der Zweck dieser Zeitschrift. Der Herausgeber übernimmt keine Verantwortung für die ausgesprochenen Ansichten, soweit sie nicht von ihm unterzeichnet sind. Die Verfasser der einzelnen Artikel und sonstigen Mitteilungen haben das von ihnen Vorgebrachte selbst zu vertreten.

Praktische Metaphysik in Amerika.

Ein Beitrag zur Suggestionstherapie.

Von

O. Plümacher.

Vor mir liegt ein Buch „Wissenschaft und Gesundheit“[1]), das zuerst 1870 erschienen, nunmehr bereits in der 38. Auflage vorhanden ist. Die Verfasserin Frau **Eddy** rühmt sich jenes **absolute Wissen vom wahren Wesen Gottes und der Welt** zu besitzen, durch welches es Jesus von Nazareth und seinen Aposteln möglich war, Kranke zu heilen, Tote zu erwecken, auf den Wellen zu schreiten, Wasser in Wein zu verwandeln u. s. w. u. s. w.; und endlich schon in diesem Leben das **ewige Leben** zu besitzen. Der erste Grundgedanke hierzu wurde ihr im Jahr 1866 geoffenbart, und, nachdem sie denselben durch das Studium verarbeitet und befestigt hatte, fing sie an ihre „christliche Wissenschaft“ — wie sie ihren Glauben nennt — praktisch zu verwerten, indem sie Kranke heilte und Schüler um sich sammelte. Zwei ihrer Schülerinnen, Frau Fitz Patrick und Frau Baker in Cleveland (Ohio), sollen gegenwärtig von Hilfesuchenden überlaufen sein und alle möglichen Krankheiten heilen; auch solche, die von den Ärzten aufgegeben waren, z. B. einen schon Jahre dauernder Knochenfraß des Hüftgelenkes und dergl. mehr. Eine Dame aus Tennessee, welche auch in dieser Weise geheilt zu sein behauptet, machte mich mit der Sache bekannt und gab mir Frau Eddy's Buch. Es sind verschiedene Gründe weshalb die Kenntnis desselben auch den Lesern der „Sphinx“ nicht uninteressant sein möchte, daher ich hier in Kürze darüber berichten will.

Der Inhalt des Buches zerfällt in drei Teile; erstens in die Metaphysik: Gott, und die Menschen in ihrem Verhältnis zu ihm; zweitens die praktische Verwertung dieses absoluten Wissens: Überwindung von Krankheit, Sünde und Tod; drittens Auszüge und Erläuterungen aus der

---

[1]) **Science and Health.** By Mary Baker G. **Eddy.** Selbstverlag; Boston 1888. 38. Aufl. p. 590. — (Man vergl. hierzu auch den Aufsatz von **Gerard** B. **Finch**: „Geistige Heilungen“ im Oktoberheft 1887 der „Sphinx“. Der Herausgeber.)

Genesis und der Offenbarung Johannis, um die Übereinstimmung der Lehre mit dem esoterischen Gehalte der genannten Bibelteile zu zeigen, denn die Verfasserin geht von dem orthodoxen Kirchenglauben aus, daß die Bibel inspirierte, absolute Wahrheit sei, daß aber vieles blos symbolisch gemeint, und zum wahren Verständnis wiederum besondere Inspiration nötig sei. — Das Buch enthält 590 Seiten, sein Gedankeninhalt könnte aber auf 4—5 Druckbogen gegeben werden; endlose Wiederholungen und der naive Gebrauch von Ausdrücken, die in einem philosophisch sein wollenden Werk zuerst definiert werden sollten, machen die Lektüre ungemein langweilig, ja sogar widerwärtig. Doch nun zur Sache!

Es giebt nur einen Gott, die absolute und alleinige Substanz außer der nichts ist. Dieser Gott ist Denken, Vernunft, Intelligenz, Geist. Gewöhnlich gebraucht die Verfasserin das Wort „mind“. Dieses besagt Denken im Sinne von Vernunftthätigkeit samt dem Subjekt dieser Thätigkeit. Alles Sein ist Geistsein (mind); Gott ist die einzige Realität, und alles, was real ist, ist es als Teil der absoluten Realität der Substanz oder Gottes. Die Atribute Gottes sind Leben, Wahrheit, Treue und Liebe. (Die Verfasserin hat offenbar nicht die blasse Ahnung von der Relativität dieser hier gebrauchten Ausdrücke.) Gott ist allmächtig, allgegenwärtig und allewig, er erfüllt alle Zeit und allen Raum (letztere Begriffe wieder ganz naiv genommen).

Es giebt keinen Stoff. Es ist der Grundirrtum, die Quelle von Krankheit, Sünde und Tod zu glauben, daß es Stoff gebe (die Verfasserin gebraucht das Wort „matter“ im Sinn von [erkenntnistheoretischem] Stoff-Ding-an-sich; von Materie als Anschauungsform eines [erkenntnistheoretischen] X-an sich hat sie keine Ahnung, wie überhaupt das erkenntnistheoretische Problem für sie nicht besteht). Wenn es Stoff gäbe, so wäre Gott nicht Gott, nicht mehr absolutes Sein, da aber Gott *ist*, so kann kein Stoff sein, weil kein Platz für ihn da ist, da der Geist (mind) allen Raum erfüllt. Der Geist könnte auch nicht im Stoffe, das Leben nicht im Toten sein; der Geist ist dem Stoff auch nicht coordiniert oder sein Produkt, wie die moderne Naturwissenschaft meint, sondern der Stoff ist ein Geist (mind), aber nur im endlichen, sterblichen Geist (mortal mind), als fundamentaler Irrtum desselben. Wie es keinen Stoff giebt, so giebt es keine Krankheit, keine Sünde, keinen Tod in anderm Sinne denn als Irrtum, und zwar als Folgewahn zu dem Grundwahn, daß es Stoff gebe und daß Geist im Stoff sei. Geist ist Substanz und Gott, und Gott kann nicht krank sein, nicht sündigen und nicht sterben; und da nichts real ist als Geist und Gott, so ist Krankheit, Sünde und Tod unreal, Irrtum, Illusion; hat nur Scheinrealität im endlichen Geist vermittelst der damit verbundenen Leiden.

Alles, was geschieht, geschieht durch Wirkung von Geist auf Geist und es ist nur Wahn, daß es materielle Wirkungen gäbe. Woher nun aber dieser Irrtum, da doch realiter nichts ist als die göttliche Substanz mit dem Attribut der Wahrheit? Auf diese Frage bleibt Frau Eddy die Antwort schuldig, wie so mancher Optimist! — Alle Dinge sind Idee,

Vorstellung Gottes; darin besteht ihre Realität. Die Menschheit — ihre höhere Form ist Weibheit (womankind) — ist das Spiegelbild Gottes; aber so wenig der Mensch, der sich im Spiegel besieht, ein Spiegelbild ist, so wenig ist Gott in seinem Spiegelbild, denn sonst wäre der Mensch Gott. Aber doch ist das „Ego“, die Substanz, die Seele des Menschen das eine, einzige Ego, die einzige Substanz und Seele. Die Meinung, daß es viele „Ego“, viele Seelen gäbe, ist ein Wahn, wie der, daß des Menschen Wesen im Stoff bestehe, daß Geist im Stoff sein könne. Dieser Wahn der Vielheit und des Stoffes ist selbst Subjekt seiner Thätigkeit und als solches der „mortal mind“. Die Verfasserin ist philosophisch zu ungeschult, um die Ungeheuerlichkeit einer Illusion als thätigen Subjekts zu verstehen; sie hält die Behauptung für keiner Erklärung benötigt; wiederholt sie aber immer wieder. Dieses endliche Denken nun ist es, welches die Krankheiten, die Sünde und den Tod hervorruft, aber ebenfalls nur als Illusion. Positiv ist nur das Gute; alles Böse, also auch der Böse, ist nur Negation, Gegensatz, Irrtum. Wie dieses Negative in der göttlichen Welt, die nichts als Vorstellung und Spiegelbild Gottes ist, entstehen kann, das, wie schon gesagt, erfahren wir nicht; die Verfasserin ist hier ganz dunkel und unklar und begnügt sich, ihre Versicherungen, daß es so sei, endlos zu wiederholen — „wo die Begriffe fehlen, da stellt das Wort . . . sich ein.“ Soll man das Buch nicht mit Mißmut fortlegen, so muß man entweder „glauben“, oder aber man muß bedenken, daß auch beim großen Mystiker Eckhart es nicht klar herausgearbeitet ist, wie es kommt, daß Gott alles und alles sein soll — Gott ist Stein und Gräselein — und doch wiederum blos das „Fünklein“ in der Menschenseele, das wahrhaft göttliche, inmitten der erlösungsbedürftigen, im Schein der Vielheit sich quälenden Welt sein soll. Die Kenntnis Eckharts macht einem überhaupt tolerant gegen den abstrakten Monismus und Illusionismus der Frau Eddy; ohne daß man aber sonst den feinen, in allen Subtilitäten der „Väter“ und der Scholastik geschulten Meister von Köln mit der naiv-selbstzufriedenen und auch geschäftlich „smarten“ Yankee-Lady vergleichen möchte.

Und nun zur Krankenheillehre!

Daß der Geist ein Stoff sei, daß es der stoffliche Leib sei, der lebe, der krank ist, und dessen Kranksein wir empfinden; daß Stoff dem Stoff schaden thun, oder als Medicin Heilung bringen könne, das ist alles Wahn und irrige Vorstellung des sterblichen Geistes. Krankheit und Schmerzen sind nur Vorstellungen, die zu der Vorstellung eines lebenden Stoffes und eines stofflichen und doch empfindenden Leibes hinzukommen. Sobald der Wahn beseitigt wird, daß Stoff ist und daß im stofflichen Leib Krankheit ist, ist auch letztere mit ihren Schmerzen und ihren sinnenfälligen Symptomen fort, da letztere ebenfalls nur falsche Vorstellungen sind. Der Geist, der die Wahrheit erkannt hat, kann auch auf den Geist anderer Menschen einwirken, so daß derselbe als „mortal mind“ seine unbewußte, krankheitschaffende Phantasiethätigkeit aufgiebt, womit dann auch die Krankheit schwindet und der Mensch gesund ist. Wie der Irrtum, daß

außer dem Geist auch noch Stoff real sei, das schlechthin Böse oder der Böse ist, so ist der Wahn, daß der Mensch durch die Materie leiden könne, der Krankheitsteufel. Jesus trieb die Teufel aus, indem er den krankmachenden Wahn des endlichen Geistes durch die Wahrheit vernichtete. So überwand er auch den Tod bei andern und für sich selbst, während sein Leib im Grabgewölbe lag. Wer die christliche Weisheit (Christian science) besitzt, d. h. was Stoff, Sünde, Krankheit, Tod und Vielheit der „Ego" (ist gemeint pluralistischer Individualismus) als Irrwahn und Illusion erkennt, der kann ohne weiteres Kranke heilen und nur der Mangel der völligen Überwindung dieser Illusion macht, daß vorläufig der Tod noch fortbesteht.

Was man ansteckende Krankheit nennt, ist in Wirklichkeit ansteckende Furcht vor einer Krankheit, und diese erzeugt die erwarteten Symptome. Fieber ist Furcht; Erkältung ist Furcht, Brandwunden sind Furcht. — Beseitige diese Furcht und den Wahn, daß Stoff einen Menschen irgendwie schädigen könne, und die Krankheit oder die Verwundung ist geheilt. Die schlimmsten Quellen der sich immer mehrenden Krankheiten sind die Medizin und Mediziner, die Hausapotheken und sog. Doktorbücher und die überhandnehmende Verbreitung medizinischer Kenntnisse, welche alle nur Irrwahn auf Irrwahn gepfropft sind.

Kommt der Inhaber der „christlichen Weisheit" zum Kranken, so fragt er nicht nach der Krankheit oder den Symptomen, er spricht einfach Mut zu und versichert, daß es nun bald besser sein werde. Dann richtet er die Kraft seines all-einen göttlichen Geistes auf den endlichen Geist des Patienten und vernichtet so den krankmachenden Wahn.

Frau Eddy nimmt es als selbstverständlich an, daß die Menschen, wegen der Einheit des Lebensprinzipes unmittelbar geistig auf einander einwirken, und zwar auch der „mortal mind" kann so wirken und wird auf diese Weise zur Krankheitsursache bei andern; z. B. der Wahn und die Furcht der Mutter macht das Kind, die Furcht des Gatten die Gattin u. s. w. krank, und auch Haustiere werden auf diese Weise beeinflußt. Der endliche Geist kann scheinbar heilen; diese viel erstrebte Kunst, „mind cure", aber ist wie Heilung durch Magnetismus, Elektrizität, Verordnungen der Somnambulen, Hypnotismus u. s. w. nur scheinbar, indem Wahn durch größern, stärkern Wahn überwältigt wird. Der schlimmste aller verderblichen Irrtümer ist jedoch der Mesmerismus, die Anmaßung mit animalischen Kräften helfen zu wollen: das ist Belzebub, der die Teufel austreibt.

Auch Mediumismus und Spiritismus in ihren vielen Schattierungen sind nichts als Wahn und Betrug von sich und andern. Die Verstorbenen, auch wenn sie den Wahn, als ob der Tod real sei, nicht überwunden haben durch ihre eigene Sterbe-Erfahrung, stehen auf einer andern Lebensebene und haben nichts mit der Wahnwelt der Medien zu thun. Diese letztern wirken durch ihren eigenen, von furchtbar starkem Irrwahn besessenen Geist und lesen und benutzen die Gedanken ihrer Gläubigen und Fragesteller. —

Endlich sind auch die Versuche, Krankheiten durch Gebot zu heilen irrtümlich und erfolglos[1]), denn sie fußen auf irrigen Vorstellungen von Gott und Welt und der Einwirkung des erstern auf letztere.

Das Vorstehende möge genügen den Lesern der „Sphinx“ eine Idee von der Bostoner „christlichen Weisheit“ zu geben. Das Interessante an der Erscheinung ist nach meiner Ansicht erstens der spontan entstandene abstrakte Monismus; denn Frau Eddy kennt offenbar weder die moderne Philosophie noch die ältere Mystik. Sie ist im Glauben, sie sei nach Jesus und den Aposteln die erste, welche wieder erkannt, daß es keinen Stoff gebe; sie bezieht das 12. Kapitel der Apokalypse auf sich und ihre „Wissenschaft“. Sie erwähnt des „Spinozismus, Gnostizismus und Pantheismus“ als schlechthin dualistischer, den „Geist im Stoff“ (mind in matter) lehrender Systeme; sie weiß auch nichts von Willensphilosophie; sie hat keine Ahnung vom Willen als allgemeinem Prinzipe der Aktion, sondern kennt Wille nur als egoistischen Eigenwillen, als sinnliche Begierde, „appetite“.

Zum zweiten interessiert der Gebrauch, den sie vom Begriff des „Unbewußten in der Leiblichkeit“ macht: der „mortal mind“ schafft unbewußt die Illusion der Krankheit, teils spontan durch die Furcht, der Begleiterin des Irrtums und der Sünde, teils durch unbewußte Suggestion Anderer in Thätigkeit gesetzt; und — immer unter der Schwelle des Bewußtseins — besiegt der Geist der „christlichen Weisheit“ den Wahn und erzeugt Gesundheit an Stelle der Krankheit.

Drittens endlich verdient die „Christian science“ einige Beachtung, weil, wenn die Krankheitsheilungen durch Frau Eddy und ihre Schüler Wirklichkeit sein sollten (nicht etwa blos zufälliges Zusammentreffen des blos vermeintlichen Einwirkens mit dem Naturheilprozeß), dies eine weitere Bestätigung ergäbe für die mehr und mehr sich aufdrängende Einsicht, daß unsere Schulpsychologie mangelhaft ist und der Geist unter Umständen auf direktere Weise als durch die Sinne und das Wort interindividuell wirken kann.

---

[1]) In Männedorf am Zürichsee gelang es in den 50er Jahren einer Jungfrau Trudel durch Gebet Kranke zu heilen. So Viele verlangten bald nach ihrer „Fürbitte“, daß sie ihr ländliches, schön gelegenes Heimwesen zu einer „Pension“ gestaltete, wo Patienten gegen mäßige Entschädigung (Arme umsonst) Wohnung und sorgliche Pflege fanden, bis das Gebet der Vorsteherin und einiger anderer Frauen (eine vornehme Schottländerin war eine der Beterinnen) den „lieben Gott“ bezwungen hatte zu heilen. Jungfrau Trudel ist seit einigen Jahren tot, aber die Anstalt besteht fort unter einem Herrn Wettstein und wird sowohl von einfachen Landleuten wie von Mitgliedern der Aristokratie (besonders der holländischen und englischen) frequentiert. — (Man vergl. hierzu auch unsere Bemerkung über Pfarrer Blumhart zu Bad Boll im Oktoberheft 1887, S. 264 und 270, auch im Dezemberheft 1887, S. 429—31. Der Herausgeber.)

Eine möglichst allseitige Untersuchung und Erörterung übersinnlicher Thatsachen und Fragen ist der Zweck dieser Zeitschrift. Der Herausgeber übernimmt keine Verantwortung für die ausgesprochenen Ansichten, soweit sie nicht von ihm unterzeichnet sind. Die Verfasser der einzelnen Artikel und sonstigen Mitteilungen haben das von ihnen Vorgebrachte selbst zu vertreten.

Kürzere Bemerkungen.

Mein Standpunkt.

Drei Dinge sind's, die merke fein:
Vergang'nes laß vergangen sein;

Von dem zurückgelegten Weg
Weit wende die Gedanken weg!

Erscheint dir, was die Gegenwart
Bereitet hat, vielleicht zu hart:

O glaub': dich täusch't ein bloßer Schein,
Und ruhevoll ergieb dich drein!

Was auch die Zukunft bringen mag,
Das sorge nicht am heutigen Tag;

Bedenk, dein irdisches Geschick
Ist nur ein flüchtiger Augenblick!

Nun frägst du wohl: was soll ich thun?
Worauf soll mein Gedanke ruhn? —

Wohlan! Das Ewige ist dein:
Woher du stammst, dort soll er sein! —

10. Juli 1889. Menetos.

Phantasma eines Sterbenden.

Telepathie.

In der Lebensbeschreibung der verstorbenen Frau Pastor Charlotte Krummacher geb. Pilgeram[1]) wird in dem zweiten Kapitel von der vielen Einquartierung berichtet, welche das elterliche Haus „Zum Trierschen Eck" in Frankfurt a. M. während der Napoleonischen Kriege im Anfange dieses Jahrhunderts betroffen hat. Es heißt dann auf Seite 23 weiter:

„Am längsten hatte ein Kolonel von der berittenen Artillerie den Vorzug der Einquartierung im Pilgeram'schen Hause genossen. — Als dieser dann mit seinen Truppen nach Norden weiterzog, hinterließ er seinem hochverehrten Wirte zur Auf-

[1]) Unsere Mutter, Ein Lebensbild von M. K., Bielefeld und Leipzig, Verlag von Velhagen und Klasing, 1880.

bewahrung einen großen, schwer mit Eisen beschlagenen Koffer, der nach seiner Aussage sein ganzes beträchtliches Vermögen in Wertpapieren und barem Gelde samt allerlei wichtigen Familiendokumenten enthielt.

Wochen, Monde, ja wohl ein Jahr verging, ohne daß der Kolonel ein Lebenszeichen von sich gab. — Schon lag der Staub der Zeit dicht verhüllend über seinem Andenken wie seinem Koffer, als eines Nachts ein heftiger Schlag die ganze Familie Pilgeram aus dem Schlaf weckte. — Die Tochter und die Dienstmagd eilen aus ihren Schlafstuben im dritten Stockwerk, die Eltern kommen aus der zweiten Etage emporgestiegen, und der schreckhafte Ausdruck der Gesichter, erhöht durch die weißen Nachtmützen und die von größter Eile zeugenden Kostümierungen, machte schon an sich, im Schein der furchtsam flackernden Lichter, einen gespenstigen Eindruck und trug dazu bei, das Gruseln der Situation zu erhöhen.

„Der Koffer des Kolonel!“ tönte es wie aus einem Munde. — Genau entsprach der vernommene Schlag dem Geräusch des gewaltsamen Niedersetzens dieses eisenbeschlagenen Kolosses, auch kam er entschieden aus der Richtung seines Bewahrsams.

„Diebe auf dem Boden!“ lautete die zweite, nicht sehr trostreiche Schlußfolgerung. — Aber nun reckte sich der alte Vater mächtig in die Höhe, das spanische Rohr mit dem starken Silberknauf in der rechten, die hoch gehobene Lampe in der linken Hand, schritt er gefolgt von der Nachtgestalten-Prozession der Seinen getrost über die dunklen, unheimlich weiten Räume des Speichers zu der Kammer, wo der Koffer so mysteriös rumort hatte. — Die Thüre zeigte sich verschlossen, das Schloß noch unversehrt. Ängstlich trippelnd traten alle hinter dem entschlossenen Vater ein. Mit fieberhafter Erregung spähten die Blicke nach dem vermeintlichen Ruhestörer — staubbedeckt und mumienhaft stand dieser da und schaute die Enttäuschten ganz gelassen an.

„Wir müssen uns getäuscht haben, es mag in der Nachbarschaft gewesen sein“ beruhigte besonnen der Vater, während ein unheimliches Frösteln ihm doch auch über den Nacken lief. Als dann die anderen aufgeregt deliberierend in ihre Betten flüchteten, schrieb er noch Datum und Stunde des Geschehenen in seinen Kalender, schlief dann aber ruhig bis zum Morgen, ohne der nächtlichen Störung weiter zu gedenken, noch dieselbe mit einem Worte je wieder zu erwähnen.

Wieder vergingen Monate, ein Jahr — da brachte eines Tages ein Brief mit dem Postzeichen Toulon von dem dortigen Gouverneur die Nachricht, daß dessen Bruder, der Kolonel, an dem und dem Tage, zu der und der nächtlichen Stunde, in einem Hospitale zu Stargard in Pommern seinen Wunden erlegen sei, weshalb nun der Herr Gouverneur als berechtigter Erbe den Koffer reklamiere. — Datum und Stunde stimmten aber ganz genau überein mit jener nächtlichen Aufzeichnung in dem Kalender des Vaters.“ G. H.

Zur Kenntnis der Bewegungsphänomene.

Zwei merkwürdige Beiträge.

Die Sphinx hat sich schon mehrfach[1]) mit den sogenannten Bewegungsphänomenen befaßt. Hier mögen zwei interessante und von einander durchaus unabhängige hierauf bezügliche Nachrichten aus dem 17. Jahrhundert folgen, welche wiederum die Wahrheit des Richet'schen Wortes, daß die Identität der Erscheinungen ihre Echtheit verbürgt, schlagend beweisen.

---

[1]) Namentlich Bd. II, S. 69, 79 u. 115.

Zuerst schreibt der Entdecker der Sonnenflecken, David Fabricius am 1. Februar 1603 von Esens in Ostfriesland an Kepler: „Es fragt sich, ob die Physik die Ursache davon angeben kann, daß die Bergleute mit der virgula aurea, oder wie sie sagen, „mit der Hasselenruthe“ in den Bergwerken Gold- und Silbererze entdecken. Ich glaube, daß dies von dem Affenspiel des Teufels und dem menschlichen Aberglauben[1]) herrührt und könnte diesbezügliche Beispiele erzählen. Ein solches ist, daß die angeklagten Hexen durch die Wasserprobe erkannt werden; wenn sie schwimmen, so sind sie schuldig, unschuldig jedoch, wenn sie untergehen Dies kann keine physikalische Ursache haben. So habe ich auch mit meinen Augen gesehen, denn sonst würde ich es nicht glauben, daß Jemand in Nürnberg durch das Siebdrehen einen Dieb ermittelte. Erst glaubte ich, daß dasselbe von der Gestikulation der Hände herrühre, aber, nachdem ich meine Augen gehörig angestrengt hatte, wurde ich der Meinung, daß es Affenspiel des Teufels sei, denn so spielt er durch Zulassung Gottes mit den Abergläubischen.“

Der zweite Bericht stammt aus der 1686 zu Ulm in Quart gedruckten „Wunderbaren Welt“ des bekannten Polyhistors E. W. Happel. Derselbe erzählt S. 361 eine Geschichte von einem tunesischen Seeräuber Hassan, welcher vor seinen Raubzügen die Stichiomantie zu Rat zog, und fährt dann fort: „Was nun von Asans Zauberey gemeldet worden, das ist unter den Seeraubern von Algier nichts Neues, sondern gar gemein, wird aber durchgehends auf eine andere Manier verrichtet, nämlich, der Capitain des Schiffs, oder, wo sie stark von Schiffen, der Admiral, fordert die andern Officierer in seine Cajute, daselbst stellen sich dieselben in einen Ring, und ziehen ihre Säbel von Leder, halten sie also an einander, und ein Jeder nennt einen Ort, wo hinauß er Christen-Schiffe zu finden gedenke; Ist nun an allen denen Orten nichts zu erwarten, so bleiben die Säbel still, so bald aber einer einen Ort nennet, da etwas obhanden, so hebet der Säbel dessen, der den Ort genennet hat, an zu beben und zu bewegen, daß er ihn kaum in Fäusten halten kann. Darauf gehen sie sämmtlich dem Strich nach, finden auch allemal derselben, wiewohl sie dabei manchmal betrogen werden, dann der Teufel antwortet nicht auf die Frage, wo Beute, sondern, wo Schiffe vorhanden. Also finden sie bisweilen anstatt begehrter Kauffleute Schiffe, wohl außgerüstete Orlochs- oder Krieges-Schiffe, die es ihnen machen, wie jene dem Asan.“

Carl Kiesewetter.

Peter der Große und der Cäsarewitsch Paul.

Kobeko erzählt in seinem Buche über den Cäsarewitsch Paul Petrowitsch[2]) von diesem: Seine Phantasie war außerordentlich entwickelt. Phantasie-Objekte erschienen ihm als reale Erscheinungen. Diese Eigenschaft wurde an ihm schon im Kindesalter bemerkt. Im Laufe der Zeit

[1]) Unter Aberglauben verstand man bis zur Aufklärungsperiode eine in einem irreligiösen Charakter wurzelnde aktive magische Kraft.

[2]) Der Cäsarewitsch Paul Petrowitsch, 1754—1796, historische Studie von Dmitri Kobeko, kaiserl. russ. Geheimrat, Mitglied der histor. Gesellschaft. Autorisierte deutsche Übersetzung von Julius Laurenty. Bei A. Deubner, Berlin 1886

entwickelte sich diese Neigung Pauls mehr und mehr, denn ohne streng geordnete Beschäftigung entwickelte er unwillkürlich seine Phantasie auf Kosten positiven Denkens. Zur Bestätigung dieses führen wir die eigene Erzählung Pauls über die von ihm erblickte Erscheinung Peter I an.

Welcher Zeit diese Erscheinung angehört, kann man nur annähernd bestimmen. Der Großfürst erzählte davon am 10. Juli 1782 in Brüssel in Gegenwart der Baronesse Oberkirch, welche, die Erzählung niederschreibend, bestätigt, daß Paul von der Realität der vor ihm sich zeigenden Erscheinung aufrichtig und fest überzeugt war. Da nun der Begleiter Pauls zur Zeit dieser Erscheinung Fürst Kurakin war, welcher von seiner ausländischen Reise 1772 zurückgekehrt war, so muß diese Erscheinung Pauls in den Jahren 1773—1781 stattgefunden haben.

Eines Abends, erzählte Paul, oder vielleicht auch nachts, begab ich mich in Begleitung Kurakins und zweier Diener auf die Straßen Petersburgs. Wir hatten den Abend im Schloß verbracht, bei Gespräch und Tabak, und wollten der Erfrischung wegen einen Spaziergang inkognito bei Mondschein machen. Das Wetter war nicht kalt; es war in der besten Zeit unseres Frühlings. Unser Gespräch betraf weder Religion, noch war es sonst irgendwie ernsten Inhaltes, im Gegenteil heiter, und Kurakin machte viele Späße auf Rechnung der Begegnenden. Etwas vor mir voraus ging ein Diener, der zweite folgte Kurakin, der hinter mir einige Schritte ging. Der Mondschein war so hell, daß man lesen konnte, und folglich die Schatten sehr deutlich sah. Beim Einkehren in eine der Straßen erblickte ich plötzlich in einem der Portale eine hohe, magere Figur, gehüllt in einen Mantel nach Art der spanischen, und mit einem auf die Stirn gedrückten militärischen Hut. Es schien, als ob die Figur jemand erwartete. Kaum kam ich an ihr vorüber, so trat sie heraus und bewegte sich an meiner linken Seite, ohne ein Wort zu sagen. Ich konnte die Gesichtszüge nicht sehen. Mir schien es, als wenn seine Füße auf den Steinen des Trottoirs starkes Geräusch hervorbrachten, als wenn Steine gegeneinander stoßen. Ich war erstaunt und das mich beherrschende Gefühl vergrößerte sich, als ich eine eisige Kälte an meiner linken, dem Unbekannten zugekehrten Seite empfand. Ich fuhr zusammen und mich zu Kurakin wendend sagte ich:

Das Schicksal hat uns einen sonderbaren Begleiter gesandt.

Was für einen Begleiter? fragte Kurakin.

Den Herrn, welcher an meiner linken Seite geht, welchen man schon durch das von ihm hervorgebrachte Geräusch bemerken kann. Kurakin sperrte mit Verwunderung die Augen auf und erwiderte, daß an meiner linken Seite niemand sei.

Wie? Du siehst nicht diesen Mann zwischen mir und der Hauswand?

Sie gehen hart an der Wand und physisch ist es unmöglich, daß sich noch jemand zwischen Ihnen und ihr befindet.

Ich streckte die Hand aus und fühlte Stein. Dessenungeachtet blieb der Unbekannte da, ging Schritt auf Schritt mit mir und seine Schritte tönten auf dem Trottoir wie Hammerschläge. Ich blickte ihn aufmerk-

samer als früher an, und unter dem Hute blitzten so glänzende Augen, wie ich sie weder früher noch später wiedergesehen habe. Sie blickten starr auf mich und übten eine Art Zauber aus.

Ach, sagte ich, Kurakin, ich kann dir nicht sagen, was ich empfinde, aber in mir geht etwas Besonderes vor.

Ich zitterte nicht vor Furcht, wohl aber vor Kälte. Ich fühlte, daß etwas Besonderes meine Glieder durchdrang, und mir schien es, als wenn as Blut in meinen Adern erstarrte. Plötzlich drang eine hohle und traurige Stimme unter dem Mantel, der den Mund des geheimnisvollen Wanderers bedeckte, hervor:

Paul!

Ich befand mich unter der Macht einer mir unbekannten Kraft und antwortete mechanisch:

Was ist gefällig?

Paul! sagte wieder die Stimme, diesmal mehr sympathisch, aber mit noch größerem Ausdruck von Trauer. Ich konnte kein Wort hervorbringen. Die Stimme nannte mich wiederum beim Namen und der Unbekannte blieb stehen. Ich empfand eine Art innerer Nötigung, dasselbe zu thun.

Paul! Armer Paul! Armer Fürst!

Ich wandte mich an Kurakin, welcher gleichfalls stehen geblieben war.

Hörst du? fragte ich ihn.

Nichts höre ich, antwortete er, entschieden nichts. Was mich betrifft, so klingt diese Stimme noch bis jetzt in meinen Ohren. Ich machte eine verzweifelte Anstrengung und fragte den Unbekannten, wer er sei und was er wolle?

Wer ich bin? Armer Paul! Ich bin derjenige, welcher an deinem Schicksal teil nimmt, und welcher wünscht, daß du dich nicht besonders an diese Welt kettest, denn du wirst nicht lange in ihr verweilen. Lebe nach den Gesetzen der Gerechtigkeit, und dein Ende wird ein ruhiges sein. Fürchte die Vorwürfe des Gewissens; für eine dankbare Seele giebt es keine größere Strafe. Er ging wieder weiter, denselben durchdringenden Blick auf mich heftend. Und wie ich früher stehen geblieben war, als er dasselbe that, so fühlte ich auch jetzt die Notwendigkeit, mich zu bewegen, weil er es that. Er sprach nicht, und ich fühlte keinen besonderen Wunsch, meine Rede an ihn zu richten. Ich ging hinter ihm, denn er leitete mich jetzt. Das währte länger als eine Stunde. Wo wir gingen, ich weiß es nicht . . . .

Endlich kamen wir auf einen großen Platz heraus, zwischen der Newa-Brücke und dem Senatsgebäude. Er ging gerade auf eine gleichsam früher bezeichnete Stelle des Platzes, wo zu der Zeit das Monument Peter des Großen errichtet wurde; ich folgte ihm natürlich und blieb dann stehen.

Lebewohl, Paul, sagte er — du wirst mich noch wiedersehen, hier und sonst noch wo.

Dabei hob sich sein Hut wie von selbst, und meinen Blicken zeigte sich der Adlerblick, die enge Stirn und das strenge Lächeln meines Ahnen Peter des Großen. Als ich von dem Schrecken und Erstaunen wieder zu mir selbst kam, war er schon nicht mehr vor mir.

Aus Graf von Schacks Erinnerungen.

Ist Mystizismus Aberglaube? Offenbart Hellsehen absolute Wahrheit?

In seinen „Erinnerungen und Aufzeichnungen"[1]) bringt Adolf Friedrich Graf von Schack, der bekannte Dichter und Kunstmäcen, folgende zwei Episoden:

„Es wird wenige geben, welche nicht schon an sich selbst die Gewalt empfunden haben, die Gespenstergeschichten auf das Gemüt ausüben. Von einem gewissen Hange zum Aberglauben sind wohl nur ganz nüchterne Geister frei, und so wird man mich wegen meiner Rodensteiner Expedition nicht verlachen. Habe ich doch einen General, der ein ausgezeichneter Mathematiker und Taktiker war, gekannt, der noch im vorgerückten Alter mehrere Nächte allein in einem einsamen Landhause zubrachte, um eine Geistererscheinung, die sich dort zeigen sollte, zu erblicken. Derselbe war ganz erfüllt von den Wundern des Tischrückens und Tischklopfens, und als ich ihn zum letztenmale, nicht lange vor seinem Tode, aufsuchte, fand ich ihn mit einer seltsamen Manipulation beschäftigt: Er hatte einen Ring an ein Haar gehängt und hielt denselben nun mit zwei Fingern in ein Trinkglas hinab, indem er behauptete, der hängende Ring erteile, da er bei seinen Schwingungen das Glas erklingen lasse, Antworten auf die an ihn gestellten Fragen. — Glaube an Gespenster, sympathische Kuren u. s. w. sind wohl noch fast überall in Europa (wie ich mich überzeugt habe, in den südlichen Ländern ebenso wie in den nordischen) verbreitet, namentlich auf dem Lande. — Im Odenwald sind sogenannte Erdspiegel in Gebrauch, d. h. Metallplatten, welche hinten mit mystischen Zeichen bedeckt sind und die Zukunft oder sonst verborgene Dinge enthüllen sollen. Von einem jungen, sehr gebildeten Manne, der in jener Gegend ansässig war, hörte ich behaupten, sein Vater habe mittelst eines solchen Erdspiegels ein wichtiges, lange verloren geglaubtes Dokument wieder entdeckt. Seine Schwestern erzählten viel von dem Geisterspuk in ihrem alten, unfern von Rodenstein belegenen Schlosse, der ihnen den Aufenthalt daselbst verleidet hat. Der Bruder pflegte sie deshalb zu verspotten; um so überraschender war es mir deshalb, als er mir einmal unter vier Augen sagte, er thue das nur, um die Aufregung der Schwestern zu beruhigen, habe aber selbst auf dem Schlosse unerklärliche Dinge erlebt, wie das Schallen von Tritten in seinem eigenen Zimmer, während doch niemand zugegen gewesen. Wenn er durch die Gänge und Säle hingeschritten, seien sämtliche Thüren vor ihm aufgerissen und wieder zugeschlagen worden und er habe deutlich die Fußtritte eines vor ihm Hinwegeilenden vernommen, ohne daß es ihm gelungen sei, den Hergang zu ermitteln. — Ich selbst habe in meiner Kindheit, auch im Norden Deutschlands, viele ähnliche Geschichten gehört; und obgleich meine Eltern, die beide ihre Erziehung in der Aufklärungsperiode empfangen hatten, beflissen waren, alles als thörichten Aberglauben darzustellen, hatte ich immer Hinneigung, manches davon für nicht völlig grundlos zu halten. Von diesem ganzen mysteriösen Gebiete gilt, was Schopenhauer sagt: „Um über alle geheime Sympathie oder magische Wirkung vorweg zu lächeln, muß man die Welt gar sehr, ja ganz und gar begreiflich finden. Das kann man aber nur, wenn man mit überaus flachem

[1]) Zuerst abgedruckt in „Über Land und Meer", März 1887, Heft X, 1886—87, Seite 1284 und 1287.

Blick in sie hineinschaut, der keine Ahnung davon zuläßt, daß wir in ein Meer von Rätseln und Unbegreiflichkeiten versenkt sind und unmittelbar weder die Dinge noch uns selbst von Grund aus kennen und verstehen."

Über Justinus Kerner schreibt Graf von Schack:

„Ich fühlte mich etwas beklommen in der Nähe dieses trefflichen Mannes und auf dem Schauplatze jener Wunder des Somnambulismus, welche damals nach dem Erscheinen der „Seherin von Prevorst" soviel von sich reden machten. Zwar war ich, wie ich es heute noch bin, weit entfernt, die Thatsache des Hellsehens zu leugnen; mir hatten sogar zwei zuverlässige Freunde von höchst merkwürdigen Vorgängen berichtet, deren Zeugen sie im Kernerschen Hause gewesen, allein es widerstrebte mir auf das Lebhafteste die Art und Weise, in welcher hier religiöses Kapital, und zwar zu gunsten der lutherischen Konfession aus den Visionen der Somnambule geschlagen wurde. Um die Verkehrtheit hiervon klar zu machen, sind genug Berichte über Seher und Seherinnen, welche anderen Glaubensbekenntnissen angehörten, vorhanden. Aus diesen Aufzeichnungen geht bis zur Evidenz hervor, daß alle solche Gesichte durchaus subjektiv gefärbt sind und nichts für irgend eine Glaubenslehre beweisen, denn die katholischen Somnambulen, deren auch in unserer Zeit mehrere großes Aufsehen erregt haben, reden ebenso aus den Anschauungen ihrer Kirche heraus, wie die protestantischen in denen der augsburgischen Konfession befangen sind. Ja in dem Leben der mohammedanischen Heiligen findet sich vieles, was in das Gebiet der Hellseherei gehört und wenn dergleichen als Offenbarung anzusehen wäre, als Zeugnis für die Wahrheit des Korans gelten müßte."

Hypnotismus als Verbrechensmittel.

Die Klausenburger Polizei ist einer Zigeunerfamilie habhaft geworden, deren Mitglieder in der Kunst bewandert sind, arglose Geschäftsleute, bei denen sie eintreten, um angeblich einzukaufen, in einen hypnotischen Zustand zu versetzen. Dann tragen sie denselben alles Geld und Geldeswert vor der Nase weg, ohne daß sich die Hypnotisierten, welche den Diebstahl mit ansehen, demselben widersetzen können. Ein Klausenburger Schuhmacher, Josef Varga, brachte einen solchen Fall zur Anzeige, und seine Aussagen erwiesen sich als vollkommen wahr. Der betreffende Zigeuner heißt Kupa; dessen Weib und zwei Töchter werden als mitschuldig erachtet.

D. E.

Ein unerwarteter Zeuge für die Unsterblichkeit

ist auch der als krasser Materialist verschrieene, aber jedenfalls mit Recht berühmte Verfasser der (Einleitung zur) „Geschichte der Zivilisation in England", Henry Thomas Buckle. Dieser vertritt in seiner posthum herausgegebenen Schrift: Mill on Liberty[1]) ganz energisch seine Überzeugung von der Unsterblichkeit der Menschenseele, wehrt sich aber dabei allerdings ebenso energisch gegen die weit verbreitete Anschauung, daß solche Überzeugung etwa nur auf der „Offenbarung" irgend einer Religion beruhe. Er sagt dort u. a.: „Die Priester, welche so diese Grundwahrheit verteidigen, gefährden ihre eigene Sache; sie lassen ihre Grundlagen auf Zufällen beruhen; sie stützen das, was bleibend ist, durch das, was unbeständig ist, und mit ihren Büchern, Lehrsätzen, Überlieferungen, Gebräuchen, Versammlungen und anderen vergänglichen Einrichtungen suchen sie zu beweisen, was der Menschheit bekannt war, ehe es alles dieses gab, und was, wenn alles dies vergangen sein wird, ein gemeinsames Erbteil des ganzen Menschengeschlechtes bleiben wird und der Trost von Myriaden derer, die noch ungeboren sind."

H. S.

[1]) In seinen Essays, bei Brockhaus, Leipzig 1867. Vgl. auch The Two Worlds I, Nr. 35, Manchester, 13. Juli 1888. S. 459 ff.

Für die Redaktion verantwortlich ist der Herausgeber:
Dr. Hübbe-Schleiden in Neuhausen bei München.

Druck und Komm.-Verlag von Theodor Hofmann in Gera (Reuß).

SPHINX

VIII, 47. November. 1889.

Moderne Meßmeristen.

Von
Max Dessoir.

Wir leben augenblicklich in einer Epoche des Hypnotismus. Binnen weniger Jahre ist ein solcher Umschwung in den Ansichten der Gelehrten wie des großen Publikums eingetreten, daß heutzutage wohl kein gebildeter Mensch mehr an den Thatsachen des künstlichen Somnambulismus zweifelt; James Braid, der Entdecker des Hypnotismus, wird wegen seiner ruhmreichen That in allen Tonarten gefeiert und besonders als der Vernichter des Mesmerismus gepriesen. Was den abergläubischen Vorstellungen und seltsamen Manipulationen der Mesmeristen an Realität zu Grunde lag, das, so hört man allgemein, ist von Braid richtig erkannt und wissenschaftlich festgestellt worden: der Geburtstag des Hypnotismus ist zugleich der Todestag des Mesmerismus. Ja, diese Behauptung tritt mit einer solchen Sicherheit auf, daß sie in den meisten Fachschriften als selbstverständliche Voraussetzung figuriert, anstatt mit der nötigen Ausführlichkeit bewiesen zu werden. In Wirklichkeit steht jedoch die Sache so, daß man jedenfalls fragen muß, ob nicht durch die unbestreitbar wertvolle Entdeckung des Braidismus der Mesmerismus ein Gegenstück oder vielleicht eine Ergänzung erhalten habe? Beweist denn der Umstand, daß der Manchester Arzt, durch die Vorstellungen des Magnetiseurs Lafontaine angeregt, auf mechanische Weise ziemlich dieselben Wirkungen wie dieser erzielte, beweist denn überhaupt die Ähnlichkeit oder selbst die Gleichheit der hypnotischen Erscheinungen und der von den alten Mesmeristen berichteten Phänomene, daß beide aus der gleichen Ursache stammen? Ist es nicht möglich, daß von zwei gleichklingenden Tönen der eine dem Mechanismus einer Orgelpfeife, der andere dem beseelten Organismus der menschlichen Kehle entspringt?

Wenn diese und ähnliche Erwägungen nur selten auftauchen, so ist das in der geschichtlichen Entwickelung unseres Gegenstandes begründet. Trotz der schroff abweisenden Haltung, welche die Ärzte bis in die Mitte unseres Jahrhunderts den Mesmeristen gegenüber beobachtet hatten, konnten sie sich doch den immer wieder auftauchenden Behauptungen gegenüber

eines gewissen Unbehagens nicht erwehren und griffen nun mit beiden Händen zu, als sich ihnen die Gelegenheit bot, einen Teil der Thatsachen anzuerkennen, ohne doch ihren festgewurzelten Anschauungen etwas zu vergeben. An Stelle des Magnetismus trat der Hypnotismus. Anstatt die frühere Zurückhaltung zu bedauern, spottete man der „mystischen Schwärmer" und freute sich der That des Zunftgenossen, jener vergleichbar, die aus der Alchymie die Chemie hervorgehen ließ. So natürlich diese Auffassung der Vorgänge zu jener Zeit auch war, so ist doch nicht ersichtlich, weshalb wir jetzt noch bei ihr verharren sollen. Braid selbst gestand zu, daß durch seine Methode nicht alles erzielt werden könne, was der Magnetismus leiste, und daß in diesem mutmaßlich noch etwas anderes enthalten sei als die Konzentration des Blickes und der Aufmerksamkeit. Im Übrigen förderte auch seine „Entdeckung" nichts zu Tage, was nicht schon früher bekannt gewesen. Die von ihm beschriebenen Erscheinungen sind genau die, welche Puységur entdeckt und „Somnambulismus" genannt hatte; die Theorie, welche er aufstellt, ist die des Abbé Faria; auch der Name ist nicht neu, denn schon 1820 hatte der Baron Hénin de Cuvillers die Worte Hypnoskop und Hypnobat in Verbindung mit den Somnambulen gebraucht. Dagegen werden von den Anhängern der alten Schule noch viele andere Wunder berichtet, die sich nicht in das neue Schema einordnen wollten und deshalb mit kindlicher Logik für entstellende Auswüchse galten. Aber seltsam! trotz aller Aufklärungen, trotz der großartigen Fortschritte des Hypnotismus giebt es heute noch Leute, die den Dogmen des Magnetismus treu bleiben und, unbeschadet aller Anerkennung der neuen Erfolge, Hypnotismus und Mesmerismus zwar für nahe verwandt, aber nicht für identisch halten.

Und zwar gehören dieser Gruppe „moderner Mesmeristen" Männer von unbestrittener Kompetenz an: ich nenne Frederic Myers und Charles Richet. Beide Forscher sind von den Lehren der Nancy-Schule durchdrungen und glauben doch, daß mit dem Schlagwort „Suggestion" nicht alles abgethan sei, ja gerade der Begründer des Suggestionismus ist auf seine alten Tage zum Bannerträger der Gegenrichtung geworden. Liébeaults „Etude sur le Zoomagnétisme" enthält eine Sammlung zahlreicher Beobachtungen an Kindern unter drei Jahren, die der Verfasser mit außerordentlichem Erfolg durch Anwendung mesmeristischer Vornahmen behandelt hat und bei denen er jede Suggestionswirkung für ausgeschlossen hält; seine Studien bilden eine beachtenswerte Ausnahme[1]) von den gewöhnlichen kritiklosen Auslassungen der „Mesmeristen um jeden Preis". Denn ich will gern zugeben, daß die Unkenntnis der unzähligen Schleichwege, auf denen Autosuggestion und unbewußte Fremdeingebung sich in die Versuche mischen, daß die mangelhafte Anwendung der Wahrscheinlichkeitsrechnung und vorschnelle Verallgemeinerungen 99 Prozent der

---

[1]) Das anerkennt auch Forel, „Der Hypnotismus, seine Bedeutung und seine Handhabung", S. 14. Stuttgart, 1889. Das Büchlein sei übrigens als mustergültiger Ausdruck der heutigen Anschauungen aufs wärmste empfohlen.

mesmeristischen Berichte zu erklären vermögen. Aber mir scheint, als ob mit dem Worte Suggestion doch gar zu schnell gewirtschaftet werde, wenn man so ruhig gegenüber allen auffälligen Erscheinungen behauptet: das wird wohl Suggestion gewesen sein. Das ist sicher sehr bequem und zeitgemäß, indessen wenig gewissenhaft. Wir thun heute gerade so, als wenn wir am Ende aller Dinge ständen und den Zauberschlüssel besäßen, der uns alle Thüren öffnet — wer weiß, ob wir nicht bald auf eine Pforte stoßen, zu der er nicht paßt! Jede neue Einsicht pflegt anfangs als die allein seligmachende gepriesen zu werden, weil eine solche Überschätzung in der Natur des Menschen liegt, doch wird es an der Zeit, daß wir uns jetzt von dieser selbstgenügsamen Anschauung befreien, um den Blick für andere Möglichkeiten offen zu halten.

Der Leser möge mich nicht mißverstehen: ich bin weit entfernt, die Existenz des Mesmerismus im Gegensatz zum Hypnotismus für bewiesen zu halten, ich erkläre ihn nur für nicht ausgeschlossen; und ich erachte es als meine Pflicht, gerade jetzt darauf hinzuweisen, weil einige neu entdeckte Thatsachen zu gunsten der verpönten persönlichen Einwirkung zu sprechen scheinen. Doch bevor ich von ihnen rede, sei ein kurzer Überblick über Geschichte und Lehre des modernen Mesmerismus vorangeschickt. Dabei setze ich die gelegentlich früher in der „Sphinx" besprochenen Ansichten einer Anzahl deutscher und englischer Forscher als bekannt voraus, da es sich neben der methodologischen Erörterung höchstens um eine Skizze des weitschichtigen Materials handeln kann.

Bereits bei Mesmer finden sich die beiden Elemente der heutigen magnetistischen Lehren: Polarität und Fluidum. Zum Beweise mögen die folgenden von seinen 27 oft citierten und selten gelesenen Hauptsätze dienen:

1. Es findet ein wechselweiser Einfluß unter den Himmelskörpern der Erde und allen belebten Wesen statt.

2. Eine Flüssigkeit (Fluidum), die allgemein verbreitet und so ausgedehnt ist, daß sie keinen leeren Raum verstattet, deren Feinheit mit nichts verglichen werden kann und welche ihrer Natur nach fähig ist, alle Eindrücke der Bewegung anzunehmen, fortzupflanzen und mitzuteilen, ist das Hilfsmittel bei diesem Einfluß.

8. Der tierische Körper verspürt die abwechselnden Wirkungen dieses thätigen Wesens, und indem es unmittelbar in die Substanz der Nerven eindringt, setzt es dieselben unmittelbar in Bewegung.

9. In den menschlichen Körpern findet man Eigenschaften, die mit denjenigen des Magneten übereinstimmen. Man unterscheidet damit gleichfalls verschiedene entgegengesetzte Pole, welche mitgeteilt, verändert, zerstört und gestärkt werden können.

10. Die Eigenschaft des tierischen Körpers, welche ihm zu dem Einfluß der himmlischen Körper und zu den gegenseitigen Wirkungen derjenigen, die ihn umgeben, fähig macht, hat mich bestimmt, dieselbe wegen ihrer Ähnlichkeit mit dem Magneten den tierischen Magnetismus zu nennen.

11. Die auf diese Art beschriebene Kraft und Wirkung des tierischen Magnetismus kann anderen belebten und unbelebten Körpern mitgeteilt werden.

15. Sie wird durch Spiegel, wie durch das Licht, vermehrt und zurückgestrahlt.

16. Sie wird durch den Schall mitgeteilt, vermehrt und fortgepflanzt.

17. Diese magnetische Kraft kann angehäuft, verstärkt und fortgepflanzt werden.

20. .... Dies beweist, daß der tierische Magnetismus vom mineralischen wesentlich verschieden ist.

Die gewöhnliche Erklärung dieser Thesen nimmt an, daß nach Mesmers Ansicht nur in den Nerven ein Fluidum sich befinde, das durch Bewegung nach außen befördert werde. Mit Recht erhebt Moll gegen eine solche Interpretation Einspruch. Nach seiner Auffassung meint Mesmer ein das ganze Weltall durchströmendes Fluidum, durch dessen Bewegungen ein tierischer Körper auf einen anderen wirke, und diese Bewegung eben nenne Mesmer den tierischen Magnetismus. Es könnte noch hinzugefügt werden, daß die „Bewegung" eine ganz spezifische, durch die Gesetze der Polarität bedingte, besonderen Regeln unterworfene Schwingungsart des Fluidums darstellt. Jede solche bestimmte Bewegungsart, welche die Teile der Flut unter einander haben, nennt Mesmer einen „Ton" und bezeichnet demgemäß den magnetismus animalis als einen Ton des magnetismus naturalis, welch letzterer die umfassende Bewegung der Allflut, des fluidi universalis, ausdrücken soll. Wie man die Bewegung und die Merkmale, die man beim Magneten wahrnimmt, auch im Eisen künstlich setzen kann, „so habe ich die Entdeckung gemacht, daß es ebenso gut möglich sei, im menschlichen Körper einen Ton der Bewegung von einer Serie des feinen Stoffes aufzuregen, welche Erscheinungen darbietet, denen des Magneten analog." [1]) Das ist also der tierische Magnetismus, soweit er sich als physikalische Formel aus dem weit angelegten metaphysischen System Mesmers herausschälen läßt; für Kenner Baconischer Philosophie wird der Begriff deutlicher durch Gleichsetzung mit dem latens processus corporum.

Der Fortgang der Mesmerschen Schule darf als bekannt vorausgesetzt werden: er bewegt sich theoretisch ganz in den Bahnen einer materialistischen oder wenn man will corpuscularen bezw. atomistischen Weltanschauung, praktisch in der Richtung des persönlichen Fluidums als einer besonderen Veranlagung der Magnetiseure. Einzelne Sekten trennen sich ab, so die vom Chevalier Barbarin gegründeten Schulen der Spiritualisten in Ostende und Lyon, welche außer Willen und Glauben keine anderen Agentien annehmen. Endlich werden die behaupteten Heilwirkungen elektrischer Ströme, der Magneten, Metalle und psychischen Faktoren von der amtlichen Wissenschaft anerkannt und es entstehen Magnetotherapie, Metallotherapie, Elektrotherapie, Suggestivtherapie. Was bleibt nun den modernen Mesmeristen? Die Polarität und die individuelle Beeinflussung mittels des ausstrahlenden Fluidum, d. h. etwas Materielles gegenüber der psychischen Suggestion. Die Mesmeristen nähern sich also der Pariser Schule, und einzelne deren Vertreter wiederum, wie Babinski, kommen mit der Behauptung eines mutuellen Transferts den magnetischen Lehren sehr nahe. Dumontpallier hat sogar eine Zeit lang sich ganz zu Barety gehalten und erst nach den durch Pouchet und Javal vorge-

[1]) „System der Wechselwirkungen" S. 15. Citiert von Perty.

nommenen Prüfungssitzungen seine Ansicht etwas verändert.[1]) Ein wesentlicher Unterschied ist nur der, daß die Mesmeristen an die Spitze aller der äußerlich wirkenden Mittel das feinkörperliche Fluidum setzten.

Nun bestehen auch unter den wissenschaftlich arbeitenden Fluidisten, die in ihrer Hauptmasse Frankreich angehören, bemerkenswerte Differenzen. Chazarain, Decle, de Rochas werfen Herrn Barety und seinem Anhang vor, daß die Disposition ihrer Versuchspersonen exceptionell und durch hypnotische Dressur erzeugt sei; nach ihrer Meinung ist die Polarität anders verteilt und besitzt die strahlende Nervenkraft wechselnde Eigenschaften entsprechend dem wechselnden Ursprung. Sicherlich hat die hypnotische Erziehung und die Suggestion Barétys Arbeiten empfindlicher beeinträchtigt, als er es Wort haben will, aber bei einzelnen Experimenten kann ich wenigstens keine Fehlerquelle entdecken.[2]) Dagegen finde ich die Methode der anderen Partei ziemlich leichtfertig. Herr de Rochas erzählt beispielsweise, er habe den Unterschied der drei Strahlen — von denen später das Nähere — dadurch kennen gelernt, daß er in Nachdenken versunken und auf die Hand des Sujets blickend ein Zucken in derselben bemerkte. Sofort sei ihm der Kausalzusammenhang zwischen seinem Blick und dem Zucken der Hand klar geworden, und er habe ihn bei den gleich angestellten Versuchen bestätigt gefunden. Eine Kritik dürfte überflüssig sein.

Was die Polarität betrifft, so gehen die Lehren wüst durcheinander. Die Herren Rouget und Cubi behaupten, daß man mit der rechten Hand magnetisieren, mit der linken demagnetisieren müsse — Herr Auffinger sagt gerade das Gegenteil.[3]) Luys macht einen Unterschied zwischen rechts und links[4]), den de Rochas im gleichen Umfang nicht zugeben will[5]), die einen wollen mit gekreuzten Händen, die anderen mit den Handrücken operieren, im Grunde macht jeder es immer ein bischen anders als der liebe Nächste. Ich will versuchen, aus dem Wirrsal ein paar Grundgedanken herauszuholen, damit der Leser selber urteilen kann.

Der menschliche Körper ist gleich dem Magneten polarisiert, er hat einen negativen und einen positiven Pol. Und zwar gleicht er in Bezug auf die Verteilung der Pole nicht einem, sondern mehreren zusammengesetzten Magneten: Rumpf und Haupt reagieren wie ein Magnet, dessen rechter Stab negativ und dessen linker positiv ist; die Extremitäten bilden wieder je einen Magneten und sind auf der Außenseite positiv, auf der Innenseite negativ. Die somit gegebenen Pole unterliegen den bekannten Anziehungs- und Abstoßungsgesetzen, d. h. isonome Pole stoßen sich ab, heteronome ziehen sich an. Beim Menschen äußert sich die Abstoßung in einer Muskelreizung, die sich zu starken Kontraktionen steigern kann,

---

[1]) Société de Biologie, Sitzungen vom 30. Juli, 10. und 24. Dezember 1881; Revue philosophique 1882, S. 680; Richer, „Grande hystérie" S. 966.

[2]) Z. B. „Le magnétisme animal" S. 220 f. und S. 295.

[3]) La Chaîne magnétique, Dez. 1885.

[4]) Société de Biologie, 7. Jan. 1866.

[5]) „Les forces non définies" S. 533.

während die Anziehung sich nicht in eine Thätigkeit umsetzt, wenn nicht in die Lösung solcher Kontraktionen. Deutlicher spricht sich natürlich die Anziehung bei Kranken aus: Dr. Thermes[1]) berichtet von einer Insassin seiner Kaltwasserheilanstalt, daß sie bei ihren Krisen mit der Stirn an die Stirn des Arztes anrannte und nicht von ihr loszureißen war, was sich eben durch die abnorme Polarwirkung erklärt, und Dr. Berjon erzählt in gleichem Sinne, daß einer seiner Patienten instinktiv, aber unwiderstehlich der Person folgt, welche einen Magneten an sich trägt.

Die isonome Anwendung der Hand, des Magneten, der Elektrizität u. s. f. auf das Haupt ruft jedoch nicht bloß Kontraktionen, sondern auch Hypnose hervor. Der von der Charcot-Schule gelehrte Druck auf den Vertex ist dann hypnosigen, wenn er mit der richtigen Handseite ausgeübt wird, die Applikation des Magneten wirkt bloß bei Berücksichtigung seiner Polarität und der der betreffenden Körperstelle u. s. f. Die isonome Anwendung ruft ferner Unempfindlichkeit hervor, während die heteronome Überempfindlichkeit zur Folge hat.[2]) Wenn ich z. B. die linke Backe (+) mit dem positiven Pol eines Magneten oder mit dem gleichfalls positiven Handrücken berühre, so entsteht Kontraktion oder Anästhesie oder beides zusammen; auf dem Schädel würde das gleiche Verfahren zum Schlaf geführt haben. Gilt es nun die Überführung dieser Erscheinungen von der einen Körperseite auf die andere, so lassen sich die folgenden Transfert-Gesetze[3]) aufstellen:

1) Isonome Applikationen auf der dem Sitz der Kontrakturen und Anästhesien entgegengesetzten Körperhälfte bewirken den Transfert dieser Kontrakturen und Anästhesien.

2) Heteronome Applikationen auf der dem Sitz von Hyperästhesien oder Kontrakturen (nebst Anästhesien) entgegengesetzten Körperhälfte bewirken den einfachen Transfert der Hyperästhesien oder den Transfert und darauf folgende Auflösung der Kontrakturen nebst Anästhesien. —

Dieselbe Polarität wie beim Menschen findet sich bei lebenden und toten Tieren; Pflanzen sind, auch im getrockneten Zustand[4]), auf der Blütenseite positiv und auf der Wurzelseite negativ; eine Frucht ist oben positiv und in der zum Stengel führenden Hälfte negativ. Von den Farben sind rot und grün positiv, blau und gelb negativ. Alle unorganischen Körper sind als Pulver einpolarig und erhalten zwei Pole erst durch feste Formen; starke Hitze scheint negativ, Kälte positiv zu wirken. Eine Reihe bestimmter Körper, deren Liste man in Durvilles Schriften oder in einzelnen Nummern des Journal du magnétisme nachlesen mag, enthält le dynamide positif, eine andere Reihe das negative Imponderabile. Berührt man nun den kleinen Finger einer sensitiven Person mit positiven Körpern wie Gold, Silber oder mit der positiven Elektrode,

---

[1]) Richer: „Grande hystérie" S. 663.

[2]) Burot in der Revue de l'hypnotisme, Oktober 1886.

[3]) Chazarain und Dècle: „La découverte de la polarité", S. 32.

[4]) De Rochas, „Les forces non définies". S. 15.

dem Nordpol eines Magneten, einem Alkaloid, einer Blüte, so kontrahiert er sich; umgekehrt löst sich die Spannung, sobald ein Stück Schwefel oder Nickel herangeführt wird. Auf diese Weise entstehen die seltsamsten Experimente. Ein Sensitiver berührt mit der Außenseite des Daumens und kleinen Fingers ein Glas, das mit einer Lösung von Acidum sulphuricum gefüllt und durch Lackmus rot gefärbt ist: beide Finger krampfen sich zusammen. Jetzt wird so lange Wasser hinzu gegossen, bis die Kontraktion im Daumen aufgehoben ist, dann Sodalösung hinzugesetzt, bis auch der kleine Finger frei ist. Kaum ist jedoch das Gemisch hinreichend basisch, so treten wieder nacheinander beide Kontraktionen auf.

Die Nutzanwendung auf hypnotische Erscheinungen ist die folgende. Wenn der Operator die Augenlider der Versuchsperson mit Daumen und kleinem Finger der rechten Hand herunterdrückt, können sie nicht mehr gehoben werden und sind erst durch Berührung der entsprechenden linken Finger von neuem bewegungsfähig. Der einer isonomen Polarwirkung entsprechende Kontakt der Lider mit dem Auge pflanzt sich in das Gehirn fort — action se transmettant au cerveau, sagt de Rochas (S. 263) wörtlich — und erzeugt dort eine „Kontraktur des Gehirns“, die sich, je nach der Dauer der isonomen Wirkung, in den drei Stadien Katalepsie, Somnambulismus, Lethargie ausspricht. Die heteronom bewerkstelligte Erweckung durchläuft die genannten Phasen in umgekehrter Richtung. Außerdem kann man natürlich dasselbe durch einfache Berührungen erreichen. Die rechte Hand an der Mitte der Stirn schläfert durch ihre in isonomer Stellung befindliche Flächenseite ein und weckt durch ihre Rückenseite, umgekehrt weckt die linke Handfläche und betäubt der linke Handrücken. Berührt man mit der Außenseite des rechten Zeigefingers die rechte Seite der Stirn, so sieht man alle seine Erinnerungen anschaulich vor sich und kann sich eine beliebige Eingebung machen. Auch vermag man durch hinreichend energische Polaritäten bei einer großen Anzahl von Personen in den einzelnen Sinnesorganen eine Empfänglichkeit hervorzurufen, die von Lombroso und Ottolenghi als credulità bezeichnet wird. So ermöglicht die Berührung eines negativen Gegenstandes, sagen wir einer Schwefelstange, mit dem rechten Nasenflügel, daß jeder Geruch, dessen Idee man eingiebt, von dem Sujet wirklich gerochen wird, während die übrigen Sinne allen Hallucinationen unzugänglich bleiben. Auf die Unterschiede der Reize je nach ihrer einseitigen oder zweiseitigen Anwendung will ich nicht des Näheren eingehen.

Dagegen muß ich hier die drei Strahlenarten erwähnen, von denen ich oben andeutungsweise sprach. Die eigentümliche Kraft nämlich, welche das ganze Naturreich als Polarsystem durchzieht, entströmt dem Menschen wesentlich aus drei Stellen, aus den Augen, den Fingerspitzen und den Mund. Die Strahlen der ersten Art enthalten dieselbe Polarität wie die betreffende Körperseite von der sie ausgehen (rechts —, links +); die Ausströmungen der rechten Hand sind positiv, die der linken negativ; der Hauch ist positiv oder negativ, je nachdem er kalt oder warm hervorgestoßen wird. Aus diesem Thatbestand fließen unzählige Experimente. Man kontrahiert

der Versuchsperson eines seiner Augen oder einen Mundwinkel, man macht ihm einen Nasenflügel oder ein Ohr unempfindlich, bloß indem man diese Stellen mit einem Auge isonom fixiert; man behebt die Kontraktur und steigert die Empfindlichkeit dadurch, daß man sie mit dem anderen Auge heteronom anstarrt. Ja, das Sujet braucht bloß den Spiegel zu Hülfe zu nehmen und seine eigenen Augen zu fixieren, dann wird es alles sehen, was es im Sinn hat und schließlich in Katalepsie verfallen.[1]) Da ferner die Strahlen die Eigenschaft besitzen, haften zu bleiben, so kann man Wasser, Tuch, Erde mit positivem bezw. negativem Magnetismus anfüllen, indem man sie lange mit dem linken bezw. rechten Auge ansieht oder mit Passes behandelt. Sobald nachher ein Sensitiver ein Glas mit solchem Wasser an den Mund führt, bekommt er Kontraktion in der rechten bezw. linken Backe. Farbiges Papier widersteht diesen Einflüssen, es ist „dianeurisch“, wie Barety vielleicht in Erinnerung einer ähnlichen Terminologie bei Burdach und Robiano sagt. Gelben Gläsern wohnt die Eigentümlichkeit inne, die Polarität umzukehren, das heißt, das durch ein gelbes Brillenglas bedeckte rechte Auge emaniert nun positive Strahlen u. s. f. —

„Es ist schwer, keine Satire zu schreiben.“ Denn wenn das nicht Autosuggestionen sind, so weiß ich nicht, was eine Autosuggestion ist. Ich habe mich vergeblich bemüht, stichhaltige Beobachtungen in den vielen Büchern und Aufsätzen herauszufinden, ich habe in aller Ruhe das vorhandene Material geprüft, und ich muß jetzt gestehen, daß ich in der ganzen Polaritätslehre nichts Zwingendes entdecken kann. Hier trifft Bernheims Wort „Tout est suggestion“ aller Wahrscheinlichkeit nach das Richtige.

Das Gleiche gilt m. E. von der therapeutischen Verwertung der geschilderten Erfahrungen und Theorien. Daß warmes Anhauchen gelegentlich einen wohlthuenden Einfluß hervorzurufen vermag, ist ja leicht denkbar, aber die systematische Ausnutzung des kalten und warmen Hauchens nach den „Gesetzen“ der Polarität, wird dadurch um nichts verständiger, daß bereits ein Schüler Mesmers, der Kammerherr Bruno, diese Praxis geübt hat.[2]) Auch die günstige Wirkung von Metallplatten dürfte gelegentlich eintreten, nur soll man nicht behaupten, die elektropositiven bezw. elektronegativen Eigenschaften der Metalle beeinflußten in heteronomer Weise die (jedes Übel verursachenden) Fehler zu starker Ansammlung oder zu geringer Fülle von vitaler Elektrizität. Es mag sein, daß Herr Younger, wie er erzählt[3]), bei Fieberkranken durch Striche Herz- und Pulsschläge verlangsamt habe, indessen berechtigt ihn das keineswegs zu seinen phantastischen Folgerungen. Übrigens wollen wir uns hier nicht weiter um die Heilmagnetiseure kümmern, da sie es in der Regel

---

[1]) Eine richtige Beobachtung, aber falsch interpretiert. Der „Zauberspiegel“ erklärt sich durch eine Art psychischen Automatismus auf visuellem Gebiet, entsprechend dem motorischen Automatismus des „mediumistischen“ Schreibens.

[2]) Charet, „Recherches sur le magnétisme“. S. 45.

[3]) Medium and Daybreak, 25. Juni 1886.

nicht der Mühe für wert halten, sich mit den Errungenschaften der Wissenschaft vertraut zu machen und bisher noch nicht dem mit Recht aufgestellten Maßstab[1]) genügt haben.

Ich komme jetzt zu einer ganz knappen Erörterung des sogenannten „Fluidum". Der Mensch soll nach unseren Gewährsmännern über eine Nervenkraft verfügen, die sich über den Umkreis des eigenen Körpers ausdehnt, genau wie die Hitze einer warmen Kachel oder das Feld des Magneten — eine in dieser Fassung rückläufige, weil die vitalistischen Theorien des vorigen Jahrhunderts aufnehmende Anschauung. Ihr huldigen nebenbei bemerkt auch Männer wie Luys, Bourru und Burot, denn sie erklären ihre Fernwirkung von Medikamenten so, daß die Reizungen der Medikamente von der „zone impressible" aufgenommen und in die Nervencentren zur Auslösung physiologischer Effekte übergeführt werden. Daß leblose Gegenstände gleichfalls eine Aura besitzen, hat bereits die indische Naturphilosophie (Akása) behauptet, hat Reichenbach am Od zu erweisen gesucht und Buchanan zur Grundlage seiner Psychometrie gemacht. Also: dem Menschen ist eine (mutmaßlich individuell wechselnde) Nervenkraft und eine Nervensphäre eigen. Ochorowicz drückt das folgendermaßen aus:

1) Jedes lebende Wesen ist ein dynamischer Brennpunkt.

2) Ein dynamischer Brennpunkt sucht die ihm eigentümliche Bewegung auszubreiten.

3) Eine ausstrahlende Bewegung ändert sich gemäß der Umgebung, die sie durchläuft d. h. sie kann zu Lichtwellen, Wärmeschwingungen oder dergleichen werden.

Für gewöhnlich verpufft das Fluidum wirkungslos und nur sehr sensitive Personen bemerken den „Individualstoff", um Jägers Bezeichnung zu gebrauchen. Von ihnen wird es freilich gesehen, gerochen, durch die Hautnerven perzipiert, eingeatmet und möglicherweise als bestimmte Schwingung durch das Getast wahrgenommen.[2]) Beim magnetischen Rapport jedoch tritt die Wirkung deutlich zu Tage; da giebt es nicht bloß Konzentration der Aufmerksamkeit, psychische Elektivität und meinetwegen Gedankenübertragung, sondern auch eine individuelle physikalische Wirkung. Wie weit diese physikalische Ausstrahlung von Willensanstrengung abhängt, darüber herrschen geteilte Meinungen. Charpignon und der ältere Despine haben sich gelegentlich gegen einen innigen Zusammenhang beider Faktoren ausgesprochen, poetischere Naturen[3]) sich meist zu gunsten desselben erklärt, weil ihnen Wille und Gedanke gewissermaßen greifbar-lebendige Kräfte darstellen.

Über die Art, wie die halbmaterielle biomagnetische Kraft sich aus-

---

[1]) Proc. S. P. R., III, 403; „Sphinx", I, 541.

[2]) Das Letztere ist m. W. freilich noch nicht behauptet worden, könnte aber nach den Erfahrungen, die man an den zwei blinden Taubstummen Laura Bridgman und Helen A. Keller in der Bostoner Perkins Institution gemacht hat, ebenso gut möglich sein.

[3]) Ein Typus derselben ist Balzacs „Louis Lambert". — Man vergleiche hierzu die ergänzenden Notizen in der „Sphinx", II, 37 u. II, 131.

dehnt, hat Barety auf Grund zahlloser Experimente Gesetze aufgestellt, deren wichtigste die folgenden sein dürften:

VIII: Alle Nervenstrahlen breiten sich in gerader Linie aus.

IX: Sie strahlen von ebenen oder gebogenen Oberflächen zurück, indem sie einen dem Einfallswinkel gleichen Reflexionswinkel bilden.

X: Sie brechen sich durch Linsen und Prismen genau ebenso wie Licht- und Wärmewellen. Es giebt also ein Spektrum für sie (un spectre neurique).

XI: Sie durchdringen leblose Gegenstände.

XXVI: Die Entfernung, auf die sie wirken, variiert von wenigen Centimetern bis zu mehreren Metern.

Zu den „Gesetzen" kommen noch einige (später entdeckte[1]) „Prinzipien"; so das der Zirkulation oder Transfusion. Der Operator hat für das Sujet alle Anwesenden durch Suggestion unsichtbar gemacht; sobald er sie jedoch berührt oder bloß ihr Spiegelbild (!), erscheinen sie dem Sujet wieder und zwar für die Dauer des Kontaktes. Die Zwischenpersonen bilden also Leiter für die zirkulierende force neurique.

Doch ich will den Leser nicht länger mit diesem kritiklosen Zeug langweilen. Die Experimentatoren vergessen eben immer wieder, daß jede Bewegung, jeder Blick, jeder Laut zur Suggestion werden kann, und daß selbst bei ganz ehrlichen Menschen aus der eigentümlichen Doppelstellung zweier Bewußtseinssphären unbeabsichtigte Täuschung resultiert. An der unbewußten Simulation und Dressur scheitern auch meines Erachtens die sonst so sorgsamen Untersuchungen Langleys[2]), der Kontraktionen und Anästhesien als Folge mesmerischer Striche beobachtete, aber den thermischen Reiz der Hautwärme keineswegs ausgeschlossen hatte. In Summa: die Theorien sind nicht unsinnig, obwohl nur gering gestützt, da die meisten (nicht alle) Beobachtungen Lücken zeigen.

Was mir besonderer Beachtung wert erscheint, ist der überall, auch in Barétys Thesen deutlich hervortretende Zusammenhang mit der Elektrizität. Derselbe ist zu der Zeit, als die deutsche Wissenschaft mit dem Hypnotismus durch Hansens Vorstellungen bekannt wurde, von Weinhold nachdrücklich hervorgehoben worden. Weinhold benutzte eine Töplersche Influenzmaschine und näherte den Elektrophordeckel auf etwa 1 dm, während die Funken höchstens auf eine Entfernung von wenigen mm zu entlocken waren. Bei Personen, mit denen Hansen erfolgreich experimentiert hatte, stellte sich folgende Wirkung ein.

„Nach einigen Sekunden bis etwa einer Minute trat Unfähigkeit ein, die geschlossenen Augen bezw. den Mund zu öffnen und eine bald geringe, bald sehr hochgradige Abnahme der Widerstandsfähigkeit gegen einen Zug; einzelne Individuen waren durch die geringste Kraft von der Stelle zu ziehen. Starrkrampf einzelner Teile oder fast des ganzen Körpers ließ sich durch Einwirkung der elektrischen Scheibe auf einzelne Glieder oder auf den Kopf in mannigfacher Art hervorrufen und war in einzelnen Fällen wenigstens in wunderlicher Weise bedingt durch das, was ich dem Betreffenden einredete, wie sich denn auch diejenige Erscheinung zeigte, die mich zunächst bei den Hansenschen Produktionen am meisten frappiert hatte, daß ich nämlich,

[1]) Revue de l'hypnotisme. II, 80.

[2]) Proc. Physiol Soc. IV. Cambridge, 1887.

wenigstens bei einigen Individuen, während der Dauer der Elektrisierung jede Hallucination durch bloßes Vorreden erzeugen konnte." [1])

Danach möchte es fast so scheinen, als ob die Elektrizität einen Zustand erhöhter Suggestibilität berbeiführen könne. Ähnlich hat sich noch vor kurzem Herr Preyer [2]) ausgesprochen, der schon vor Jahren auf Fälle starker Elektrizitätsentwickelung beim Menschen aufmerksam gemacht hat. Er erzählt, daß der Arzt Stein in Frankfurt an gesunden jungen Männern mittels der Influenzmaschine Katalepsie hervorgerufen habe und fährt fort:

„Für die Physiologie folgt daraus, daß die statische Elektrizität auf einige Menschen in genau derselben Weise kataleptisierend und anästhesierend wirkt wie die bewegte Hand des Experimentators und das Hypnotisieren in der gewöhnlichen Weise. Vielleicht sind auch die nach Burqs Vorgang in der Neuzeit festgestellten Wirkungen mancher auf die Hand aufgelegten Metalle elektrischen Wirkungen zuzuschreiben. Die Wirkung ist wenigstens ähnlich der der streichenden Hand."

Es scheint also einmal, daß die Wirkungen der statischen Elektrizität denen mesmerischer Manipulationen gleichkommen, und ferner, daß bei den mesmerischen Manipulationen Elektrizität oder etwas ihr sehr Ähnliches entwickelt wird. So berichtet auch Younger [3]), daß, wenn man eine, am besten schlafende, Person etwa 10 bis 15 Minuten magnetisiert hat und dann die Fingerspitzen auf Knöchel oder Ellbogen legt, Muskelzuckungen wie beim elektrischen Schlage eintreten, selbst durch dicke Bettdecken hindurch. Vasseur hat auf eine ziemlich genaue Weise den großen Unterschied zwischen der elektrischen Empfindlichkeit wacher und von Donato hypnotisierter Personen festgestellt und ein Lehrer am Gymnasium zu Flers, Herr Vinot, hat ein dem Galvanometer ähnliches Instrument konstruiert, das er „psychonome magnétique" nennt und das experimentell beweisen soll 1. die Existenz und Ausstrahlung eines „fluide génésique" und 2. die Rolle des Willens bei der Hervorrufung magnetischer Erscheinungen. [4]) Ganz neuerdings [5]) hat sich auch ein amerikanischer Arzt, Herr Albert J. Wagner in ähnlichem Sinne ausgesprochen. Er hat durch Striche, deren besondere Führung er genau beschreibt, bei 97 % Hypnose hervorgerufen und theoretisiert folgendermaßen: „Die Kraft, welche hier wirkt, ist nicht zu verstehen, ist aber vielleicht elektrisch oder magnetisch.... Streicht man über einen menschlichen Körper, so bringt man einen der statischen Elektrizität gleichenden Zustand hervor. Die Striche dienen dazu, das Gehirn zu demagnetisieren, indem sie dasselbe negativ oder gegen Eindrücke unempfindlich machen. Der Operator ist dabei verhältnismäßig positiv.... Die Wirkung der so erzeugten Kraft besteht darin, daß die Vasodilatoren beruhigt oder die Vasomotoren gereizt werden, wie man das beim Galvanisieren des Sympathicus sieht. Diese Wirkung wird wohl auch dadurch erreicht, daß die Striche selbst vielleicht Anästhesie verursachen und die Anästhesie der Nerven eine Wirkung auf die Zirkulation ausübt."

---

1) Zöllner, „Wissenschaftliche Abhandlungen" III, 635.

2) In der Med. Real-Encyklopädie, Art. „Hypnotismus".

3) Medium and Daybreak, 14. Mai 1886.

4) Le Magicien, 25. Dezember 1885 — Zur Rolle des Willens vergl. das Kontrolexperiment der Miss Chandos Leigh Hunt (Wallace) „Private instructions in the science and art of organic magnetism" S. 4.

5) The theory and practice of hypnotism. New-York, Medical-Journal, Bd. XLIX., S. 536 ff. 1889.

Das Wichtigste jedoch für unseren Gegenstand folgt aus den jüngsten Entdeckungen des Herrn Hertz. Da über diese bereits von fachmännischer Seite berichtet worden ist[1]), so brauche ich bloß auf die zum Teil auffällige Übereinstimmung mit Barétys Gesetzen einer strahlenden Nervenkraft hinzuweisen, und kann mich im übrigen begnügen, den möglichen Zusammenhang des Thatsachenkomplexes: Mesmerismus, Od, magnetischer Sinn, Sensitivität mit einer erweiterten Kenntnis der Elektrizität anzudeuten. Dazu kommen die interessanten Mitteilungen des Herrn von Tarchanoff, Professors der Physiologie in Petersburg, an die biologische Gesellschaft zu Paris. Herr von Tarchanoff hat nämlich durch Anwendung eines sehr empfindlichen Galvanometers konstatiert, daß man, wenn ein bestimmter Punkt der Haut gekitzelt oder ein beliebiger Sinn gereizt wird, einen elektrischen Strom in der Haut erzeugt, der nach 2 bis 3 Sekunden der Latenz schnell an Stärke zunimmt und einige Minuten andauert. Ingleichen wird starke psychische Thätigkeit aller Art von cutanen elektrischen Erscheinungen begleitet, z. B. die Vorstellung der Kälte, welche bei manchen Menschen ja bis zur „Gänsehaut" führen kann, oder die Vorstellung der Hitze, deren begleitende Ströme den Kälteströmen invers sein sollen. Endlich ist jede eine Muskelkontraktion erzeugende bewußte Willensanstrengung von Hautströmen in allen Gliedern des Körpers begleitet und zwar so, daß die psychische Thätigkeit, z. B. beim Versuch zu schielen, und nicht die Kontraktion selbst die unmittelbare Ursache der Elektrizitätsentwickelung bildet. Es genügt eine große seelische Anstrengung ohne sichtbare Bewegung, beispielsweise eine dem Wollen entsprechende starke Spannung der Vorderarmsmuskeln ohne Bewegung der Hand oder Finger, um cutane Ströme hervorzurufen. Nun, dieser Zustand der Spannung ist gerade der, in dem sich der den Willen konzentrierende Magnetiseur alter Schule befindet, und es scheint nicht undenkbar, daß sensitive Personen solche elektrischen Hautströme an den Passes oder Berührungen wahrnehmen, da diese Ströme ja stark genug sind, um durch ein Galvanometer gemessen werden zu können.[2])

Natürlich bleibt eine Bestätigung der Untersuchungen des Herrn von Tarchanoff abzuwarten. Aber wenn man die ganzen Zusammenhänge ruhigen Blickes überschaut, so wird man es nicht für unmöglich halten, daß eine persönliche Einwirkung — denn die Stärke der Ströme wechselt nach Person und Stimmung — neben der Suggestion existiert. Bewiesen, zwingend bewiesen ist freilich noch nichts nach dieser Richtung. Da indessen methodische und logische Bedenken gegen die Annahme eines „tierischen Magnetismus" neben Hypnotismus und Suggestion nicht vorliegen und unter dem Wust kritikloser Versuche und vorschneller Theorien doch einige Punkte anscheinend der Beachtung nicht unwert sind, so wäre es vielleicht zu wünschen, daß Physiker hier mit einer gründlichen Prüfung den Ärzten und Psychologen zu Hilfe kämen. Möglich, daß die Rechnung dann glatt in Suggestion aufgeht, möglich aber auch — und mehr können wir jetzt nicht sagen —, daß noch ein Rest bleibt.

---

[1]) „Sphinx", Mai und Juni 1889.

[2]) Héricourt in der Revue scientifique vom 10. Aug. 1889.

Unter fremden Willen.

Eine Besprechung

von

Heinrich Snieders.

Von den verschiedenen Zweigen der Experimental-Psychologie ist wohl am meisten der Hypnotismus zur allgemeinen Anerkennung gelangt; dies ist auch daraus erkennbar, daß derselbe vielfach in belletristischen Litteratur-Erzeugnissen verwendet wird. Für die „Sphinx“ kann es sich nun nicht darum handeln, auf irgend welche litterarische Verwertung des Hypnotismus in dem Sinne aufmerksam zu machen, als ob die Leser angeregt werden sollten, über jene Erscheinungen aus derjenigen Litteratur sich zu unterrichten, welche in erster Linie Unterhaltungs-Zwecken dient; vielmehr wird, neben dem Gefühl der Befriedigung über das Vordringen einer für erheblich erachteten und vielumstrittenen, insbesondere vielfach noch ohne sachliche Prüfung abgelehnten Erkenntnis, die Kenntnisnahme auf Prüfung der geschehenen Verwertung eines der nüchternen Forschung angehörigen Gegenstandes sich richten. Wir haben, uns belletristischer Verwertung des Hypnotismus und verwandter Erscheinungen zu freuen, nur dann Ursache, wenn die Darstellung in den Grenzen der wissenschaftlichen Erkenntnis bleibt. In diesem vorwiegend kritischem Sinne haben wir auch Oscar Medings (Gregor Samarow) neuesten dreibändigen Roman[1]) „Unter fremden Willen“ gelesen. Die Arbeit hat die klare Tendenz, zu zeigen, in welchem Umfange die hypnotische Suggestion Vorstellungen und Handlungen der beeinflußten Personen hervorrufen, und dadurch in anscheinend organischem, normalem Verlauf der Entwickelung den Gang der Ereignisse im bürgerlichen Leben zu gestalten vermag. Eine nähere Beurteilung der dichterischen Leistung als solcher ist nicht unsere Sache; nur als Unterlage für Betrachtung einiger praktischer Folgerungen geben wir nachfolgend den hauptsächlichen Inhalt der Fabel wieder.

Ein gewandter Italiener, „Marquis Salantieri“, macht in Monaco die Bekanntschaft eines deutschen Edelmannes von ehrenhaftem, tüchtigem

---

[1]) Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart 1889.

Charakter; derselbe ist durch unerwartete Heirat des Inhabers des umfassenden Familien-Majoratsbesitzes aus der Stellung eines beneideten Anwärters auf diesen Besitz und den Fürstentitel in diejenige eines armen Agnaten versetzt worden, und sucht im Spiel die Mittel zu erjagen, welche seinen bisherigen Lebensgewohnheiten entsprechen. Sympathie mit den „Enterbten des Glückes“, Haß gegen diejenigen, die „auf den Höhen des Lebens“ wohnen, bewegen den Marquis, das Majorat, dessen glücklich verheirateter Inhaber einen gesunden Knaben hat, in groß angelegter Intrigue für den mittellosen „Grafen Montau“ freizumachen. Salantieri läßt diesen im Unklaren über seine Mittel und führt sich als wissenschaftlich interessierten Gast in dem Schlosse des fürstlichen Majoratsherrn ein. Unter geschickter Benutzung der Liebeshändel dritter Personen suggeriert Salantieri der Fürstin das Geständnis einer ehebrecherischen Neigung zu einem Offizier und einer vorehelichen Beziehung zu dem letzteren, deren Frucht der Knabe sei. Eine ihm hinderliche Dienerin der Fürstin hat Salantieri schon dadurch beseitigt, daß er ihr den Diebstahl eines der Fürstin gehörigen Armbandes und nachträgliches Geständnis der That suggerierte. Den Fürsten, der seine Gattin verstößt und den Knaben als Bastard betrachtet, bringt Salantieri in Paris unter den Einfluß eines schönen Weibes, welches, ebenfalls von ihm hypnotisch suggeriert, darauf abzielt, den Fürsten zur Verzichtleistung in Ansehung seines Majoratsbesitzes, und zu lustig-ungebundener Lebensführung zu bewegen, während er selbst in Deutschland es dahin bringt, daß die bürgerliche Braut des ahnungslosen Grafen und Majoratsanwärters demselben sein Wort zurückgiebt, um ihm nicht der Vorrechte und Anwartschaften seiner Geburt durch unebenbürtige Ehe verlustig zu machen.

Im rechten Augenblicke trifft der Fürst in Paris einen Jugendfreund, einen Arzt, der den französischen Forschern auf dem Gebiet der Suggestion nahe steht, und den Fürsten in eine Experimental-Sitzung derselben einführt. Der Fürst sieht die Wirkungen der Suggestion vor Augen; es wird eine junge Dame vorgestellt, welche gemäß ihr „von dem Prof. Liégeois in Nancy“ gemachter Suggestion einen Diebstahl ausgeführt hat und nunmehr in fingierter Gerichtssitzung, nachdem ihr vorher eingegeben worden ist, eine unbeteiligte dritte Person zu beschuldigen, mit größter Folgerichtigkeit ihre entsprechenden Aussagen macht, welche sie zu beschwören bereit ist. Eine andere Dame gesteht sogar unter dem Einfluß der Suggestion des Prof. Liégeois, daß sie mit dem Vorsatz der Tötung ihrem Ehemanne Gift eingegeben habe. — In eigener Anwendung der hypnotischen Suggestion zwingt alsdann der Arzt, Doktor Heilmann, in Gegenwart seines fürstlichen Freundes die Pariser Schöne zu einer umfassenden Schilderung der von Salantieri ihr suggerierten Maßregeln. Alles kommt darauf in schönste Ordnung, indem der Doktor als der stärkere Hypnotiseur, unter Beteiligung des Fürsten an suggestiver Einwirkung, bei der Fürstin zuwege bringt, daß diese (in Hypnose) haarklein erzählt, in welcher Weise sie von Salantieri zu unwahren Geständnissen getrieben worden sei.

In welcher Weise der Italiener seine hypnotisierende Einwirkung

stattfinden läßt, ist überall mit großer, hier und da fast zu lebhafter Anschaulichkeit geschildert; er setzt je nach den Umständen sowohl die mesmerische Bestreichung als auch einen Bergkrystall in Thätigkeit und operiert überall ohne Mitwissen oder gegen den Willen der Personen, welche er beeinflussen will. Die Möglichkeit solcher Einwirkung ist bekanntlich nicht zu bestreiten, vielmehr als bewiesen anzusehen,*) und wenn jemandem die nach dem äußeren Gebahren geschilderten innerlichen Kämpfe der im Widerspruch mit dem eigenen Charakter zu niedriger, verbrecherischer Handlungsweise getriebenen, beeinflußten Personen unwahr und übertrieben erscheinen sollten, so ist daran zu erinnern, daß z. B. Professor Béaunis in seinem vortrefflichen Buche: „Der künstlich hervorgerufene Somnambulismus" (auf S. 89) ganz ähnliches berichtet. Der Verfasser des Romans bleibt auch damit in den Grenzen des Möglichen und bereits experimentell Festgestellten, daß er aus weiter Entfernung eine bestärkende Wiederholung der eingegebenen Suggestion wirksam stattfinden läßt; ebenso wenn er veranschaulicht, wie bei einer „zweiten" Hypnotisierung die Erinnerung für alle Einzelheiten vorangegangener suggestiver Einwirkungen eines anderen Hypnotiseurs vorhanden ist und diese sozusagen verraten werden.[1])

Übrigens ist trotz aller Anschaulichkeit der im wesentlichen richtig geschilderten hypnotischen Vorgänge eine Anleitung zur Ausübung der Beeinflussung aus dem Roman nicht wohl zu entnehmen; die an vielen Stellen[2]) wiederkehrende Wendung: „Salantieri streckte die Hand über (ihr Haupt) aus, und bewegte die Finger in schnell kreisender Bewegung, als ob er Samenkörner über sie ausstreuen wolle" betont in allerdings für eine Dichtung nicht unangemessener Form etwas im allgemeinen Nebensächliches; während alle Erfahrungen zu beweisen scheinen, daß auch zur Herbeiführung der Hypnose die Suggestion in erster Linie wirksam ist, spitzt sich hier alles auf die mesmerische Erzeugung des Schlafes zu, und es wird vielfach die besonders machtvolle Kraft des Hypnotiseurs, „dessen Pupillen sich zu verengen scheinen und wie im Phosphorschimmer glänzen", betont. — Weit entfernt, diese Ungenauigkeiten in diesem Zusammenhang als einen Mangel zu empfinden, glauben wir vielmehr, daß eine ganz nüchterne Exaktheit der Beschreibung einzelner Handgriffe mit guter Absicht vermieden worden ist, abgesehen davon, daß die Voraussetzung einer besonderen mesmerischen Kraft den Zielen des Romandichters am besten dienlich erscheinen muß. Der Umstand aber, daß der elegante, formgewandte Salantieri von vornherein und insbesondere für die schlichte Empfindung redlicher, treuer, dienender Leute in äußerer Erscheinung und Gebahren als ein unheimlicher, furchterregender Mensch erscheint, ist ein bedeutsamer Zug. Aus lähmender Furcht mag sehr wohl unmittelbar ein Müdigkeitsgefühl und die Idee bewußtloser Lethargie oder des hypnotischen Schlafes

*) Zum erstenmale kann doch wohl kaum irgend jemand wider seinen Willen hypnotisiert werden. (Der Herausgeber.)

[1]) Vgl. Moll: „Der Hypnotismus" S. 239.

[2]) I. S. 97. 155. II. 132. III. 138.

hervorgehen, so daß doch wieder, insbesondere wenn man sich die vielfach gelungenen Experimente unmittelbarer Gedankenübertragung vor Augen hält, die Suggestion als der eigentliche Faktor für Erzeugung der Hypnose erschiene. Andererseits aber legt auf die Frage: Warum giebt es „unheimliche" Menschen? der monistische Standpunkt und die Annahme eines formbildenden geistigen Prinzips die Antwort nahe: Weil es Geistes- resp. Seelen-Kräfte giebt, die, mystisch unterschieden, einer „schwarzen Magie" angehören. Historisch betrachtet gehört ja ganz unzweifelhaft der Hypnotismus in dieses mindestens kulturgeschichtlich existente Anschauungsgebiet. [1])

Wir gebrauchen das Wort „Mystik" nicht im Sinne Dr. du Prels; die Mystik scheint uns einen tieferen Grund zu haben, als die „mystischen Phänomene" einschließlich des Hypnotismus vermutlich je ergründen helfen werden, und wir glauben, daß die Wissenschaft jedenfalls nicht das einzige Mittel ist, die Menschen weiser und besser zu machen, indem sie etwa das, was innerer Drang fordert, als die Wahrheit hinterher bestätigt. Mittel kann die fortschreitende Erkenntnis jedenfalls sein und darum freut es uns, daß die Wissenschaft sich anschickt, den Hypnotismus vor der Mystik beiderlei Sinnes zu retten. Daß dies geschieht, bezeugt uns der Romandichter, der in diesem Falle mit einer regsamen Wissenschaft Fühlung hatte und nicht derselben vorangeeilt ist. Die Überzeugung aber, daß der Dichter in der ihm zustehenden Licenz nirgends zu weit gegangen ist, läßt den vorliegenden Roman als durchaus geeignet erscheinen, die Kenntnis der Bedeutsamkeit des Hypnotismus und insbesondere der Bedenklichkeit, andererseits Leichtigkeit seiner mißbräuchlichen Anwendung in weite und maßgebende Kreise zu tragen.

Es braucht kaum besonders hervorgehoben zu werden, daß, wie richtig immer der sachliche Inhalt der vorgeführten Suggestionen anschaulich gemacht ist, doch in der Sache selbst Garantieen gegen eine so ausgedehnte mißbräuchliche Benutzung der Hypnose, wie sie hier geschildert ist, liegen. Es ist zwar sicher, daß die schwersten Verbrechen wirksam suggeriert werden können, aber ebenso sicher, daß verbrecherische Gesinnung nur höchst selten alle, insbesondere die subjektiven Voraussetzungen auf der Seite der Opfer, erfüllt vorfinden wird. Es genügt aber die Möglichkeit, daß vorhandene Empfänglichkeit dem Aufbau eines verbrecherischen Planes zum Ausgangspunkt dienen kann, um die kriminalistische Bedeutung der hypnotischen Kraft wirklich und unwiderleglich klar zu machen.[2]) Ein Diebstahl, ein falsches Zeugnis, auf Suggestion zurückgeführt, muß diejenigen aufrufen, die zu wachen und zu sorgen berufen sind.

---

[1]) Vgl. das diesj. Oktoberheft S. 205, 206; sowie u. a. Band II S. 200.

[2]) Vgl. hierzu auch Ladame: „Hypnotismus und Rechtspflege" im Dezemberheft 1886, Band II, S. 349.

Eine möglichst allseitige Untersuchung und Erörterung übersinnlicher Thatsachen und Fragen ist der Zweck dieser Zeitschrift. Der Herausgeber übernimmt keine Verantwortung für die ausgesprochenen Ansichten, soweit sie nicht von ihm unterzeichnet sind. Die Verfasser der einzelnen Artikel und sonstigen Mitteilungen haben das von ihnen Vorgebrachte selbst zu vertreten.

Wie sich die Medizin mit fremden Federn schmückt.

Von

Dr. Carl du Prel.

Was die Geschichte der Wissenschaften an Ungerechtigkeiten leistet, ist schon häufig zum Gegenstande von Betrachtungen gemacht worden, die wenig ehrenvoll für die Menschheit ausfielen. Davon abgesehen, daß die bahnbrechenden Genies, denen die dankbare Nachwelt Monumente errichtete, häufig ein Leben voll von Entbehrungen und Enttäuschungen führten, und zwar um so mehr, je mehr sie ihrer Zeit voran waren, wird ihnen oft sogar diese nachträgliche Anerkennung noch versagt und einem anderen zugesprochen, der mit dem Verdienste, nicht zu früh auf die Welt gekommen zu sein, die Ideen des Meisters aufgreift und den Ruhm derselben einstreicht.

Es ist aber der Superlativ dieser Ungerechtigkeit, wenn derjenige, dem der Ruhm eines Entdeckers gebührt, noch lange nach seinem Tode geschmäht wird, während inzwischen andere seiner vergessenen Leistungen sich bemächtigt haben, sie weiter ausbilden und damit allgemeine Anerkennung finden. Dies kann bei Wissenschaften leicht eintreten, deren Geschichte noch wenig studiert wird, die also kein Bewußtsein der Kontinuität ihrer Entwicklung haben.

Eine solche Wissenschaft ist ohne Zweifel die Medizin. Geschichte der Medizin wird auf Universitäten sehr selten vorgetragen, und jedenfalls nur von wenigen angehört, weil dieses Studium keinen unmittelbaren Vorteil für Schüler bietet, die zunächst ihren praktischen Lebensberuf ins Auge fassen. Treten dann solche Schüler selbst als Lehrer auf, so kann es wohl geschehen, daß sie selbst neue Belege für die Ungerechtigkeit in den Wissenschaften liefern.

Daran dachte ich wieder einmal, als ich jüngst in den Blättern las, daß der ehemalige Professor in Jena, Wilhelm Preyer, bei seiner Antrittsvorlesung als Privatdozent in Berlin über Hypnotismus sprach, dabei den Arzt James Braid als Entdecker pries, während er Mesmer als einen Charlatan bezeichnete, der sich nur mit Herostratus vergleichen lasse. Hier ist in der That jener superlative Grad von historischer Ungerechtigkeit erreicht, den ich erwähnt habe, und die Wahrheit ist geradezu auf den Kopf gestellt. Ich behaupte das nicht etwa nur, sondern ich werde im nachfolgendem beweisen, daß Dr. Preyer weder den animalischen

Magnetismus, noch den Somnambulismus als historische Vorstufen des Hypnotismus kennt, und dadurch zu seiner ungerechten Anschauung kommt, die allerdings — weil eben seine Kollegen der gleiche Tadel trifft — in der Medizin die herrschende geworden ist.

Die Medizin hat natürlich ein Interesse daran, den mit der Entdeckung des Hypnotismus verknüpften Ruhm für sich zu reklamieren; denn es handelt sich in der That um eine der merkwürdigsten Entdeckungen, die schon jetzt, wiewohl sie noch keineswegs abgeschlossen ist, nach verschiedenen Richtungen umwälzend wirkt. Der hypnotische Befehl, der posthypnotische Befehl, die hypnotische Erziehung, die Gedankenübertragung, die posthypnotische positive und negative Hallucination und Illusion, die retroaktive Hallucination oder Erinnerungstäuschung, die organische Veränderung durch bloße Suggestion, — das sind für den Arzt, Pädagogen und Juristen höchst merkwürdige Dinge, deren praktische Tragweite ebenso groß ist, als das theoretische Interesse daran, da sie die Psychologie zur Experimentalwissenschaft erheben.

Ich habe nicht die Absicht, das unbestreitbare Verdienst Braids zu schmälern und bin wahrlich der letzte, der die hohen Verdienste bestreiten möchte, welche die Schule von Nancy sich um die Ausbildung des Hypnotismus schon erworben hat; aber die Gerechtigkeit erfordert zu sagen, daß Mesmer und seine Schüler, die den künstlichen Schlaf, den Somnambulismus kannten, selbstverständlich auch die Suggestionsfähigkeit der Somnambulen entdecken mußten, daß sie dieselbe nach verschiedener Richtung anwendeten und darüber berichteten. Aber alles, was von Mesmer und seinen Schülern kam, wurde von der Medizin aufs heftigste bekämpft, die also, weit entfernt, die Entdeckung für sich reklamieren zu dürfen, nur den traurigen Ruhm hat, die Anerkennung derselben verhindert und dadurch den Fortschritt ihrer eigenen Wissenschaft um ein Jahrhundert aufgehalten zu haben.

Als der Magnetiseur Hansen in Deutschland auftrat, erklärten ihn die Ärzte für einen Schwindler; als dann die Thatsachen sich nicht mehr leugnen ließen, hieß es, das seien längst bekannte Dinge, die ein gewisser Braid entdeckt habe. So kam Braid ein halbes Jahrhundert nach seinem Auftreten durch Hansen zur Anerkennung. Braid selbst kam aber zu seinen Ideen erst infolge der öffentlichen Vorstellungen des Magnetiseurs Lafontaine. Man fälscht also die Geschichte der Medizin, wenn man ihn als Entdecker des Hypnotismus preist, den er nur bereichert hat. Nicht nur den Schülern Mesmers war lange vorher die Bedeutung der Suggestion bekannt, sondern sogar den Gegnern desselben. Die Pariser Akademie von 1784 leugnete nicht die Phänomene des Mesmerismus, schrieb sie aber dem Einfluß der Suggestion auf die Phantasie zu. Der Unterschied ist nur der, daß die Kommissionsmitglieder von 1784 dieses Erklärungsprinzip der Suggestion nur negativ zur Bekämpfung Mesmers verwerteten, während Braid allerdings in positiver Verwertung seine Heilmethode darauf gründete. Der frühere Vorschlag dazu ging aber von d'Eslon, dem Leibarzte des Grafen von Artois aus, der, ein Schüler Mesmers, auf die Einwürfe der Pariser Akademie entgegnete: „Wenn

die Arzneimittel der Einbildungskraft die besten sein sollten, warum sollten wir uns derselben nicht bedienen?" [1])

Aristoteles sagt irgendwo, daß wie wir in den Träumen oft die Beschäftigung des Tages fortsetzen, so auch umgekehrt Eindrücke, die wir im Schlaf empfangen, unsere Handlungen nach dem Erwachen beeinflussen können. Von da bis zur Entdeckung des posthypnotischen Befehls ist nur ein Schritt, und doch hat es so lange gedauert, bis er gemacht wurde. Das geschah nicht durch Braid, sondern 1787 durch einen Schüler Mesmers: Der Magnetiseur Mouillesaux befahl seiner Kranken, die er in Somnambulismus versetzt hatte, zu einer bestimmten Stunde des anderen Tages bei jemandem einen Besuch zu machen. Die Dame pflegte sonst nicht dahin zu gehen; ja gewisser Verhältnisse wegen mußte ihr dieser Gang sogar unangenehm sein. Sie versprach, den Befehl auszuführen, wurde dann geweckt und erwachte erinnerungslos. Mouillesaux gebrauchte nun alle Vorsicht, damit sie von dem gegebenen Versprechen keine Kunde erhalten sollte. Zur festgesetzten Stunde erwartete er mit Freunden die Dame in dem bezeichneten Hause. Sie erschien mit dem Glockenschlag, ging ängstlich und unentschlossen mehrmals vorüber, endlich aber hinauf und trat mit sichtbarer Verlegenheit ins Zimmer, wo sie von Mouillesaux sogleich beruhigt und mit dem Vorgang bekannt gemacht wurde. Sie erzählte, daß sie vom Erwachen an den Gedanken dieses Besuches fortwährend in sich trug und vergeblich sich ihn auszureden versuchte. Zur anbefohlenen Stunde sei sie von Unruhe und Angst befallen worden, wovon sie sich nur befreien konnte, indem sie sich auf den Weg machte.[2]) Dieses Beispiel wird auch von Kieser[3]) erwähnt und Schopenhauer knüpft daran die Bemerkung, daß man einem Somnambulen befehlen kann, nach dem Erwachen eine Handlung auszuführen, die er alsdann in der That ausführt, ohne sich des erhaltenen Befehles klar zu erinnern.[4])

Um noch ein anderes älteres Beispiel eines posthypnotischen Befehls anzuführen, so hatte Puységur, Mesmers Schüler, einen Koch Ribault, der eine Somnambule durch posthypnotischen Befehl zur Überwindung ihrer Appetitlosigkeit zwang. „Wenn Ribault auf magnetischem Wege ihr seinen Willen aufdrängt, daß sie sich zur Aufnahme von Nahrung zwingen solle, so ist sie in ihrem natürlichen Zustand genötigt, ihm zu gehorchen und bereitet sich das Nötige. Vernachlässigt er aber diese Formalität — und das kommt zuweilen vor —, dann ißt sie nichts; am anderen Tage aber, in der magnetischen Sitzung, machen sie sich gegenseitig Vorwürfe."[5])

Auch Ärzte, die dem Magnetismus huldigten, wandten den posthypnotischen Befehl an. Dr. Bertrand schrieb 1823: „Wenn man

[1]) d'Eslon: Beobachtungen über den tierischen Magnetismus. 40.
[2]) Exposé des cures de Strasbourg. III. 70—72.
[3]) Kieser: Tellurismus. II. 250.
[4]) Schopenhauer: Welt als Wille und Vorstellung. II. 393.
[5]) Bibliothéque du magnétisme animal. VII. 46.

einem Somnambulen in seinem Schlafzustand sagt: „Kommen Sie an jenem Tage zu jener Stunde zu mir“ und er giebt dazu seine Einwilligung, so ist es nicht einmal nötig, ihn an sein Versprechen sich erinnern zu lassen, damit er es ausführe; zur festgesetzten Stunde wird sein Wunsch spontan entstehen, das auszuführen, was er im Somnambulismus wollte, ohne daß er sich des Motivs bewußt wäre, das ihn antreibt.“[1])

In einem sehr interessanten Briefe an Deleuze schrieb 1825 Dr. Koreff in bezug auf den posthypnotischen Befehl: „Eines der merkwürdigsten Phänomene in bezug auf Beherrschung des Willens ist ohne Zweifel das von Ihnen signalisierte, daß der Magnetiseur nach Vereinbarung mit dem Somnambulen diesem während des Somnambulismus eine Idee oder einen Willen einzupflanzen vermag, der ihn im wachen Zustande bestimmen wird, ohne daß er davon die Ursache kennt. Diese Thatsache gehört in dieselbe Kategorie, wie eine andere sehr bekannte, daß man nämlich, wenn man sich fest vornimmt, in einem gegebenen Augenblick zu erwachen, man es nicht verfehlt. Der Eindruck unseres Willens setzt sich in diesem Falle durch den Schlaf fort und vollzieht seine Wirkung, ohne daß wir im stande wären, uns der Succession oder der Existenz verbindender Ideen bewußt zu werden. Bezüglich der Somnambulen nun war ich sehr erstaunt, zu sehen, daß sie die Unterstützung des Willens ihres Magnetiseurs nötig hatte, um sie zu bestimmen, das zu thun, was sie doch selbst als notwendig erkannt hatte. Der Einfluß, den der Somnambule empfängt, wird Ihnen einen Maßstab für die Stärke Ihres Willens geben, und beweist bis zur Evidenz die wichtige Rolle, welche dieser Wille in den Phänomenen des Magnetismus spielt.“ Sehr merkwürdig ist nun aber, daß Dr. Koreff durch seine Somnambule auf seine Macht hingewiesen wurde, auch ihr waches Leben zu beeinflussen, denn er fährt fort: „Eine Somnambule sagt Ihnen: Legen Sie Ihre Hand auf meine Stirne; strengen Sie Ihren Willen noch mehr an, denn ich werde es noch nicht thun —; nun ist es genug, ich werde es nun ganz gewiß thun.“ Eine meiner Somnambulen hatte sich ausdrücklich einige Speisen verboten, welche sie sehr liebte; sie konnte sich derselben nicht enthalten, trotz allem, was ich ihr im Wachen gesagt hatte. Die Vergeblichkeit aller Vorstellungen erkennend, die ich ihr noch geben würde, bat sie mich, zu wollen, daß sie bei jeder Versuchung, diese Speisen zu essen, von einem unaussprechlichen Angstgefühl ergriffen würde und daß ihr Hals zugeschnürt wäre, was denn auch wirklich eintrat. Dieselbe Person hatte sich kalte Bäder verordnet, welche sie über alle Maßen fürchtete. Wohl wissend, daß sie diesen Widerwillen nicht überwinden könnte, drang sie in mich, es fest zu wollen, daß sie in dem Augenblick, in dem sie ausgezogen wäre, gegen ihren Willen in die Wanne untertauchen sollte, wo sie alsdann somnambul werden würde, was in der That zum großen Erstaunen der Anwesenden eintrat. Diese

[1]) Bertrand: Traité du somnambulisme. 298.

merkwürdige Herrschaft eines fremden Willens, der als ergänzender Beistand des eigenen Willens verlangt wird, erstreckt sich sogar auf intellektuelle und moralische Dinge und hat dieselbe Somnambule häufig von Ideen und Gefühlen zurückgebracht und sie zu Handlungen bestimmt, die in Widerspruch mit ihren momentanen Dispositionen standen. Man sah alsdann zwei Seelen im Konflikt in der gleichen Person, was wir oft, ohne somnambul zu sein, an uns selbst erfahren und was auch häufig ist bei verschiedenen Geisteskrankheiten. Zu den merkwürdigsten Phänomenen des Magnetismus gehört dieser moralische Zwang, den die Somnambulen erleiden und den sie in ihren natürlichen Zustand hinübernehmen, um zu thun, was ihnen unangenehm ist, um sich plötzlich an Dinge zu erinnern, ohne durch irgend eine Association der Ideen darauf geführt zu sein, und selbst um Worte zu sprechen, welche sie gegen ihren Willen zu sprechen scheinen. Ich habe dieses Phänomen mehr als hundertmal beobachtet; ich habe es von allen Seiten untersucht und ich nehme mir vor, es in seine elementaren Bestandteile zu zerlegen, um es den Meditationen der Psychologie zu bieten. Ich habe nicht nötig zu bemerken, welche große Gefahr in diesem Zwang liegen könnte und daß der Magnetiseur daher doppelt verantwortlich dafür ist und doppelt verpflichtet, in der höchsten Reinheit moralischer Gesinnung sich zu halten."[1])

Hier finden wir also die pädagogische Verwertung der Suggestion, aber auch ihren Mißbrauch zu verbrecherischen Zwecken bereits angedeutet. Indessen noch viel früher, 1788, wurde die suggestive Erziehung schon praktisch angewendet vom Magnetiseur Graf Lützelburg: „Ich habe einen sehr frommen Geistlichen, der aber sehr jähzornig war, von seiner Heftigkeit gebessert und da derselbe Hustenanfällen unterworfen war, welche erforderten, ihm ein entsprechendes Getränke zu reichen, habe ich ihm seine seit zwanzig Jahren inveterierte Gewohnheit, sich in seinem Zimmer einzusperren, genommen. Durch dieselbe Macht habe ich ihn zu einer Diät bestimmt, die er selbst angegeben hat und von welcher er seither weder abweichen will noch kann, so sehr man ihn auch dazu verführen will, ohne daß er doch selbst die Ursache davon weiß. Dem Gehirn eines anderen Kranken habe ich technische Ausdrücke eingepflanzt, deren er sich nun in der Konversation angemessen bedient, ohne ihre wirkliche Bedeutung zu kennen, noch zu wissen, was sie bezwecken, noch auch nur jene Routine zu haben, die man durch die Gewohnheit erwirbt und die für Geist gilt."

Aber auch die pädagogische Verwertung der Suggestion scheint zuerst von Somnambulen erkannt worden zu sein; denn Graf Lützelburg fährt fort: „Nach einigen Anleitungen von somnambulen Kranken und durch eigene energische Willensakte habe ich es dahin gebracht, auf ihr Organ der Erinnerung einen hinlänglich starken Eindruck hervorzurufen, daß sie mich versicherten, sie würden notwendig geheim zu haltende Dinge nie in ihrem Leben, weder in ihrem natürlichen Zustand, noch auch im Schlaf oder im Irrsinn verraten; daß sie im Schweiß nie aufstehen

[1]) Deleuze: instruction practique. p. 434—437.

würden, noch ihr Zimmer verlassen würden, mögen sie nun in einem natürlichen Somnambulismus sich befinden oder in einer Exaltation oder in einem Anfall von vorübergehendem Irrsinn. Es traf immer buchstäblich ein, und so auch für Frau ††† und Herrn von †††.

Am 11. Januar 1786, nach einem Ereignis von gefährlichen Folgen, als mein Kranker in einem Anfall von Irrsinn in Schweiß befindlich aufgestanden und bis auf die Straße gelaufen war, habe ich noch am gleichen Abend während seiner Krise diesen Willenseindruck auf ihn angewendet. Seither, mochte er nun allein gewesen sein, oder vornehme Personen oder seine Kinder als Zeugen seiner Exaltation gehabt haben —, nie ist er seither aufgestanden, nicht einmal in seinen schrecklich anzusehenden Anfällen von Irrsinn, in welchen er von Entsetzen erfaßt wurde; er versuchte zwar aufzustehen, fiel aber zurück mit den Worten: ich kann nicht, man hat es mir verboten. In seinem natürlichen Zustand wußte er lange nichts von dieser seiner sonderbaren Abhängigkeit, und als er davon Kenntnis erhielt, lachte er darüber und behauptete, man treibe Spott mit ihm; sobald er aber wieder somnambul war, gab er die Ursache derselben den Anwesenden an und beharrte bei seiner Behauptung, daß der ihm eingepflanzte Eindruck unauslöschlich sei.

Seither sind mehrere Beispiele dieser Herrschaft des Willens beobachtet worden, der sich so stark und permanent wirkend zeigte, daß er die moralischen und physischen Gewohnheiten der Kranken beeinflußte, auf welche energische Magnetiseure einwirkten."

Von diesem Magnetiseur des vergangenen Jahrhunderts könnten also unsere Irrenärzte noch heute lernen; denn dieses posthypnotische Verbot dürfte in vielen Fällen geeignet sein, die inhumane Zwangsjacke zu ersetzen, die in unseren Irrenhäusern angewendet wird. Auch die Beobachtung hat Lützelburg bereits gemacht, daß posthypnotische Befehle sehr lange in Geltung bleiben. Einer Kranken, die Anfälle von Irrsinn zeigte, hatte er das posthypnotische Verbot erteilt, aufzustehen, worüber er in ihrem Somnambulismus ein Gespräch mit ihr führte. Frage: Warum stehen Sie in Ihren Anfällen von Irrsinn nicht mehr auf, wie Sie es früher thaten, auch dann nicht, wenn ich abwesend bin und trotzdem Sie beständig sagen, daß Sie fortgehen wollen? Antwort: Ihr Wille hat mir Ihr Verbot so fest eingeprägt, als ich vor 6 Monaten in der Krise war, daß ich es niemals übertreten werde, noch auch, daß ich mich nachts je wieder einsperren würde. Will ich eines von beiden thun, so fühle ich mich daran gehindert und weiß nicht, warum ich ohne zu schwanken die Idee aufgebe. Frage: Wenn ich den Willen hätte, daß Sie außerhalb Ihrer Krise eine Handlung ausführen, die ich Ihnen in der Krise anbefohlen, könnte ich es erzielen oder erzwingen? Antwort: Wenn Sie positiv wollen, können Sie es erzwingen; um es dahin zu bringen, muß man sich vorher innerlich sammeln, auf die Gedanken des Kranken Willensakte einwirken lassen, ihn Ihrem nicht ausgesprochenen Willen gehorchen lassen und so sein Gehirn auf einen heftigen Eindruck vorbereiten; man muß sich eines günstigen moralischen und physischen

Zustandes des Kranken versichern und daß er in einer guten Krise sei, und 1/4 Stunde vor dem Erwachen mit starkem und kontinuierlichem Willen auf ihn einwirken. Wenn er empfänglich ist, wird er erschrecken, aber er wird alles buchstäblich befolgen.

Ich habe gethan, was sie vorschrieb, ohne ihr eine Erklärung zu geben. Zehn Minuten nach dem Erwachen schien sie unruhig zu sein; ihr Mann fixierte sie, sie stand auf und holte aus dem Kinderzimmer ein Licht und sodann aus der Küche eine Lampe.

Es entspann sich darauf folgendes Gespräch: Frage: Was thun Sie, Madame? wozu diese Beleuchtung? Wir hatten zwei Kerzen; ist das nicht genug? Und diese Lampe, was soll sie? Sie schien betroffen zu sein und antwortete: Ich weiß nicht, was es bedeuten soll; ohne zu wissen warum, fühlte ich einen Impuls, der mich zwang, noch die beiden Lichter zu holen, ohne Grund, ohne Zweck, aber vergeblich hätte ich widerstanden.

Unter zehn anderen Experimenten, die ich seither angestellt habe, habe ich sie von ihrer Furcht vor Mäusen befreit; und da sie den Ausdruck Plexus solaris nicht im Gedächtnis bewahren konnte, habe ich denselben ihrem Gehirn so fest eingeprägt, daß ich genötigt war, sie in Somnambulismus zu versetzen, um sie zu verhindern, diesen Ausdruck bei jeder Gelegenheit anzubringen, was sie seit drei Tagen gethan hatte."[1])

Diese Beobachtungen Lützelburgs blieben nicht vereinzelt, so daß 1825, also lange vor Braid, der Arzt Deleuze den allgemeinen Erfahrungssatz hinstellte: „Die von der Außenwelt vollkommen isolierten Somnambulen, deren innere Fähigkeiten einen hohen Grad erreicht haben, befinden sich häufig in einem Zustande, der sehr gut benützt werden kann, um sie eine bestimmte Lebensordnung befolgen zu lassen, um sie Dinge thun zu lassen, die ihnen nützlich sind, aber ihren Gewohnheiten und Neigungen zuwiderlaufen. Der Magnetiseur kann nämlich nach getroffener Verabredung mit ihnen, ihnen im Somnambulismus eine Idee oder einen Willen einpflanzen, wovon sie im wachen Zustand bestimmt werden, ohne die Ursache zu kennen. So wird z. B. der Magnetiseur dem Somnambulen sagen: „Sie werden zu der Stunde nach Hause zurückkehren; Sie werden diesen Abend nicht ins Theater gehen; Sie werden sich in solcher Weise zudecken; Sie werden ohne Widerstand dieses Heilmittel nehmen; Sie werden keine Spirituosen, keinen Kaffee trinken; Sie werden sich mit diesem Gegenstand nicht mehr beschäftigen; Sie werden diese Furcht verlieren; Sie werden dieses oder jenes vergessen 2c." Der Somnambule wird sodann die natürliche Neigung haben, zu thun, was ihm vorgeschrieben wurde; er wird sich erinnern ohne doch zu wissen, daß es eine Erinnerung sei; er wird allem, was ihm geraten wurde, geneigt, allem, was verboten wurde, abgeneigt sein. Benützen Sie diese Herrschaft Ihres

---

[1]) Lutzelbourg: Nouveaux extraits des journaux d'un magnétiseur. 13, 36—38.

Willens ausschließlich zum Besten des Kranken und in Übereinstimmung mit ihm. Ihr Wille wirkt wahrscheinlich nur modifizierend auf den seinigen, und Sie würden von ihm gleichgültige Dinge erreichen können, wozu er sich hergeben würde, um Ihnen Vergnügen zu bereiten; das hieße aber gegen den Geist und den Zweck des Magnetismus handeln. Man benützt häufig den Zustand des Somnambulismus, um den Kranken eine Arznei nehmen zu lassen, gegen die er Widerwillen hat. Ich habe eine Dame gesehen, welche vor Blutegeln Abscheu hatte, aber im Somnambulismus sich solche an die Füße setzen ließ und zum Magnetiseur sagte: „Verbieten Sie mir jetzt, nach dem Erwachen meine Füße anzuschauen.“ In der That hat sie nie geahnt, daß ihr Blutegel gesetzt worden waren.“ [1])

Die Suggestionsfähigkeit der Somnambulen ist also schon seit mehr als 100 Jahren bekannt, und die Magnetiseure haben immer wieder auf dieselbe aufmerksam gemacht. So auch **Aubin Gauthier**, dem wir einige wertvolle Schriften verdanken. Er schrieb im Jahre 1845: „Wenn ein Kranker schlechte Neigungen hat, erkennt er sie als solche im Somnambulismus und bedauert sein Verhalten; er sucht eine Stütze an seinem Magnetiseur, wie man es tagtäglich einem guten Freunde gegenüber thut, der eine Schwäche des Charakters zu verzeihen weiß; er verlangt von ihm die Unterstützung seines Willens, wie wenn er sicher wäre, seine eigene Willensenergie dadurch zu verdoppeln. Der Magnetiseur kann sich dann mit ihm vereinigen, um schlimme Gewohnheiten oder strafbare Gedanken zu unterdrücken; er überträgt ihm den heftigen Wunsch, den festen Entschluß, sich zu bessern; der Somnambule nimmt dieses dankbar in Empfang und die Willensübertragung findet in der That statt; der Kranke gehorcht im wachen Zustand durch einen ebenso geheimnisvollen, wie unwiderstehlichen Impuls, mit einem unbekannten Gefühle, wovon er sich allerdings keine Rechenschaft zu geben weiß, aber er gehorcht. Eine solche Herrschaft über sich selbst, vom Somnambulen aus der Seele des Magnetiseurs entnommen wie aus seiner eigenen, ist ein Phänomen von außerordentlicher Bedeutung und von unschätzbarem Nutzen; sie bedeutet eine Ausnahme von dem regelmäßigen Aufhören magnetischer Wirkungen beim Wiederbeginn des wachen Lebens, und es wäre sehr nützlich, sich von den wahrscheinlichen Ursachen dieser Erscheinung Rechenschaft zu geben.“ [2]) (Schluß folgt.)

---

[1]) **Deleuze:** Instruction pratique etc. 136—138.

[2]) **Aubin Gauthier:** Traité pratique du magnétisme et du somnambulisme. 520—521.



Eine möglichst allseitige Untersuchung und Erörterung übersinnlicher Thatsachen und Fragen ist der Zweck dieser Zeitschrift. Der Herausgeber übernimmt keine Verantwortung für die ausgesprochenen Ansichten, soweit sie nicht von ihm unterzeichnet sind. Die Verfasser der einzelnen Artikel und sonstigen Mitteilungen haben das von ihnen Vorgebrachte selbst zu vertreten.

Der Adept Sehfeld.

Ein Wunderbild der Alchymie.

Von

Johann F. Haussen.

Die Roccoccozeit zeigt gleich dem alten Sonnen-, Kriegs- und Flußgott Janus ein Doppelgesicht; ein jugendliches, keck der Neuzeit und ihren Bestr bungen zugewendetes Antlitz und ein verwittertes perrückengeschmücktes Haupt, welches, mit Thränen an der altersschwach zuckenden Wimper, dem Mittelalter ein letztes Lebewohl zunickt.

Diese Janusnatur des Jahrhunderts tritt auf allen Gebieten zu Tage: auf dem politischen, wo der Freiheitsdrang der Völker einen erbitterten Kampf mit dem Absolutismus und Feudalismus zum Austrag bringt, wie auf dem sozialen, wo die Ideen Rousseaus und der Encyklopädisten den gigantischen Egoismus der bevorzugten Stände grimmig befehden. Am auffälligsten aber erscheint der Dualismus der vorrevolutionären Zeit auf dem wissenschaftlichen Gebiet: Philosophen legen — bisher ein unerhörtes Wagnis — den Maßstab der Kritik an die altehrwürdige Orthodoxie, und die Philosophie selbst scheint vor Kants alles zermalmendem Auftreten in löblichem, aber überhastetem Streben die aus den modernen Naturwissenschaften geschöpften Folgerungen zu anticipieren oder klingt in die seichteste philisterhafteste Aufklärerei aus. Auf dem Gebiete der Naturwissenschaften werden die epochemachendsten Entdeckungen gemacht: Linné schreibt den Katalog der Geschöpfe unseres Planeten; Euler erweitert die Grenzen der Mathematik; Halley, Römer, die Cassini, Herschel und andere Astronomen dringen bis in die entferntesten Tiefen des Weltalls vor, und Männer wie Scheele, Cavendish, Priestley, Lavoisier und Klaproth lernen die Gesetze erkennen, nach denen der Aufbau der Körper und ihr Verhalten zu einander geregelt ist.

Auf der andern Seite treiben Teufelsbeschwörer und Schatzgräber ihr unheimliches Handwerk; in Ungarn und Serbien fallen Vampyre die Landleute am helllichten Tage an; hie und da wird noch ein Hexlein verbrannt, und ein Schrepfer versammelt den hohen und höchsten Adel Sachsens vor seinem Zauberkreis. — Die merkwürdigsten der hierher gehörenden abenteuerlichen Gestalten sind aber die zahlreichen fahrenden

Goldmacher und Adepten, welche seit Beginn des Jahrhunderts — unbekannt woher — plötzlich auftauchen, an Fürstenhöfen wie in Apotheken und Pfarrhäusern Proben ihrer metallveredelnden Kunst ablegen, uneigennützig — wie z. B. Laskaris — Tausende und Tausende verschenken und plötzlich spurlos verschwinden, nachdem sie größere oder kleinere Quantitäten ihrer Tinktur zurückgelassen haben, womit andere die gleichen Resultate der Metallverwandlung, wie sie selbst erreichen.

Sonderbar genug sind zahlreiche dieser Vorgänge historisch so gut verbürgt, als dies überhaupt nur möglich ist; aber auch der sachlich-wissenschaftliche Einwurf gegen die behauptete Annahme der Möglichkeit einer geschehenen Metallverwandlung erweist sich nicht als stichhaltig der Thatsache gegenüber, daß die neueste Chemie die bisherigen Elemente nicht mehr als wirklich unzerlegbar ansieht, sondern als aus Einheiten höheren Grades bestehend betrachtet.[1]) Da nun der Alchymie, ja der ganzen ältern Chemie bis ziemlich zur Mitte des vorigen Jahrhunderts die Tendenz zu Grunde lag, die metallischen Elemente in ihre eigentlichen Grundbestandteile zu zerlegen und durch Vertauschung derselben willkürlich umzuwandeln, so war es ja nicht unmöglich, daß der Zufall einzelne Alchymisten bei ihren zahllosen Versuchen, die buntscheckigsten Präparate bei den verschiedensten Temperaturgraden zu behandeln, begünstigte, so daß ihnen empirisch die Darstellung obiger „Einheiten höheren Grades" gelang. — Die damals in den Windeln liegende Chemie der Neuzeit verwechselte die Unthunlichkeit der weitern Zerlegung der Metalle mit der Unmöglichkeit und sprach das Dogma aus, daß die Metalle Elemente seien. Da nun die junge Wissenschaft eine ganz andere Richtung nahm als ihre ältere Schwester, und da ihrer zahllose dankbarere Aufgaben als die Lösung der Frage bezüglich der weitern Zerlegbarkeit der Metalle harrten, so wurde — trotzdem z. B. Davy die Metalle für Hydrate erklärte — die Lehre von ihrer Unzerlegbarkeit beibehalten, und erst nach hundert Jahren sah sich die Chemie widerwillig genötigt, im Prinzip das anzuerkennen, was die Grundlage der vielgeschmähten Alchymie ausmacht.

Der merkwürdigste der um die Mitte des vorigen Jahrhunderts lebenden Adepten, dessen in Rodaun bei Wien und in Halle bewirkten Metallverwandlungen von achtungswerten Chemikern der damaligen Zeit bezeugt werden, war ein gewisser Sehfeld, von dessen Antecedentien man nur weiß, daß er aus Oberösterreich stammte, als Laborant im Dienste einiger reicher Liebhaber der Alchymie gearbeitet und etwa zehn Jahre im Ausland gelebt hatte.

Nach seiner in das Jahr 1745 oder 1746 fallenden Rückkehr besuchte Sehfeld das Bad Rodaun bei Wien und fand in dem von dem dortigen Bademeister Friedrich unterhaltenen Gasthaus einen wie für seine Zwecke geschaffenen Aufenthalt. Die abgeschiedene Lage des Hauses in einem stillen romantischen Thal und der Umstand, daß dasselbe nur wenige

[1]) Vgl. L. Meyer: die Theorien der modernen Chemie. 5. Aufl., Breslau 1884.

Wochen des Jahres Gäste beherbergte, sonst aber nur von der Familie des Bademeisters bewohnt wurde, ließen es so recht geeignet erscheinen, hier im stillen der hermetischen Kunst zu leben und die Produkte derselben von geldbedürftigen, auf Adepten fahndenden Fürsten unbemerkt an den Mann zu bringen; endlich mochten auch die drei jugendfrischen Töchter des Bademeisters keine geringe Anziehungskraft auf den sehr lebenslustig geschilderten Adepten ausüben.

Sehfeld entdeckte sich Friedrich und gewann dessen Vertrauen dadurch, daß er in seiner Gegenwart ein Pfund Zinn in Gold verwandelte, welches der Bademeister in die Münze verkaufte, wo es der Münzwardein für das feinste Gold erkannte und bezahlte. Sehfeld kam nun mit Friedrich dahin überein, daß er bei ihm blieb und seiner Goldkunst oblag, wohingegen Friedrich Stillschweigen geloben und gegen Bewilligung ansehnlicher Vorteile den Vertrieb des gefertigten Edelmetalles übernehmen mußte. Trotz aller angewandten Vorsicht waren Frau und Töchter Friedrichs nicht von der Mitwissenschaft auszuschließen und wurden gar bald Zeuginnen der Metallverwandlungen, welche sie — natürlich unter dem Siegel der strengsten Verschwiegenheit — ihren Freundinnen kund gaben. Bald war die Goldmacherei Sehfelds öffentliches Geheimnis und die löbliche Polizei bekam Wind von der Sache und überlegte, wie sie sich Sehfelds bemächtigen sollte nach der Lehre der alten italienischen Juristen, welche Alchymisten und alchymistisches Gold gefundenen Schätzen gleichstellte und dem Landesherrn zusprach.

Obgleich nun Sehfeld gegründete Ursache hatte, Rodaun den Rücken zu kehren, so scheinen doch die Töchter Friedrichs der Magnet gewesen zu sein, welcher ihn an den Ort fesselte. Er wandte sich an Kaiser Franz I mit der Bitte um ein Privilegium und einen Schutzbrief für von ihm gefertigte und nach dem Ausland vertriebene Farben, wofür er jährlich 30000 Gulden zu zahlen sich erbot. Und wirklich hat auch Sehfeld, nachdem er das Privilegium erhalten hatte, dieses stipulierte Schutzgeld in monatlichen Raten so lange pünktlich bezahlt, als er von seiten der Regierung unbehelligt blieb.

Unser Adept widmete sich nun vergnügt und sorgenfrei seinem einträglichen Geschäft und machte wöchentlich zweimal Gold, wobei die Friedrichsche Familie Handlangerdienste verrichtete. Sehfeld bediente sich bei seinen Metallverwandlungen nur des Zinns, auf welches er, wenn es geschmolzen war, ein rotes Pulver streute. Sofort erhob sich über dem Metall ein roter, in allen Farben spielender Schaum, die Masse arbeitete etwa eine Viertelstunde lang mit Zischen, Poltern und Blasenwerfen, dann setzte sie sich zusammen und war zum besten Gold geworden.

Diese Operationen hatten die Töchter Friedrichs so oft mit angesehen, daß sie überzeugt waren, das Kunststück auch ohne Sehfeld ausführen zu können. Sie schmeichelten dem Adepten etwas von seinem Pulver unter dem Vorgeben, dasselbe zur Arznei benutzen zu wollen, ab[1]) und warfen

[1]) Der Lapis Philosophorum galt auch für eine Universalarznei.

es in seiner Abwesenheit auf geschmolzenes Zinn, wo es indessen harmlos liegen blieb und nicht einmal einen irisierenden Schaum geschweige denn Gold erzeugte. Die Mädchen merkten, daß sie gefoppt waren und suchten die Spuren ihres Thuns so gut als möglich zu beseitigen, allein der heimkehrende Sehfeld erriet dennoch das Vorgefallene, das ihm die Mädchen endlich eingestanden. Scherzend behauptet er, daß sie das Experiment nicht recht gemacht hätten, und giebt ihnen abermals eine Quantität Pulver mit dem Geheiß, dasselbe in der Küche auf geschmolzenes Zinn zu werfen, während er ruhig im Zimmer sitzen blieb. Jetzt gelang der Versuch nach Wunsch, und der Adept hatte durch seine Vertauschung des falschen Pulvers mit dem echten seine Absicht erreicht, die Friedrichsche Familie glauben zu machen, daß die Wirkung der Tinktur nicht von ihr selbst, sondern von der magischen Kraft seiner Persönlichkeit abhängig sei, und glaubte sich infolgedessen vor einem etwaigen Diebstahl des kostbaren Pulvers gesichert.

Die Ruhe, welche sich Sehfeld durch sein Patent gesichert hatte, dauerte nur einige Monate, denn die Menge des durch Friedrich an die Münze und verschiedene Juden verkauften Goldes erregte so großes Aufsehen, daß das Gerücht davon bis zu Maria Theresia drang. Die Kaiserin nun, die in ihren Erblanden bekanntlich ein straffes Regiment führte, ohne sich allzuviel um den ihr etwa entgegenstehenden Willen ihres Gemahls zu kümmern, beschloß, den Schutzbrief Sehfelds nicht anzuerkennen, und ließ den Adepten eines Nachts von einem Kommando der Wiener Rumorwacht aufheben und nach der Hauptstadt abführen. Bei seiner Verhaftung hatte Sehfeld nach der übereinstimmenden Aussage der Mitglieder der Friedrichschen Familie acht Pfund Gold bei sich, welches spurlos verschwand und auch in den Untersuchungsakten keine Erwähnung findet. In Wien wurde der Adept scharf verhört, mit der Tortur bedroht und endlich hart gegeißelt, um ihm sein Geheimnis zu entreißen; allein er blieb standhaft und erklärte, daß er nichts entdecken werde, selbst wenn man ihm das Leben rauben würde. — Diese Angelegenheit blieb nicht verschwiegen und erregte selbst in dem Wien der theresianischen Zeit ein solches Aufsehen, daß die Kaiserin den Alchymisten nach Temesvar bringen ließ, um ihn sowohl den Leuten aus den Augen zu schaffen als auch, wie sie hoffte, durch strenge Haft seinen Widerstand zu brechen. Der Kommandant von Temesvar, General von Engelshofen, lernte den Gefangenen näher kennen und überzeugte sich, daß ihm großes Unrecht geschehe, weshalb er nach Jahresfrist die Gelegenheit wahrnahm, sich bei Maria Theresia für seine Befreiung zu verwenden; allein die Kaiserin schenkte den Vorstellungen des Generals kein Gehör und machte die Freilassung Sehfelds allein von der Offenbarung seines Geheimnisses abhängig.

Bei dieser Gelegenheit erfuhr Kaiser Franz, der bekanntlich ein großer Verehrer der Alchymie war, welche Bewandtnis es eigentlich mit dem angeblichen Farbenfabrikanten habe, und veranstaltete eine Schweinsjagd im Rodauner Forst, während welcher er bei dem Bademeister Friedrich nähere Erkundigungen einzog. Friedrich beteuerte hoch und heilig, daß

er mit den Seinen oft der Metallverwandlung beigewohnt habe, und brach auf einen zweifelnden Einwand des Kaisers in die Worte aus: „Majestät! Und wenn der liebe Gott vom Himmel herabkäme und spräche: Friedrich, du irrst, Sehfeld kann kein Gold machen! so wollte ich antworten: Du lieber Gott! Es ist doch gleichwohl wahr; ich bin davon so gewiß überzeugt, als du mich erschaffen hast!"

Infolge der eingezogenen Erkundigungen setzte es Franz I bei seiner Gemahlin durch, daß Sehfeld aus der Festungshaft entlassen wurde, um die Tinktur für den Kaiser neu auszuarbeiten. Nur waren ihm zwei Offiziere als Wächter und beständige Begleiter beigegeben, welche, aus Lothringen stammend, dem Kaiser von Kind an bekannt waren und seiner Gnade alles verdankten, so daß er sich ihrer Treue und Zuverlässigkeit wohl versichert halten konnte. Sehfeld stellte nun verschiedene interessante chemische Versuche an, deren Beschreibung den Kaiser amüsierte und machte mit seinen Begleitern öftere Lustreisen, auf deren einer alle drei spurlos verschwanden. Alle Nachforschungen, die bis nach der Schweiz, den Niederlanden und England ausgedehnt wurden, blieben resultatlos, welcher Umstand nicht wenig dazu beitrug, die Gloriole der Adeptschaft Sehfelds zu vergrößern, denn man schloß, daß dieser unmöglich zwei dem Kaiser von Kind an ergebene Kavaliere zum Aufgeben aller Pflichten der Ehre wie des Dienstes, ihrer Stellung, Aussichten und Familienbande hätte bewegen können, wenn es ihm nicht möglich gewesen wäre, ihnen eine unverhältnismäßig große Entschädigung zu bieten.

Sehfeld blieb verschollen, und — durch das allgemein verbreitete Gerücht angeregt — begab sich Heinrich Gottlob von Justi, ein sehr angesehener Chemiker und Technolog der damaligen Zeit, nach Rodaun, wo er von der Friedrichschen Familie und andern Beteiligten die obigen Begebenheiten erfuhr, die er im zweiten Band seiner „Chemischen Schriften" mitteilt. Justi fand in Sehfelds Nachlaß eine eingesprengten Gelf enthaltende zwölf Pfund schwere Stufe Kupferlasur, welche die Friedrichsche Familie für den Grundstoff der Sehfeldschen Tinktur hielt; doch bezweifelt er diese Annahme mit Recht und glaubt, daß das goldgetüpfelte Blau dieses Minerals dazu diente, die Neugierde der Friedrichschen Familie abzulenken und unbequemen Fragern die Darstellung einer kostbaren Farbe wahrscheinlich zu machen.

Nach zwei Jahren tauchte Sehfeld in Halle wieder auf, wo er zwar seinen Namen nicht nannte, aber doch an den Eigentümlichkeiten seiner Tinktur erkennbar ist, die keine Verwechselung mit irgend einem der in der Geschichte der Alchymie bekannt gewordenem spagyrischen Präparat zuläßt. — In der Apotheke der Frankeschen Stiftungen in Halle war 1750 ein Gehilfe Namens Reussing angestellt, welcher sich nicht damit begnügte, seine pharmaceutischen Arbeiten handwerksgemäß zu machen, sondern sich in der Chemie theoretisch und praktisch fortzubilden suchte. Sein Eifer zog einen Fremden an, welcher in der Apotheke zum öfteren Chemikalien einkaufte und sich gern mit dem unterrichteten Reussing in ein Gespräch über Chemie einließ. Der Fremde wiederholte seine Besuche, und aus dem

Umstand, daß er beim Verlassen der Apotheke die gekauften Chemikalien fortwarf, war zu ersehen, daß es ihm mehr um die Unterhaltung als um den Einkauf zu thun war.

Eines Sonntags war Reussing so in die Lektüre eines Buches vertieft, daß er den Eintritt des Fremden gänzlich überhörte und auf dessen scherzhaften Vorwurf entgegnete, es sei kein Wunder, wenn er bei seiner Lektüre weder höre noch sehe, denn er habe sich in ein alchymistisches Buch versenkt, welches so dunkel und verworren sei, daß man trotz aller angewandten Mühe keinen Sinn darin finden könne. Wenn die Alchymisten nicht verständlicher sein wollten, so hätten sie besser gethan, ihre Bücher ungeschrieben zu lassen. — Der Fremde lächelte und meinte, Reussing schmähe die Alchymisten mit Unrecht; die guten Leute seien so aufrichtig gewesen, als die Sache nur irgend zulasse, ja, viele hätten mehr offenbart, als erlaubt sei, es komme nur darauf an, daß dem Leser die Augen geöffnet würden, denn die Arbeit sei weder schwierig noch kostbar. — Damit empfahl sich der Fremde und lud Reussing ein, ihn in seiner Wohnung zu besuchen, wo man ungestört mehr über diese Sache sprechen könne.

Noch an demselben Sonntag suchte Reussing den Fremden in seiner Wohnung bei dem Sägeschmied Wegner in der Clausstraße auf und fand ihn in seinem Zimmer unter Retorten und Kolben hantierend, deren einige eine blutrote Flüssigkeit enthielten. Unter diesen Apparaten befand sich eine Büchse von Elfenbein. Als Reussing dieselbe in die Hand nahm, zeigte er sich über ihr unerwartet schweres Gewicht sehr betroffen, da, wie er sagte, massives Blei nicht diese Schwere haben könne. Der Fremde entgegnete Reussing: „Gut, daß Ihnen diese Büchse in die Hände fällt. Sie enthält ein Gradierglas, womit ich einen Versuch anzustellen wünschte; aber ich habe keine Gelegenheit dazu, wie Sie sehen. Sie haben ja ein Laboratorium in der Apotheke und können mir die Gefälligkeit erweisen, es zu prüfen. Gelegentlich geben Sie mir dann Nachricht von dem Ausfall!" — Die Büchse enthielt ein graues, nicht glänzendes Pulver, wovon der Fremde mit einem goldenen Löffelchen von der Größe eines Ohrlöffelchens etwa so viel herausnahm, als den dritten Teil der Höhlung desselben ausmachte. Auf den Einwand Reussings, daß dies ja viel zu wenig Pulver sei, um einen Versuch zu machen, entgegnete der Fremde eifrig, es sei noch viel zu viel, schüttete das Pulver wieder in die Büchse und wischte die am Löffelchen hängenden Stäubchen mit Baumwolle ab, die er in ein Papier wickelte. Dieses Papier gab er dem verblüfften Reussing mit der Anweisung, es auf geschmolzenes Silber zu werfen und das Metall hernach auszugießen.

Gedankenvoll über die sybillinische Verringerung der Gabe ging Reussing nach Hause und machte noch am gleichen Abend, als er sich im Laboratorium allein befand, Feuer unter den Windofen, schmolz einen etwa zwei und ein halbes Lot schweren silbernen Löffel ein und warf das erhaltene Papier in den Schmelztiegel. Sofort wallte das geschmolzene Metall in blutroten Schäumen auf, während das Feuer um

den Tiegel in allen Farben des Regenbogens spielte. Nach einer Viertelstunde verloren sich diese Erscheinungen, und das Metall trieb mit hellem Spiegel; Reussing goß es aus und erkannte schon bei Licht, daß es eine gelbe Farbe angenommen hatte. Am nächsten Morgen untersuchte Reussing sein nächtliches Werk und fand ein schweres, geschmeidiges, biegsames Metall von ausnehmend hoher Goldfarbe, auf dessen Oberfläche sternförmige Krystalle eines rubinroten Glases verstreut waren. Ein auf dem Probierstein mit dem Metall gemachter Strich wurde von Salpetersäure nicht angegriffen, wohl aber von Königswasser hinweggenommen, was Reussing überzeugte, daß er nicht mehr Silber, sondern Gold vor sich habe.

Voll Freude eilte der junge Apotheker nach der Wohnung des Fremden, fand aber dieselbe leer, doch unverschlossen; Gläser und Retorten waren zerschlagen. Der Adept hatte seine schuldige Miete auf den Tisch gezählt und sich ohne Abschied entfernt; nie hat man ihn in Halle wiedergesehen, auch wußte man nicht, wie er hieß. Seinen Namen jedoch verkündete der blutrote irisierende Schaum in dem Schmelztiegel, woran Sehfelds Tinktur leicht wieder erkannt wird.

Reussing trug sein Metall zu dem Goldarbeiter Lemmerich in der Großen Ulrichstraße, welcher es nach kurzer Prüfung für das beste Gold erklärte und für 36 Reichsthaler kaufte. Er munterte den Verkäufer auf, bald wieder zu kommen, und musterte mit besonderem Wohlgefallen die roten Sternchen, welche dem Erfahrenen, der wohl schon mehrfach solches Gold aus erster Hand gekauft hatte, bei nochmaligem Umschmelzen mit Silber Zuwachs an Gold versprachen.

Nach Beendigung seiner Dienstzeit ließ sich Reussing als Apotheker in Löbejün bei Halle nieder und verheiratete später seine Tochter an den Berg- und Salinendirektor des Saalkreises Dr. von Leysser, Direktor der naturforschenden Gesellschaft in Halle, welcher diesen Vorfall mit allen Nebenumständen im ersten Bande seiner „Beiträge zur Beförderung der Naturkunde" veröffentlichte. — Der Adept aber blieb verschollen.



Eine möglichst allseitige Untersuchung und Erörterung übersinnlicher Thatsachen und Fragen ist der Zweck dieser Zeitschrift. Der Herausgeber übernimmt keine Verantwortung für die ausgesprochenen Ansichten, soweit sie nicht von ihm unterzeichnet sind. Die Verfasser der einzelnen Artikel und sonstigen Mitteilungen haben das von ihnen Vorgebrachte selbst zu vertreten.

Traumerscheinungen und Visionen.

Eine Plauderei

von

Friedrich Wilhelm Groß.

Die Traumdeuterei ist zu allen Zeiten ein viel gepflegtes und im Altertum sogar hochgeachtetes Gebiet der Wissenschaft gewesen; allein — bis zu dieser Stunde ist das Rätsel dieser psychologischen Vorgänge in den Stunden des Schlafes noch nicht gelöst worden. Wir haben die Welten im blauen Äther über uns mit möglichster Genauigkeit erforscht, aber die wandernde kleine Welt in Menschengestalt ist uns noch in vieler Beziehung ein unerforschtes Atom im Universum geblieben. Zwar hat der Anatom unseren Körper bis in die kleinsten Teile zerlegt und die einzelnen Verrichtungen derselben oder ihre Beziehungen zu einander ziemlich sicher festgestellt, indes vollziehen sich noch fortwährend Dinge, die trotz ihrer Alltäglichkeit uns auch gegenwärtig fast gerade so ein Mysterium erscheinen, wie sie es vor drei-, vier- oder fünftausend Jahren waren, und kein Metaphysiker und Gelehrter kann uns sagen, wie es sich mit unseren Traumerscheinungen, Visionen, Hallucinationen und anderen visionären Zuständen des menschlichen Geistes, oder mit dem Hypnotismus und Somnambulismus verhält. —

Als Pharao von Ägypten einst seinen denkwürdigen Traum von den sieben fetten und sieben mageren Kühen und den sieben vollen und sieben tauben Ähren hatte, da fand sich kein Wahrsager der diesen eigentlich nicht schwer zu deutenden Traum auszulegen vermochte, obschon gerade damals diese Wissenschaft in der Blüte stand; und als man Joseph kommen ließ und diesen fragte, ob er in diese Geheimnisse eingeweiht sei, gab derselbe zur Antwort, daß das Träumedeuten eine göttliche Gabe wäre.

Dasselbe behauptet auch ein anderer berühmter Traumdeuter des Altertums und damals glaubte man daran; allein — in unseren Tagen will man von dieser Gabe Gottes nicht mehr viel wissen, und wer sich noch gegenwärtig einer solchen rühmen wollte, müßte es sich gefallen lassen, für närrisch — mindestens aber für anmaßend gehalten zu werden. In Wahrheit jedoch kann man weder von einer göttlichen Inspiration, noch von einer Thorheit sprechen, und wenn es auch nicht zu billigen wäre, unseren Traumerscheinungen ein allzu großes Gewicht beizulegen, so sind sie doch psychologisch betrachtet immerhin merkwürdig und interessant genug, um sowohl den Laien wie den Gelehrten zum Nachdenken anzuregen.

Im Orient, wie überhaupt bei den muhammedanischen Völkern, den

Wanderhirten der Steppen, besonders auch bei den Tungusen und anderen Natur-Völkern spielen noch jetzt die Träume und Traumdeuter eine nicht unerhebliche Rolle. Bei den sunnitischen Baschkiren und Kirgisen, ebenso bei den Tartaren, Türken und den mittelasiatischen Völkerschaften ist es z. B. den Männern streng verboten, von einer schönen Frau zu träumen, sobald diese schon verheiratet oder die Geliebte eines anderen geworden ist, und wer dennoch diesem Verbot zuwider handelt, begeht eine Sünde, die bei Allah nicht leicht genommen wird. Selbstverständlich gilt das nur in den vorerwähnten Fällen; wogegen es dem Seelenheil eines guten Muhammedaners weniger gefährlich ist, von einer noch unabhängigen Frau zu träumen.

Selbst bei uns ist wiederholt die Frage aufgetaucht, inwieweit man Personen für ihre Traumvorstellungen juristisch verbunden erachten soll. Daß zuweilen Beziehungen zwischen Traum und Wachen bestehen und im ersteren sich vielfach Vorstellungen und Kombinationen aus letzterem wiederholen, oder Empfindungen und Gedanken sich im Schlafe gestalten und verwirklichen, die im wachen Zustande im geheimen gehegt wurden, mag gern zugegeben werden, allein man wird doch kaum mit Descartes sagen dürfen: „Sage mir, was du träumst, und ich werde dir sagen, was du bist!“ oder wohl gar behaupten wollen, daß ein Mensch, der Ungeheuerlichkeiten zu träumen vermag, auch im stande sein solle, dieselben im wachen Leben wirklich auszuführen. Das geht viel zu weit! Allerdings sagt man, daß in einer reinen Seele kein unreiner Gedanke — mithin auch nicht im Schlafe — aufkommen könne, allein von den chimärenhaften Formen und der Thatsache abgesehen, daß häßliche Ereignisse sich gerade durch hübsche Traumerscheinungen ankündigen und umgekehrt, würde es nicht schwer sein, das Unhaltbare der obigen Aussprüche nachzuweisen. Wir wissen, daß sich Könige im Traume als Bettler, und Diener als Könige gesehen haben, was keineswegs etwas so Seltenes ist.

Unser ganzer sittlicher Wert beruht auf dem Willen, das Gute zu erwählen und Böse zu verabscheuen. Ohne das Verantwortungsbewußtsein für unser Wollen giebt es keine Tugend und kein persönliches Verdienst. Damit hängt notwendigerweise zusammen, daß wir beide Extreme unterscheiden und sowohl das eine wie das andere uns vorstellen können, was aber nicht möglich wäre, ohne daran zu denken. Wohl beleidigt es uns schon, eines unedlen Gedankens für fähig gehalten zu werden, aber man müßte sehr wenig Erfahrung haben, wenn man nicht wissen wollte, daß dem Schläfer auch Dinge vor die Seele treten, die schon in Bezug auf ihre bizarre Gestaltung so ungeheuer weit über unsere Ideenwelt hinausliegen, daß es absolut unmöglich wäre, sie uns im wachen Zustande sinnlich nahe führen zu können. Damit dürfte wohl die Behauptung widerlegt sein, daß andere als solche Träume nicht vorkämen, die eine Verbindung mit dem realen Leben aufwiesen.

Im allgemeinen pflegen wir es daher auch mit unseren Träumen nicht so streng zu nehmen. Wir betrachten dieselben als ziemlich unschuldige Neckereien und Phantasiegebilde der selbst noch im Schlafe ihre

Thätigkeit fortspinnenden Seele und wollen deshalb auch eine weitergehende — gewissermaßen prophetische — Bedeutung derartiger Gaukeleien nicht recht zugeben.

Gleichwohl ist es natürlich, daß auch wir uns vielfach mit der Erklärung dieser Vorgänge beschäftigen. Wir haben dafür verschiedene Ursachen zu finden geglaubt und es unterliegt kaum einem Zweifel, daß nach ärztlichem Gutachten sehr viele Träume in den Zuständen des Magens oder in der erhöhten Bluttemperatur (bei Fieberzuständen) oder auch in einer abnormen Erregung der Nerven ihre Entstehung finden mögen. Dasselbe gilt von Personen, die sich in einer entgegengesetzten Verfassung befinden. Kranke oder kränkliche Menschen — namentlich nervenschwache und sensible — träumen bekanntlich mehr, als völlig gesunde, von körperlicher Anstrengung ermüdete, weniger als solche, die dem Müßiggange ergeben sind, wie wir das bei den bedürfnislosen, trägen Volksstämmen des Südens und hohen Nordens oder den Tagedieben der Wandervölker beobachten können. — Das ganze Leben dieser Nomaden, deren Denkvermögen so gut wie gar nicht in Anspruch genommen wird, und die durch keine Existenzsorgen zum Gebrauch ihrer Geisteskräfte angeregt werden, gleicht einem ununterbrochenen traumhaften Zustand, der leicht in einen wirklichen Traum übergeht.

Neben diesen Ursachen jedoch ist gewiß nicht in Abrede zu stellen, daß es auch Traumerscheinungen giebt, die sich allemal einstellen, wenn Ereignisse von besonderer Wichtigkeit bevorstehen, und dann möchte man wohl von einem Vorgefühl oder — wie wir auch sagen — von Ahnungen sprechen können. Solche Vorkommnisse sind so häufig, daß es nur wenige Menschen geben dürfte, denen nicht aus eigener Erfahrung einige Träume bekannt sind, die sich durch ihre Vorbedeutung bemerkbar gemacht haben, wie z. B. vor Ausbruch von Krankheiten u. s. w.[1]) In dem letzteren Falle läge es allerdings nahe, zu untersuchen, ob wir solche Vorverkündigungen als psychische Rätsel oder nicht vielmehr als Wirkungen bereits vorhandener organischer Störungen anzusehen haben, die uns aber noch geheim geblieben sind. Es wird aber dieser Annahme — wenigstens vielfach — durch andere bedeutungsvolle Träume begegnet, die uns bevorstehende Erlebnisse anzeigen, welche weit außer uns liegen und eine organische Beeinflussung ganz ausschließen; davon gänzlich zu schweigen, daß sehr häufig der Traum die bewegende Veranlassung zu seiner Erfüllung wird. In Florenz träumte z. B. ein junger Mann, daß ihn ein großer Marmor-Löwe, der vor einer Kirche angebracht war, tödlich verwundet habe. Am anderen Tage, als er mit einigen Freunden sich zum Gottesdienst begab und an der Kirche angelangt sich beim Anblick der steinernen Löwenfigur seines Traumes erinnerte und denselben seinen Begleitern erzählte, steckte er lachend der Tierfigur die Hand in den geöffneten Rachen und rief: „Beiß' nur zu, du Ungeheuer!“ Aber schon in demselben Augenblick stieß er einen Schrei aus, denn ein giftiger Skorpion,

[1]) Namentlich Geisteskrankheiten haben sich vielfach durch vorausgegangene Träume angekündigt.

der sich im Rachen des Löwen eingenistet, hatte ihn gestochen und einige Stunden darauf war der junge Mann tot.

Ein sehr gesuchter Arzt (Dr. Netsch) erzählte mir einst, als wir über diesen Gegenstand sprachen, daß er etwa drei bestimmte Träume kenne, die ihn bei jeder Wiederholung beunruhigen, und aus eigener Erfahrung muß ich zu meinem Bedauern hinzufügen, daß mir nichts von Bedeutung begegnet, ohne schon vorher in ähnlicher Weise beunruhigt oder — wenn es angenehmere Überraschungen sind — in erwartungsvolle Spannung versetzt zu werden. Ohne sagen zu können, was oder woher es kommen wird, weiß ich doch sehr sicher, daß es nicht ausbleibt.

Der durch seine philosophischen Vorträge sehr bekannte Prof. Dr. Fritz Schulze in Dresden behandelte kürzlich dieses Thema in einem sehr ausführlichen, geistvollen Vortrage, in welchem er die Auffassung teilte, daß das künstlich herbeigeführte Traumwandeln oder der Hypnotismus der neueren Zeit ein interessantes Licht über dieses Dunkel verbreitet habe. — Jedenfalls wäre es ein Irrtum, zu glauben, daß Traumgesichte, wie sie vor vielen tausend Jahren frommen oder berühmten Männern am feurigen Busch oder bei anderen historischen Gelegenheiten begegneten, jetzt nicht mehr vorkämen. Ein gelinder Schauer wandelt uns daher allemal — aber ganz ohne Grund — an, wenn wir im Buch der Bücher von der unheimlichen Vision lesen, die dem König Belsazar von Babylon erschreckte. Die geschichtliche Wahrheit dieses Vorganges wird von Ungläubigen vielfach bezweifelt, weil sie zu sagenhaft klingt, allein dennoch liegt in dieser Vision nichts so Befremdliches, daß man sie nicht glauben könnte. Dürfte es doch kaum viele Menschen geben, die nicht ähnliche Träume aus eigener Erinnerung erlebt oder erzählen gehört haben.

Friedrich der Große zum Beispiel hatte in der Nacht des 15. August 1769, gelegentlich seiner Anwesenheit in Breslau, einen Traum, der an Merkwürdigkeit keinem noch so interessanten aus alter Zeit nachsteht. Der König sah einen Stern vom Himmel fallen, der mit seinem Glanze die ganze Erde überflutete und den großen Friedrich in ein Strahlenmeer versetzte. Am folgenden Morgen erzählte es der König seinem Kammerdiener und befahl dem letzteren, alles genau aufzuschreiben, damit man acht geben könne, ob sich irgend etwas Außerordentliches zutragen werde, was aber nicht geschah. Darüber starb der König, ohne jemals die Bedeutung erfahren zu haben. Gleichwohl scheint es aber dennoch, daß der Traum eine große Begebenheit angekündigt habe, denn wie man sich später auch ohne Propheten und Sterndeuter erinnerte, war in derselben Nacht des 15. August Napoleon I geboren.

Daß dieser Fall jemals in einem heiligen Buche der Zukunft Aufnahme finden wird, ist unwahrscheinlich, allein — in einer Völkerchronik verdiente er gewiß zu stehen, um der Nachwelt überliefert zu werden. Ferner lasen wir erst kürzlich von einem schlesischen Bauern, der von einer göttlichen Stimme den Auftrag erhielt, „seine drei Kinder zu Engeln zu machen", und der gehorsame — früher würde man „gottesfürchtige" Mann gesagt haben — zögerte leider nicht, es auszuführen, und da unsere

Gerichte derartige Offenbarungen nicht mehr gelten lassen, wird dieser Traum dem armen Bauern wahrscheinlich lebenslängliches Zuchthaus oder Einsperrung in ein Irrenhaus eingetragen haben.

Trotzdem braucht der beklagenswerte Mensch keineswegs geistesgestört gewesen zu sein; er hat im frommen Eifer nur sein Traumgesicht etwas zu ernst genommen. An wunderlichen Kundgebungen ist nämlich „Jehova" noch heutigen Tages ganz derselbe wie vor Zeiten.

In der Silvesternacht 1876 begegnete mir selbst in Wien die Auszeichnung einer Ansprache, die auf ein Haar derjenigen glich, wie sie dem Abraham, Swedenborg u. a. m. zu teil wurden. Es war gegen zwei Uhr nachts, als ich — meines Erachtens in völlig wachem Zustande — dreimal sehr laut beim Namen gerufen wurde, und als ich fragte, wer mich riefe, erhielt ich zur Antwort: „Ich bin Gott! Stehe auf und schüre das Feuer im Ofen, damit es nicht erlösche!" Ich bekam natürlich einen gewaltigen Schreck, stand aber auf und gehorchte, legte auch noch etwas frische Kohlen hinzu, da die ausgebrannten wirklich im Erlöschen begriffen waren und legte mich wenig erbaut über die erhaltene Ordre wieder zu Bett. Indes war das kaum geschehen und noch dachte ich über den dunkeln Sinn dieser orakelhaften Ansprache nach, als ich drei mächtige Posaunenstöße hörte, die von den vier Ecken der Zimmerdecke zu kommen schienen, worauf mir dieselbe Stimme einen anderen, ebenso mirakulösen Auftrag erteilte, der mir aber nicht mehr erinnerlich ist. Als ich jedoch abermals aufstand, um dem „göttlichen" Befehl nachzukommen, klopfte es an die Thüre meines Zimmers, und als ich dieselbe öffnete, sah ich eine weinende Frau vor mir stehen. Es war meine Hauswirtin, die mir die traurige Mitteilung machte, daß ihr Gemahl soeben seinen Geist ausgehaucht habe. — Wenn ich nun auch nicht weiß, wie ich meine visionären Eindrücke mit diesem Todesfall in Verbindung bringen soll, so bleibt doch dies Zusammentreffen immerhin für mich merkwürdig.[1])

Weniger ernst, aber doch nicht weniger interessant fand ich schon wegen ihrer Originalität eine andere Erscheinung, die mir im Hause des General Wouitsch 1875 in St. Petersburg begegnete.

Abends spät noch auf dem Sofa sitzend und Zeitungen lesend, war ich ein wenig eingeschlummert, als die Thür geöffnet wurde und eine menschliche Gestalt herein trat, die ein großes goldstrahlendes Schild von eigentümlicher Form auf der Brust trug, vor mich hintrat und sich verbeugte. Auf meine Frage, wer die Person wäre und was sie von mir wünsche, gab dieselbe zur Antwort: „Ich bin die Sonne und komme aus dem Winterpalais, wie mein Zeichen bestätigt!" und als ich etwas erschreckt weiter fragte, was mir die Sonne bringe, erklärte sie: „Ich habe dir eine Botschaft zu überbringen. Mein Befehl lautet, dich in den Palast zu berufen!" worauf sich die Gestalt abermals verbeugte und sich entfernte. Etwas erleichtert, als die Sonne das Zimmer verlassen hatte, aber doch noch unruhig darüber, wie es sich mit der Identität der Sonne und

---

[1]) Uns wird von einer in Wien lebenden Schwägerin des Verfassers bestätigt, daß sie sich noch erinnert, daß derselbe ihr damals diesen Traum sogleich erzählt habe.
(Der Herausgeber.)

ihrem Besuch verhielt, war ich in Begriff, die Thür zu verschließen, als dieselbe zum anderen Male aufging und eine zweite, ebenso seltsame Gestalt — diesmal aber eine verschleierte Dame — mit einem ähnlichen goldenen Abzeichen eintrat, und mich ebenso begrüßte. Auf meine Ansprache, wen ich vor mir sähe, meinte sie: „Ich bin der Mond und komme aus dem Palais der Großfürstin Helena Pawlowna, wie mich mein Zeichen legitimiert!" und nun teilte mir der weibliche Mond mit, daß er Befehl habe, mich zu einer Unterredung mit Ihrer Kaiserlichen Hoheit in deren Palais einzuladen, worauf auch er sich entfernte und wie die Sonne mit einer Verbeugung das Zimmer verließ.

Trotz dieser kuriosen Erscheinung wäre aber wohl kaum viel Gewicht darauf zu legen gewesen, da die Phantasie des Traumgottes in der Erfindung barocker Gestalten unerschöpflich ist, allein — was die Vision interessant machte, war der Umstand, daß — als ich am nächsten Morgen einem neben meinen Zimmern wohnenden Professor Bork davon erzählte, thatsächlich ein Bote aus dem Winterpalais und einige Stunden später auch noch ein zweiter aus dem großfürstlichen Palais erschien, die mir beide den unvermuteten Auftrag brachten, daß ich mich noch an demselben Tage in den genannten Palästen einfinden sollte.

Von ebendaher (aus St. Petersburg) berichten übrigens die Zeitungen über einen Fall, der sich vor kurzem (im Juni 1889) zutrug. Derselbe ist zwar in psychologischer Beziehung geringer von Interesse, gleichwohl aber seines humoristischen Effektes wegen, sowie auch deshalb beachtenswert, weil er gewissermaßen — wir möchten sagen — ein kulturhistorisches Spiegelbild liefert. Da ferner die Namen der Persönlichkeiten und das Datum des Tages angeführt werden, so scheint die Authenticität unzweifelhaft verbürgt.

Ein verwitweter Holzhändler von sehr ehrwürdigem Alter, Makar Trofimitsch in St. Petersburg, befand sich in der günstigen Lage, außer einem sehr gut gehenden Geschäft auch noch in einer der Vorstädte der Residenz ein großes Haus zu besitzen, zu dessen Mietsbewohnern seit Jahren der ebenfalls verwitwete Vater eines goldblonden Backfischchens gehörte. Außer diesem lebenden Schatz besaß aber der Vater, welcher Beamter war, nichts weiter als dreihundert Rubel Silber Schulden an rückständiger Miete, zu deren Bezahlung wenig günstige Aussichten vorlagen. Unter solchen Umständen lagen die Chancen um so hoffnungsvoller für den begüterten Hausbesitzer, der das sechzehnjährige Töchterlein seines Mietsschuldners in sein Herz geschlossen hatte. Als eines Tages der Vater seiner munteren Kleinen mitteilte, daß ihre Verlobung mit dem dicken Holzhändler bevorstehe, weinte zwar das arme Mädchen über die ihr zugefallene Wahl, die so himmelweit von dem ihrerseits erträumten Ideale entfernt war, aber es blieb ihr unter den bestehenden Verhältnissen nichts übrig, als sich darein zu ergeben, da ihr Freier entweder ihre Hand oder die rückständigen dreihundert Rubel forderte. Die Verlobung fand daher statt und am Freitag, den 14. Juni, sollte die endgültige Entscheidung mit der Trauung folgen. Da kein Ausweg zu ermöglichen war, sah das geängstigte Mädchen mit Schrecken den verhängnisvollen Tag und die

Stunde herankommen, und im weißen Atlaskleide, mit Blumen und Myrthen in den Haaren und rotgeweinten Augen erschien die Braut am Arme ihres Vaters und begleitet von ihren Gästen in der Kirche. Nur der glückliche Bräutigam ließ noch auf sich warten, bis endlich an seiner Stelle ein junger Kommis aus dem Holzgeschäft erschien und dem Vater der Braut ein ziemlich umfangreiches Paket nebst Begleitbrief überreichte. Als man den letzteren öffnete, enthielt derselbe ungefähr folgenden Inhalt: „In die Notwendigkeit versetzt, Ihnen eine schwere Beleidigung zufügen zu müssen, bitte ich Sie, die Gründe anhören zu wollen, die mich dazu bestimmen, nicht persönlich an meinem Platz zu erscheinen! Mit dem Gedanken an die bevorstehende Trauung schlief ich gestern abend ein, als ich von einem wüsten Traume aufgeschreckt wurde. Grafiana Wassiliewna, meine selige Frau, erschien mir — im Himmel throne ihre Seele! — und rief mir erzürnt zu: Wie! Du Gewissenloser willst ein kleines Mädchen heiraten, dessen Großvater du sein könntest?“ Sie sprach's und verschwand, nachdem sie mich vorher, wie manchmal zu ihren Lebzeiten, noch mehrere Male erheblich gezwickt hatte. Halb tot erwachte ich, spuckte dreimal aus, um den Zauber zu bannen, und schlief wieder ein. Aber ich hatte kaum die Augen geschlossen, als meine Selige zum anderen Mal an mein Bett trat, und so wütend, wie ich sie noch niemals gesehen habe, mir entgegen herrschte: „Makar Trofimitsch, wenn du dieses kleine Mädchen heiratest, so werde ich dich in drei Monaten zu mir holen, — du weißt, daß ich nicht spaße!“ — Jetzt spuckte ich nicht mehr aus, sondern bekreuzigte mich dreimal und blieb mit schwerem Kopfe bis zum Morgen wach. Ich ging ernstlich mit mir zu Rate und fand, daß Grafiana Wassiliewna — Gott hab' sie selig! — auch im Grabe recht haben könnte. Ihre Tochter ist in der That noch zu jung, und dann — fürchte ich, daß meine Frau ihre Drohung ausführen könnte! — Im Paket finden Sie nebst einer Quittung über bezahlte dreihundert Rubel noch tausend Rubel bar als Mitgift für Ihre schöne — von mir ungern beleidigte Tochter!“ —

Alles andere ist bei der heiteren Wendung des tragischen Freudenfestes hier nebensächlich, da man sich's leicht von selbst denken wird, daß sich die beleidigten Personen unter Anwendung solcher Besänftigungsmittel leidlich gut über die Beleidigung hinwegsetzten. Ich gehe deshalb ebenfalls darüber hinweg, um einen anderen Traum zu erzählen, welchen mir die Tochter eines bekannten russischen Barons und Gutsbesitzers mitteilte, als ich sie eines Tages mit ihrem Bruder auf dem Landhause der Eltern überraschte. Die Erscheinung ist ziemlich kompliziert und scheint sich übrigens öfters mit geringen Abweichungen zu wiederholen. „Ich sah“ — erzählte die Baronesse — „einen Eisenbahnzug mit einer feurigen Lokomotive vor unserem Hause vorfahren und stehen bleiben. Reisende mit vielen Koffern und Gepäckstücken stiegen aus und verursachten ein Wirrwarr und Gewühl, wie es nur auf verkehrsreichen Eisenbahnstationen vorzukommen pflegt. Ich war darüber erwacht, aber bald wieder eingeschlafen und träumte nun weiter, daß ich mich auf dem Wege nach der nahen Gouvernementsstadt Kostroma befand. Langsam hingehend sah ich plötzlich ein wundervolles Gestirn vor meinen Füßen niedergehen, das

wie ein Meteor leuchtete und mich auf Augenblicke blendete. Den Stern aufnehmend, um ihn zu untersuchen, fand ich jedoch, daß derselbe nur aus Papier war, in welchem sich aber zwei goldene Rosen befanden. Dieselben welkten indes unter meinen Fingern und verwandelten sich in ein Nichts, so daß ich betrübt darüber weiter ging. Doch kaum hatte ich einige Schritte meinen Weg fortgesetzt, als plötzlich mein Bruder Wassanka zu mir trat, der mir einen reizenden Strauß aus Vergißmeinnicht von edlen Steinen — untermischt mit Kornblumen und roten Blütenknospen aus Rubinen und Lapis Lazuli — überreichte, die nun zu wachsen anfingen."

Die Erklärung des hübschen Traumes hatte man sich folgenderweise zurecht gelegt: Der Eisenbahnzug mit der feurigen Lokomotive hatte die unverhoffte Ankunft des Bruders aus der Ferne verkündigt und der Stern war eine in dessen Begleitung befindliche dritte oder vierte Person, die sich in der That vorfand und der jungen Dame den Hof machte. Allein — diese Huldigungen waren doch keine echten, sondern nur Höflichkeitsbezeigungen und brachten daher auch nur Enttäuschungen, wie der Stern aus Papier und die verwelkenden Rosen; wogegen der Strauß aus Vergißmeinnicht und himmelblauen Kornblumen, die zu wachsen anfingen, die Beständigkeit der brüderlichen Liebe andeuten sollte. — Ganz sinnlos war diese Deutung gewiß nicht, und noch weniger konnte man sagen, daß die junge Dame sich mit dem Gedanken von dem Eintreffen des Bruders beschäftigt hätte.

Wenn auch nicht so poesievoll, so doch mindestens ebenso vorbedeutend erwies sich eine Illusion, die mir Ende Februar oder in den ersten Tagen des März einige Jahre später auf der Reise von Asien nach Deutschland im Waggon des Eisenbahnzuges zwischen Nischni-Nowgorod und Moskau widerfuhr. Ich glaubte bestimmt, mich damals in einem völlig wachen Zustand befunden zu haben und sah, wie eine bekannte Dame vom anderen Ende des Waggons durch den mittleren Gang desselben schritt und zu mir trat, um mir eine diskrete Mitteilung zuzuflüstern, wobei sie mir ein Billetchen in die Hand schob. Dasselbe lesend, fand ich, daß man mir von einem freudigen Ereignis Anzeige machte, welches sich in meinem ehemaligen Wohnorte im südöstlichen Ural zugetragen haben sollte, und die Dame fügte hinzu, daß mir in Moskau weitere Nachrichten zugehen würden, worauf ich das Papierchen wieder zusammenfaltete und in die Tasche steckte.

Alles das geschah für mich mit so großer Deutlichkeit und Klarheit, daß ich die Überzeugung haben mußte, wirklich eine Handlung zu erleben; jedoch — als ich mich aufrichtete, um die Dame noch über etwas zu fragen, war dieselbe nicht mehr vorhanden und auch nicht mehr im Wagen aufzufinden. Erst dann kam ich darauf, mir den Vorgang etwas näher zu vergegenwärtigen; uud um mich nun selbst zu kontrollieren, suchte ich nach dem Papier, das sich aber ebenfalls nicht mehr in der Tasche oder auf dem Sitze vorfand.

Es blieb nun nichts übrig, als die Ankunft des Zuges in Moskau abzuwarten, wo wir frühmorgens anlangten. Der erste Gang war dort auf das Telegraphenbureau, wo ich unter anderen Nachrichten auch ein Telegramm aus Woskresensk im östlichen Ural empfing, das nachstehende

Meldung enthielt: „Soeben — nachts zwei Uhr — hat uns der Storch mit einem gesunden, munteren Töchterchen überrascht!“

Wenn man nun auch zugeben muß, daß man sich nach einer dreiwöchentlichen Tag- und Nachtfahrt in einem Zustande großer Nervosität befindet, so bleibt der vorverkündende Charakter dieser Illusion oder Hallucination doch immerhin rätselhaft. Oftmals kann von irgend welcher Bedeutung allerdings nicht die Rede sein, wie z. B. in einem Falle, der hier nur der Kuriosität wegen eine Stelle finden soll und sich nach einer mehrwöchentlichen ununterbrochenen Reise zutrug, nachdem bei mir eine totale Nervenabspannung eingetreten war und ich mit offenen Augen schlief.

Auf dem Wege nach der Gouvernementsstadt durch die karagalinische Steppe fahrend, hatten wir soeben eine sehr aufregende Partie überwunden, da es nur mit Mühe gelang, einer äußerst gefährlichen Attacke von Wölfen zu entkommen. Ein glücklicher Zufall hatte uns die von bewaffneten Reitern begleitete Post des General-Gouverneur zugeführt, mit deren Hilfe wir den nahen Ort erreichten, von wo wir bei taghellem Mondschein gegen Mitternacht weiterfuhren. In meiner Begleitung befand sich eine junge Engländerin, Miß Damman, die mir von der Gemahlin eines russischen Ministers anvertraut worden war und am links gelegenen Fenster des Schlittens lag, während ich den Platz zur rechten eingenommen hatte. Ungefähr auf der Hälfte des Weges zur europäisch-asiatischen Grenzstadt Orenburg hatten wir einen kleinen Wald zu passieren, der nicht für ganz sicher galt, und daher zur Vorsicht mahnte. Zu der großen Abspannung kam mithin die unaufhörliche Erregung, von der man sich bis zur nächsten Station noch nicht beruhigte; unter solchen Umständen langten wir am Saume des Waldes an. Mit dem Revolver und Doppelgewehr zur Seite lag ich am Fenster des Schlittens, um Wacht zu halten, damit wir nicht überrascht werden konnten. Hie und da heulte auch ein Wolf, den der Postillon allemal mit einem Knall mit der Knute und einem Fluch beantwortete. Doch war das kein Ereignis, und alles ging ziemlich gut, als plötzlich — ungefähr in der Mitte des Wäldchens — eine Anzahl seltsam gekleideter Männer am Straßensaum erschienen, auf das Gefährt zustürzten, den Pferden in die Zügel fielen und das Fenster öffneten, an welchem sich das Fräulein befand. Sofort ergriff ich den Räuber bei der Kehle und war im Begriff, den Revolver zu gebrauchen, als die Dame erschrocken ausrief: „Aber, mein Herr, was ist Ihnen?“ — In dem Augenblick waren die Strolche verschwunden und, wie ich bemerkte, hatte ich die Engländerin ergriffen und war vor Schreck wie vom Schlage gerührt, da nicht viel gefehlt hätte, daß ich ein Unglück anrichtete.

Es versteht sich von selbst, daß die Männer, die ich so deutlich in italienischer Tracht gesehen hatte, daß ich sie noch heute malen könnte, nur Wahngebilde waren, indes unter den erwähnten Verhältnissen ist das nicht zu verwundern, und man würde es seltsam finden dürfen, wenn nicht die Vorstellung an diesen Fall mich noch gegenwärtig erzittern machen könnte.

(Schluß folgt.)

Das Leben nach dem Tode.

Von
Hübbe-Schleiden.

(Schluß.)

Wenn wir es nun kurz versuchen, uns ein Bild davon zu machen, in welcher Weise denn wohl bei diesen mediumistischen Vorgängen die Persönlichkeiten von Verstorbenen mitwirken, so müssen wir zunächst uns sagen: jedenfalls in sehr verschiedener Weise! — Denn, wenn Personen im Vollbesitze ihrer Lebens- und Thatkraft sterben, so werden sie offenbar nachher im stande sein, ganz andere Kräfte zu bethätigen als diejenigen welche diese ihre niederen, „stofflicheren" Kraftpotenzen schon vorher ganz ausleben und nur noch als Bewußtsein fortbestehen. Auch wird man bei all diesen Vorgängen nicht verkennen, daß man es dabei vielfach auch mit ganz anderen Kräften oder Wesen, als mit verstorbenen Menschen zu thun hat, was schon den Ägyptern und den Indiern, der Kabbala, der Kirche und den Okkultisten aller Zeiten bis auf unsere Tage wohl bekannt war[1]) und was Goethe ebenfalls in seiner inhaltsreichen Weise ausspricht[2]):

Wer sie nicht kennte,
Die Elemente,
Ihre Kraft
Und Eigenschaft,
Wäre kein Meister
Über die Geister!

Diejenigen Personen, welche während ihres Erdenlebens ihre Thatkraft bereits völlig ausgelebt haben und auch überdies sich nicht auf Magie und dergl. verstanden, können jedenfalls nicht Urheber derjenigen mediumistischen Vorgänge sein, bei welchen oftmals erhebliche fremde Thatkraft und auch magisches Können zu tage tritt; dennoch zeigt sich auch bei diesen vielfach die unzweifelhafte Identität solcher Verstorbener. Diese Thatsache erklärt sich nun sehr einfach aus den Erfahrungen der Telepathie, Gedanken-Übertragung und Gedankenlesen. Wenn das Fort-

---

[1]) In der spiritistischen Litteratur ist hierfür die beste Zusammenstellung wohl die des Baron Ludwig von Güldenstubbe: „Positive Pneumatologie", welche auch in deutscher Sprache erschienen ist, Stuttgart 1870, jetzt bei Mutze in Leipzig.

[2]) Erster Teil des „Faust", I, 3.

bestehende an diesen Persönlichkeiten nur noch ihr Bewußtsein ist, so müssen sie allemal da gegenwärtig sein, wo man an sie denkt und wenn da Wesen anwesend sind, welche Gedanken lesen können, so vermögen jene Verstorbenen natürlich auch ebenso gut durch diese zum Ausdruck zu kommen, wie unter lebenden Menschen der Hypnotiseur durch seine Versuchsperson seine Gedanken, seinen Charakter, seine Persönlichkeit oder irgend eine beliebige andere zum Ausdruck bringen kann. Die verschiedenen Möglichkeiten, wie auf diese Weise die Geistes- und auch die Thatkräfte lebender und verstorbener Menschen und noch anderer Wesen zusammen und durch einander wirken können, erscheinen fast unendlich. Für die gewöhnlichen Fälle des mediumistischen Verkehrs mit Verstorbenen aber bieten heute schon die Suggestion mentale, die übersinnliche Gedanken-Übertragung und die „Phantasmen Lebender" eine zur Erklärung völlig ausreichende Grundlage.

Auf dieser Grundlage ruht naturgemäß auch die vorher erwähnte Veröffentlichung von Fred. Myers über die „Apparitions occurring soon after death". Gerade so wie telepathische Eindrücke, die sich bis zur bildlichen Vorstellung von Personen und Ereignissen steigern, von Lebenden oder Sterbenden bei andern Lebenden hervorgerufen werden, so weist ferner das Thatsachenmaterial nach, daß solche Eindrücke auch als von Verstorbenen herrührend (als „Erscheinungen" derselben) wahrgenommen werden und zwar einerseits unter Umständen, welche die Erklärung als bloß subjektive Hallucinationen ausschließen, sowie andererseits auch unter jenen oben angeführten drei Vorbedingungen, welche die Annahme spontanen Hellsehens unwahrscheinlich machen. Für die ganze auf den übersinnlichen Phänomenalismus gerichtete Bewegung, welche gipfelt in der Frage nach dem Leben, das dem Tode folgt, scheint mir kaum irgend etwas so wichtig, als daß eine deutsche Übersetzung aller dieser bahnbrechenden wissenschaftlichen Untersuchungen über die Phantasmen Lebender, Sterbender und Verstorbener veranstaltet werde.

Wenn nun aber oft die Spukvorgänge unsinnig und die mediumistischen Mitteilungen läppisch erscheinen, so spricht dies an sich nur für deren Echtheit als von Verstorbenen herrührend. Dies liegt sehr vielfach nicht nur an der Unvollkommenheit der disponiblen Mittel zur Mitteilung, sondern oft auch offenbar daran, daß der sich kundgebende Verstorbene ein läppischer, geistig hilfloser Mensch war und dieses natürlich auch noch nach seinem Tode ist. Denn anders — besser oder schlechter — kann ein Mensch doch durch das Sterben sicherlich nicht werden. War er vorher ein Genie, so wird er es auch nachher sein, und war er vorher ein boshafter und geistloser Tropf, so kann er auch nach seinem Tode nicht wohl etwas anderes sein.

In solchen Fällen aber, in denen koboldartige Scherze oder, bei Schreibmedien, Kundgebungen flachen oder gar anstößigen Inhaltes unter dem Namen eines Verstorbenen auftreten, dessen geistige Eigenart seine Urheberschaft nicht annehmbar erscheinen lassen, ist es oft gerechtfertigt

und naheliegend, an — meistens wohl autosomnambule — Improvisation und Schabernack zu denken.

So unzweifelhaft nun auch die Echtheit mediumistischer Thatsachen ist, so sehr muß man freilich doch den spiritistischen „Offenbarungen" mißtrauen, und zwar dieses nicht allein wegen des — wie eben ausgeführt — meistens so geistesleeren oder doch unbedeutenden Inhaltes der Mitteilungen. Auch soweit es geistig bedeutsame Lehren sind, geht es mit ihnen wie mit allen „Offenbarungen"; sie widersprechen einander, je nach den Anschauungen der verschiedenen Medien, durch welche sie gegeben und vertreten wurden. Dies ist bei den hauptsächlichsten drei Richtungen des „Spiritualismus" oder „Spiritismus", dem nordeuropäischen (Swedenborg), dem angloamerikanischen (Andrew Jackson Davis) und dem romanischen (Allan Kardec) in solchem Maße der Fall, daß unter diesen Parteien mit geistigen Waffen ein fast ebenso erbitterter Kampf um ihre abweichenden Lehren geführt wird, wie nur je in den Kriegen zwischen Christen und Mohammedanern oder Katholiken und Protestanten stattgefunden hat; und doch wird man sich sagen müssen, daß ein Evangelium Swedenborg nicht mehr Autorität wird beanspruchen können als eine Offenbarung Johannis, die Visionen eines Davis nicht mehr als die eines Dante, und die Dogmen eines Allan Kardec nicht mehr als die eines Joe Smith, von welchem die Mormonen-Bibel herrührt. — Bleibenden Wert in allen diesen Lehren haben doch nur diejenigen Wahrheiten, in denen sie alle übereinstimmen; und eine der unzweifelhaftesten unter diesen ist die Anerkennung der Thatsache des Fortlebens der Verstorbenen.

Wer hinreichend Urteilskraft besitzt und im selbständigen Nachdenken geübt ist, kann aus mediumistischen und somnambulen Mitteilungen manches lernen. Schädigend und irreleitend bis zum Fanatismus wirken dieselben nur auf solche, die zu wenig Kenntnisse und einen zu beschränkten Gesichtskreis haben, um die gerade ihnen persönlich zugehenden Mitteilungen mit denen, welche andere in andern Ländern gleichzeitig oder zu andern Zeiten auf die nämliche Weise erhalten haben, sachlich vergleichen zu können. Diese Unkundigen verkennen in der Regel, daß sie es da mit einer Mischung von Wahrheit und Dichtung zu thun haben. Solche Mitteilungen hat man zu allen Zeiten und bei allen Völkern empfangen und sie tragen stets ganz das Gepräge der Zeit, des Ortes und der Person, durch welche sie gegeben wurden. Wie sollte es auch anders sein? Nicht nur nehmen die Verstorbenen ihre subjektiven, persönlichen Anschauungen mit hinüber, denen gemäß sich dann der ihnen als „wirklich" erscheinende Bewußtseinszustand nach dem Tode darstellen muß, sondern auch das, was ihnen etwa an neuen Erfahrungen in anderen Raum- und Zeitanschauungen, als den unseren, zu teil werden mag, kann uns doch nur in unsern Anschauungen, über die wir nun einmal nicht hinauskönnen, klar gemacht werden, kann für uns also im besten Falle nur als Sinnbild gelten; und ist doch überhaupt sogar

„Alles Vergängliche ja nur ein Gleichnis!"

Dazu kommt noch, daß auch kein Verstorbener ohne Hilfe und Mitwirkung der persönlichen Kräfte eines Mediums oder Somnambulen zu uns reden kann, er sich also dazu stets des im Bewußtsein des Mediums vorhandenen Vorstellungsmaterials wird bedienen müssen. Daher die ganz lokale, temporäre und persönliche Färbung aller solcher Mitteilungen.[1]) Die von uns im ersten Teile dieses Abschnitts (S. 156—59) angegebenen Gesichtspunkte sind etwa das, was sie alle mit einander gemein haben; und nur das wird — wie schon bemerkt — in allen die bleibende Wahrheit sein, nicht das, was sie von einander unterscheidet. In der Ausmalung und Anschauungsform aber tragen diese Ansichten und Berichte im alten Ägypten anderes Gepräge als in Indien, in Palästina anderes als in Griechenland und Rom; und auch heute noch sind sie anders gefärbt in Frankreich als in England und Amerika, auch anders als bei uns und hier wieder in katholischen Ländern anders als in protestantischen. Ein Irrtum also ist es, wenn jemand die ihm zu teil werdenden mediumistischen Mitteilungen für unbedingt richtige oder göttliche „Offenbarungen" hält.[2])

---

[1]) Hierzu mag auch nochmals an das treffende, hier weiter oben (S. 164 des Septemberhefts angeführte Gleichnis Hellenbachs von den drei Bächen erinnert werden.

[2]) Eine andere Thorheit, der man bei den eigentlichen „Spiritisten" oft begegnet, ist die, daß sie solche Lehren nicht um ihres Inhalts, sondern um der Wunderbarkeit ihres Ursprungs, also nur des wertlosen, phantastischen Beiwerkes willen annehmen. Doch kann uns dies nicht Wunder nehmen; denn nur hochgereifte Menschen unterwerfen ihr Denken, wie ihr Thun, in selbständiger und bewußter Weise ihrer Vernunft und ihrem Gewissen. Im allgemeinen läßt die Menschheit von jeher sich ganz von Autoritäten und von ihren Phantasien leiten. — Sehr groß sind übrigens doch auch die wirklichen Gefahren, welche aus dem Spiritismus für Leib, Seele und Geist, sowohl der Medien, wie der weiteren Anhänger erwachsen können, indessen wird dieses dem Fortschritt der Bewegung keinen Einhalt thun. Dem gleichen Einwand unterliegt auch die Verwendung des Feuers, des Dampfes, der Elektrizität und anderer Naturkräfte, und doch beschränkt dies deren Anwendung nicht. — Eine ganz andere Frage ist aber freilich die, ob man von ethischen oder religiösen Gesichtspunkten aus den Mediumismus oder Spiritismus billigen und empfehlen kann. Wenn noch solche Beschäftigung des Geistes mit den Abgeschiedenen lediglich dazu benutzt würde, um diese, sowie sich selbst nur auf das eine Ziel unserer sittlich-geistigen Vollendung hinzuwenden (etwa in der Art, wie es der seherisch begabte Oetinger betrieb, welcher sogar den versammelten Geistern Verstorbener zum Fenster hinaus Predigten gehalten haben soll), so wird dagegen wenigstens kein ethischer Einwand zu erheben sein; das Verbot aller Religionen, die Toten zu befragen (so schon 5. Mose 18, 11), bezieht sich auch nur darauf, daß die Toten nicht in selbstsüchtiger, irreligiöser Absicht in die Erdensphäre hereingezogen und von der Bahn ihrer Vergeistigung abwendig gemacht werden sollen. Leider aber geschieht gerade dieses vorzugsweise von sehr vielen Spiritisten, die solche mediumistischen Experimente entweder zur Befriedigung ihrer Neugierde oder ihres Sensationsbedürfnisses oder gar als einen „Geistersport" zu betreiben pflegen. — Freilich ist wohl anzunehmen, daß der mediumistische Verkehr für einige, ja vielleicht sogar für eine recht große Zahl Verstorbener von niederer Geistesrichtung ein Genuß sein mag; und selbst für manche edleren Menschen, die nach ihrem Tode noch durch irgend eine Sorge gequält werden, welche sie an dieses Erdenleben fesselt, mag es eine Erleichterung sein, sich noch auf irgend eine, sei es auch die unvollkommenste und widerwärtigste Art, durch „Medien" mitteilen zu können. Welche traurige Geistesverirrung

Ein nicht geringerer Irrtum freilich, als dieser der „Spiritualisten“, ist der ihrer Gegner, welche die mediumistischen oder somnambulen Aussagen um ihrer ephemeren, lokalen und persönlichen Färbung willen für ganz wertlos halten und sie als alles brauchbaren Gehaltes bar verwerfen. Wir haben Gelegenheit gehabt, diese Vorgänge des anormalen, übersinnlichen Seelenlebens, in den verschiedensten Ländern und Erdteilen, bei Völkern und Rassen von ganz entgegengesetzten Anschauungen und Kulturen zu beobachten, waren aber überall im stande, selbst da, wo die erhaltenen Mitteilungen scheinbar den Grundwahrheiten widersprachen, doch eine einheitliche Erklärung für alle empfangenen Eindrücke zu finden. Hier nur zwei Beispiele:

Wenn die Verstorbenen, welche durch englische, amerikanische oder deutsche Medien und Somnambulen reden, leugnen, daß sie später einmal würden wiederverkörpert werden, so wird man dabei zu bedenken haben, daß dieselben in ihren posthumen Bewußtseinszuständen wohl kaum viel mehr gelernt und klarere Anschauungen werden aufgenommen haben, als sie hier in diesem Leben hatten; und gestorben sind sie — so gut wie alle die, mit denen sie in geistiger Verbindung stehen — in dem kindlichen Glauben, daß sie als Persönlichkeiten „ewig“ fortbestehen werden oder in der ebenso thörichten materialistischen oder einseitig-pantheistischen Anschauung, daß mit ihrem Tode für sie alles aus sein werde. Diejenigen Lehren, welche sie nun vortragen, knüpfen allemal eng an ihre Lebensanschauungen an, entweder bestätigend und dieselben weiter ausspinnend oder verneinend, dieselben widerlegend und verbessernd. — Wären nun aber solche Menschen nach dem Tode auch auf irgend eine wunderbare Weise höherer Weisheit theilhaftig geworden, so scheint uns, könnten sie hinsichtlich der Wiederverkörperung doch nichts anderes aussagen als das, was sie behaupten. Sie haben vollkommen Recht, wenn sie sagen, daß sie nicht wiederverkörpert werden, denn ihr als „ich“ redendes Bewußtsein ist ja nur das ihrer Persönlichkeit, die als solche nicht wieder in das äußere Leben eintritt; denn an seine Stelle tritt nur eine neu-verkörperte Persönlichkeit ihrer Individualität mit einem neuen, eigenen Ich-Bewußtsein.

Ebenso ist es mit einer anderen Behauptung, welche ständig auf dem gleichen Wege vorgetragen wird, daß nämlich die Bewußtseinszustände nach dem Tode einen Entwickelungsgang darstellen, und — wie die aus der mittelalterlichen Symbolik entnommene Bezeichnung ist — ein „Aufsteigen zu immer höheren Sphären“ — sei. Daß jederzeit nur die auf gleicher Anschauungs- oder Bewußtseinsstufe stehenden Persönlichkeiten in

---

ist es aber doch, wenn „Hinterbliebene“ die Ruhe, den Frieden und das geistige Aufwärtsstreben der ihnen nahestehenden oder auch fremder Verstorbenen dadurch stören, daß sie dieselben durch ihr selbstisches Sehnen und Verlangen, Rufen und Fragen immer wieder in die Erdensphäre hereinziehen und zum Klopfen, Reden und Schreiben reizen! Und auf noch niedrigerer Stufe stehen offenbar diejenigen spiritistischen Vergnügungen, bei denen man sich in den sogen. Dunkelsitzungen an den magischen Produktionen, Clownswitzen, Pfeifen, Singen, Trommeln und andern Narrenspossen irgend welcher unkontrollierbarer und unverantwortlicher Wesen belustigt!

gemeinsamem Dasein, gleichsam in einer eigenen Welt für sich zu sein glauben werden, folgt aus unsern obigen Gesichtspunkten; und daß die allmähliche Vollendung ihres Kreislaufes für jede Persönlichkeit als ein Fortschreiten erscheinen wird, ist gewiß. Handelt es sich doch thatsächlich dabei um das Aufgehen des kleineren Selbst in das größere Ganze, also um eine Vergeistigung, eine ethische Vervollkommnung des Bewußtseins in Selbstlosigkeit. Wir sind aber der Meinung, daß es immer nur ein beschränktes Maß von „Vollendung" sein kann, was dabei erreicht wird, — ebenso relativ beschränkt wie die betreffende Persönlichkeit bei ihrer Geburt ins Leben trat, und daß absolute Vollendung für jeden von uns heute Lebenden noch viele leibliche Wiederverkörperungen erfordert und voraussetzt.

Was nun endlich die Dauer des Lebens nach dem Tode angeht, so ist wohl klar, daß solches Fortleben nicht „ewig" dauert, wie die Christen, Juden, Mohammedaner und „Spiritualisten" glauben; ebenso daß es ein großes Glück für uns ist, daß dies so ist, daß wir unser jetziges persönliche Bewußtsein nicht für immer mit uns fortschleppen müssen, sondern von Zeit zu Zeit wieder in unserer Fortentwickelung zur Vollendung einen frischen, fröhlichen Anfang oder Anlauf nehmen als Kind, und doch zugleich im unbewußten Vollbesitze aller von uns bis dahin erworbenen Errungenschaften bleiben. Es kann sich also nur darum handeln, wie lange das Bewußtsein einer Persönlichkeit nach ihrem leiblichen Tode andauert, bis die betreffende Wesenheit ihren Weltentwickelungsgang in kausaler Folge, als neue Persönlichkeit verkörpert fortsetzen wird.

Gewiß ist dabei, vom monistischen Standpunkte betrachtet, daß in jedem persönlichen Bewußtsein auch nach dem Tode allemal die Wesenheit (Individualität) selbst enthalten ist, und daß nicht etwa diese schon inzwischen einer neuen Empfängnis unterworfen worden sein kann, während das Bewußtsein ihrer letzten Persönlichkeit noch irgendwie im „Himmel" oder in höheren „Sphären" der Vergeistigung sich auslebt. Ob Ausnahmen denkbar sind, in denen eine Wesenheit dieses Ausleben als Persönlichkeit nicht abzuwarten hätte, ehe sie ihren Entwicklungsgang fortsetzen kann — wie dies alle Okkultisten behaupten — das kommt hier nicht in Betracht; denn wenn auf diese Weise wirklich auch die frühere Persönlichkeit (mit durchgehendem Bewußtsein) weiter verkörpert würde, so lebt diese dann doch jedenfalls nicht *gleichzeitig* noch irgendwo und irgendwie in *höheren* Sphären und *anderen* Bewußtseinszuständen fort.

Hinsichtlich des *Zeit*verlaufes, der für das Ausleben einer Persönlichkeit nach dem Tode nötig sein wird, ist es offenbar, daß dieser sich erstlich nach der *Stärke* und zweitens nach der *Höhe* der *Kraftpotenz* richten wird, zu welcher sich die betreffende Persönlichkeit bis zum Zeitpunkt ihres Todes bereits aufgeschwungen hatte.

Je stärker und hartnäckiger also in einem Menschen das Selbstbewußtsein entwickelt ist — und sei es auch in brutalster, selbstischter Weise in die äußeren Interessen der Persönlichkeit versenkt gewesen —, desto *länger* wird solches Bewußtsein andauern können, während in dem einfachen Naturmenschen, der allein dem Augenblicke lebt und selten an

die Zukunft denkt oder etwas von ihr hofft, das persönliche Bewußtsein nur verhältnismäßig kurze Zeit, dasjenige eines Tieres in der Regel gar nicht fortbestehen wird. Sehr viel länger wird dagegen dasjenige Bewußtsein fortdauern, welches sich in fein-geistigen, idealen Bestrebungen entwickelt und zu höheren Errungenschaften in diesen hoch-potenzierten Geistessphären aufgeschwungen hat.

Beide Willens- und Bewußtseins-Richtungen, die höheren und die niederen, die rein geistigen und die persönlichen, obwohl einander entgegengesetzt, können sich möglicherweise doch in einer und derselben Persönlichkeit vereinigt finden; aber freilich wird jede dieser Richtungen ein Fortleben in ganz anders gearteten Zuständen bedingen, von denen die höher-potenzierten, sittlich-geistigen den niedereren, sinnlicheren erst folgen oder doch erst später mehr und mehr überwiegen können. Jene Zustände des höheren Lebens geistiger Vollendung sind die, welche das herkömmliche Sinnbild als „Himmel" bezeichnet. Sicherlich werden diese noch unendlich viel länger andauern müssen als die Zustände mehr sinnlichen Strebens und objektiverer Anschauungsweisen; um ebenso viel länger werden sie währen müssen, als sie höher potenziert denn diese sind. Mögen diese nach unsern irdischen Begriffen Jahrhunderte dauern, so werden jene sich wohl nach Jahrtausenden bemessen können. Bildlich ist auf jene Schillers Wort anwendbar: [1])

„Die Uhr schlägt keinem Glücklichen!"

Aber freilich findet Entwicklung auch in der entgegengesetzten Richtung bis zu einer hochgesteigerten Kraftpotenz statt; wenigstens wird vielfach behauptet, daß es eine solche „raffinierte" Kraftsteigerung in der Richtung des grundsätzlich Bösen, Schädigenden und Verneinenden, des „Teuflischen" gäbe. Denen, die etwa in solcher traurigen Verfassung sich befinden, mag dann allerdings die Zeit ihres Auslebens in dieser ihrer selbst geschaffenen „Hölle" erst recht endlos lang vorkommen. — Sollte dies wirklich jemals statthaben, so wird für uns diese fast unerträgliche Vorstellung jedenfalls dadurch gemildert, daß, wenn ein solches unglückliches Wesen auch nur jemals einen einzigen guten, selbstlosen Gedanken gehabt hat, sei er nun flüchtig oder andauernd gewesen, es auch unfehlbar die kausale Frucht desselben einst in irgend einem kurzen oder dauernden Gefühl der Seligkeit, des „Himmels" einer beglückenden Erinnerung, genießen wird.

Was wir hier als unsere Überzeugung dargestellt haben, stimmt im wesentlichen mit der Symbolik aller großen Religionen, von dem ältesten Ägyptertum bis herab zum Christentum und Mohamedanismus, überein und drückt deren Sinnbilder nur in Formen unserer heutigen Anschauung aus. Am engsten aber schließt sich unsere Darstellung ihrem Wesen nach den Erfahrungen und philosophischen Lehren Indiens an, wie wir denn überhaupt glauben, nicht genug darauf hinweisen zu können, daß sich in der indischen Weisheit recht verstanden, die notwendige Erkenntnis zur Beantwortung aller Fragen nach unserem inneren Wesen findet, ja sogar der Schlüssel zur Lösung des ganzen Welt- und Menschenrätsels.

[1]) „Piccolomini" III, 3.

Der Kongreß für „physiologische Psychologie" in Paris.*)

Paris, 7. August.

Gestern wurde hier der internationale Kongreß für „physiologische Psychologie" unter Beteiligung zahlreicher Gelehrter aller Nationen eröffnet. Die Teilnehmerliste weist über 200 Namen auf. — Die Eröffnungsrede hielt in Verhinderung des Präsidenten, Charcot, Professor Ribot. Obwohl im „Comité de patronage" als Vertreter Deutschlands Preyer, Wundt und Helmholz verzeichnet sind, war weder von ihnen noch sonst jemand von der amtlichen deutschen Wissenschaft zur persönlichen Teilnahme erschienen. An der Eröffnungssitzung nahmen Physiologen, Psychologen, Ärzte, Juristen und Philosophen teil, so u. a. Professor Richet (Paris), Professor Bernheim (Nancy), Professor Liégeois (Nancy), Professor Forel (Zürich), Professor Delboeuf (Lüttich), Professor Espinas (Bordeaux), Professor Jastrow (Wisconsin), Professor Ochorowicz (Warschau), Professor Danilewsky (Charkow), Professor Sikorsky (Kiew), Professor Lapotine (Moskau), Professor Retzius (Stockholm), Professor Grote (Präsident der psycholog. Gesellschaft in Moskau), Prof. Sidgwick (Präsident der psycholog. Gesellschaft in London), Dr. Vechterew (Petersburg), Dr. Rybalkin (Petersburg), Dr. Freund (Wien), Dr. Münsterberg (Freiburg), Dr. Heymans (Berlin), Dr. v. Schrenck-Notzing (psycholog. Gesellschaft in München und Berlin), Dr. Hericourt (Perpignan), Professor Lang (Kopenhagen), Dr. Ericson (Gothenburg, Schweden), Professor Pierre Janet (Havre), Dr. Rioseco (Chili), Professor Lombroso (Turin) ꝛc.

Die Arbeiten des Kongresses teilen sich in drei Sektionen und gemeinschaftliche Vorträge. Sektion A beschäftigt sich mit der Untersuchung der Erblichkeit geistiger Eigenschaften. Ausschuß B bearbeitet auf Anregung der Psychologischen Gesellschaft in London die Statistik der Hallucinationen, besonders das Auftreten derselben bei Gesunden. Die bei weitem interessanteste Sektion C, welche auch die zahlreichsten Teilnehmer hat, beschäftigt sich mit dem Studium des „Hypnotismus", um auf Grund eines internationalen Übereinkommens viele noch gegenwärtig herrschende Unklarheiten zu beseitigen. — Dieser Ausschuß hielt seine erste

*) Wir entnehmen diese Korrespondenz den „Münchener Neuesten Nachrichten" (vom 10. August und 23. September 1889,) an welche dieser Bericht von uns nahestehender Seite eingesandt wurde. Der Herausgeber.

ängere Sitzung am 7. August. Die lebhafte Debatte, welche von Professor Richet und Professor Espinas für die Pariser Schule, von Professor Bernheim, Professor Forel, Professor Liégeois, Professor Fontan für die Nancy-Schule geführt wurde, und zwar zunächst über „die Terminologie“ (über die Bedeutung des Wortes „Hypnotismus“), endigte mit einer vollkommenen Anerkennung der Theorie der Nancy-Schule. Demnach ist die Hypnose nach diesem Übereinkommen:

Ein besonderer psychischer Zustand (nicht pathologisch) hervorgerufen durch Suggestion (Einwirkung). — Unter Magnetismus hat man dagegen, wie durch Abstimmung festgestellt wurde, jenes Gebiet zu bezeichnen, das die unmittelbaren (nicht in ihrer Vermittelung bekannten) Einwirkungen suggestion mentale ꝛc.) umfaßt; diese von Professor Forel und Professor Liégeois vorgeschlagene Terminologie wurde mit großer Majorität angenommen.

Den Vorsitz bei dieser hochinteressanten Sitzung, an der zum erstenmale die nunmehr seit Jahren bestehenden Gegensätze der Pariser und Nancy-Schule durch persönliche Diskussion zum Ausgleich kamen, wurde durch Professor Delboeuf (Lüttich) geleitet.

Die statistischen Nachforschungen sorgfältiger Beobachter über das Vorkommen der Hallucinationen bei Gesunden und die Beziehung wirklicher und telepathischer Hallucinationen zu reellen Fakten ergaben nach dem Bericht Marilliers-Paris (Sitzung des Kongresses am 8. August) für England unter 2038 Antworten 242, für Frankreich unter 345 Antworten 70 als bejahend im Sinne der Frage 1. Indessen betrachtete man diese Untersuchungen als nicht abgeschlossen.

In den weiteren Sitzungen war die Mitteilung Binets (Paris) über Beobachtungen an Personen mit Doppelbewußtsein besonders interessant. Nach ihm ist ein derartiges Individuum bei normalem Tagesbewußtsein nur im stande, Einwirkungen von bestimmter Reizstärke zu apperzipieren, wogegen im Zustande des alternierenden zweiten Bewußtseins bereits Eindrücke von halber Reizstärke zur Wahrnehmung gelangen. Ferner gab die Arbeit von de Varigny (Paris) über das bei einzelnen Personen beobachtete Auftreten von bestimmten Farbenempfindungen bei Gehörswahrnehmungen (audition colorée) Veranlassung zu lebhafter Diskussion, an der sich besonders auch die deutschen Gelehrten Professor Benedikt (Wien) und Dr. Sperling (Berlin) beteiligten.

Einen Beitrag zum Studium der sensoriellen Gehirnrindencentra und ihrer Beziehung lieferte Richet (Physiologe in Paris), indem er einen Hund mit teilweise exstirpiertem Occipitalhirn vorstellte.

Das erst von wenigen Forschern bearbeitete Kapitel des „dramatischen Somnambulismus und seiner Beziehung zur Kunst“ wurde durch Mitteilungen des Dr. v. Schrenck-Notzing (München) bereichert, die sich auf eine Reihe dem Kongreß vorgelegter photographischer Aufnahmen bezogen. — Die Arbeit des nicht beim Kongreß anwesenden Dr. Dessoir (Berlin) über „das Doppel-Ich“ wurde im Excerpt verlesen.

Die ausführlichsten Erörterungen fanden in den längeren Vormittagssitzungen „des Hypnotismus“ statt.

Während Professor Bernheim (Nancy) die Hypnose als Resultat der Suggestion auffaßt, ist Professor Danilewsky (Charkow) geneigt, die Hypnose bei Tieren als eine Art Willensparalyse zu betrachten und Professor Ochorowicz (Warschau), — der, obwohl Anhänger der Pariser Schule, doch die wichtige Bedeutung des Hypnotismus als Heilmittel nicht mehr bezweifeln kann — glaubt, daß die Hypnose bei kleinen Kindern und bei Tieren, sowie die von ihm konstatierten Wirkungen des Magneten nicht zu erklären seien durch Suggestion.

Bernheim (Nancy), Professor Forel (Zürich) u. a. sind jedoch der Ansicht, daß der suggestiv bei Menschen hervorgerufene Schlafzustand etwas durchaus anderes sei, als die Tierhypnose, daß ferner die Wirkungen des Magneten noch eingehenderer Nachprüfungen bedürften und daß Hypnose mit dem Verfahren der Nancy-Schule nur bei Kindern in den ersten Lebensjahren zu erzielen sei, wenn sie einen gewissen Grad von Vernunft erreicht hätten. — Auch das pro und contra der „Suggestion mentale" fand in dieser Diskussion eingehende Erörterung.

Wenn nun auch viele der auf dem ersten internationalen Psychologischen Kongreß erörterten Fragen bei der Lückenhaftigkeit und Unsicherheit unserer psychologischen Kenntnisse heute noch nicht definitiv zu beantworten sind, so wurde doch durch den persönlichen Meinungsaustausch wenigstens auf hypnotischem Gebiet eine Einigung erzielt, indem die Terminologie und das Programm der Nancy-Schule in Bezug auf die praktische Bedeutung des Hypnotismus für die Therapie und Psychologie im wesentlichen allgemeine (durch Abstimmung festgestellte) Zustimmung fand. Die Arbeiten des Kongresses lehren aber ferner, daß die Leistungen der Pariser Schule der Psychologie neue Gebiete erschlossen haben; so ist die vielumstrittene „Suggestion mentale" heute in das offizielle Programm psychologischer Untersuchungen aufgenommen. — Aber auch in anderer Beziehung hat der Kongreß Nutzen gebracht. Um ein ferneres ersprießliches und sich gegenseitig ergänzendes wissenschaftliches Zusammenwirken von Gelehrten verschiedener Nationen auf psychologischem Gebiet, sowie um eine dauernde Verbindung zu anregendem Austausch von Gedanken und Ansichten zu ermöglichen, und um den zweiten 1892 in London stattfindenden Kongreß für „Experimental-Psychologie" vorzubereiten, wurde für die Dauer dieser drei Jahre ein ständiges internationales Comité d'Organisation gewählt, in dem die Nationen in folgender Weise vertreten sind: England: Professor Sidgwick (Cambridge) Präsident des Komitees und zweiten Kongresses, Myers (Cambridge), Galton (London); Frankreich: Professor Ribot (Paris), Professor Richet (Paris), Professor Bernheim (Nancy), Professor Beaunis (Nancy), Gley (Paris), Marillier (Paris), Ferrari (Paris); Rußland: Professor Grote (Moskau), Professor Danilewsky (Charkow), Professor Neigliki (Helsingfors), Professor Ochorowicz (Warschau); Deutschland: Dr. Münsterberg (Freiburg), Dr. Sperling (Berlin), Dr. v. Schrenck-Notzing (München); Österreich: Professor Benedikt (Wien); Italien: Professor Lombroso (Turin). Belgien: Professor Delboeuf (Lüttich); Schweiz: Professor Forel (Zürich); Amerika: Professor James Cambridge).

Sogenannter Spuk.

Ein telepathisches Erlebnis,

mitgeteilt von

Marie Schirmer.

Es war im Herbst 1885. Ich saß abends etwa um 10 Uhr in meinem Wohnzimmer, meine Kinder schliefen und mein Mann war ausgegangen. Während ich so allein war, grübelte ich über eine Angelegenheit, die mir viel Sorge machte.

Da hörte ich das Dienstmädchen der über mir im zweiten Stockwerk wohnenden Familie aus dem Zimmer treten und mit auffallend schlurfenden Tritten über den Hausflur, so daß ich es deutlich hörte, sich nach der Küche begeben. Ich konnte nicht begreifen, warum das Mädchen solche Schuhe anhatte, und mein Erstaunen wuchs, als sie gar anfing, im Hausgange um diese Zeit Kleider auszuklopfen. Plötzlich warf sie einen schweren Gegenstand auf das Treppengeländer; es schien mir, als ob das ein großer Teppich gewesen sein müsse. Jetzt fing das Mädchen an denselben mit solcher Wucht auszuklopfen, daß die Fenster im Hausflur zitterten. Das war mir mehr als auffallend, zumal die Herrin dieses Dienstmädchens sehr strenge war und nachts nie so etwas duldete. Da aber diese Frau zu Hause war, diesen Lärm also, wie ich meinte, selbstverständlich auch hören mußte, und doch nicht dagegen protestierte, so gab ich mich zunächst zufrieden. Dann aber warf das Mädchen den Teppich gar durch das Treppenhaus herunter, so daß er mit einem lauten „Plumps" vor unserem Schlafzimmer niederfiel.

Ich horchte auf, was nun geschehen werde. Das Mädchen machte aber keine Anstalt, den Teppich heraufzuholen und ich fühlte mich natürlich noch viel weniger verpflichtet, denselben hinaufzutragen. Aber weg mußte er.

Ich ging also hinaus in den Flur und rief in den oberen Stock hinauf: „Aber Rosa, holen Sie doch den Teppich hinauf, sonst fällt ja mein Mann darüber, wenn er nach Hause kommt." Keine Antwort; statt dessen schlurfte das Mädchen oben in die Küche, die Thüre mit Gewalt hinter sich zuschlagend. Dieses Benehmen war mir unerklärlich. Ich wollte nun wenigstens den Teppich von der Thüre meines Schlafzimmers entfernen; zu meiner Verwunderung aber fand ich denselben nicht. Ich leuchtete überall umher; nirgends ein Teppich. Indessen öffnete sich oben wieder die Küchenthüre, und wieder schlurfte das Mädchen im Gange umher. Ich rief wieder hinauf, um wenigstens eine Antwort zu erhalten. Sobald ich anfing zu sprechen, stand das Mädchen stille; wenn ich aber geendet, sprach sie kein Wort. Sie begab sich ins Wohnzimmer, die Thüre wieder gewaltsam hinter sich zuwerfend. Über dieses Benehmen war ich geradezu verblüfft.

Nachdem ich die Lampe in das Zimmer zurückgetragen, lehnte ich mich wieder auf dem Vorplatze an den Pfosten des Treppengeländers. Da wurde plötzlich von oben herab wie mit einem Stecken, so wie es

wohl Kinder machen, an den Holzstäben des Treppengeländers herunter gerasselt. Bei mir angekommen, fuhr „es“ mir wie mit der Hand um die Hüfte herum, und ich spürte ganz deutlich den Druck einer Hand; alsdann rasselte es weiter an dem Treppengeländer hinab in den unteren Flur. Ich dachte nun nicht anders, als daß sich jemand einen Spaß mit mir erlaubt habe, holte abermals eine Lampe und ging hinunter. Die Haus- und Hofthüre waren verschlossen; schon war ich im Begriff, in den Keller zu gehen, als mich plötzlich eine solche Angst befiel, daß ich mich zitternd schnell wieder hinauf begab in mein Schlafzimmer.

Kaum war ich dort angekommen, so klapperte „es“ wieder den ganzen Gang entlang an dem Geländer und öffnete auch das Kaminthürchen, von welchem aus damals der Ofen in unserem Schlafzimmer geheizt wurde. Dort befand sich ein kleiner Vorraum, in welchem in der Regel etwas Gartengeschirr stand und in dem kein Mensch sein konnte. Mit unheimlicher Empfindung hörte ich, wie ein Fuß an das Geschirr stieß, wie das Ofenthürchen aufgerissen wurde und ein Gerüttel am Ofen entstand, daß derselbe thatsächlich wackelte. Ich fing an, am ganzen Körper zu zittern; in diesem Augenblick aber wurde die Hausthüre aufgeschlossen. Mein Mann kam nach Hause, und ich erzählte ihm nun in größter Aufregung diese seltsame Geschichte.

Das Klappern am Treppengeländer hörte ich dann später nochmal, wie auch starkes Klopfen an der Zimmerthüre. Obwohl ich stets schnell öffnete, konnte ich doch nicht das mindeste sehen, — aber das Rasseln machte fort bis an das Ende des Geländers. Selbstverständlich forschte ich das Dienstmädchen aus; aber dieses wußte offenbar von der ganzen Sache nichts und hatte den Hausflur gar nicht betreten. —

* * *

Nachschrift des Herausgebers.

Zu dieser Mitteilung geht uns von Herrn Kiesewetter folgender Erklärungsversuch zu, um dessen willen wir hauptsächlich uns veranlaßt sehen, diese Einsendung hier abzudrucken (H. S.):

„Es ist dies wahrscheinlich eine von dem träumenden Mädchen ausgehende Spukwirkung. Im Traume besorgte dasselbe seine gewöhnlichen Geschäfte und zwar vielleicht ärgerlich, weil es Verdruß gehabt haben mochte. Es ließ nun seinen Groll durch Werfen des Teppichs, Rütteln u. s. w. im Traum aus und wurde dabei, wie Träumenden häufig begegnet, fernwirkend. Oder aber es beeinflußte im Traum magnetisch die durch Sorge u. s. w. erregte Psyche der Frau Schirmer, so daß dieselbe durch Gedankenübertragung den ihr nicht zum vollen Bewußtsein kommenden Traum des Mädchens dunkel empfand und in äußere Wahrnehmungen umsetzte. Für ein zwischen den beiden Psychen bestehendes magnetisches Verhältnis (Rapport) spricht auch das scheinbare Stillstehen des Mädchens, dessen träumende Psyche die Einwirkung von seiten der Frau Schirmer gleichfalls empfindet.“ [1])

Carl Kiesewetter.

[1]) Ein ähnlicher Fall findet sich von Herrn Wittig im Februarheft 1886 der „Psychischen Studien“ beleuchtet.

Rundschau in der Tagespresse.

Von

Daniel von Klarbach.

III.[1])

Es war zu erwarten, daß je mehr die Erörterung okkulter Seelenvorgänge in der Tagespresse Platz greift, um so schneller auch die belletristische Verwertung der „Wunder" des Hypnotismus, Somnambulismus ꝛc. sich einstellen werde. In Frankreich giebt es bereits eine kleine Romanlitteratur, die hierher zu zählen ist, und auch bei uns hat man angefangen, diesen dankbaren Stoff auszubeuten — leider selten mit Geschick. Es ist ja natürlich, daß sich schriftstellerische und poetische Begabung und wissenschaftlichforschender Sinn selten in einer Persönlichkeit vereinigt finden, und das müßte hier unbedingt der Fall sein, wenn nicht etwa entweder eine wissenschaftlich angehauchte, aber im übrigen ungenießbare Stilübung oder auf der anderen Seite ein poetisches Märchen entstehen soll, dem jede wissenschaftliche Basis mangelt. Zur Zeit ist, uns wenigstens, nur ein Schriftsteller bekannt, der den Gegenstand völlig beherrscht und dabei genug dichterische Begabung besäße, um in dieser neuen Form populär zu wirken. Wir meinen Carl du Prel, der nicht nur wissenschaftliche Bücher, sondern auch ein sehr anregendes Reisetagebuch „Unter Tannen und Pinien" geschrieben hat. Ein soeben im Verlag der Akademischen Monatshefte in München erschienenes Werkchen von ihm, „Das hypnotische Verbrechen und seine Entdeckung", ein wahres Vademekum für jeden Juristen und Psychologen, dessen eingehende Würdigung wir gerne einer Feder aus diesen Fächern überlassen, leitet so recht zum psychologischen Roman, zum Verbrecher-Roman — in einem höheren Sinne — hinüber, der, auf Grund einer modernen, künftigen Experimental-Psychologie, noch ungeschrieben ist, aber wohl nicht bleiben wird.

Die oben ausgesprochenen Bedenken treffen freilich in dem Falle nicht zu, wenn es sich um die schlichte Erzählung eines wahren, in unserm Sinne interessanten Ereignisses, und nicht um dichterische Erfindung handelt.

[1]) Vergl. Septemberheft der „Sphinx" 1889.

In diesem Falle wird und muß der sachliche Hintergrund für die oft mangelnde ästhetisch ansprechende Form entschädigen. Mitunter findet sich übrigens die entsprechende Form von selber ein. So liegt z. B. im „General-Anzeiger für Elberfeld-Barmen" (Nr. 150 und 151) eine „unheimliche Geschichte von Benjamin Becher — Nummero Drei" — vor uns, die so anspruchslos erzählt ist, wie man eben nur ein wirklich erlebtes Ereignis erzählen kann. Es ist uns leider nicht verstattet, sie in ihrer ganzen Ausführlichkeit hieher zu setzen, nicht nur weil der Nachdruck verboten ist, sondern schon ihres Umfangs wegen. Ich kann es mir aber nicht versagen, die für uns entscheidenden Stellen wiederzugeben. Die kleine Geschichte spielt in den Töpferwerkstätten von Worcestershire. Ein braver Arbeiter derselben, Georg Barnard, liebt Leah, die Tochter eines Bleigießers. Er findet Gegenliebe, bis ein junger Franzose, Louis Laroche, in den Werkstätten erscheint und das Mädchen bethört und ihrem Liebhaber abspenstig macht. Dieser aber verschwindet eines Nachts, und die Geschichte jener Nacht, wie sie der einzige Augenzeuge, damals ein junger, dem Georg Barnard anhänglicher Bursche erzählt, läßt die Frage offen, ob Barnard von Laroche in den Hochofen geworfen wurde oder ob er selbst diese gräßliche Erlösung aus seinen eifersüchtigen Qualen gesucht hat. Wir lassen nun dem Erzähler das Wort:

„Wie lange mein Schlummer währte, weiß ich nicht, ich hatte am Tage einen weiten Weg gemacht und schlief sehr fest, erwachte aber plötzlich mit einem Schreck und sah, als ich aufblickte, Georg Bernard auf einem Stuhle vor der Ofenthür sitzen, so daß das Feuer ihm gerade ins Gesicht schien. Tief beschämt, daß er mich schlafend gefunden hatte, sprang ich auf. Aber auch er erhob sich sofort, wendete sich, ohne mich zu beachten, um, und ging in den Nebenraum.

„Seien Sie mir nicht böse, Georg!" rief ich, und eilte ihm nach — „Die Formen sind nicht hinein geschoben. Ich wußte, daß die Hitze noch zu groß war und erst halb —"

Die Worte erstarben auf meinen Lippen. Ich war ihm von dem ersten Gemache ins zweite, vom zweiten in das dritte gefolgt, und im dritten verlor ich ihn plötzlich aus den Augen!

Ich konnte meinen Sinnen nicht trauen, öffnete die Thür, die nach dem Hofe führte, und sah hinaus, er war aber nirgends zu sehen. Ich ging nun die Brennhäuser herum, suchte hinter den Öfen, lief nach dem Comptoir hinüber, rief wieder und wieder seinen Namen, es blieb aber alles dunkel, schweigend und einsam, wie zuvor.

Dann erinnerte ich mich, daß ich ja das äußere Thor verriegelt hatte, und daß er unmöglich, ohne zu klingeln, hineingekommen sein könne. Allmählich begann ich meinen eigenen Augen zu mißtrauen und glaubte selber, daß ich nur geträumt hatte."

Georg erschien nicht wieder. Die nächste Nacht saß der Erzähler wieder wachend und lesend bei den Öfen.

„Der Titel des Buches ist mir noch heute erinnerlich. Es hieß: „Bovellers Kunst zu angeln"; und enthielt kleine, grobe Holzschnitte von allerlei künstlichen Fliegen, Haken und andern Angelgerätschaften. Ich vermochte meine Gedanken aber nicht zwei Minuten darauf zu richten und gab es zuletzt verzweifelt auf, bedeckte mein Antlitz mit den Händen und verfiel in banges, tiefes, schmerzliches Grübeln. Damit war eine lange Zeit — wohl mehr als eine Stunde — vergangen, als mich

ein leises, klägliches Geheul von Capitain, der zu meinen Füßen lag, daraus aufschreckte. Ich sprang hastig, gerade wie in der vorhergehenden Nacht, auf, und mich überkam dasselbe Entsetzen. Vor mir saß wirklich Georg Barnard, in derselben Stellung und an demselben Platze, mit dem Feuerschein wie gestern abend auf seinem Gesichte!

Bei diesem Anblick überkam mich ein noch entsetzlicheres Gefühl, als das Grauen des Todes, und die Zunge schien mir im Munde gelähmt. Darauf erhob er sich, wiederum wie in der vorigen Nacht, oder schien sich wenigstens zu erheben und ging in den anstoßenden Raum. Mich zwang, wenn auch widerstrebend, eine unwiderstehliche Macht, ihm zu folgen. Ich sah ihn das zweite Gemach durchschreiten — die Schwelle des dritten betreten — gerade auf den Ofen zugehen — und dort stehen bleiben. Da, zum erstenmale, wendete er sich, indem ihn der rote Feuerschein, der der geöffneten Thür des Ofens entströmte, ganz übergoß, zu mir und sah mir gerade ins Gesicht. In demselben Augenblicke schien seine ganze Gestalt und sein Antlitz zu erglühn und durchsichtig zu werden, als ob das Feuer in ihm und rings um ihn her brannte — und in diesem Zustande näherte er sich dem Ofen mehr und mehr und verschwand endlich! Ich stieß einen gellenden Schrei aus, versuchte aus dem Gemache zu taumeln, fiel aber, ehe ich die Thür erreichen konnte, bewußtlos nieder.

Als ich die Augen wieder aufschlug, begann es bereits zu tagen, die Ofenthüren waren alle, wie ich sie bei meinem letzten Umgange verlassen hatte, geschlossen, der Hund schlief in meiner Nähe ganz friedlich, und die Arbeiter klingelten um Einlaß am Thore."

Er erzählte seine Erlebnisse von Anfang bis zu Ende und wurde selbstredend von allen seinen Zuhörern verlacht. Als es sich aber herausstellte, daß seine Aussagen sich niemals änderten und daß Georg Barnard vor allem nicht wiederkam, begannen einzelne die Sache ernster in Erwägung zu ziehen, und unter ihnen befand sich auch der Fabrikherr. Er verbot, daß der Ofen gereinigt wurde, zog einen berühmten Chemiker zu Rate und ließ die Asche genau untersuchen. Das Resultat war folgendes: Man fand, daß die Asche ganz von einer Art fettiger, animalischer Substanz durchdrungen war. Ein großer Teil der Asche bestand aus verkohlten Knochen. Ein halbrundes Stückchen Eisen, das unbedingt am Absatze eines dicken Männerstiefels gesessen hatte, wurde halb verglüht in einer Ecke des Ofens gefunden. Daneben lag ein Knochen, der noch seine ursprüngliche Form soweit beibehalten hatte, daß er als Schienbein kenntlich war. Er war indessen so vollständig verkohlt, daß er bei der leisesten Berührung in Asche zerfiel.

Nach diesen Ergebnissen zweifelten nur wenige daran, daß Georg Barnard meuchlings ermordet und seine Leiche in den Ofen geworfen sei. Der Verdacht fiel auf Louis Laroche. Er wurde verhaftet, eine gerichtliche Untersuchung angestellt, und alle mit dem Abende, an dem der Mord verübt worden war, in Verbindung stehenden Thatsachen genau erforscht und festgestellt. Aber alle Nachforschungen vermochten dennoch nicht, Laroches Schuld sicher zu beweisen. Er verließ gleich am Abende seiner Freilassung den Ort mit dem Schnellzuge und ließ sich nie wieder in der Gegend sehen. —

Gewiß ein gut dargestelltes Beispiel von dem, was man früher als

retrospektives „Zweites Gesicht" auffaßte und heute als telepathisches „Phantasma eines Verstorbenen" bezeichnet.[1])

In den „Münchener Neuesten Nachrichten" fanden wir unlängst eine nicht uninteressante Erzählung, wie Josephine Beauharnais, im Jahre 1790 im Karmeliterkloster eingekerkert, von dem Schicksal ihres Gatten Kunde erhält und zwar durch Duvivier, einen Schüler Cagliostros und dessen „Medium", ein siebenjähriges Töchterchen des Kerkermeisters, welches, durch Hinstarren auf eine gefüllte Wasserflasche hellsehend, den General von Beauharnais sich in einem fernen Gemache auf den Tod vorbereiten sieht. Die historisch wahre Geschichte führt in dem genannten Blatte den lächerlichen Titel „Eine spiritistische Sitzung im Revolutionskerker". Spiritistisch ist bei gewissen Leuten alles, was über ihren Alltagshorizont geht, auch wenn es mit sogenannten „Spirits" gar nichts zu thun hat.

Zum Schlusse unserer heutigen „Rundschau" möge noch erwähnt sein, daß kürzlich das bekannte „Bayerische Vaterland" Dr. Sigls einen durch zwei Nummern gehenden Aufsatz über Schopenhauer unter dem Titel „Ein nationaler Götze" gebracht hat. Derselbe läßt an Verdrehung der Thatsachen und Albernheit alles hinter sich, was auf diesem Felde geleistet werden konnte. Ganz abgesehen davon, daß Schopenhauer (leider, möchten wir sagen) als nichts weniger denn als ein „nationaler Götze" bezeichnet werden kann — jeder Tag bringt uns neue Beweise, daß er entweder nicht gelesen oder mißverstanden wird — geht man in diesem Artikel der Schopenhauerschen Ethik anscheinend scharf zu Leibe, bringt aber nichts zu stande als eine Sammlung von teils eigenen teils Schopenhauerschen Kraftausdrücken, wie sie freilich sich, auf einem Platze zusammengetragen, kräftig genug ausnehmen müssen. Die Pointe bildet der angebliche Haß Schopenhauers auf das Christentum. Der Verfasser hat natürlich keine Ahnung, daß vielleicht die schönsten Worte, die ein moderner Philosoph über das Christentum gesagt hat, von Schopenhauer stammen. Wie gut übrigens der Schreiber dieser ganz vom Zaun gebrochenen Schmähschrift den gemaßregelten Philosophen kennt, beweist der kleine, aber „tief blicken"-lassende Umstand, daß er nicht einmal dessen Namen zu schreiben weiß. Er schreibt ihn nämlich konsequent Schoppenhauer. Um das Wesen der Schopenhauerschen Philosophie und insbesondere die ethische Bedeutung derselben gründlich verkannt zu sehen, braucht man übrigens nicht erst unsere ultramontanen Blätter zu lesen. Wissenschaftliche und nichtwissenschaftliche Blätter und Zeitschriften leisten hierin jahraus jahrein noch Haarsträubendes. Da ist es dann freilich kein Wunder, daß der größte Philosoph unseres Jahrhunderts noch immer kein Denkmal hat. Oder sollte in unserem denkmalwütigen Jahrhundert gerade darin seine Auszeichnung bestehen?

---

[1]) Vgl. Proceedings des S. P. R. Vol. V, Part. XIV, London, June 1889. S. 403 ff.

Eine möglichst allseitige Untersuchung und Erörterung übersinnlicher Thatsachen und Fragen ist der Zweck dieser Zeitschrift. Der Herausgeber übernimmt keine Verantwortung für die ausgesprochenen Ansichten, soweit sie nicht von ihm unterzeichnet sind. Die Verfasser der einzelnen Artikel und sonstigen Mitteilungen haben das von ihnen Vorgebrachte selbst zu vertreten.

Kürzere Bemerkungen.

Suggestion bei Thieren.

Auf meine Tierbeeinflussung im Februar-Hefte zurückkommend, möchte ich Ihnen noch einen Fall meiner neuesten Beobachtung mitteilen. Bei einer Wasserfahrt von einem Platzregen überrascht, suchten wir Unterschlupf am Lande und begaben uns nach überstandenem Unwetter wieder ins Boot zurück, in welchem sich einige Frösche eingefunden. Sie sprangen meist bei unserem Eintritt ins Fahrzeug über Bord, nur zwei blieben sitzen und krochen auf der Bootskante umher, worauf ich meine neben mir sitzende Schwägerin aufmerksam machte. „Paß mal auf!" sagte ich zu ihr, „der häßliche Frosch kann den anderen ins Wasser nachspringen." Ich redete ihn daraufhin an, und er that, wie ihm geboten wurde. Nun wendete ich mich an den noch sitzen gebliebenen, niedlichen Frosch, fixierte ihn und sagte: „Hier spring in meine Hand, ich will dich ans Land setzen." Das Tierchen sah mich ganz starr an, duckte sich und sprang mit einem weiten, trefflich gezielten Sprung in meine ihm dargebotene flache Hand, saß dort regungslos stille, als wärme es sich; und nach einem Weilchen warf ich ihn, wie gesprochen, ans Ufer ins Gras. Ich war selber erstaunt über solches Resultat, da ich meinen Willen gar nicht besonders auf die Erreichung desselben gerichtet hatte, sondern nur einer momentanen Laune folgte. **Hans von Bender.**

Mesmerismus und Spiritismus.

Als Anhang zu meiner Skizze des modernen Mesmerismus will ich hier ein paar Notizen über die Beziehungen jener Ansichten zu den sog. mediumistischen Erscheinungen zusammenstellen, die für etwaige Arbeiten nach dieser Richtung hin vielleicht zu beachten wären.

Bereits du Potet[1]) erzählt folgende Geschichte: Ein Künstler aus Reims, der eine schwere Nervenkrankheit überstanden hatte, hörte deutlich, wenn er sich zur Ruhe niedergelegt hatte, am Fußende des Bettes, in der Rückwand, kleine scharfe Klopftöne. Das Phänomen wurde von den Nachbarn und auch vom Arzt konstatiert, welcher letztere das Medium neben sich in einem anderen Bette hatte schlafen lassen. Ein Ingenieur aus Rouen, der zwecks Einführung der Gasbeleuchtung nach Reims gekommen war und ebenfalls Zeuge der seltsamen Vorgänge wurde, hatte

[1]) Manuel de l'étudiant magnétiseur, S. 201.

den Einfall, an die große Zehe des Patienten einen Messingdraht zu befestigen und das andere Ende desselben in eine Salzlösung zu tauchen. Die Klopftöne verschwanden sofort und nach einer mehrtägigen „Behandlung" dieser Art war der Patient endgültig geheilt.

Ähnliche Angaben zu gunsten einer elektrisch-magnetischen Erklärungsweise des Tischklopfens finden sich bekanntlich in der älteren Litteratur nicht selten. So stellt Chevillard[1]) die wohl etwas kühne Behauptung auf, man brauche den Tisch bloß mittels eines Kupferdrahtes mit dem Boden zu verbinden, um jedes Klopfen zu inhibieren. Herr de Rochas[2]) hat einen analogen Versuch durch Suggestion gemacht.

Was die sog. Levitation anlangt, so ist dieselbe meines Wissens in exquisiter Form freilich nur bei einem spiritistischen Medium, nämlich Home, beobachtet worden, aber diese Beobachtungen scheinen auch nach der neuerlichen Kritik der S. P. R. einen gewissen Wert zu besitzen, und zweitens sind Levitationen in der älteren Magie sehr häufig. Die Magnetiseure[3]) versichern nun, daß man Gegenstände durch Mesmerisieren leicht und schwer machen könne, und berichten gelegentlich Experimente wie das folgende. Charpignon[4]) hatte an einem Sujet bemerkt, daß es auf Wunsch allen seinen Bewegungen folgte, und er beschloß daher, nach einigen Vorübungen eine vollständige Erhebung zu versuchen. „Ich hielt meine Hände zwei oder drei Zoll über den Bauch, führte sie in die Höhe und der ganze Körper hob sich und blieb schweben." Zur Erklärung führt de Rochas (S. 364) folgendes aus. „Ich habe festgestellt, daß die natürlichen, horizontalen Ströme ihren Leitungssinn schon dadurch ändern, daß das Individuum den Atem anhält. Nun ermöglichen gerade dadurch die Orientalen ihre Levitationen, und es ist keineswegs widersinnig anzunehmen, daß in gewissen Fällen die dem großen Erdstrom parallelen und jetzt gegensinnigen Ströme mit solcher Kraft abgestoßen werden, um das Körpergewicht überwinden zu können."

Ein Dr. Collongues[5]) will ebenso wie Baréty gesehen haben, daß die Fingerspitzen auf eine Nadel aus Holundermark und Messing eine Fernwirkung ausüben, und das Phänomen einer Magnetisierung von Stahlstücken durch einfache Berührung gewisser Personen, wird von Despine, Burdach und Lafontaine bezeugt. Die Analogie mit Zöllners Experimenten an Slade springt in die Augen.

Um Mißverständnisse zu vermeiden, bemerke ich, daß es mir durchaus fernliegt, für die Zuverlässigkeit der reproduzierten Beobachtungen oder die Thatsächlichkeit der geschilderten Erscheinungen irgendwie einzutreten.

Max Dessoir.

---

[1]) Etudes sur le magnétisme animal, S. 49.

[2]) Les forces non définies, S. 157. — Das Buch ist übrigens ebenso wie das von Ochorowicz zur Lektüre anzuempfehlen.

[3]) Mirville, Des esprits, S. 300. Dagegen freilich Lafontaine, L'art de magnétiser, S. 249.

[4]) Physiologie, médecine et métaphysique du magnétisme, S. 73. Ein Herr Bourgignon, Kaufmann in Dijon, bestätigt das Erzählte in einem Brief vom 5. Sept. 1840.

[5]) Le Bioscope, S. 19. Paris, 1874.

Die „Macht des Gemütes".

In dem Tageblatte „Kurjer Warszawski", welches die gelesenste Warschauer Zeitung ist und in der kleineren Tagespresse den ersten Rang einnimmt, finden wir in der Nr. vom 19. Juli d. J. unter den Lokalnachrichten den hier in wörtlicher Übersetzung wiedergegebenen Absatz. Es sei hierzu bemerkt, daß der „Warsch. Kourrier" eine sorgfältig gehaltene Zeitung ist und einen gut eingerichteten Reporterdienst besitzt. Der Schauplatz des in Rede stehenden Ereignisses ist das Städtchen Grodzisk, Station der Warschau-Wiener Eisenbahn, ca. 29 Kilometer von Warschau entfernt.

„Während einer in Grodzisk entstandenen Feuersbrunst fand folgendes in der Chronik der „Wunderheilungen" als selten notierte Ereignis statt.

Mme. O., die Frau eines Bahnbeamten, war seit einigen Jahren paralysiert und konnte nur auf einem Wagen von Ort zu Ort fortbewegt werden. Die Ärzte hatten keine Hoffnung, sie zu heilen.

Während ihres Aufenthaltes in Grozisk unter der Pflege eines Kammermädchens, welches sich niemals von der Kranken entfernte, blieb Frau O. augenblicklich allein Zimmer.

Gegenüber dem Fenster sitzend, erblickte Frau O. plötzlich ins Zimmer dringende Rauchwolken, und nach kurzer Weile umgaben Feuerzungen Thüre und Fenster und drohten auch die Möbel zu ergreifen. Die von der Dienerschaft verlassene Frau O. hatte keine Kraft, um Hilfe zu rufen, die Stimme erstarb ihr auf den Lippen, aber als das Feuer sich immer mehr näherte, richtete sich die paralisierte Frau plötzlich auf, lief zur Kommode, nahm ihre Wertschatulle und sprang durchs Fenster heraus.

Jedermann hatte geglaubt, daß man aus dem Feuer nur noch den verkohlten Leichnam der Frau O. herausbekommen werde; es erschien daher wie ein Wunder, als man die Kranke durch den Volkstumult eilen sah.

Frau O. verdankt also die Veranlassung ihrer Heilung der Feuersbrunst, und thatsächlich der Nervenerschütterung und Reaktion, welche der Schrecken in ihr hervorrief." v. W.

Ein symbolischer Wahrtraum.

Vor sechs Jahren besaß ich ein Söhnchen, das schwächlich zur Welt kam, und während 1¼ Jahren stets leidend und kränklich war. Mein Herz hing dessen ungeachtet zähe an der Hoffnung, das Kind dennoch aufzubringen, obwohl gegen Ende des 15. Monats sich immer schlimmere Symptome zeigten.

Nach vielen schlaflosen Nächten schlummerte einmal — es war am 27. Juni 1883 — das Kind auffällig ruhig und sanft, und auch mich umfing, infolge der langen Schlafentbehrung, bald ein fester Schlaf. Es mochte gegen Mitte der Nacht sein, da war mir, als würde ich durch eine sanfte Berührung geweckt; es gelang mir aber nicht, ganz zu mir zu kommen und dennoch war mir, als hätte ich die Augen offen. Ich erblickte vor meinem Bette, in gleicher Höhe mit demselben, mein Söhnchen in der Luft schwebend, oder besser gesagt, stehend, das Ganze von einem eigenartigen Lichtschein umflossen, des Kindes Augen mit einem wehmutsvollen Ausdruck auf mich gerichtet, die Gestalt weiß gekleidet und wie aus einer durchsichtigen Masse gebildet. Ein unsagbares Weh ergriff meine Seele, als ich mein Kind so erblickte. Mit diesem Gefühl kam ich auch

ganz zu mir und wandte mich erschreckt und besorgt zum Bettchen des Knaben, das neben dem meinen stand. Das Kind schlummerte noch ruhig. Drei Tage darauf — am 30. Juni — entriß es mir der Tod.

Bertha Mutschlechner.

Fluchwirkung.

In der Trauerrede, welche der nachmalige Fürstbischof von Diepenbrock am 3. August 1841 dem verstorbenen Bischof von Regensburg Franz Xaver v. Schwäbl hielt, heißt eine Stelle:

„Bei aller Milde war er (Bischof Schwäbl) doch unnachsichtig strenge in Abstellung von Ärgernissen und Mißbräuchen, und ließ sich durch keinen Spott, keine Drohung davon abschrecken; und es machte einen unvergeßlich ernsten Eindruck in der Gemeinde, als er einst zweien ledigen Weibspersonen, die bei einer Prozession großes Ärgernis gaben und seine Zurechtweisung mit frechem Spott verhöhnten, mit dem Strafgericht Gottes drohete, und beide wenige Wochen danach plötzlich starben." (Nach den Mitteilungen seines damaligen Kaplans, des Pfarrers zu Egglkofen, Herrn Franz Serap Hägelsperger.)

In der Lebensgeschichte von Beate Paulus von Philipp Paulus[1]) heißt es:

„Im dritten Jahr des Aufenthalts der Großmama in Münchingen (Württemberg) bei ihrem Vater, dem bekannten Pfarrer Flattich, verheiratete sich die letzte Tochter Flattichs, Friederike, an den Pfarrer Schmid in Gächingen. Der achtzigjährige Vater hielt ihr die Hochzeitpredigt und sprach in derselben den Wunsch aus, „Gott möge es seiner Tochter und ihrem Gatten nicht zu gut gehen lassen."

Dieser Wunsch ging nur zu bald in Erfüllung. Ihre zwei Kinder, die sie bekam, durfte sie nicht behalten; es wurde keines über zwei Jahre alt, und ihren Gatten verlor sie schon nach dritthalb Jahren nach einem langen schmerzhaften Krankenlager. Kaum war aber die so früh verwitwete, kinderlose Tochter Flattichs in ihres Vaters Haus zurückgekehrt, so brach auch dessen Kraft. Der 83jährige Greis wurde zu seinen Vätern versammelt.

Meta Wellmer.

Omen.

Aus Dr. Adolf Sydow, ein Lebensbild, den Freunden gewidmet von Marie Sydow[2]) entnehmen wir folgende Notiz:

„Als am 21. September 1806, dem Tage, an dem Friedrich Wilhelm III. zum Heer abreiste (gegen Napoleon I., Schlachten bei Jena und Auerstädt), bei ganz windstillem Wetter vom Berliner Zeughause die Bellona herabstürzte und den Arm brach, pflanzte sich die Nachricht dieses bösen Omens pfeilschnell bis Charlottenburg fort und „unser Vater trat mit so bestürzter Miene ins Zimmer, als sei bereits eine Schlacht verloren."

M. W.

Was ist die Seele?

Diese Frage, welche man als den Inbegriff des Menschenrätsels bezeichnen könnte, erörtert in ganz vortrefflicher, sachgemäßer Weise ein Artikel des neuesten (14.) Bandes von Meyers Konversationslexikon. Dort heißt es (S. 808);

[1]) Stuttgart, Chr. Belser'sche Verlagsbuchhandlung, 1874.
[2]) Berlin, G. Reimer, 1885, S. 9.

Seele, im gewöhnlichen Sprachgebrauche das innere Thätigkeitsprinzip eines lebendigen Wesens, wird in diesem Sinne sowohl von dem leblosen Körper als von dem vernünftigen Geiste unterschieden. Im wissenschaftlichen Sprachgebrauche, und zwar sowohl derjenigen, welche die Existenz der Seele leugnen, als jener, welche sie zulassen, bedeutet das Wort den einheitlichen, realen, aber immateriellen Träger der psychischen (oder Bewußtseins-) Phänomene (Vorstellen, Fühlen, Begehren und Wollen), das sich zu diesen verhält wie die Materie zu den physischen (oder Natur-) Phänomenen (physikalischen, chemischen und biologischen Prozessen). Gegenstände, an welchen Bewußtseinserscheinungen wahrzunehmen sind (wie der Mensch, das Tier, nach einigen, z. B. Fechner, auch die Pflanze), werden beseelt genannt. Diese Bezeichnung wird auch auf an sich leblose Dinge (Berge, Flüsse, Quellen, Gesteine, ja auf das ganze Weltgebäude) übertragen, wenn denselben, wie in den dichterischen, phantastischen und schwärmerischen Anschauungen der Mythologie des Animismus und des Fetischismus sowie des Spiritismus geschieht, fälschlich Bewußtseinsakte (Intelligenz, Gemüt, Wille) angedichtet werden (Berg- und Quellgeister, Astralgeister, Weltseele ꝛc.).

Dies ist alles sehr richtig bis auf das Wort „Spiritismus", was hier nur den Verfasser dieses Artikels als der Lehren des modernen empirischen Spiritualismus oder Spiritismus unkundig erkennen läßt. Wir als Okkultisten sind allerdings sehr geneigt, in gewissem symbolischen Sinne solche Behauptungen gelten zu lassen. Die Spiritisten aber stellen solche Belebtheit der Natur sehr entschieden in Abrede und führen — was wir allerdings für einen Irrtum halten — alle übersinnlichen Vorgänge auf die Einwirkung verstorbener Menschen zurück.

Nach einem kurzen Exkurse über den kulturgeschichtlichen „Kampf um die Seele" stellt unser Artikel in folgender übersichtlicher Weise die Gründe gegen und für die Annahme der Seele zusammen:

Gegen dieselbe spricht:

1. Daß allerlei angeblich durch Bewußtseinsakte (Vorstellung und Willen) hervorgebrachte Bewegungen (welche sonach auf eine Seele schließen lassen,) bei näherer Betrachtung sich als bloß mechanische Vorgänge (sog. Reflexbewegungen) erwiesen haben (Einwurf des Mechanismus);

2. daß sich sämtliche angeblich psychische Phänomene als physische aus einem materiellen Substrakt (das Denken als Funktion des Gehirns, wie das Verdauen als Funktion des Magens, die Einheit des Bewußtseins als „Resultierende" aus den in verschiedenen Teilen des Substrats vor sich gehenden Prozessen) erklären lassen, wodurch die Annahme der Seele überflüssig wird (Einwurf des Materialismus);

3. daß es zur Erklärung sämtlicher psychischer Phänomene zwar eines ideellen Trägers (des Ichs), aber keines realen (der Seele) bedürfe (Einwurf des Idealismus).

Für dieselben sprechen a) als negative Gründe:

1. Daß, solange nicht alle für psychisch gehaltenen Phänomene als physische (nicht alle angeblich willkürlichen Bewegungen als bloße Reflexbewegungen) erwiesen sind, der Unterschied zwischen seelenlosen und beseelten Dingen fortbesteht (gegen den Mechanismus). [Mehr noch: Reflexbewegungen finden in einem toten Körper überhaupt nicht statt, also eben auch nicht ohne Anwesenheit der Seele. (H. S.)]

2. Die Einheit des Bewußtseins ist eine Thatsache, die sich aus einem materiellen Substrat desselben als „Resultierende" nicht erklären läßt, da ihr zu dieser Vergleichung unter obiger Annahme der hauptsächlichste Vergleichungspunkt, ein gemeinschaftlicher Angriffspunkt der „Komponenten", fehlen würde (nach Lotze, gegen den Materialismus);

3. der ideale angebliche Träger sämtlicher Bewußtseinsphänomene, das Ich, ist jetzt nichts weiter als ein Bewußtseinsphänomen (Ich-Vorstellung, Selbst-Bewußtsein), das zu seiner Existenz eines realen Trägers des Bewußtseins (einer Seele) und der Wechselwirkung der inneren Zustände desselben (der elementaren psychischen Vor-Vorgänge: Empfindungen 2c.) bedarf (gegen den Idealismus).

b) Als positive Gründe:

1. Die Sinnesempfindungen (des Gesichts, Gehörs 2c.) als intensive und die in den Sinnesnerven (des Auges, des Ohres 2c.) vor sich gehenden Bewegungen als extensive Vorgänge sind unter einander (ihrem Inhalte nach) völlig unvergleichbar;

2. dieselben korrespondieren einander zwar, so daß dem psychischen Vorgange (Empfindung) ein gewisser physischer (Bewegung, Nervenreiz) entspricht; aber sie sind weder identisch (Empfindung = Bewegung) noch verschiedene „Seiten" eines Dritten und lassen sich daher auch nicht auf ein und dasselbe Substrat zurückführen;

3. die Einheit des Bewußtseins ist eine Thatsache, welche nur unter Annahme eines atomistisch beschaffenen Seelenwesens (Seelenatom, Monade, einfaches Reale) begreiflich wird.

Die Verwertung des auf diesem Wege gewonnenen Begriffes der Seele, um die erfahrungsmäßig gegebenen Bewußtseinsphänomene zu erklären und allgemein gültigen Gesetzen zu unterwerfen, ist Sache der Psychologie. H. S.

Die Ekstasen des Menschen.

In seinem 1888 von Dr. Teuscher ins Deutsche übersetzten umfangreichen Werke „Die Ekstasen des Menschen"[1]) giebt uns der bekannte Anthropologe Paul Mantegazza eine Übersicht über alle Arten der Ekstasen. Der Verfasser unterscheidet 3 Gruppen von Ekstasen nach der Art ihres Ursprungs: Ekstasen der Zuneigung (Geschlechtl. Liebe, Familienliebe, Freundschaft 2c.), Ästhetische Ekstasen (Ekstasen der Gestalt und Form, der Symmetrie, der Musik 2c.) und Intellektuelle Ekstasen (Ekstasen der Eroberung der Wahrheit, des Schaffens, der Beredsamkeit, der Macht, der That, metaphysische Ekstasen). — Während wir über den Ursprung des Außersichseins (ἔκστασις) keine befriedigende Erklärung bekommen, verherrlicht die schwungvolle poetische, manchmal sogar zu blumenreiche und bombastische Schilderung hauptsächlich die Physiologie des Vergnügens, die Empfindungen der Lust und Liebe in ihrem Superlativ. Dieses Hohelied der Lebenslust, der Wonnegefühle, endigt mit dem Refrain: „Fluchen wir dem Leben nicht, denn es ist hoher Gefühls-, Kunst- und intellektueller Ekstasen fähig. Es giebt Minuten, welche Jahrhunderte aufwiegen und die Erinnerung daran erfüllt ein 100jähriges Leben mit sanftem Glück. Fluchen wir keiner Ekstase, sie sei religiös, intellektuell, mystisch oder dem Gefühl zugehörig. — Keinem Menschen ist je ein Sonnenstrahl oder eine Stunde der Ekstase versagt worden." E.

Schwindsucht und naturgemäßes Leben.

Daß wir die naturgemäße (vegetarische) Lebensweise für eine unerläßliche Vorbedingung zu aller höheren sittlich-geistigen Entwicklung halten, haben wir schon oft ausgesprochen. Gegenwärtig liegt uns eine kleine Schrift vor, welche insbesondere die Schwindsucht als den Fluch des nicht-naturgemäßen Lebens und deren Heilung als durch rechtzeitige Rück-

[1]) Jena, Costenoble.

kehr zur Natur nachweist.[1] Obwohl diese Schrift sich nicht gerade mit der übersinnlichen Seite dieses Problems befaßt, hat sie doch eine Beziehung zu unserer Bewegung, insofern sie dem gleichen Ziele des wahrhaft Naturgemäßen als einer unentbehrlichen Anforderung für das Gedeihen unseres Wesens zustrebt. Auf die Einzelheiten derselben können wir uns hier freilich nicht einlassen, so hoch wichtig dieser Gegenstand auch ist für alle, die er angeht — und er geht eigentlich alle an. — Der Verfasser des Buchs hat für dieses, sowie für seine schon im vorigen Jahre von uns besprochene Schrift: „Die Pflanzenkost als Heilmittel“ wieder daßelbe Pseudonym gewählt, Dr. med. Alanus. H. S.

Fraternitas.

Ein „weltliches Kloster“ auf Aktien

will ein Komitee von Okkultisten bei Locarno am Lago Maggiore (Schweiz) gründen, ein Haus in schönster Gegend zur Vereinigung aller, welche sich dem Studium der Mystik und des Okkultismus praktisch widmen wollen. Das Kapital der Gesellschaft soll nur 50000 Franken in Aktien zu 500 Fr. betragen. Die Aktien berechtigen nicht zum Zinsengenuß, sondern geben nur das Recht, in dem Hause zu wohnen. Uns selbst leuchtet die Zweckmäßigkeit oder auch nur die Ausführbarkeit dieses Planes nicht ein, vielleicht aber Anderen; auch mag derselbe schon als Luftschloß manche unserer Leser interessieren. Das Komitee besteht aus Gräfin C. Wachtmeister (Vorsitzende), Dr. med. Hartmann, Prof. Dr. Thurmann und Dr. jur. Pioda in Locarno (Schweiz), welcher letztere als Sekretär des Unternehmens fungiert. H. S.

Fechners Tagebuch.

In unserm Aprilhefte 1888 veröffentlichten wir einen Auszug aus des weiland Professor Fechners Tagebuch über „Zöllners mediumistische Erlebnisse“, denen er selbst teilweise beigewohnt hatte. Dazu hatte der Verstorbene uns im Frühjahr 1887 die betreffenden Blätter seines Tagebuches freundlichst auf kurze Zeit zur Verfügung gestellt, und dieselben sind ihm von uns baldigst zurückgesandt worden. Wie sich nun zu unserm Leidwesen herausstellt, haben sich diese Blätter bisher in Fechners litterarischem Nachlasse nicht vorgefunden, und es liegt daher die Vermutung nahe, daß dieselben von ihm nachher noch an irgend jemand anders weiter verliehen und die Rückgabe derselben nach seinem bald darauf erfolgten Tode verabsäumt worden sein könnte. Wir bitten daher alle unsere Leser, dieser Vermutung möglichste Verbreitung zu verschaffen und ersuchen zugleich denjenigen, bei welchem diese wertvolle Handschrift etwa noch liegen geblieben sein könnte, dieselbe möglichst bald entweder an Frau Professor Fechner in Leipzig (Blumenstr. 2 II) oder an Herrn Dr. Rudolf Müller in Dresden (A., an der Kreuzkirche 2 II) gelangen zu lassen, welch letzterer dem Wunsche des Verstorbenen gemäß mit der Durchsicht des Tagebuches betraut worden ist. H. S.

[1] Die Heilung der Schwindsucht auf diätetischem Wege. Von Dr. med. Alanus. Berlin C. 22, Max Breitkreuz, 1889, 127 S. Preis 1.50 Mk., geb. 2 Mk.

Für die Redaktion verantwortlich ist der Herausgeber:
Dr. Hübbe-Schleiden in Neuhausen bei München.

Druck und Komm.-Verlag von Theodor Hofmann in Gera (Reuß).

SPHINX

VIII, 48. Dezember. 1889.

Der Hexenschlaf.

Eine kulturgeschichtliche Skizze zu dem hier beigegebenen Bilde des Professors Albert Keller.*)

Von
Carl Kiesewetter.

Eine alte Erfahrung lehrt, daß bei einer einseitig entwickelten, das organische Leben überwuchernden magischen Seelenthätigkeit die Empfindung herabgesetzt, ja ganz aufgehoben wird, so daß die auf diese Weise erregten Personen die schwersten Wunden nicht empfinden oder in Katalepsie verfallen. In engem Zusammenhang damit steht die merkwürdige Erscheinung, daß bei derartig erregten Individuen die Heilkraft des Organismus ungemein gesteigert ist und daß die schwersten Verletzungen wunderbar schnell und leicht heilen; ja unter Umständen tritt völlige Widerstandsfähigkeit gegen Dinge und Umstände ein, welche für gewöhnlich unbedingt den Tod herbeiführen.

Bereits bei zahlreichen Kulten altorientalischer Völker begegnen wir der mit Unempfindlichkeit gepaarten Ekstase, so bei dem Dienste der Kybele, der Ma und Aschera-Astarte, der Hekate und Mylitta, des Moloch, Schiwa, Osiris, des Dionysius Meenoleus u. a. m., während die Kureten und Korybanten, sowie die Kybisteteres und Betarmones der Odyssee den Derwischen und Aissawas der Gegenwart wie ein Ei dem andern gleichen. Von der Unempfindlichkeit der indischen Yogis heißt es im Upanischad Prasna: „Wer einem Blinden gleich nicht sieht, einem Tauben gleich nicht hört, dem Holze gleich ohne Empfindung und Bewegung ist, von dem

---

*) Diese Besprechung wurde veranlaßt durch den Wunsch, unsere Leser besonders auf die feinsinnige Art aufmerksam zu machen, in welcher dieser unserer Bewegung persönlich nahestehende Künstler es versteht, seine allgemein anerkannte hohe Begabung unserer Geistesrichtung dienstbar zu machen, indem er uns doch die Widerwärtigkeiten der oft für uns unerträglichen Wahrheit erspart. Ferner aber lag es uns auch daran, hier den Nachweis versuchen zu lassen, daß es wohl ein schwarzsehender Irrtum ist, wenn es in einer geistreichen Besprechung eben dieses Bildes in Nr. 12 der „Gartenlaube" (1889, S. 200) heißt: „Es wird für alle Zeiten ein Rätsel bleiben, wie es sich in Wahrheit mit dem Hexenschlaf verhielt . . . Unsere Zeit wird es nicht mehr erklären können." Übrigens haben wir hierzu auch an Herrn Kiesewetters zahlreiche frühere Artikel über das Hexenwesen (so im letzten Augusthefte, Bd. VIII, S. 97) zu erinnern und wollen ferner schon hier bemerken, daß wir in unserm nächsten Bande einige weitere Artikel von demselben bringen werden, in welchen kulturgeschichtlich höchst wertvolle Aufschlüsse gegeben werden. (Der Herausgeber.)

weiß man, daß er die Ruhe erreicht hat. Der Yogi, welcher in die innere Erkenntnis versenkt ist, schaut weder aufwärts noch abwärts, er ist ohne Regung." Auch Jamblichus [1]) sagt von den Ekstatikern oder „vom göttlichen Hauche Berührten", daß sie vom Feuer weder Brandwunden noch Schmerzen erleiden, nicht fühlen, wenn sie durch Schwerter, Lanzen, Beile oder Messer verwundet werden, daß sie, ohne Schaden zu nehmen, ins Feuer fallen und auf wunderbare Weise Flüsse durchschwimmen.

Ein Beispiel solcher Katalepsie und Empfindungslosigkeit giebt uns Augustinus, welcher sagt [2]): „Es war ein Priester, namens Restitutus in Colomea, welcher sich nach Belieben, indem er einen Jammerton ausstieß, so von Sinnen brachte und einem Toten gleich dalag, daß er nicht nur Kneifen und Stechen nicht fühlte, sondern auch einige Male ohne schmerzliche Empfindung und ohne nachherige Wunde mit Feuer gebrannt wurde. Man bemerkte auch keinen Atem bei ihm, und er selbst sagte, daß er laute Stimmen nur wie aus der Ferne höre."

Die Legende weiß von zahlreichen Heiligen und Märtyrern zu berichten, welche während der grausamsten Folter ihre Tyrannen verlachten und unter den furchtbarsten Qualen ihre Seelenfreudigkeit nicht verloren. Können wir nun heute auch nicht mehr sagen, wo die Thatsachen anfingen und endigten, so entbehren doch die hierher gehörigen Berichte sicher nicht ihrer Begründung. Diese Erscheinung wiederholt sich bei allen religiösen Eckstasen. So erzählt Horst von einem 1461 gefolterten Hussiten [3]): „Da begab sich denn dieses Merkwürdige mit ihm, daß er, auf der Leiter ausgespannt, gepeinigt wurde und alle seine äußern Sinne wie ein Toter verlor und gar keine Schmerzen empfand, also daß auch die Henker vermeinten, er wäre tot, ihn von der Leiter herabließen und hinwarfen auf die Erde. Nach etlichen Stunden kam er zu sich selbst und verwunderte sich, warum ihm die Seiten, die Hände und die Füße so weh thäten. Nachdem er aber die Striemen, Stiche, Brand- und Blutmale an seinem Leibe und die Instrumente der Henker gesehen, hat er daraus entnommen, was vorgegangen war. Er erzählte dann einen schönen Traum, welchen er während der Marter gehabt hatte. Er sei auf eine schöne, anmutige Wiese geführt worden, in deren Mitte ein Baum stand mit vielen herrlichen Früchten. Auf demselben waren mancherlei Arten Vögel, die sehr schön sangen u. s. w."

Bekannt ist ebenfalls, daß Huß und Hieronymus von Prag in den Flammen des Scheiterhaufens bis zum letzten Atemzuge Lieder des Dankes und der Freude sangen, was wohl auch auf Ekstase zurückzuführen ist. — Cardanus vermochte sich ähnlich wie der Priester Restitutus willkürlich in Ekstase zu versetzen und sagt darüber [4]): „So oft ich will, verliere ich die Sinne und gehe in Ekstase über. Ich will erzählen, auf welche Weise ich dies bewerkstellige und was ich dabei empfinde, denn ich werde nicht in derselben Weise wie jener Priester affiziert. Jener empfand den heftigsten Schmerz nicht, sein Atem stand still, und Stimmen hörte er wie von weitem. Bei mir verhält es sich nicht also: ich höre die Stimmen allerdings leiser, verstehe aber nicht, was sie sprechen; ob ich Schmerz empfinde, weiß ich nicht; jedoch fühle ich weder heftiges Kneifen, noch die quälenden Schmerzen des Podagra. Aber lange vermag ich nicht in diesem Zustande zu bleiben. Wenn ich in denselben eingehe, so fühle — oder besser gesagt — bewirke ich im Herzen eine gewisse Trennung, als ob die Seele weggehen wollte, und

[1]) De mysteriis Aegyptiorum, Sect. III, cap. 4 u. 5.

[2]) De civitate Dei, lib. XIV, cap. 24.

[3]) Zauberbibliothek. Bd. 4, S. 337. — [4]) De varietate, Lib. VIII, cap. 43.

dem ganzen Körper teilt sich ein Gefühl mit, als ob eine Thüre geöffnet würde.[1]) Der Anfang desselben ist im kleinen Gehirn, und es setzt sich über das Rückenmark fort. Es bedarf dazu großer Gewalt, und ich weiß nur, daß ich dann außer mir bin."

Cardanus bespricht auch den spezifischen Hexenschlaf, d. h. die Unempfindlichkeit der Hexen gegen die Folter oder die Flammen des Scheiterhaufens, ohne das Physiologische dieser Erscheinung zu berühren. Dagegen nennt er als äußere Mittel zur Hervorrufung dieser Erscheinung: Eppich- und Schöllkrautsaft, Krokus, Ruß, Hirn und Fett von Menschen, Öl, in welchem Eidechsen gekocht wurden, und einen Aufguß von Wein und Samen des Meerportulac.[3]) An anderer Stelle[2]) erzählt er von einem Stein, den ihm ein gewisser Laurentius Guascus Cherascius gebracht und gesagt habe, daß man sich eine mit diesem Stein bestrichene Nadel schmerzlos in das Fleisch stechen könne. Cardanus erschien dies lächerlich, allein er machte das Experiment und stach sich die Nadel schmerzlos durch den Arm, wobei nur ein Tröpfchen Lymphe austrat. Nachdem er die Nadel lange in dem Arme, den er hin und her drehte, stecken gelassen hatte, zog er sie heraus, worauf kaum eine Spur der Wunde zurückblieb. — Wir begegnen hier einer allbekannten hypnotischen Erscheinung, welche sich durch die Veranlagung des Cardanus sehr leicht erklärt, und an der jener Stein sicher unschuldig ist.

Dem Hexenschlaf als solchen, technisch Maleficium taciturnitatis genannt, begegnen wir zuerst im Hexenhammer, dessen Theorie die folgende ist: Der Teufel verspricht der Hexe beim Schließen des Paktes, daß er sie, falls sie in die Klauen des Meisters Rotmantel fallen sollte, unempfindlich machen wolle, und prägt ihr zur Besiegelung des Bündnisses an irgend einem Glied des Körpers ein Mal, das Trutenmal, ein, welches gegen Schmerz unempfindlich ist. Deshalb wurde zunächst mit der inhaftierten Hexe die Nadelprobe vorgenommen; d. h. man stach sie am ganzen Körper mit einer Nadel, um das Trutenmal zu entdecken. — Da nun Personen, deren Nerven abnorm fungieren, — und als solche sind die Hexen meist zu betrachten — thatsächlich unempfindliche Stellen am Körper besitzen, so ist die physiologische Grundlage des Trutenmals gegeben.[4])

Da das Trutenmal auch häufig äußerlich durch Gestalt und Farbe bemerkbar sein sollte, so befiehlt der Hexenhammer[5]), den Hexen am ganzen Körper die Haare abzuscheeren. Die Verfasser bemerken zwar, daß diese Praxis in Deutschland als unehrenhaft gelte, doch habe der Inquisitor Cumanus im Jahre 1485 zu Wormserbad 41 am ganzen Körper rasierte Hexen auf den Scheiterhaufen geschickt, und dieser Gebrauch sei sehr zu

---

[1]) Fast mit denselben Worten beschreiben die Schamanen, Medizinmänner und Zauberpriester ihre Ekstasen.

[2]) De varietate, Lib. VIII, cap. 44. — [3]) De subtilitate, Lib. VII.

[4]) Man nennt solche un- oder überempfindlichen Stellen „hysterische Stigmata". Dieselben sind bei den meisten Hysterischen an der Körperoberfläche aufzufinden. Reizung derselben (Druck) erzeugt körperliche Bewegungen oder manchmal hysterische Anfälle mit Schlafzuständen. Solche Hypnosen beruhen wohl hauptsächlich auf Auto-Suggestion. (Der Herausgeber.)

[5]) Lib. III. Quaestio 15.

empfehlen, weil die Hexen oft Zaubermittel zur Hervorrufung des Maleficium taciturnitatis in den Haaren verborgen trügen. Als solche Zaubermittel nennen Sprenger und Genossen: Die Asche von einem verbrannten, ungetauften und erstgeborenen Knaben, welche eine von ihnen zu Hagenau justifizierte Hexe verwandte, ferner Periapte (Amulette) von den Knochen und Nägeln ungetaufter Kinder, eine verschluckte Bienenkönigin u. s. w. Del Rio nennt[1]): Amulette aus der Haut von gewaltsam aus dem Mutterleib geschnittenen lebenden Kindern und Kinderfett. Wier führt an[2]), daß die Hexen Pergamentamulette mit den Bibelsprüchen: „Eructavit cor meum verbum bonum, veritatem nunquam dicam regi" oder „† Jesus autem transiens † per medium illorum ibat † os non comminuetis ex eo †" und erzählt das Beispiel einer mit dem maleficium taciturnitatis behafteten Hexe, welche der bekannte italienische Jurist Grillandus zu Pisa foltern ließ und bei der man ein Amulett mit dem letzten Spruch fand. Überhaupt sind Beispiele des Hexenschlafes in der einschlagenden Litteratur ungemein häufig und laufen regelmäßig darauf hinaus, daß die Hexe auf der Folter — meist auf der Streckleiter oder der Wippe — einschläft und schnarcht (wahrscheinlich durch das Strecken verursachte Hirn- und Rückenmarksaffektionen) oder die Augen verdreht und „entsetzlich die Zähne blökt". Amulette werden nicht immer gefunden; daß aber solche und zwar von der scheußlichsten Art angewandt wurden, steht außer allem Zweifel, und die noch im Weimarischen Archiv vorhandenen Zauberprozeßakten des Herzog Johann Friedrich VI ergeben z. B., daß dieser Fürst trächtige lebende Mutterschafe mit einem hölzernen Messer aufschnitt, um aus der Haut der ungeborenen Lämmer Amulette zu machen. — Diese Amulette, an sich läppisch, mögen doch oft durch die mit ihnen verbundene Autosuggestion hypnotisierende Wirkung ausgeübt haben, denn die Berichte sind zu zahlreich, daß die Hexen nach Wegnahme der Amulette aus dem Schlafe erwachten.

Einen interessanten typischen Fall erzählt der niederländische Jurist Damhouder aus eigener Erfahrung[3]): Zu Brügge war eine alte Frau, welche durch Fasten und Gebet Beinbrüche, Buckel und Kröpfe heilte, wegen dieser Hexerei eingezogen worden. Dieselbe erzeigte sich auf der Folter als mit dem Maleficium taciturnitatis behaftet und gestand nicht das Mindeste, so daß sie wieder in den Kerker zurückgeführt wurde. Sie wurde auf neue Indizien hin wieder gefoltert, wobei sie vor Schmerzen schrie: Ach, nehmt mich doch von der verfluchten Leiter herunter! (von welcher die Henkersformel gilt: Du sollst so dünn gefoltert werden, daß die Sonne durch dich scheint!) Als sie nun zum drittenmal gefoltert wurde, wobei das Knirschen der Fingerknochen selbst die Richter schreckte, jammerte sie nicht, sondern brach lachend in die Worte aus: Ihr Herren Richter und Räte, und du, abscheulicher Henker, macht und thut, was ihr wollt; eure Grausamkeit wird euch gar nichts helfen und mir nicht das geringste Wörtlein entreißen! Bei der weiteren Folter gestand sie nichts, sondern lachte und schlief, was den Richtern teuflisch zu sein schien. Als sich nun wieder neue Zeugen mit neuen Indicien einstellten, wurde sie, nachdem

[1]) Disquis. magic. Lib. II, cap. 18.

[2]) De praestigiis Daemonum L. V, cap. 15.

[3]) Praxis Criminalis, cap. 37 No. 2. Ich gebe die sehr weitschweifige Erzählung abgekürzt wieder.

man ihr die Kopfhaare abrasiert hatte, abermals der Folter ausgesetzt, ohne daß man das Geringste aus ihr herauszubringen vermochte. Darauf ließ man ihr durch einige Frauen die übrigen Haare abscheeren, wobei sich ein mit allerlei unverständlichen Worten und mit Kreuzen beschriebener Zettel fand. Als sie nun abermals gefoltert wurde, gestand sie alles und sagte: Wenn ihr mir nicht die Haare abrasiert und jenen Zettel gefunden hättet, so würde ich nicht das Geringste gestanden haben, denn durch diesen machte mich der Teufel unempfindlich. — Daß die Autosuggestion beim Maleficium taciturnitatis eine große Rolle spielt, geht aus dem Umstande hervor, daß z. B. in katholischen Gegenden die Weihung der Folterkammer, das Anlegen geweihter Kleider oder das Eingießen von Weihwasser den Hexenschlaf aufhob, wobei eine Suggestion die andere austrieb.

Der somnambule Wonneschlaf kommt übrigens bei den Hexen nicht vor und entspricht auch nicht ihrem moralischen Zustande. So sehr man daher auch die künstlerische Schönheit des Kellerschen Bildes schätzen muß, so ist doch wohl vom kulturgeschichtlichen Standpunkte diese Einwendung gegen dasselbe zu erheben. Professor Albert Keller führt uns ein ideal schönes Mädchen als unschuldiges Opfer finsteren Aberglaubens auf dem Scheiterhaufen vor. Nach dem Gesichtsausdrucke desselben zu urteilen, könnte man es als in somnambulen Wonneschlaf versunken wähnen; und ihm zunächst steht eine Gruppe, in welchem teilnehmende Angehörige überwiegen. Naturgetreuer wäre eine alte in wahnwitziger Ekstase gen Himmel starrende, von johlendem Pöbel umringte Vettel gewesen, wobei ich noch sachlich bemerken will, daß nach dem Malleus maleficarum (Pars III, quaestio 23) die Angehörigen einer Hexe in Untersuchung zu nehmen waren und (nach derselben Quelle quaestio 26) die Hexe bei der Exekution ein graues Kleid mit gelben Kreuzen anhaben sollte. Dies gilt namentlich für das Ende des 15. Jahrhunderts, welches Herrn Professor Keller vorschwebte. Aber sehr unästhetisch wäre eine solche Höllenbreughelei allerdings gewesen; und wir lassen uns lieber durch die Meisterschaft des Künstlers selbst mit den schwärzesten Schattenseiten der „guten, alten Zeit", soweit es möglich ist, aussöhnen.

Fälle von Unempfindlichkeit, ja von einer gewissen Unverletzbarkeit, welche dem Hexenschlafe analog sind, finden wir bei der 1724—1736 Aufsehen machenden jansenistischen Sekte der Konvulsionäre zu Paris. Dr. Bertrand sagt von denselben[1]): „Die von ihnen erzählten Thatsachen sind sonderbar und unbegreiflich, allein sie sind so vielfach bezeugt, und eine Täuschung des Beobachters war so unmöglich, daß wir, wenn wir es wagen ihre Realität zu leugnen, durchaus aufhören müssen, in irgend einem Falle menschliches Zeugnis als ein Mittel, zur Gewißheit zu gelangen, zu betrachten." Die Zeugnisse betreffen meist das anormale Verhalten der Körper der Konvulsionäre bei den grausamen, „grands secours" genannten Mißhandlungen, welche sie für verdienstliche, wohlthätige Handlungen ansahen. So erhielt z. B. ein zwei- oder dreiundzwanzigjähriges Mädchen mit einem Hammer von dreißig Pfund Gewicht hundert Schläge auf Magen und Unterleib. Der Erzähler dieser Begebenheit, Carré de Montgeron, schlug jedoch nicht heftig

[1]) Nach Schindler: Magisches Geistesleben. S. 41.

genug zu, weshalb das Mädchen den Hammer einem Stärkeren übergab, obgleich Montgeron die Kraft besaß, mit 25 Schlägen ein Loch von einem halben Fuß Durchmesser in eine Mauer zu schlagen. Beim sog. „Dielen", einer andern Art der grands secours, legte man ein Brett auf den Leib eines am Boden liegenden Konvulsionärs und dreißig Männer traten darauf. Die sonst den größten Schmerz hervorrufenden Verletzungen erregten den Konvulsionärs nur Wohlbehagen: so ließ sich ein Mädchen mit Händen und Füßen an ein Brett nageln; eine Schwester Rachel ließ sich zweimal kreuzigen; eine Schwester Felicitas sogar einundzwanzigmal, wobei sie sich mit den Anwesenden unterhielt, dann ließ sie sich — wie die indischen Fakire — die Zunge durchbohren und spalten, wobei sie mit größter Gewalt auf den Kopf geschlagen wurde. Die 60jährige Schwester Sion empfing die secours mit einer Keule und ließ sich den Unterleib von zwei Männern mit Riemen zusammenschnüren, während Schwester Susanne von ihrem Mann mit Füßen getreten und an verschiedenen Körperteilen durchstochen[1]) wurde.

Einige vereinzelte Fälle aus neuerer Zeit mögen folgen. So berichtet Horst[2]), daß ein Kaufmann Löhnig aus Schlesien unter der Regierung Kaiser Pauls von Rußland zu 175 Knutenhieben verurteilt wurde. Ein zweiter Delinquent erhielt 50, ein dritter 30 Hiebe, und Löhnig sah den ersten sterben, den zweiten ohnmächtig mit den Füßen fortstoßen. Als die Reihe an ihn kam, verlor Löhnig das Bewußtsein, erhielt volle 175 Knutenhiebe, die Nasenlöcher wurden ihm aufgerissen und die Stirne gebrandmarkt, ohne daß er das Geringste empfunden hätte. Heim[3]) erzählt mehrere ähnliche Fälle, so z. B., daß ein Soldat von zwei Unteroffizieren fünfzig Stockprügel erhielt und nach der Exekution zum kommandierenden Offizier sagte: Verzeihen Sie, daß ich in Ihrer Gegenwart eingeschlafen bin! — Da hier von Ekstase keine Rede sein kann, so ist anzunehmen, daß der Schmerz allein als hypnogenes Mittel gewirkt habe.

Ganz gleichartige, aber noch viel merkwürdigere Erscheinungen treffen wir bei den mohammedanischen Fakiren. So erzählte ein Colonel G. folgendes[4]): Er hatte von einem Geistlichen M. N. gehört, daß die der Sekte des Scheikh Ruffai angehörigen Fakire sich schadlos Dolche und Schwerter in den Leib stießen, die Zunge abschnitten und wieder ansetzten, die Augen ausrissen u. s. w. „Ich lachte darüber und äußerte zugleich: sobald einer dieser Ruffai beim Regiment, Scheikh Kurim genannt, vom Urlaub zurückkehre, wolle ich mir die Sache ansehen. Die Rückkehr erfolgte, und es wurden die nötigen Anstalten gemacht, um meinem Wunsche zu entsprechen. Ein breites Zelt wurde an dem zum Versuche bestimmten Tage aufgeschlagen; fünfzig Lampen wurden herbeigebracht, dazu Schüsseln von Arsenik und Pflanzen einer Kaktusart, deren Milchsaft, wenn nur

---

[1]) Vgl. La vérité des miracles opérés par l'intercession de Mr. Paris, Cologne, II Vol. 4°. 1745 und über die Unverbrennlichkeit mancher Konvulsionäre vgl. Du Prels treffliche Abhandlung: Der Salamander in den „Psych. Studien" 1889.

[2]) Zauberbibliothek, Bd. 5, S. 395.

[3]) Horn: Archiv für praktische Medizin und Klinik. Bd. 6, Nr. 3.

[4]) The united service journal and naval and military magazine. Nr. 116. Juli 1838 London. S. 378.

ein Tröpfchen auf die Haut fällt, sofort Blasen zieht. Weiter wurden alte, schon getragene eiserne Ohrgehänge, Armbänder, Dolche, Schwerter, eine Art breiter Stahlspieße, sowie anderes furchtbar aussehendes Geräte herbeigeschafft; zugleich fanden sich etwa zwanzig jener Ruffais ein, die alle Arten von Trommeln schlugen.

„Als alles bereit war, verließen fünf Offiziere mit mir die Speisetafel, und mit uns zugleich drangen etwa hundert Seapoys in das Zelt. Als wir niedergesessen und alles still geworden, begann das Werk mit einer Art Gesang aus ihren heiligen Büchern, und die Trommler fielen im Takte ein. Der Sang und Klang wuchs mehr und mehr in Stärke und Schnelligkeit an, bis sie sich alle in Ekstase gebracht hatten.[1]) Nun griffen sie, während sie fort und fort den Körper in schwingender Bewegung hielten (also ausgesprochener Korybantismus oder Schamanismus) nach den aufgestellten Instrumenten und dem sonstigen Herzugebrachten. Einige durchbohrten sich die Wangen mit einem Spieße, andere die Zunge, ein dritter die Kehle, worauf sie sich mit Schwertern und Dolchen und andern schneidenden Instrumenten durchstachen. Noch andere schnitten sich ihre Zunge ab und brachten sie wieder zurück in den Mund, wo sie sofort wieder anwuchs. Arsenik und eine Giftpflanze wurden herbeigebracht und von einem in Masse ohne Schaden zu sich genommen, während die andern die Ohrgehänge wie Leckerbissen verschlangen. Das geschah alles eine halbe Elle vor meinen Knieen, denn sie kamen mit Lanzen versehen dicht an mich heran, damit ich durch den Augenschein mich überzeugen könne, daß kein Betrug dabei sei; und ich gestehe, daß mir übel dabei wurde, und es mir überhaupt einen widrigen Eindruck machte; auch weiß ich zur Stunde nicht, was ich davon halten soll. Ich bin nicht abergläubisch, und obgleich viele achtungswerte Eingeborene mir sagten, diese Dinge begäben sich in der Wirklichkeit, und daß, wenn ein Betrug dabei unterliefe, sie ihn längst entdeckt haben würden, wollte ich doch nicht glauben, was meine Augen sahen. Auch hatte man mir zuvor gesagt, zum Wirken dieser Werke bedürfe es des Glaubens und der Reinheit, dann fließe nicht ein Tropfen Blut, das sich sonst wohl, wenn auch nur tropfenweise und mit einigem Weh begleitet, zeige.

„Als ich das Zelt verließ, sagte ich wie zufällig: ich würde mehr auf diese Kunst halten, wenn ich ihre Leistungen einmal bei offenem Tageslicht, ohne Lärm, Bewegung und umständliche Vorbereitung sähe. Als ich am andern Nachmittag um zwei Uhr, meine Zeitung lesend, ganz allein auf meinem Bette lag, kam ihr Kazuf zu mir herein, unter den Armen allerlei Instrumente tragend, die er auf den Boden warf. Er nahm nun eines derselben und stach es sich in die linke Wange, darauf ein anderes in die rechte, dann ein drittes durch die Zunge, welches, weil nach auswärts gerichtet, in die Nase drang, während er mit einem vierten die Kehle durchbohrte. Dann schnitt er sich mit einem scharfen, hellpolierten Messer also, daß es ihm drei Zoll tief in den Leib drang, ohne daß ein Tropfen Blut aus der Wunde floß. Er wollte nun darangehen, sich die Zunge abzuschneiden, aber ich bat ihn, davon abzulassen, weil ein Ekel mich überkommen hatte. Der Mann war wie rasend und blickte furchtbar, das Gesicht mit den Instrumenten besteckt und sich mit aller Macht stechend und hauend. Ich beteure, daß ich die Instrumente aus dem Fleische ziehen sah ohne eine Spur von Blut und Narbe, und daß die Quantiät des verschluckten Arseniks an drei Unzen betrug. Ich kann kaum sagen, daß ich glauben kann, was ich sah, obwohl ich vor Gericht ohne Anstand beschwören würde, daß ich es sah."

Von den tibetanischen Lamas wird Ähnliches erzählt, und wir müssen sagen, daß, wenn uns auch eine solche scheinbare Verkehrung der im Organismus waltenden Gesetze noch nicht erklärbar ist, uns doch das

[1]) Der Unterschied zwischen dem Hexenschlafe und dieser Ekstase ist gleich dem zwischen Katalepsie und Schlafwachen.

schon erwähnte bekannte Nadelexperiment die Möglichkeit solcher Wunder verbürgt. — Ähnliche Berichte haben wir über die tanzenden und heulenden Derwische, von deren Ekstase es heißt[1]): „Nun springen die Derwische heulend und wie unter einem Federdrucke auf, und ihre Turbane liegen bald zerrissen am Boden; jung und alt bewegen sich wie wahnsinnig durcheinander. Der entsetzliche Gesang findet ein Echo in jedem Munde; sie rennen im Kreise um ihren Meister herum, bis einer nach dem andern plötzlich wie tot hinsinkt, noch heulend bis zum letzten Augenblick. Einige Akoluthen haben sich unterdessen aus der Moschee hinausgeschlichen und kehren jetzt mit einer glühenden Eisenstange bewehrt zurück. Lachend erwachen die Schläfer und erheben sich, wilden Stolz im Ausdruck ihres Gesichtes, zum Kampfe. Mit Allahruf laufen sie der schrecklichen Probe entgegen. Aber der Baschi erhebt sich, wirft mit einer Hand die Menge auseinander, und — mit der andern die Stange fassend und sie um das Haupt schwingend — zieht er voran, die Derwische hinter ihm drein. Jede Hand ist mit einem Male ausgestreckt; die nächste beste Waffe, die sich bietet: Säbel, Lanze, Messer, wird von der Wand gerissen, und bald röten sie sich mit menschlichem Blute; man glaubt sich in die Zeiten Baals versetzt. Die Kinder sehen schaudernd zu, werden aber von den Männern in den Wirbel hineingezogen. Die Hitze läßt erst, wenn sie ihr Äußerstes erreicht hat, nach. Die Begeisterung verraucht, einzelne machen noch Versuche, das Feuer wieder aufzublasen; aber indem er mehr und mehr zusammenbrennt, bezeichnet endlich ein allgemeines Geheul den Schluß des Ganzen, und die Zuschauer verlieren sich nach und nach."

Ganz denselben Erscheinungen wie bei den Ruffais begegnen wir bei der im zehnten Jahrhundert gestifteten nordafrikanischen Sekte der Aissawas. Auch diese versetzen sich durch Tanzen und Heulen in Ekstase, während welcher sie sich furchtbare Wunden, ohne Schaden zu leiden, beibringen, auf der Schneide scharfer Säbel oder auf glühenden Eisenplatten ohne Verletzung stehen, Glas, Nägel, Kaktus, Skorpione, Giftschlangen u. s. w. verzehren. In der neuesten Zeit berichten Schweiger-Lerchenfeld und H. v. Maltzahn über dieselben.[2]) Während der Pariser Weltausstellung 1867 machte daselbst eine Truppe Aissawas großes Aufsehen.

Bei den Ruffais und Aissawas sind wir bereits zu der sich an die Unempfindlichkeit anschließende Widerstandsfähigkeit gegen schädigende mechanische und physische Einwirkungen gelangt, von welcher Jamblichus ebenfalls schon zu berichten weiß, wenn er sagt[3]): „Viele Gottbegeisterte werden durchs Feuer nicht verbrannt, denn der sie innerlich begeisternde Gott läßt sie das Feuer nicht ergreifen; viele haben auch, wenn sie gebrannt werden, keine Empfindung, weil sie alsdann kein tierisches Leben führen." Diese ebenfalls mit der Hypnose zusammenhängende Widerstandsfähigkeit bildet wohl den Kern der Sagen vom „Festmachen", von der „Passauer Kunst", vom „Gefrorensein" u. s. w., welche sich von Achilles und Siegfried an durch alle Zeiten hindurchziehen.

---

[1]) „Das Ausland". Jhrg. 1828. S. 207.

[2]) Auch in der ersten Beilage zu Nr. 17 des „Daheim" 1882 findet sich ein Artikel hierüber, und ähnliche Erlebnisse sind uns von anderen uns persönlich wohlbekannten Reisenden aus Indien, Ägypten und Algerien berichtet worden. Schade, daß solche „übersinnlichen Kräfte" zu solch zweck- und sinnlosen Produktionen verwendet werden. (Der Herausgeber.)

[3]) De mysteriis, Sect. III, cap. 4.



Der Hexenschlaf
nach dem Bilde des Herrn Professors
Albert Keller,
Ehrenmitgliedes der Kgl. Akademie der bildenden Künste in München.

Volksglaube über Verstorbene.

Von
Godwin Tbiadlef.

In der Philosophie wie im täglichen Verkehr der Menschen gilt die Übereinstimmung der Anschauungen als ein Beweisgrund, welcher für die Richtigkeit solcher Ansichten spricht. Je umfassender der Bereich ist, in dem solche Übereinstimmung sich findet, desto wahrscheinlicher wird die Wahrheit der Annahme. Am wahrscheinlichsten ist dieselbe beim Consensus omnium gentium, aller Völker der Erde; und es liegt in denjenigen Fällen, wo ein solcher „Konsensus" Thatsache ist, sogar die Vermutung nahe, daß jeder Mensch, auch der, welcher es leugnet, einen inneren Eindruck von dieser Wahrheit hat.

Fragen wir nun: Herrscht hinsichtlich des Glaubens an das Fortleben Verstorbener eine solche Übereinstimmung unter allen Völkern der Erde? so wird darauf die Antwort lauten müssen: Alle Völker hegen klarer oder unklarer den Glauben, daß die Verstorbenen als die Persönlichkeiten, welche sie im Leben waren, nach dem Tode fortdauern und sich unter Umständen den Überlebenden bemerkbar (hörbar, sichtbar und fühlbar) machen können.

Daß diese Antwort richtig ist, vermögen die Ethnologie und die Kulturgeschichte unschwer festzustellen. Die Zahl der wissenschaftlichen Werke, in denen dieses nachgewiesen, ist bereits groß. Hier mag auch noch auf folgende Thatsachen aufmerksam gemacht werden: Alle Menschen haben mehr oder weniger Scheu vor Leichen und Kirchhöfen, zumal in der Dunkelheit. Dies wurzelt wesentlich in diesem Glauben, daß die Verstorbenen in einem andern, als dem irdischen Körper fortleben und mit diesem auch auf unsere Daseinssphäre einwirken können. Diese fremdartige Existenzform aber flößt Scheu und Furcht ein, weil ihr gegenüber sich der lebende Mensch mit seinen Sinnen und Thätigkeitsorganen benachteiligt, ja machtlos fühlt. Die Dunkelheit gilt, der Erfahrung oder Überlieferung gemäß, als besonders günstig für die Geltendmachung der uns fremden (übersinnlichen) Daseins- und Wirkensweise.

Diesem Gedankengange kann jedermann leicht nachgehen, wo immer er mit den natürlichen Anschauungen des Volkes in Berührung kommt. Vor allem aber wird man, wohin man geht und hört und fragt, überall Berichten begegnen, denen zufolge Verstorbene sich thatsächlich bemerkbar gemacht haben, und zwar so, daß solchem „Spuk" allemal eine sinnvolle Absicht und eine Kausalverbindung mit der Vergangenheit der verstorbenen Persönlichkeiten zu Grunde liegt. Kein Ort ist zu groß, keiner zu klein, als daß dort nicht durch die Jahrhunderte herab bis auf die Gegenwart irgend welche Vorkommnisse dieser Art bekannt wären. Allerdings halten diejenigen, welche Erfahrung und Kenntnis von diesen Dingen haben, heutzutage fast stets mit der Mitteilung solches Wissens sehr zurück, oftmals aus persönlichen und örtlichen Gründen, öfter aber noch aus der ganz allgemeinen Furcht vor der frivolen „Aufklärung", welche ihrerseits mit ihren Vorurteilen alles gesunde natürliche Gefühl der Menschen terrorisiert und mit ihrem Bannfluche der Lächerlichkeit vergewaltigt.

Aus eben diesen Gründen bleiben solche Geschehnisse von geringerer Bedeutung meistens ganz verschwiegen und werden bald vergessen; die stärkeren Phänomene aber, namentlich die, welche von eigentümlichen, meistens verbrecherischen Umständen begleitet sind, erhalten sich doch länger im Gedächtnisse der Menschen. Dann stattet gar die Tradition sie mit Ausschmückungen aus. Mögen aber auch legendenhafte Sagen aus denselben werden, immer bleiben sie Beweise dafür, daß nach allgemeinem Volksglauben Verstorbene fortleben und sich auch bemerkbar machen können.

Alle Beiträge nun, in welchem diese Überzeugung konstatiert wird, dürften wohl von dem Gesichtspunkte des „Konsensus aller Völker" hier von Interesse und von thatsächlicher Beweiskraft sein. Deshalb sollen in nachfolgendem einige solcher Volksüberlieferungen aus dem Umkreise von wenigen Meilen um Flensburg und Apenrade in Nord-Schleswig kurz berichtet werden. Ausführlich dargestellt finden sich dieselben in lokalen Volksbüchern sowohl in deutscher wie in dänischer Sprache[1]) und eben diesen Quellen muß hier auch die Bürgschaft für die mitgeteilten Einzelheiten überlassen bleiben.

Zum Schlusse dieser einleitenden Worte aber heben wir noch einmal hervor, daß unserer Ansicht nach kein Gewicht zu legen ist auf die Thatsächlichkeit oder gar die Genauigkeit der Berichte von irgend einem einzelnen Falle; wir fassen vielmehr hier ausschließlich den zu Grunde liegenden Volksglauben ins Auge. Es würde uns eine Freude sein, wenn einige Leser sich hierdurch angeregt fühlten, eben diesen Glauben durch Sammlung von Berichten über Vorkommnisse ähnlicher Art aus dem Umkreise ihres eigenen Wohnorts oder Wirkungsfeldes zu bestätigen.

1. Philippsburg.

So hieß ein herzogliches Gut in Sundewith, unweit Gravenstein, 1¼ Meilen nordwestlich von Sonderburg, welches 1765 parzelliert wurde. Es liegt nahe der Ortschaft Ullerup. Dort ist ein großer Hof. In einer Scheune desselben wurde von Martini bis Weihnachten von Dunkelwerden bis Mitternacht viele Jahre ein geheimnisvolles Dreschen gehört. Darüber herrscht folgende Tradition.

Zwei Arbeiter aus dem nahen Auenbüll, welche zum Dreschen gemietet waren, stahlen dort Korn. Verdacht fiel auf sie. Sie legten vor dem Altar der Kirche zu Ullerup den Eid ab, unschuldig zu sein und fügten hinzu: Wenn es nicht wahr ist, so wollen wir noch nach dem Tode dort dreschen. Nach diesem Eide siechten sie hin und starben ein Jahr darauf um Martini, beide an demselben Tage, in Ullerup. An ihrer Statt waren andere Drescher auf Philippsburg angenommen. Dort wußte man noch nichts von dem Tode jener. An dem Abend des Sterbetages saßen die Leute daselbst heiter beisammen. Plötzlich wurde von der Tenne her starkes Dreschen gehört, welches den ganzen Abend anhielt. Am nächsten Morgen erst erfuhr man auf Philippsburg den Tod der beiden. Das wunderliche Dreschen dort setzte sich danach fort.

[1]) So z. B. Fr. Fischer: Slesvigske Folkesage 2. Udgave. Kjöbenhavn, Fr. Wöldikes Forlag, 1861.

Oft gingen dann mutige Leute mit einer Laterne in die Tenne. Bei Annäherung derselben nahm das Geräusch ab und hörte auf, wenn sie an der betreffenden Stelle waren. Entfernten sie sich, so fing es wieder an, und hatten sie die Tenne verlassen, so wurde es wieder in voller Stärke gehört. Nach vielen Jahren endlich hörte dieses Phänomen auf.

2. Trasbüll.

Trasbüll ist eine Ortschaft $1^1/_2$ Meilen südöstlich von Apenrade. Dort wurde viele Jahre ein Stock vorgezeigt, welcher fünf eigentümliche Merkmale trug, die von glühenden Fingern herzurühren schienen. Darüber liegt folgende Tradition vor.

In einer Laudstelle lebte dort vormals eine Witwe mit zwei Söhnen, Peter und Jendre. Jendre starb. Drei Nächte nach seinem Begräbnis hörte Peter ein Klopfen an sein Fenster und die Stimme des Bruders. In der dritten Nacht darauf hörte auch die Mutter dasselbe in ihrer Stube. Jendre verlangte, Peter solle zu ihm kommen. Als er es that, führte Jendre ihn zu einem Grenzpfahl im Wiesengrund und sagte: Diesen Pfahl habe ich zum Nachteil des Nachbarn verrückt. Setze ihn wieder da und da hin. Peter versprach es. Jendre sagte: Gieb mir deine Hand darauf. Anstatt deren jedoch zeigte Peter ihm den Stock. Vor Sonnenaufgang setzte er den Grenzpfahl an die verlangte Stelle. Als es Tag wurde, zeigten sich die Merkmale an dem Stock.

3. Tombüll.

Tombüll liegt $1^1/_4$ Meile südöstlich von Apenrade. Dort lebte vormals eine wohlhabende Witwe mit Sohn und Tochter. Als der Sohn ein armes Mädchen heiratete, verwandelte die Liebe der Mutter sich in Haß gegen ihn. Sie liebte jetzt nur die Tochter, die sich reich verheiratete. Die Mutter, welche Wohnung im Hause des Sohnes behielt, entwandte aus allen Räumen und Behältern des Hauses dem Sohne von dessen Eigentum und brachte es heimlich der Tochter. Sie ließ den Sohn etwas trinken, wovon er starb. Bald danach starb auch sie selbst. Der Knecht, der dem Hofe vorstand, hatte sein Nachtlogis in der größten Stube des Hauses bekommen. Dort sollte jetzt die Leiche der alten Mutter stehen. Der Knecht wollte darum sein dortiges Lager nicht verlassen. Es brannte eine Lampe bei der Leiche. Der Knecht legte sich auf sein Lager. Die Lampe bei der Leiche ging aus. Der Knecht stand zweimal auf und zündete sie in der Küche wieder an. Jedesmal, wenn er wieder in die Stube trat, ging die Lampe wieder aus. So ging er im dunkeln zu Bett. Alsbald entstand ein gewaltiges Rumoren im Zimmer. Schränke, Schiebladen, alle Behälter wurden aufgerissen und darin umhergewühlt. Nach Mitternacht wurde es ruhig. Dasselbe wiederholte sich die folgenden Nächte. Der Knecht hoffte auf Ruhe nach dem Begräbnis. Aber da wurde es nur desto unruhiger. Im Stall bäumten sich die Pferde, in Keller, Küche und auf dem Boden rumorte es, besonders aber in der großen Stube bei den Vorräten ringsherum. Jetzt wollte der Knecht das Haus verlassen. Die Witwe bat ihn, noch zu bleiben. Er möge rufen, wenn das nächtliche Geräusch sich wiederhole. Sie und ihre Magd wollten dann mit Licht kommen. Das Geräusch wiederholte sich in der bisherigen

Weise. Der Knecht rief, aber niemand kam. Am nächsten Morgen sagten Witwe und Magd, sie hätten kein Rufen gehört. Am nächsten Abend kam der herbeigerufene Prediger, hörte das Rumoren, blieb allein in der großen Stube bis Mitternacht und betete für die Verstorbene. Da hörte man draußen einen fürchterlichen Schrei, und von jetzt an wurde es ruhig im Hofe. Nun aber sah man abends die Gestalt der Verstorbenen in der Nähe des Hofes und auf dem Wege dahin und hörte deren Klagerufe: Helft mir! Fragte man, was ihr fehle, so verschwand sie. Ging man weiter, so war sie mit ihrem Jammern bald wieder in der Nähe. Das setzte sich über 60 Jahre fort. Da ging ein alter Mann, welcher beim Tode der Witwe jung gewesen war, spät abends des Weges. Die Gestalt klagte wieder: „Hilf mir!" Der Alte antwortete: „Ich kann dir nicht helfen. Gott helfe dir!" Seit jener Nacht ist die Gestalt nicht wieder gesehen und gehört worden.

4. Löit.

Löit ist eine Ortschaft $^{3}/_{4}$ Meilen nordöstlich von Apenrade. Zwei Jünglinge, ein Seemann und ein Tischler, waren treue Freunde und brav. Beide faßten innige Liebe zu einem tugendhaften jungen Mädchen Namens Ellen, ohne es ihr jedoch zu gestehen. Auf dem Kirchhof zu Löit trafen sie schmerzerfüllt folgende Vereinbarung: Wir reisen beide drei Jahre in die Ferne. Kommt einer von uns nach drei Jahren nicht wieder, so darf der andere um Ellen' anhalten. Jedoch soll er, wenn sie einwilligt, am Abend vor der Hochzeit an derselben Stelle hier auf dem Kirchhof den anderen einladen, im Geiste der Hochzeit beizuwohnen. Der Tischler verdiente in der Fremde gut und war schon auf der Heimkehr begriffen, wurde aber in einem Holze unweit Hamburgs ermordet. Der ihn berauben wollte, verbarg seinen Ranzen in einem Dickicht neben einem See am Holze, und wollte die Leiche im Schilfe des Sees verbergen, ertrank dabei jedoch selber. Der Seemann kam nach drei Jahren heim. Am Abend vor seiner Hochzeit mit Ellen lud er auf dem Kirchhof den Freund dazu ein. Vor und nach dem Hochzeitszug zur Kirche wurde bei der Kirchhofspforte ein Fremder mit verbundenem Gesicht bemerkt. Derselbe begehrte danach Teilnahme am Hochzeitsmahl, setzte sich dem Brautpaar gegenüber und blieb fast stumm. Man hielt ihn für einen verunglückten Seemann. Etwas vor Mitternacht veranlaßte er den Bräutigam, mit ihm auf den Kirchhof an die bekannte Stelle zu gehen und sagte: Ich bin der geladene Freund. Da und da hole meinen Ranzen. Es ist meine Mitgift. Bald darauf reiste der junge Ehemann hin und fand nach der Angabe den Ranzen, gab jedoch den alten Eltern des Freundes den Inhalt und behielt zum Andenken nur zwei Goldstücke.

5. Enstedt.

Enstedt liegt $^{3}/_{4}$ Meile südlich von Apenrade. In diesem Kirchspiel, unweit der Laxmühle, ist eine Holzwiese, noch jetzt benannt „Idas Grab". Vormals war dort ein Schilfmoorsumpf. Im Kirchenbuch zu Enstedt ist eingetragen, daß am 26. Juli 1679 auf dortigem Kirchhof begraben ist Ida Jörgensen, Jörgen Jägers Ehefrau, deren verstümmelter Leich-

nam am 15. s. M. in jenem Sumpf gefunden ward. Es ist hinzugefügt: Gott bewahre alle Christen vor einem schändlichen bösen Tode u. s. w. Daran knüpft sich folgende Tradition.

In der Nähe jenes Sumpfes lebten vormals Jörgen Jäger und seine Frau Ida in unglücklicher Ehe. Letztere hatte die Hauptschuld. Im Jähzorn ergriff Jörgen ein Beil und hieb damit seiner Frau den Kopf ab. Er verbarg den Leichnam in dem Schilf des Morastes. Dort wurde derselbe jedoch gefunden und auf dem Kirchhof zu Enstedt begraben. Wegen nicht hinlänglichen Beweises blieb Jörgen Jäger straffrei. Bald nach dem Begräbnis aber wurde abends und nachts auf dem Wege zwischen dem Kirchhof und Sumpf eine weiße Frauengestalt, die ihren Kopf unter ihrem Arm trug, von vielen gesehen. Sie rief: „Rache für vergossenes Blut!“ Wo Licht in Häusern am Wege war, stand sie lange jammernd stille, so daß man dort die Fenster mit Läden verschloß.

Einst ritt ein Mann von Röllum abends dort vorbei. Plötzlich stand jene kopflose weiße Gestalt vor seinem Pferde. Er gab dem Pferde die Sporen; die Gestalt blieb aber immer vor dem Pferde. Verstört erreichte er den Dybker Krug, wo er die Nacht blieb.

Ein Hardesvogt fuhr abends an dem Kirchhof vorbei. Wieder trat die Gestalt auch an seinen Wagen hin und verfolgte denselben, Rache für Blut fordernd, bis Tarup, wo im ersten Hause der Hardesvogt Zuflucht suchte.

Jörgen Jäger selber fuhr eines Abends spät von Apenrade nach Hause. Er sieht die Gestalt und ruft: Ida, willst du mitfahren? Plötzlich wird der Wagen so schwer, daß die Pferde ihn nicht mehr ziehen können. Er will umsehen. In dem Augenblicke aber bekommt er einen gewaltigen Schlag ins Gesicht. Er fällt in den Wagen zurück. Das Gewicht weicht von demselben, und in wildester Hast jagen die Pferde von dannen. Der Wagen wird zertrümmert, Jörgen abgeworfen; blutig erreicht er sein Haus. Merkmale von fünf Fingern der Hand, die ihn getroffen hatte, waren auf seinem Gesicht.

Jene Gestalt beunruhigte die Leute der Gegend noch viele Jahre; erst nach Jörgens Tode wurde sie nicht mehr gesehen. Statt dessen aber erschreckte nun in ähnlicher Weise das Gespenst Jörgens die dort abends Passierenden. Es trug eine Last (den Leichnam) auf dem Rücken und hatte einen Totenkopf in der Hand. So ging er den Weg vom Kirchhof zum Schilfmeersumpf und von dort zurück. Erst nach vielen Jahren nahm diese nächtliche Beunruhigung ein Ende. —

6. Brauderup.

Brauderup liegt $2^1/_4$ Meilen nordwestlich von Flensburg, etwas südlich von der Eisenbahnstation Tinglef. Es ist in weiter Umgegend des Ortes eine allbekannte Thatsache, daß bis zur Gegenwart alljährlich im Spätsommer dort an derselben Stelle ein eigentümliches Naturphänomen Wochen oder Monate lang sich zeigt. Man nennt es das Brauderuper Streitfeuer. Es besteht in drei nahe aneinander stehenden Flammen, von denen bald die eine, bald die andere abends am klarsten scheint. Daran knüpft sich folgende in der Umgegend allgemein bekannte Tradition.

Zwei Landnachbarn führten vormals Prozeß um das Feld, auf dem die drei Flammen zu sehen sind. Der eine derselben gewann den Prozeß durch einen Meineid, den sowohl er selber, als auch seine Frau und sein Sohn ablegten. Bald danach starb zuerst der Mann. Am Abend nach seinem Tode wurde eine Flamme auf dem Felde gesehen, wegen dessen die Meineide geschworen waren. In der Nacht darauf sahen Frau und Sohn den Verstorbenen, der sie aufforderte, auf das unrechtmäßige Besitztum Verzicht zu leisten. Später starben Frau und Sohn an demselben Tage, an welchem vergeblich versucht war, sie nachträglich zum Bekenntnis der Wahrheit zu bewegen. Vom Abend dieses Tages an wurden auf dem Felde des Meineides drei Flammen gesehen.

7. Waldemarstoft.

Waldemarstoft ist ein Hof 1 Meile nordwestlich von Flensburg. Vormals war dort ein stark besuchtes Wirtshaus, welches viel und lange als ein Spukhaus bekannt war. Darüber erzählte man sich folgendes.

Vormals nahmen besonders Händler mit Pferden auf der Durchreise von Dänemark nach Hamburg dort Nachtquartier. Es war dort aber ein schurkischer Wirt. Dieser lieferte jedem das verlangte Quantum Hafer für die Pferde aus, schaffte nachher jedoch das meiste davon heimlich aus den Krippen wieder in die Haferkiste zurück. Dadurch fiel u. a. einst ein falscher Verdacht auf einen Knecht, den ein Händler im Zorn erschlug. Der Wirt starb. Schon in der ersten Nacht darauf lärmten die Pferde in dem Stall dort überaus stark. Der Stallknecht stand auf und fand, daß alle Pferde sich losgerissen hatten. Dieselben ließen sich nicht beruhigen, bis man sie aus dem Stall herausgelassen hatte. Pferde, die am nächsten Tage ankamen, konnten mit aller Gewalt nicht in den Stall hineingetrieben werden. Der mutige Stallknecht ließ sich nun sein Bett im Stall machen, um genau zu sehen, was dort vorgehe. Um Mitternacht wurde die von innen verschlossene Stallthür aufgerissen. Der verstorbene Wirt kam als Gespenst herein, um seine gewohnte Dieberei auszuführen. Er ging von Krippe zu Krippe, wühlte in denselben, stöhnte dabei, öffnete den Deckel der Haferkiste, schlug ihn geräuschvoll zu und begann wieder in den Krippen zu wühlen. So ging es eine ganze Stunde fort, während der Knecht erschrocken im Bett lag. Zuletzt riß das Gespenst ihm die Bettdecke weg und sagte: So will ich fortfahren. Der Knecht stand auf und fand die Thür verschlossen, genau wie am Abend zuvor. Der Knecht legte sich wieder zu Bett und hoffte nun auf Ruhe. Aber bald wurde die Stallthür wieder aufgerissen. Das Gespenst machte wieder seine Runde bei allen Pferden, wühlte in allen Krippen und schlug die Kiste auf und zu. Der Knecht richtete sich in seinem Bett auf und sagte: „Geht zur Ruhe, Herr, und laßt uns andren auch Ruhe haben.“ Das Gespenst antwortete: „Niemals bekomme ich Ruhe, schwerlich ihr.“ Danach verließ es den Stall. Man erhoffte Ruhe nach dem Begräbnis. Da wurde es jedoch nur schlimmer. Sobald es dunkel wurde, begann es im Stall zu rumoren, an der Thür zu rütteln u. s. w. Mit kurzen Unterbrechungen hielt dies an bis zum nächsten Morgen. Hernach hörten diese Phänomene auf, angeblich dadurch, daß ein Geistlicher das Gespenst „bannte.“ —

Eine möglichst allseitige Untersuchung und Erörterung übersinnlicher Thatsachen und Fragen ist der Zweck dieser Zeitschrift. Der Herausgeber übernimmt keine Verantwortung für die ausgesprochenen Ansichten, soweit sie nicht von ihm unterzeichnet sind. Die Verfasser der einzelnen Artikel und sonstigen Mitteilungen haben das von ihnen Vorgebrachte selbst zu vertreten.

Traumerscheinungen und Visionen.

Eine Plauderei
von
Friedrich Wilhelm Groß.

(Schluß).

Irgendwelche afficierenden und zur Erzeugung von Hirngespinsten sonderlich geeigneten Nebenumstände lagen bei der nachfolgenden Erscheinung nicht vor, die einem mir befreundeten höheren Beamten und sehr ernstem Manne in einer großen ostpreußischen Stadt begegnete. Derselbe hatte seit Jahr und Tag seine Frau verloren, die ihm ein Töchterchen von fünf Jahren hinterließ. Die Erziehung und Pflege des letzteren war einer erprobten älteren und nahe verwandten Dame anvertraut worden, die vollständig das Vertrauen des Vaters rechtfertigte. Eines Abends war aber der Beamte gezwungen (wie es seine Stellung erforderte), einer größeren Gesellschaft beizuwohnen, in welcher es sehr animiert und zwanglos zuging. Trotzdem fühlte er sich von einer unerklärlichen und offenbar ganz grundlosen Unruhe ergriffen, die ihn nicht länger in der Gesellschaft duldete. In seiner Wohnung angekommen, traf er die alte Dame noch wach und erkundigte sich sofort nach dem Befinden des Kindes, das sich — wie ihm mitgeteilt wurde — sehr wohl befand und in munterster Stimmung schlafen gelegt hatte. Als etwas später auch der Vater ziemlich beruhigt zu Bette ging, und das neben ihm schlummernde Kind noch einmal beobachtete, war er in hohem Grade befriedigt, dasselbe neben sich zu wissen. Nichts gab die geringste Veranlassung zu einer Besorgnis; allein — kaum hatte er sich hingestreckt, da sah er, wie seine verstorbene Frau im weißen Gewande in das Zimmer trat, sich dem Bettchen des Kindes näherte, über dasselbe beugte und selbstzufrieden betrachtete. Der Vater richtete sich auf und schrieb diese Erscheinung seiner lebhaften Einbildungskraft zu, war aber tief ergriffen, als sein Töchterchen mit den Händen emporhaschte und in dem Augenblicke, da es sich von der Mutter beobachtet fühlte, mehrere Male ausrief: „Aber Mama! Mama!“ worauf sich das Kind zum Vater wendete und diesen fragte, wo denn die Mama geblieben wäre?

Der Vater suchte es natürlich der Kleinen damit auszureden, daß sie nur geträumt habe, und die Mutter ja persönlich nicht mehr kommen könne, weil sie nicht mehr da wäre. Das Kind beruhigte sich auch dabei, hat aber die Erscheinung so fest in sich aufgenommen, daß es dieselbe

nie wieder vergaß. Da diese Vision jedoch irgend eine bemerkbare Vorbedeutung nicht gehabt hat, so wäre sie nichts weiter, als ein Traumgesicht wie so viele ähnlichen, wenn sie nicht dadurch ein erhöhtes Interesse gewonnen hätte, daß die Gestalt nicht nur von dem Vater, sondern zugleich auch von dem schlafenden Kinde gesehen wurde, und hierfür kann man nur eine Erklärung in der Art finden, daß nämlich nach hypnotischer Theorie etwas von der Hallucination oder von dem mesmerischen Fluidum des Vaters auf das Töchterchen überging und bei diesem auch die gleichzeitige Erscheinung zur Folge hatte.[1])

Daß das wirklich geschehen kann, ist überhaupt nicht in Frage zu stellen, seitdem hinreichend nachgewiesen ist, daß solche Übertragungen ebenso stattfinden wie die Überleitungen der Schläfer durch kundige Personen in Hypnose. Wer daher Staats- oder Herzensgeheimnisse zu wahren hätte, würde wohl vorsichtig sein müssen, mit Schlafgenossen — besonders aber mit solchen in einem Raum zusammen zu wohnen, welche auf diesem Gebiete vertraut sind. Ich bin wenigstens in einem Falle sehr erstaunt gewesen, als mir eines Morgens ein Bruder von mir, mit dem ich in einem Zimmer geschlafen hatte, ein mich persönlich betreffendes Geheimnis mitteilte, das — wie er endlich gestand — ich ihm nachts haarklein erzählt hatte. Unter Diplomaten und Persönlichkeiten, von deren Verschwiegenheit oft ungeheuer viel abhängt, wäre es daher keineswegs überflüssig, derartige Möglichkeiten in Berechnung zu ziehen.

Der Laie staunt allerdings über solche Vorgänge und findet in denselben die Äußerungen übernatürlicher Kräfte; der Sachverständige weiß, daß das alles sehr einfach und natürlich zugeht, und daß oftmals ein geistiger Verkehr zwischen zuweilen sehr weit von einander entfernten Personen stattfindet. Nur auf diese Weise würde sich auch ein Erlebnis aus meinen eigenen Reiseerinnerungen erklären, das ich hier folgen lassen will:

Es war am 9. April 1863, als ich von der verhängnisvollsten meiner acht Sibirienreisen bis zum Tode erschöpft auf meinem ehemaligen Wohnort Taschla bei Troizk anlangte und bald darauf einen Brief aus Deutschland erhielt, der von der Gemahlin eines mir nahe verwandten Geistlichen geschrieben war, dessen Tochter Johanna ich zur Leitung meiner Häuslichkeit mitgenommen hatte. Der Inhalt des Schreibens lautete:

„Sallgast am Ostermontag den 6. April 63. Liebe Kinder! In dem Augenblick, da ich dieses niederschreibe, sind wir in der größten Sorge, ob ihr euch noch unter den Lebenden befindet, und zwar aus folgenden Gründen: Gestern, am Ostersonntag, besuchte uns deine Mutter, lieber W., die zur Nacht bei uns blieb. — Da wir uns aber viel von euch zu erzählen hatten, wurde der Salon zum Schlafzimmer hergerichtet und für mich, deine Mama und Anna drei Betten nebeneinander gestellt,

[1]) Diese materialistische Erklärungsweise ist ja allerdings die heutzutage beliebte. Wir können aber nicht umhin zu sagen, daß sie uns hinsichtlich der bewirkenden Ursache solcher „Hallucinationen" bei dem Vater und dem Kinde durchaus nicht befriedigt; für uns ist eine metaphysische Einwirkung der Seele der verstorbenen Frau resp. Mutter fast selbstverständlich. — Die Angaben des Verfassers haben wir durch Korrespondenz so weit verfolgt, als es thunlich war, und sind dabei zwar nicht bis zu der ersten Hand vorgedrungen, oder doch auf zuverlässige, dem Offizierstande angehörige Zeugen gestoßen. (Der Herausgeber.)

um unsere Unterhaltung fortsetzen zu können. Dabei wurde es nachts zwei Uhr, als wir plötzlich die Hausthür gehen hörten, ohne daß der Hofhund etwas gemeldet hätte. In der ersten Bestürzung dachte ich, daß man die Thür zu schließen vergessen hätte, und war in Begriff aufzuspringen, um nachzusehen, wer da sei, als ich jedoch Tritte durch den gepflasterten Korridor schleifen hörte, die sich rasch unserem Schlafzimmer näherten, und noch bevor ich rufen konnte, sahen wir die Thür aufgehen und dich, lieber W., eintreten.

Wir alle drei waren außer uns und riefen dir zu, wo du herkämst und wo Johanna wäre? Du gabst aber keine Antwort, tratst an mein Bett, zogst an meiner Decke, als ob du mir ein Zeichen geben wolltest, daß ich dir folgen sollte, und tratst an das Bett deiner Mutter, um auch da ganz dasselbe zu wiederholen. Ohne ein Wort zu sagen, verließest du darauf das Zimmer, und als wir dir nacheilen wollten, fanden wir die Thür verschlossen, wie wir es gethan zu haben glaubten, als wir uns niederlegten, und nun konnten wir uns nicht anders denken, als daß wir nur deinen Schatten gesehen hätten. — Ich bin nicht abergläubisch, da wir dich aber alle sahen, so fürchten wir um euch das Schlimmste und bitten dringend, — wenn ihr noch lebt — uns eine telegraphische Nachricht zu geben, ob euch ein Unglück begegnet sein sollte 2c."

Es ist kaum nötig, zu sagen, daß uns dieser rätselhafte Brief auf das Höchste frappieren mußte, und uns veranlaßte, darüber nachzudenken, wo wir uns in jener merkwürdigen Nacht befunden hatten. Allein — da wir im Ganzen 63 Tage unterwegs gewesen, so war das beinahe unmöglich zu ermitteln. In dieser Verlegenheit erinnerte meine Reisegenossin an das Tagebuch, das ich damals mit der größten Genauigkeit zu führen pflegte. Dasselbe nachschlagend, fanden wir, daß wir in der betreffenden Nacht in einer Kalmückenkolonie aufhältig gewesen, dort überfallen wurden und in Gefahr schwebten, massakriert zu werden. Der Bericht des Tagebuchs lautet im Auszug[1]) folgendermaßen:

„Montag den 6. April (25. März) 63. In Deutschland feiert man heut den zweiten Ostertag und in Wormlage und Sallgast auch vielleicht meinen Geburtstag; wir werden jedoch keine Zeit haben, uns damit zu beschäftigen — wohl auch keine Lust, denn die verzweifelte Reise und die Verantwortlichkeit für meine Begleitung hat mich beinahe mit Lebensüberdruß erfüllt. Namentlich der gestrige Sonntag gehört zu den schlechtesten Tagen der Reise. Bis zum Abend hatten wir bei dem Umherwälzen in Flüssen, schlüpfrigem Schnee und Schmutz nur mit vieler Mühe 20 anstatt 150—200 Werst zurückgelegt. Mit Sonnenuntergang hielten wir vor einem Kalmückendorfe, um unsere berittene Sicherheitsbegleitung zu wechseln, wobei wir eine ungemeine Verzögerung erlitten. Als wir endlich weiterfuhren, war es völlig Abend geworden, und da auch der Weg nicht mehr der bisherigen Strecke entsprach, so lag der Verdacht nahe, daß uns die Hallunken absichtlich auf eine schlechtere Nebenstraße irregeführt hatten. Gegen Mitternacht erreichten wir ein sehr gefährliches Wrack (vom Tauwasser stromartig gefüllte Thalmulde), das nicht zu passieren war. Da man befürchten mußte, daß uns die Kalmücken beim Betreten der dünnen vom Abendfrost gebildeten Eisdecke zum Versinken bringen wollten, um uns plündern zu können, so zogen wir es der Sicherheit wegen vor, zum Kalmückendorf zurückzukehren, dessen Oberhaupt für unsere Person einstehen mußte. Eine miserable Hütte — übrigens das hübscheste Lokal im Orte — diente uns zum Quartier. Johanna schlief auf einer Art Pritsche, ich sitzend auf einer Holzbank mit dem Revolver zur

[1]) Uns liegt die ganze, höchst interessante Tagebuch-Eintragung vor. Sie ist aber hier für die unabgekürzte Wiedergabe zu lang. (Der Herausgeber.)

rechten Hand, während die beiden Postillone nebst einer Wache draußen am Schlitten auf dem Gehöft bei den Pferden blieben. Trotz dieser Vorsichtsmaßregeln versuchte man in unser Lokal einzudringen und uns im Schlafe zu überfallen, was auch bei unserer großen Erschöpfung vielleicht gelungen wäre, wenn die Unmasse von hüpfendem und zwickendem Ungeziefer uns nicht eine wahre Tantalusqual bereitet und am Einschlafen verhindert hätten. Da man aber ungeachtet der von mir getroffenen Sicherheitsvorrichtungen auch vor Gewalt nicht zurückschreckte und die Befürchtung gerechtfertigt erschien, daß man zum äußersten entschlossen war und wir massakriert werden könnten, so blieb nichts übrig, als von dem Revolver Gebrauch zu machen, bis unsere Postillone zur Hilfe herbeieilten, womit die Gefahr beseitigt war ꝛc."

Nachdem wir uns durch diesen Tagesbericht die Vorgänge jener Nacht vergegenwärtigten und den oben erwähnten Brief damit verglichen, waren wir noch betroffener als vorher. Hypnotismus und Mesmerismus waren damals ebenso wie Telepathie noch weniger bekannt als jetzt, oder sie waren vergessen worden. — Aber obwohl es uns widerstrebte, uns mit dem Gedanken an Geisterspuk vertraut zu machen, gelang es uns doch ebensowenig, zu glauben, daß wir es bei diesem Zusammentreffen der gefahrvollen Krisis unsererseits mit der Vision im Pfarrerhause in Deutschland nur mit einem „Zufall" zu thun gehabt haben sollten. Vielmehr dämmerte auch damals eine leise Vorstellung in uns auf, daß in jenem Augenblick ein geistiger Verkehr zwischen uns im Kalmückendorf und der fernen Heimat stattgefunden haben müsse. —

Eine solche telepathische Einwirkung scheint auch durch den Fall eines bekannten polnischen Offiziers in Berlin bestätigt zu werden, der sich auf dem Exerzierplatz unter seinen Kameraden befand, als er plötzlich gegen diese gewendet ausrief: „Ach, ich glaube, mein Vater ist gestorben!" Gleichzeitig bemächtigte sich seiner Person eine namenlose Unruhe, die ihn dienstunfähig machte und seine Dispensation erforderte. Er begab sich daher nach Hause, und dort angekommen fand er ein Telegramm vor, das seine eigentümliche Ahnung bestätigte. Es war das um so sonderbarer, da der junge Mann mit seinem Vater infolge einer Heirat des letzteren zerfallen war, und seit Jahren jeden Verkehr mit demselben abgebrochen hatte.

Aber auch das hat nach den neueren Forschungen keineswegs etwas Übernatürliches, und es wäre thöricht und abgeschmackt, überall da, wo unsere Unwissenheit die Augen verschließt, von Klopfgeistern und Gespenstererscheinungen zu sprechen, wie es gewöhnlich im Volkssinne zu geschehen pflegt; und wenn wir erst die zarten seelischen Fäden kennen, welche die geistigen Beziehungen seelenverwandter Personen vermitteln, wird man aufhören, derartige Vorkommnisse zu fürchten, selbst wenn ihnen eine prophetische Bedeutung beiwohnen sollte.

Allerdings sind wir noch ungeheuer weit entfernt, zu verstehen, wie weit diese psychischen Orakel reichen, aber jedenfalls darf man annehmen, daß sie viel weiter gehen, als wir ahnen. Wahrscheinlich ist es, daß, wenn wir uns mit unseren Tieren verständigen könnten, wir zu hochinteressanten und mitunter rührenden Entdeckungen gelangen würden. Das wissen wir aber, daß selbst unseren Kindern sehr häufig ihre kleinen und großen — zuweilen in der That auch wichtigen, wenn auch nicht

zu begreifenden Ereignisse angekündigt werden, wie zum Beispiel ein Traum meiner Nichte Isidore als Beweis dienen könnte.

Vor drei Jahren wurde dieselbe als zwölfjähriges Mädchen aus der Klasse genommen, in welcher ein junger Lehrer unterrichtete, der aus irgend einem Grunde — wahrscheinlich infolge von Aufstachelungen — das kränkliche Mädchen sehr rücksichtslos behandelte. Darüber verging Jahr und Tag und das unbedeutende Ereignis war — wie auch der Lehrer — sehr bald vergessen; niemand dachte mehr daran. Da trat bei der dreizehnjährigen Isidore plötzlich während einer Reihe von Tagen oder Nächten eine bemerkbare Unruhe ein; sie erwachte aus dem Schlaf und verriet Ängstlichkeit, ohne sich darüber auszusprechen, weil sie jedenfalls fürchtete, ausgelacht zu werden. Eines Abends wollte sie aber entschieden nicht zu Bett gehen, und als man sie fragte, teilte sie nun mit, daß seit ungefähr einer Woche regelmäßig der junge Lehrer, der sie so hart behandelt hatte, an ihr Bett käme, vor demselben niederkniee und sie um Verzeihung für das Unrecht bäte, das er ihr zugefügt habe. Da man das Mädchen ermahnte, sich deshalb doch nicht zu alterieren, ging es zu Bett, hatte aber dieselbe Erscheinung.

Am nächsten Tage nachmittags kam eine bekannte Frau in die Familie und fragte bei dieser Gelegenheit, ob man schon von dem neuesten Todesfall gehört hätte? und da man verneinte, erzählte sie nun, daß der junge Lehrer des Morgens verstorben wäre. Die Familie war über das Ereignis nach den vorliegenden Umständen bezweiflicherweise betroffen und man sah jetzt der folgenden Nacht mit um so größerer Spannung entgegen. Allein — obwohl Isidore jetzt noch unruhiger zu Bett ging, blieb die Erscheinung doch aus und stellte sich auch nie wieder ein. Dieselbe war mithin mit dem Tode der Person verschwunden, was jedenfalls eigentümlich blieb.[1])

Es ist dieses Beispiel jedoch keineswegs vereinzelt, sondern der Beobachter weiß, daß selbst Kinder im zartesten Alter schon ihre Schlummerphantasien haben, von deren ominöser Bedeutung ihnen natürlich das Bewußtsein abgeht. Doch das nur nebenbei.

Ein viel ernsterer — wenn auch dem zuletzt erwähnten sehr verwandter — Vorgang begegnete mir selbst im Frühjahr 1866, als ich gelegentlich meiner Anwesenheit in Deutschland auch meinen Schwager, Theodor Albin, einem jungen Mann von 28 Jahren besuchte, der Oberprediger in Cottbus war. Ich traf denselben bei voller Gesundheit an, blieb einige Tage dort, und verabschiedete mich an einem Sonntagmorgen, um zu einem drei Meilen entfernten und lange nicht gesehenen Bruder, Senator Gustav Groß, zu fahren, bei dem ich am Nachmittage eintraf. Es versteht sich von selbst, daß bei unserer lebhaften Unterhaltung die wenigen Stunden des letzten Vierteltages nicht weit herreichten und

[1]) Fräulein Isidore U. teilte uns auf unser Ansuchen ihre Erinnerung dieses Vorkommnisses mit. Dieselbe stimmt mit den Angaben des Verfassers in allen Einzelheiten überein. Hervorgehoben werden aus ihrem Schreiben mag hier nur, daß sie die „Erscheinung" des sterbenden Lehrers als einen wiederholten „Traum" ihrerseits bezeichnet. (Der Herausgeber.)

auch die erste Hälfte der Nacht im Umsehen verstrich. Als ich mich von der Familie trennte, um mich in mein Schlafzimmer zurückzuziehen, konnte es daher in der zweiten Stunde nach Mitternacht sein. Mein Zimmer war nach vorn heraus mit dem Ausblick auf den Markt gelegen, während die Familienzimmer des Bruders nach dem Hofe zu gerichtet waren. Beide Zimmerfronten wurden durch einen Korridor getrennt und ich mußte deshalb über diesen hinweg und dann einen Saal und noch ein Zimmer durchschreiten, um zu meinem Schlafgemach zu gelangen. Da ich aber trotz der späten Nachtstunde — oder gerade deshalb — nicht schlafen konnte, so blätterte ich nach einer sehr tadelnswürdigen Gewohnheit noch bei der Lampe in der Zeitung, als ich hörte, daß jemand über den Korridor ging, die Thür zum Saal öffnete, diesen und das angrenzende Zimmer durchschritt und auf das meinige zukam.

Im ersten Augenblick erwartend, daß es mein Bruder wäre, der mir noch etwas sagen wollte, richtete ich mich im Bett auf, war aber wie aus den Wolken gefallen, als ich sah, daß mein geistlicher Schwager eintrat, den ich am Morgen vorher verlassen hatte. Da ich bestimmt glaubte, daß mir derselbe in der Absicht, mich zu überraschen, nachgefahren war und sich im Einverständnis mit meinem Bruder eingeschlichen hatte, rief ich ihm entgegen, wo er denn noch so spät herkomme und wollte ihm die Hand reichen, als er mit einer wehmütigen Bewegung wieder verschwand, und wie es mir vorkam, eine leise Klage hören ließ.

Ich konnte jetzt natürlich erst recht nicht schlafen, ließ die Lampe brennen und wollte, in hohem Grade beunruhigt, den Morgen abwarten. Indes — schon zwei Stunden später ward es auffallend lebendig im Hause, und bald darauf kam meine Schwägerin Emma, die nicht weniger erstaunt war, mich schon wach zu finden. „Ich habe dir eine wichtige Nachricht mitzuteilen!“ sagte sie, sich entschuldigend. „Aber erschrick nur nicht, wenn es eine traurige ist!“

„„— Ich weiß schon, was du sagen willst““, fiel ich ihr nach dieser Einleitung in das Wort. „„Du willst mir etwas von Theodor mitteilen: Ist er tot?““

„Ja, er ist vor ungefähr drei Stunden plötzlich an Lungenschlag verschieden, und soeben ist ein reitender Bote eingetroffen, der uns die Nachricht bringt. Aber — wie ist es möglich, daß du es schon weißt?“

Ich erzähle ihr, was mir begegnet war und mußte dies auch meinem Bruder wiederholen, der darüber ebenso ergriffen war, wie seine Frau. Am nächsten Morgen besuchte ich einen anderen geistlichen Schwager, Pfarrer Hösgen, der sich in einem nahe benachbarten Orte befand, um dort die Trauerbotschaft zu überbringen, und zu meiner größten Überraschung erzählte mir jetzt die Schwägerin Pauline (Frau Prediger Hösgen) von einem Vorgang, der sich während der letzten Nacht in ihrem Hause zugetragen und geringe Abweichungen ausgenommen, so ziemlich mit dem übereinstimmte, wie er mir begegnet war. Beide Vorfälle ereigneten sich zur gleichen Stunde. Eine Täuschung war im Hause meines Schwagers schon deshalb ausgeschlossen, weil man ziemlich spät

von einem Ausgange zurückgekehrt und eben erst im Begriff war, sich schlafen zu legen.[1])

Sowohl durch die Form wie durch seine Tragik gewiß nicht geringer an Interesse — wenn auch trotz aller Behauptungen nicht genügend verbürgt und bewiesen — ist der Fall, der dem unglücklichen General Gordon unmittelbar vor dem Tode desselben widerfahren. Ich verdanke die Kunde davon den englischen Quellen, ohne in der Lage zu sein, die Authenticität prüfen zu können, die jedoch meines Wissens durch amtliche Mitteilungen gesichert ist. Die Angaben gingen mir durch einen Herrn zu, dessen ausgedehnte Verbindungen in England ihn wohl in den Stand setzen können, über manche Dinge unterrichtet zu werden, die nicht allgemein bekannt zu sein pflegen und auch weiteren Kreisen nicht zugänglich sind.

Die Begebenheit trug sich in der bekannten sudanesischen Festung — einige Tage vor der unglücklichen Katastrophe — zu, die wir alle kennen. Dieselbe besteht aus folgenden, etwas mirakelhaften und orientalisch klingenden Einzelnheiten: Die Offiziere der englischen Besatzung befanden sich eines Abends in einem Zelt bei bester Soldatenstimmung — angeblich bei einem kleinen Trinkgelage —, als ein Beduine hereintrat und fragte, ob die Herren nicht einen Augenblick hinaustreten wollten, um sich ein wunderbares Gestirn anzusehen, das sich draußen am Himmel zeige. Die Offiziere folgten der Einladung, sahen aber nichts von dem Phänomen, obgleich der Araber den Punkt ganz genau beschrieb, wo es stehen sollte und wie es aussah.

Nur ein Offizier behauptete, das Gestirn wirklich zu sehen.

„Sie sind also sicher", fragte der Beduine, „daß Sie sich nicht täuschen?"

„Ja, ich bin mir ganz sicher!" versetzte der Offizier, der nun auch seinerseits den Stern eingehend bezeichnete.

Der Beduine wendete sich darauf an die übrigen Herren, um seine Frage zu wiederholen, ob sie jetzt noch nichts sähen, was sie jedoch abermals verneinten. „Alsdann sieht es sehr traurig aus!" bemerkte der erstere ernst. „Uns steht ein Blutbad bevor und nur ein einziger unter Ihnen wird demselben entkommen. Es ist der Herr, der jenes Gestirn sieht; die übrigen werden umkommen!"

Man bemühte sich zuerst, über die Prophezeiung zu lächeln, fand es aber angesichts der ernsten Lage doch ratsam, die düstere Verkündigung des Beduinen niederzuschreiben und Sorge zu tragen, daß die Schrift nach England gelangte, falls sich das Horoskop erfüllen würde. — Es erfüllte sich leider nur zu buchstäblich und bald! Der nächtliche Überfall der Veste und der Ausgang der Metzelei ist bekannt. Von der ganzen

---

[1]) Auf unser Ansuchen bestätigte Frau Pfarrer Hösgen dieses Vorkommnis in einem Schreiben an den Verfasser. „Fast zu gleicher Zeit mit mir erwachte mein Mann über ein Geräusch, das sich ausnahm, als ob man unsere Schlafstubenthüre öffnen wollte. Wir standen auf, suchten mit Licht das ganze Haus durch, um die Ursache des Geräusches zu ergründen, fanden aber nichts. Um welche Zeit dies war, habe ich vergessen; doch als die Todesnachricht von Theodor kam, konnten wir kaum anders, als glauben, daß ein Zusammenhang des geheimnisvollen Vorganges mit dem Trauerfall bestände." (Der Herausgeber.)

Besatzung — namentlich den Offizieren — entkam niemand, bis auf den einen, der das Gestirn gesehen hatte, und die Nachricht von dem Untergang des Generals und seines Häufleins nach England brachte.

Allerdings kann man in dem vorliegenden Fall weder von einer Vision noch von einer Hallucination oder Illusion sprechen, obgleich dabei der Offizier und der Beduine visionär waren. Es ist das ein absonderliches Vorkommnis, das wir nur seines historischen Charakters wegen einer Erwähnung für wert hielten und befremdlich finden.

Dagegen wollen wir hier noch eines Traumes gedenken, der zwar an sich keineswegs durch eine besondere Eigentümlichkeit hervorragt, aber doch dadurch der Beachtung wert ist, weil er drei Stunden vor dem Verscheiden eines Sterbenden eintrat und eine Vorbedeutung erlangte.

Vor einigen Jahren im Spätsommer — es war am 7. August — wurde ich zu einem nahe verwandten Kranken gerufen, der mir etwas mitteilen wollte, und als ich zu ihm kam, erzählte er mir sehr glücklich, daß er nun bald befreit sein werde, da er einen wunderschönen Traum gehabt habe. Ich suchte ihn von diesem Gedanken abzubringen, was er jedoch abwehrte, weil es — wie er sagte — sein sehnlichster Wunsch wäre, die ewige Ruhe zu finden und diese Hoffnung nicht gern verkümmert sehen möchte. „Denke dir" — fuhr er fort — „ich träumte, daß ich mich draußen im Garten befand und in den Bach stieg, der von grünem Grase und Wasserpflanzen bewachsen war. Da kam eine weiße Taube, die sich vom Himmel herabließ und auf meine Schulter setzte. Dieselbe war so zahm, daß sie mich mit ihrem Schnabel liebkoste und nicht wegflog, als ich sie streichelte, wobei ich mich unendlich wohl fühlte."

Die Einzelnheilen des Traumes sind mir leider in Vergessenheit geraten, aber der Kranke war der festen Überzeugung, daß die Taube der Genius des Todes gewesen sei, der zu ihm gekommen wäre, um ihn zu entführen. Die Deutung erfüllte sich in der That, denn als der Patient die Erzählung beendigt hatte, schloß er die Augen und zwei Stunden später hatte ihn der Todesengel in lichtere Sphären davongetragen.

Allein, derartige Träume lassen sich noch in großer Anzahl anführen, namentlich solche, die weniger tragische Ereignisse ankündigen, aber wie man aus Erfahrung weiß, sich immerhin doch als eine Ahnung in Bildern charakterisieren. Merkwürdig ist es jedenfalls, daß einzelne Träume mit Bestimmtheit gewisse Dinge anzuzeigen scheinen. Dadurch hätte ich in einem Falle leicht in eine sehr verhängnisvolle Untersuchung verwickelt werden können, weil ich dem Mitbewohner eines Hauses den Traum erzählt und damit eine gleichzeitige Warnung verbunden hatte. Das Ereignis trat wirklich ein und wenn es nicht gelungen wäre, die näheren Umstände unzweifelhaft aufzudecken, würde ich durch meine Unvorsichtigkeit in eine entsetzliche Situation geraten sein.

Sehr bekannt ist es ferner, daß sich Regen oder Unwetter meist durch viele und unruhige Träume, wie schwarze Trauerzüge, schwarze Fahnen, Särge, Tote 2c. anzeigen. Es ist daher auch unwahr, daß solche Gebilde — wie man glaubt — zu den ominösen gehörten, welche immer ein trauriges Ereignis anzeigten. Wie man leicht beobachten kann, treten

solche Träume namentlich in den düsteren, stürmischen und regenreichen Wintermonaten auf, und es scheint beinahe, daß da auch die Atmosphäre auf unsere Nerven einen nicht geringen Einfluß in dieser Beziehung ausübe. Wir träumen ferner im Winter von Blumen und grünen Wiesen, wenn wir Frost und Schnee bekommen sollen, und umgekehrt von Schnee, Trümmern, zerbrochenen, morschen oder einstürzenden Brücken, wenn warmes oder Tauwetter eintreten soll. Schwärmende Bienen sind im Traume sehr häßlich und tragen sicher Feuerschaden ein. Der König und der Geistliche in Amtstracht sind gewöhnlich keine erwünschte Traumgesichte und ein mir verwandter Theologe hatte Recht, als er mir einst sagte, ich solle lieber vom Teufel als von ihm träumen. Auch weiße Eier, Goldfische oder große Fische auf dem Lande sind sehr unangenehm; noch häßlicher aber blaue Weintrauben, wenn man sie ißt oder davonträgt. Weiße Trauben sind dagegen weit weniger unangenehm, aber wenig Gutes bedeuten blaue Pflaumen &c., während Fische im klaren Wasser für Kranke gewöhnlich Genesung anzeigen. In der Luft fliegen kündigt meist größere Erregungen an, und verfolgt werden je nach Umständen eine angenehme oder auch weniger angenehme Überraschung. Eine sehr glückliche Bedeutung pflegt es gewöhnlich zu haben, von einem Rind oder fetten Borstentier zu träumen, das geschlachtet wird; wogegen das Schlachten eines Schafes einen Mißerfolg anzuzeigen pflegt. Nicht weniger sicher kann man auf einen Verlust rechnen, wenn man Silber-, Kupfer- oder Kleingeld erhält, und umgekehrt wird sich der Traum verwirklichen, wenn man Gold oder Papiergeld empfängt. Öl- oder Mehlvorräte im Hause haben, prognostiziert einen materiellen Erfolg, feineres Gebäck dagegen weit eher das Gegenteil. Recht eigentümlich ist es, daß Festlichkeiten meist große Verdrießlichkeiten und Hochzeiten fast immer Zerwürfnisse unter befreundeten Personen bedeuten; und eine Dame küssen oder von derselben geküßt werden, wie überhaupt derartige Liebkosungen bringen im Gefolge gewöhnlich Disharmonie und Herzeleid in der Liebe und dürften allemal beunruhigen. Ebenso garstig sind kleine Wickelkinder im Traume, die fast regelmäßig einen Prozeß bedeuten. Dasselbe gilt von Pferden, von welchen man bedrängt wird, und man kann ziemlich darauf rechnen, daß man mit dem Richter zu thun haben wird; aber auch da wird es auf die Umstände ankommen, wie sich die Traumbilder gestalten. Ein sehr erfreuliches Vorkommnis wird es dagegen anzeigen, einen Ring zu erhalten, und eine sehr erwünschte Erscheinung ist auch der Briefträger, der selbst im Traume in seiner Postuniform gern gesehen wird und als eine Ankündigung gilt, daß er in der Wirklichkeit bald nachfolgt.

Es sind das nur einige Beispiele, die man aus der Erfahrung beachten lernt, nicht aber als untrügliche Offenbarungen hinnehmen soll.[1]) Wollten wir jedoch alle unsere interessanten Traumerscheinungen, wenn auch nur diejenigen berühmter Menschen, aufzeichnen und in Buchform fassen, so würden wir ein Sammelwerk erhalten, das unsere Nachkommen als ein Wunderbuch anstaunen müßten.

[1]) Wir halten alle solche Traumsymbolik für rein subjektiv und glauben nicht, daß man derselben irgend welchen objektiven Wert beimessen darf. (Der Herausgb.)

Wie sich die Medizin mit fremden Federn schmückt.

Von

Dr. Carl du Prel.

(Schluß.)

Es fehlte den Magnetiseuren die Einsicht nicht, daß die Fähigkeit, sich den Willen eines Somnambulen zu unterwerfen, mißbraucht werden kann; sie wußten aber auch, wie willensschwache und suggestionsfähige Personen gegen solche Gefahren geschützt werden können. Ricard schrieb 1846: „Gewöhnlich rede ich meinen Somnambulen im wachen Zustand ab, sich zu Versuchen der bloßen Neugierde magnetisieren zu lassen; wenn aber mein Zureden zu seinem Entschlusse nicht hinreicht, oder wenn er vermöge besonderer Disposition den magnetischen Einflüssen gewisser Personen nicht widerstehen kann, so befehle ich ihm während seines somnambulen Zustandes, sich durch niemanden, wer es auch sei, beeinflussen zu lassen, was fast immer genügt, den Einfluß jedes fremden Magnetiseurs auf ihn zu paralysieren; ich mache ihm auch einige magnetische Striche über die Stirne, wodurch er befähigt wird, die Erinnerung an den erhaltenen Befehl im Wachen zu bewahren." [1]) Also auch in diesem Punkte lehrt der moderne Hypnotismus nichts Neues.

Zu den für den Zuschauer verblüffendsten Phänomenen des Hypnotismus gehören die posthypnotischen positiven und negativen Hallucinationen und Illusionen; aber auch diese Entdeckung gehört nicht der Neuzeit an. Bertrand schrieb schon 1825: „Der dem Somnambulen eingepflanzte Wille erstreckt seinen Einfluß oft bis ins wache Leben. Jene Person, welche die von mir erwähnten Somnambulen magnetisierte, hörte ich zu denselben sagen: „Ich will, daß sie beim Erwachen keine der im Zimmer anwesenden Personen sehen, daß sie dagegen diese oder jene Person zu sehen glauben, die bezeichnet wurde, und häufig nicht anwesend war. Die Kranke öffnete die Augen und schien keine der Personen zu sehen, von welchen sie umgeben war, dagegen sie ihre Rede an die imaginäre Person richtete. Dieses Experiment hätte für mich keine Überzeugungskraft gehabt, wenn ich nicht des Charakters der betreffenden Person sicher gewesen wäre. Manchmal ließ man die Somnambule abwesende oder längst verstorbene Personen sehen. Wenn sie die Augen öffnete und vor sich ein Gespenst oder Phantom sah, wurde sie davon lebhaft ergriffen, und manchmal ergaben sich daraus Scenen, die ihrer Gesundheit hätten Schaden bringen können." [1])

---

[1]) J. A. Ricard: Traité Théorétique et pratique du magnétisme animal. 353.
[2]) Bertrand: Traité du somnambulisme. 256.

Auch die hypnotische Illusionierung der Sinne, die Hansen so oft zum besten gab, war den Magnetiseuren längst bekannt. Der Arzt Gregory in einer Schrift vom Jahre 1851 bemerkt, daß man einer Versuchsperson einen Arm, dann beide Arme, endlich den ganzen Oberkörper unempfindlich machen konnte. „Man suggerierte ihr sodann, daß sie ein sehr heißes Messer berühre, und daß der Stuhl, darauf sie saß, ebenfalls sehr heiß sei. Sie erhob sich und nun suggerierte man ihr die Idee, der Fußboden sei so heiß, daß sie genötigt sei, zu springen, und da ihr die Schuhe an den Füßen brennen, sie sie ausziehen wolle. Man suggerierte ihr, die Temperatur des Zimmers sei außerordentlich heiß, und sie schwitzte in der That; sodann suggerierte man ihr, es sei kalt, und sogleich knöpfte sie ihren Rock zu, begann herumzugehen und sich die Hände zu reiben. In etwa fünf Minuten wurden wirklich ihre Hände eisig, wie die einer der Kälte ausgesetzten Person.“ [1])

Wasser für den Geschmack eines Somnambulen in ein beliebiges Getränke zu verwandeln, ist eine Kunst, die sich ebenfalls schon 1852 erwähnt findet. Graf Choiseul, der den Magnetismus anwendete, schreibt nämlich aus Polen an den Magnetiseur Baron du Potet: „Das magnetisierte Wasser, das ich diesen Personen gab, veränderte seinen Geschmack und wurde ein mir beliebendes Getränke; auf diese Weise machte ich zwei Bäuerinnen, welche in der Illusion waren, Branntwein zu trinken, vollständig betrunken. Einst magnetisierte ich Mund und Augen eines Juden, der alsdann, ohne eine Ahnung davon zu haben, daran ging, unreines Schweinefleisch an Stelle eines Herings zu essen, den er zu sehen glaubte, und um ihm den Durst zu löschen, ließ ich ihn Wasser trinken, das derselbe für Bier hielt. Wegen dieser Verletzung des mosaischen Gebotes wurde dem Juden in der Synagoge eine öffentliche Strafe zugesprochen. Eine Taglöhnersfrau kam eines Tages zu mir, ihren Lohn zu holen; ich gab ihr drei Kupfermünzen, die ich magnetisiert hatte, und die sie für Silberthaler in Empfang nahm. Am anderen Tage traf ich sie weinend, weil man ihr, wie sie sagte, die Thaler gestohlen und durch Kupfermünzen ersetzt hatte.“ [2])

Professor Liébault, der nun als Begründer der hypnotischen Schule in Nancy anerkannt ist, nachdem er an 25 Jahre unbeachtet geblieben, schrieb schon 1866 bezüglich der posthypnotischen Illusionen, daß dieselben verschwinden, wenn sie durch das Tastgefühl kontrolliert werden, daß man aber durch ergänzende Suggestion dieser Kontrollierbarkeit vorbeugen kann. Einer seiner Somnambulen suggerierte er, nach dem Erwachen am Kleide ihrer Freundin statt der kleinen Knöpfe große Metallknöpfe zu sehen. Diese Verblendung gelang mit Ausnahme eines einzigen Knopfes, der im Augenblicke des Befehls unter das Halstuch sich verschoben hatte und unsichtbar geblieben war. Einem Taubstummen suggerierte er — also wohl durch Gedankenübertragung —, seinen verstorbenen Vater zu sehen. Der Somnambule senkte den Kopf, sein Atem wurde geräuschvoll, sein Gesichtsausdruck ernst; er erhob sich, ging gegen die Thüre, streckte die

[1]) Gregory: Letter to a candid inquirer on animal magnetism. 353.
[2]) Du Potet: Journal. XVI. 249.

Hand vor und gab in die leere Luft einen Kuß, bot dem Phantome einen Stuhl, setzte sich gegenüber, gestikulierte ausdrucksvoll und begleitete dann den Unsichtbaren wieder zur Thüre zurück.[1])

Auch die hypnotische Verwandlung der Persönlichkeit, von welcher in neuerer Zeit Professor Richet und andere merkwürdige Beispiele angeführt haben, ist schon vor 30 Jahren in einer Weise versucht worden, welche die künstlerische Verwertung derselben ins Licht stellte. Ein Herr Gossens schrieb darüber: „Wenn die Versuchsperson in somnambulem Zustand ist, kommt ein Augenblick, da sie nach dem Willen des Magnetiseurs fähig wird, bewundernswerte Modelle für den Maler oder Bildhauer abzugeben, und Leidenschaften und die exaltiertesten Empfindungen in auffälliger Weise darzustellen; so sah ich eine Somnambule die Haltung der Jeanne d'Arc auf dem Scheiterhaufen wiedergeben, und der von den Wellen erfaßten Virginie. Der Empfindungsausdruck dieser beiden Heldinnen war mit einer nicht zu schildernden Wahrheit wiedergegeben, die Illusion war vollständig."[2])

Die in medizinischer Hinsicht merkwürdigste Verwendung der Suggestion ist die zur Beherrschung jener organischen Thätigkeiten, die im normalen Zustand unserer Willkür ganz entzogen bleiben. Dies kann ganz im allgemeinen und in spezieller Richtung geschehen. Die heutigen Hypnotiseure unterlassen nie, dem Patienten, bevor er erweckt wird, allgemeines Wohlbefinden zu suggerieren. Darüber heißt es aber schon in einem Buche aus dem Jahre 1819: „Herr de Lausanne ging von uns um 8 Uhr fort, und ließ die Kranke sehr heiter zurück; er hatte ihr verboten, die Nacht über krank zu sein, und sie schlief in der That bis zum Morgen ohne zu erwachen."[3]) Ebenso schreibt Jobard vor nahezu 40 Jahren: „Man soll den Somnambulen nicht demagnetisieren, ohne ihm ein freudiges Erwachen, volle Heiterkeit und Hoffnungsfreudigkeit anzubefehlen; es macht dieses den besten Eindruck auf die Umgebung des Kranken und auf diesen selbst."[4])

Interessanter noch ist die detaillierte organische Beeinflussung des Patienten durch Suggestion, worüber besonders Hack Tuke und Bernheim Aufschluß geben.[5]) Die dort massenhaft vorgebrachten Thatsachen sind zunächst für den Philosophen interessant, weil sie den Einfluß des Geistes auf den Körper, also den Primat des Geistes beweisen — womit der Materialismus auf den Kopf gestellt ist —, sodann aber die Identität des organisierenden und denkenden Prinzips in uns; die Seele, von der modernen Physiologie verworfen, weil man sie nur dualistisch denken zu können meinte, wird nun auf monistischer Grundlage wieder in ihr Recht gesetzt werden. Für den Mediziner aber gar bildet die psychische Kurmethode, die Suggestivtherapie, den Glanzpunkt des modernen Hypnotismus. Die Thätigkeiten der Muskulatur, der Atmung, des Herzens und der Gefäße, also der Blutzirkulation und des Pulses, der Darmbewegung, der Sekretion

[1]) Liébault: le sommeil. 154. 259. — [2]) Du Potet: Journal. XVIII. 245.
[3]) De Lausanne: principes et procidés du magnétisme animal. II. 290.
[4]) Du Potet: Journal. XVII. 340.
[5]) Hack Tuke: Geist und Körper. Bernheim: de la suggestion.

des Schweißes, Urins und der Katamenien, sogar anatomische Veränderungen des Hautgewebes, wie Blasenbildung &c. — dies alles kann suggestiv bewirkt werden, und beweist den Primat des Geistes vor dem Körper. Nun läßt sich aber nachweisen, daß auch diese Entdeckungen den alten Magnetiseuren zugesprochen werden müssen; es ergiebt sich also daraus, daß der erst später aufgetretene Materialismus, der noch unsere ganze Medizin beherrscht, keineswegs ein notwendiger Durchgangspunkt der Wissenschaft war, sondern vielmehr ein Anachronismus. Dieser Materialismus war bereits widerlegt, als er begründet wurde, und konnte nur unter Verletzung der Kontinuität der Wissenschaft vermöge der Unwissenheit unserer Mediziner in Sachen des Somnambulismus aufgestellt werden.

Die Prioritätsansprüche der Magnetiseure in Bezug auf Suggestivtherapie nachzuweisen, würde eine zu lange Darstellung erfordern; ich beschränke mich daher auf einen Punkt, der ganz besonders als eine Entdeckung der neuesten Zeit hingestellt wird, nämlich die Blasenbildung durch Suggestion. Focachon in Charmes hat indifferente Papierstücke mit der Suggestion, es seien Pflaster, aufgelegt. Nach späterer Abnahme derselben zeigte sich die Epidermis in ganz entsprechender Weise verändert, abgestorben und gelblich verfärbt, und es entwickelten sich darauf kleine Blasen. Auch das umgekehrte Experiment wurde angestellt, indem nämlich die Wirkung eines wirklichen Pflasters durch Suggestion vereitelt wurde. Forel machte in jüngster Zeit auf der Beugeseite der Arme einer Person zwei leichte Kreuze mit der Spitze eines stumpfen Messers, so daß keine Blutung eintrat. Er suggerierte sodann Blasenbildung am rechten Arme. Nach fünf Minuten, während er selbst die Beobachtung fortsetzte, entstand eine rosenrote Hautschwellung, um welche herum sich eine kreuzförmige urticariaartige Quaddel gleich einer Impfpustel bildete. Am linken Arme dagegen, auf den sich die Suggestion nicht bezog, entstand nichts.

Diese künstliche Blasenbildung und das künstliche Stigma, welches Krafft-Ebing und andere erzeugt haben, bildet den Superlativ der angeblichen Entdeckungen des modernen Hypnotismus. Aber auch diese gebührt nicht unserer Generation, sondern vielmehr einer Somnambulen des Jahres 1819. Dieselbe wurde von Herrn Celicurre de l'Aupépin magnetisiert, der darüber an Deleuze berichtet. Im magnetischen Schlafe verlangte sie die Auflegung eines Senfpflasters. Er war auf dem Lande, eine Stunde von der Stadt entfernt, und zudem um 11 Uhr nachts, so daß der Magnetiseur ihrem Wunsche nicht entsprechen zu können erklärte. „Bah! — entgegnete sie — „nehmen Sie doch ein Stück Leinwand und magnetisieren Sie es als Senfpflaster; morgen früh, wenn man es entfernen wird, werden Sie sehen, wie gerötet und angeschwollen meine Haut sein wird . . . . ." Ich bat sie, selbst ein Stück neuer Leinwand zu holen, magnetisierte es vor ihren Augen und sie selbst legte dieses Pflaster auf. Es kam alles, wie es die Kranke vorausgesagt hatte; die Krisen hörten auf, das Fieber bemächtigte sich ihrer und als am andern Morgen Frau F. . . den Verband entfernte, überzeugte sie sich, daß die Leinwand die Haut gereizt und an mehreren Stellen sogar abgezogen hatte. Einige Tage später verordnete sie sich eine Medizin für zehnmaligen Stuhlgang; sie wollte zu diesem Behufe 10 Unzen Manna

und 1 Gros Senesblätter. Ich sagte abermals, daß ich dies nicht bei der Hand habe. „Sie sind immer in Verlegenheit", entgegnete sie; „stellen Sie es durch Magnetisierung von Wasser her, so werde ich unzweifelhaft purgiert werden." Ich folgte ihrem Rate, und sie wurde so oft purgiert, als sie es vorhergesagt hatte, und beklagte sich beim Trinken sehr über den schlechten Geschmack der Senesblätter. Auf diese Weise habe ich sie zweimal mit gleichem Erfolge purgiert. Für die Einwirkung des Magnetismus war sie so empfindlich geworden, daß sie nicht nur in ihrem Schlafe jeden Geschmack empfand, den ich ihrem Wasser geben wollte, und welches sie trank, sondern sogar im Wachen. Ich habe ein halb Hundert Mal dieses Experiment in Gegenwart von Zeugen gemacht, welche selbst sich entfernten, um das Wasser zu holen und mir ins Ohr den Geschmack flüsterten, den ich demselben geben sollte." In diesem letzteren Falle ist wohl Gedankenübertragung anzunehmen. Deleuze macht zu diesem Berichte die Bemerkung: „Diejenigen, welche den Autor dieses Briefes kennen, werden an der Exaktheit der berichteten Thatsachen nicht zweifeln können." [1])

Auch die posthypnotische Beeinflussung der unwillkürlichen organischen Funktionen ist eine längst bekannte Sache, und schon im Jahre 1814 hat ein Magnetiseur geradezu erklärt: „Diese Fähigkeit, die dem Magnetiseur verliehen ist, die Sinne zu beherrschen, zu modifizieren, außer Thätigkeit zu setzen, und umgekehrt nach seinem Willen wieder funktionieren zu lassen, beschränkt sich nicht auf die Zeit des Schlafes, sondern erstreckt sich noch darüber hinaus. Man urteile über das Erstaunen eines Somnambulen, den man taub erweckt; er ist des Glaubens, daß jedermann Gesichter schneidet und sich über ihn lustig macht; er kann um so weniger an seine Taubheit glauben, als er seinen Magnetiseur hört." [2])

Man weiß es also längst, wenigstens die Magnetiseure haben es gewußt, daß auch die unwillkürlichen Funktionen unseres Organismus suggestiv beeinflußt werden können. Petit d'Ormoy gebrauchte sogar den Ausdruck Suggestion, als er 1859 erklärte: „Durch diese alleinige Kraft, durch die Suggestion, können wir willkürlich ganz bestimmte physiologische Phänomene herbeiführen: Muskelkontraktur, Paralyse, Trunkenheit mit ihren Symptomen und zwar mit allen Symptomen. Ich habe Kranke durch bloße Suggestion purgiert. Warum sollten wir also die Heilkraft der Einbildung auf nervöse Krankheiten einschränken?" [3])

Bezüglich der Suggestivtherapie müssen wir sogar hinter Mesmer zurückgehen, bis auf den Pater Joseph Gaßner, der im vergangenen Jahrhundert dieses Verfahren anwendete, wiewohl er selbst eine falsche Vorstellung davon hatte. Er rief zuerst durch Suggestion die Krankheitssymptome hervor, und befahl dann, daß sie für immer weichen sollten. Carl Kiesewetter hat in einem interessanten Aufsatz [4]) den vollständigen Parallelismus der Experimente Gaßners mit denen der heutigen Hypnotiseure nachgewiesen. Interessant ist, daß dabei meistens auch noch Ge-

---

[1]) Bibliothèque du magnétisme animal. VIII. 111.
[2]) Annales du magn. an. II. 171. — [3]) Du Potet: Journal. XVIII. 23.
[4]) Sphinx, II 308—318.

dankenübertragung stattfand; denn Gaßner bediente sich bei seinen Suggestionen der lateinischen Sprache, wodurch er selbst zu dem Glauben verleitet wurde, dieses Verstehen fremder Sprachen bedeute Besessenheit. Wenn Gaßner sagte: „Nunc fiat pulsus febrilis!“ so trat es ein. Sprach er: „Nunc fiat pulsus intermittens!“ so setzte der Puls je nach einigen Schlägen aus. „Fiat intermittens post ictum secundum! so geschah auch dieses. Der Puls war kaum merklich und die Person fiel in Ohnmacht.

Es ist interessant und wird wohl noch seine medizinische Verwertung finden, daß man die Ausführung posthypnotischer Befehle auch auf die normale Schlafzeit verlegen und Träume von bestimmter Art anbefehlen kann. Dies wurde schon 1860 bei einer Kranken versucht: „Wenn sie somnambul war, befahl ihr der Magnetiseur, dieses oder jenes zu träumen, oder dieses oder jenes nach dem Erwachen zu thun. Kaum war sie aus ihrer Betäubung erwacht, so vollzog sie gewissenhaft den gegebenen Befehl, ohne selbst zu wissen, warum, wie sie sagte. Handelte es sich um einen Traum, und sie wurde am anderen Tage befragt, ob sie eine gute Nacht gehabt, so erzählte sie sogleich den Traum, den sie gehabt.“ [1]) Wie ich an einem anderen Orte nachgewiesen habe [2]), ist diese spezielle Verwertung der Suggestion zu künstlichen Träumen, und zwar solchen von medizinischer Bedeutung, sogar lange vor unserer Zeitrechnung bekannt gewesen, und wurde beim Tempelschlaf von den ägyptischen Priestern angewendet. Sie kannten den Somnambulismus und demgemäß auch die Suggestionsfähigkeit der Somnambulen.

Da die Magnetiseure den künstlichen Schlaf durch magnetische Striche erzeugten, Braid aber durch den Anblick glänzender Gegenstände, so könnte man meinen, daß er wenigstens in dieser Hinsicht der Entdecker des Hypnotismus wäre; aber nicht einmal das ist der Fall. Er mag auf seine Einschläferungsmethode selbständig gekommen sein, hatte aber einen Vorgänger an dem berüchtigten Cagliostro, welcher Unempfindlichkeit und Bewußtlosigkeit durch das Fixieren spiegelnder Flächen erzeugte. [3]) Es ist dies übrigens eine uralte Kunst der Thaumaturgen gewesen — unter den Arabern ist sie noch heute unter dem Namen Mandel bekannt — und Cagliostro lernte sie gelegentlich seiner Reise nach Ägypten kennen.

Die Suggestionsfähigkeit der Somnambulen ist ohne Zweifel eine Entdeckung von gar nicht abzusehender Tragweite; der Ruhm derselben gebührt aber den Schülern Mesmers und den Somnambulen selbst. Würde damals diese Entdeckung die Beachtung und Anerkennung der Wissenschaft gefunden haben, so wären wir jetzt längst im Besitze einer Experimentalpsychologie. Das geschah aber nicht, und so ist der Fortschritt der Medizin um ein Jahrhundert aufgehalten worden — durch die Mediziner. Jetzt aber, da sich die Thatsachen nicht mehr leugnen lassen, schreibt man die Entdeckung Braid zu, um sie nicht den Laien zu-

---

[1]) Du Potet: Journal. XIX. 624.
[2]) Wiener Tageblatt 1889, Nr. 230—232.
[3]) Georges Bell: le miroir de Cagliostro. 57.

sprechen zu müssen, und um sich der Unannehmlichkeit, revozieren zu müssen, zu entziehen, was doch die einfache Ehrlichkeit gebieten würde. Wenn Mesmer unter uns wäre und dieser Fälschung der Geschichte der Medizin zusehen würde, so würde er ausrufen: Ego feci, tulit alter honores! Er würde aber auch sagen, daß man Probleme nicht dadurch löst, daß man an Stelle des gebräuchlichen lateinischen Wortes ein vornehmeres griechisches setzt, und nun von Hypnotismus statt von Somnambulismus spricht. Das Wort Hypnotismus verführt zudem etymologisch zu der Meinung, als handle es sich dabei um weiter nichts, als um Schlaf, was durchaus nicht richtig ist. Davon abgesehen, daß manche hypnotische Phänomene überhaupt keinen Schlaf erfordern, zeigen sich im Hypnotismus oft Fähigkeiten, die nicht nur weit über die des Schlafes, sondern sogar des Wachens hinausgehen.

Stellen wir also die Thatsachen richtig. Es ist Thatsache, daß die medizinische Akademie in Paris 1784 die Entdeckung Mesmers verworfen hat. Es ist Thatsache, daß die offizielle Medizin seit hundert Jahren gar nicht genug Hohn auf Magnetiseure und Somnambule ergießen konnte, und nur von Betrügern und Betrogenen sprach. Wer die betreffende Litteratur kennt, könnte ein ganzes Schimpfwörterlexikon aus den Titulaturen zusammenstellen, womit die Ärzte den tierischen Magnetismus — einer derselben sprach sogar vom „bestialischen" Magnetismus — und Somnambulismus beehrten. Es ist Thatsache, daß diese Anschauungen noch heute sehr geläufig sind und auf Lehrstühlen der Universitäten unter der studierenden Jugend verbreitet werden. Derselbe Dr. Preyer, der jüngst Mesmer mit Herostratus verglich, hat schon früher über den tierischen Magnetismus eine Abhandlung geschrieben.[1]) Wir erfahren dort, daß „Mesmer als Forscher und Schriftsteller nichts geleistet hat, was die Geschichte der Wissenschaft zu verzeichnen hätte" (161), daß er „lediglich von dem Verlangen erfüllt war, sich zu bereichern" (161). Denselben Mesmer, welcher einen ihm vom Staate angebotenen Gehalt von 30 000 Franken ausschlug, der ein Vermögen von 2000 Gulden, eine Bibliothek von 8 Büchern und Mobiliar im Werte von 4000 Gulden hinterließ[2]), — diesen Mesmer nennt Preyer einen „geldgierigen Charlatan" (165). Das Verhalten der Akademie wird von Preyer nicht getadelt, sondern sogar gelobt, indem er sagt: „Fünf Monate dauerte die Untersuchung, welche sich eingehend mit den magnetischen Wunderkuren und was damit zusammenhing, experimentell beschäftigte" (165). Die Wahrheit ist aber vielmehr, daß diese Untersuchung in der gewissenlosesten Weise geführt wurde, wie ich schon anderwärts ausgeführt habe.[3]) Preyer hat offenbar niemals eine Somnambule gesehen; denn er fällt das Urteil: „Der sensationelle Puységur'sche magnetische Somnambulismus, das künstlich herbeigeführte magnetische Hellsehen ist in der That eine leere Phrase" (173). „Der auf die Thorheit der Menge spekulierende Impresario hatte gute Tage, da er nur eine gewandte Person als Hellseherin abzurichten brauchte, die dann gegen hohes Honorar dem

---

[1]) Preyer: Naturwissenschaftliche Thatsachen und Probleme 155—197.
[2]) Kerner: Franz Anton Mesmer. — [3]) Philosophie der Mystik.

unter fingierten Schwierigkeiten zugelassenen Neugierigen auswendig gelernte Brocken vorlallte und seine eigenen, vorher erkundigten Verhältnisse andeutete" (165). Daß freilich die Pariser Akademie 1825 eine Kommission von 11 Ärzten ernannte, um den Magnetismus und Somnambulismus neuerdings zu prüfen, erwähnt Preyer (171); aber er spricht kein Wort davon — läßt also den Leser das Gegenteil vermuten — daß dieses Mal die Untersuchung nicht fünf Monate, sondern fünf Jahre dauerte, und daß der Bericht dieser Kommission den Somnambulen alle gerühmten Fähigkeiten, mit Einschluß des Fernsehens, zuspricht. Damit ist durch den Bericht von 1784 ein dicker Strich gemacht; er hat keine Geltung mehr, und es ist ganz vergeblich, wenn Preyer betont, daß derselbe von dem berühmten Franklin unterschrieben sei. Diese Unterschrift zählt einfach nicht, weil Franklin kränklich war und an den Untersuchungen nicht den geringsten Anteil nahm.[1]) Jussien dagegen, der allerdings den Experimenten gefolgt war, weigerte sich, seine Unterschrift unter den Bericht von 1784 zu setzen, und gab einen eigenen heraus. Endlich erzählt der wahrheitliebende Deleuze, daß er selbst einen Brief von einem Arzte erhalten habe, der den Rapport von 1784 unterzeichnet hatte, später aber von den Thatsachen sich überzeugte und sein Urteil zurücknahm.[2]) Im Gegensatz dazu lautete der Kommissionsbericht von 1831 einstimmig zu gunsten des Somnambulismus. Davon aber schweigt Preyer.

Es liegt also die unerhörte Thatsache vor, daß die vor hundert Jahren von Mesmer und seinen Schülern entdeckten Wahrheiten nun zwar endlich anerkannt sind, daß aber das Verdienst der Entdeckung ihnen eskamotiert werden will. Die offizielle Medizin hat kein Recht, eine Wissenschaft für sich zu reklamieren, welche sie ein Jahrhundert lang verachtet, bekämpft und beschimpft hat. Wenn sie jetzt den Ruhm dieser Entdeckungen sich aneignen will, mit fremden Federn sich schmücken will, und wenn noch überdies auf der ersten deutschen Universität der eigentliche Eigentümer dieser Federn beschimpft und mit Herostratus verglichen wird, so kann man damit wohl jungen Studenten imponieren, die Nachwelt wird aber ihr gerechtes Urteil fällen.

So liegen also die Thatsachen, und da ich in vorstehendem nicht etwa diskussionsfähige persönliche Meinungen vorgetragen, sondern die Litteraturquellen selbst habe sprechen lassen, so wird es Dr. Preyer wohl auch diesmal machen, wie schon früher einmal: da er mich nicht widerlegen kann, wird er mir die Antwort schuldig bleiben.

Wenn aber einmal in Itzman bei Weiler am Bodensee die dankbarere Nachwelt Mesmer ein Denkmal setzen wird, dann werden vielleicht alle, die ihn seit mehr als einem Jahrhundert einen Charlatan genannt haben, längst sogar dem Namen nach vergessen sein.

---

1) Kurt Sprengel: Geschichte der Arzneikunde. V. 645.

2) Deleuze: défense du magnétisme animal. 104.

Eine möglichst allseitige Untersuchung und Erörterung übersinnlicher Thatsachen und Fragen ist der Zweck dieser Zeitschrift. Der Herausgeber übernimmt keine Verantwortung für die ausgesprochenen Ansichten, soweit sie nicht von ihm unterzeichnet sind. Die Verfasser der einzelnen Artikel und sonstigen Mitteilungen haben das von ihnen Vorgebrachte selbst zu vertreten.

Allerlei Spuk,

mitgeteilt von

August Butscher.

Unter der Tünche der sogenannten „Aufklärung", die aber auf dem Gebiete des Okkultismus soviel als nichts aufgeklärt hat, treten auch in der neuesten Zeit — wie überhaupt zu allen Zeiten — immer wieder jene merkwürdigen und wohl zu beherzigenden Erscheinungen auf, die in das „Reich des Geheimnisvollen" zu verweisen sind, fast wie alte Wandbilder unter dem zerbröckelnden Kalküberwurf.

Von „Vorspuk" („Anmeldung", „Vorzeichen") und Phantomerscheinungen heute ein kleines Kapitel. — Von einer jungen Frau, Namens Emilie N.[1]), die von Mystik oder vom „Spiritualismus" keine Ahnung hat, wurde mir nachstehendes „auf Ehre und Gewissen" erzählt.

I.

Sie war Braut und wohnte in der Zeit, als sich das Folgende begab, etwa 20 Stunden von ihrem Bräutigam entfernt bei ihren Eltern zu Hause.

Im März 1886 hörte sie fast in jeder Nacht in allen Ecken ihres Zimmers, während sie wachend lag, ein seltsames, unerklärliches Krachen, das sie nicht zu deuten wußte, denn sie kannte die Bedeutung derartiger „Vorzeichen" nicht und wußte auch nichts von einem Erkranken ihres Verlobten.

In der Nacht auf den 17. März desselben Jahres war das Krachen besonders stark, aber der Morgen sollte noch etwas Außerordentlicheres bringen. Als sie sich gegen 8 Uhr wusch und vor einem Stehspiegel,

[1]) Für die Glaubwürdigkeit der Frau N. bürgt uns nicht nur das Urteil unseres Mitarbeiters, des bekannten Schriftstellers August Butscher, sondern wir sind auch mit der Erzählerin selbst in briefliche Verbindung getreten und haben daraus den Eindruck gewonnen, daß dieser Bericht seinen wesentlichen Angaben nach zutreffend ist. Welche unwesentlichen Nebenumstände nicht richtig angegeben sind, haben wir bei der geistigen Schwerfälligkeit der Volkskreise, um die es sich hier handelt, nicht feststellen können; indessen scheint es sich hier hinsichtlich etwaiger Ungenauigkeiten nur um ganz unerhebliche Äußerlichkeiten zu handeln. (Der Herausgeber.)

der sich auf dem Tische befand, ihre Haare ordnete, erhielt dieser Spiegel plötzlich ohne daß sie ihn berührte, unter einem lauten Knall einen Riß querüber, der heute noch zu sehen ist.

Jetzt packte sie eine bestimmte Ahnung und ihre Gedanken richteten sich unwillkürlich auf ihren Verlobten.

Eine Stunde darauf erhielt sie ein Telegramm, des Inhalts, daß im gleichen Moment, als der Spiegel zersprang, ihr Bräutigam in H. an einer rasch verlaufenden Lungenentzündung verstorben sei.

II.

In den Jahren 1883 und 84 befand sich das Mädchen in einem Dienste in Stuttgart. Ihre Schlafkammer lag neben der Küche, in der sie in mehreren Nächten gehen hörte, ohne daß — sie fragte bei der Herrschaft an — eine Erklärung gefunden wurde. In einer Nacht hörte sie außer einem unerklärlichen Geräusch wie Hin- und Hergehen sich auch mehreremal vernehmlich „Emilie!" anrufen. Voll Angst erwartete sie den Morgen, der ihr die telegraphische Nachricht brachte, daß ihre Mutter schwer erkrankt sei und ein unstillbares Sehnen nach ihr trage. Sofort eilte sie nach Hause. Die Mutter genas allerdings wieder, starb aber in unferner Zeit.

III.

Emilie befand sich im Jahr 1885 bei einer Herrschaft in Heilbronn. Sie schlief mit der Köchin in einem Zimmer. In einer Nacht nun hörten beide Mädchen, die wachend lagen, ganz deutlich jemanden zwischen ihren Betten hin und her gehen, ohne übrigens eine Gestalt zu sehen. Sie gerieten in Schrecken und riefen sich gegenseitig an. Mehreremal, als sie gespannt lauschten, ging das Unsichtbare wieder hin und her, und die beiden Mädchen erwarteten in größter Angst den Anbruch des Tages.

Zwei Tage darauf starb in der Heimatsstadt Emiliens, der jetzigen Frau N., deren junge Cousine, an der sie mit großer Zärtlichkeit gehangen und die auch ihr die gleiche Gesinnung stets entgegengebracht hatte. Von deren Erkrankung hatte sie kein Wort gewußt.

Später erfuhr die „Heimgesuchte", daß in derselben Nacht auch der Schwester der Verstorbenen, die damals mit einer Herrschaft aus Nimes in Frankreich auf einem Landschlosse wohnte, ein „Vorzeichen" geworden war. Die Betreffende hörte deutlich gehen, ferner ein dreimaliges Klopfen ans Fenster und wurde sogar beim Namen gerufen. — Auch diese wußte nicht das geringste von der Erkrankung ihrer Schwester.

IV.

Eine „Anmeldung", die aber ihre Herrschaft anging, erlebte unsere Erzählerin im Jahre 1885, gleichfalls in Heilbronn.

Herr und Frau des Hauses, bei denen sie diente, waren zu einer Fastnachtsunterhaltung gegangen. Zu Hause befanden sich die Kinder mit Emilie im untern Stock, während das Kindermädchen, die Köchin und eine auf Besuch gekommene Freundin von Emilie im oberen Stocke schliefen.

Etwa um 11 Uhr erschütterte ein fürchterlicher Schlag das ganze Haus, ein Bettschirm fiel zugleich mit dumpfem Schlage zur Erde, so daß die Kinder, wie auch alle andern, unten und oben aus dem Schlafe emporfuhren. Eines der Kinder, welches damals etwa 11 Jahre alt war, versicherte auch vor dem großen Spektakel in dem „schönen Zimmer" deutlich gehen gehört zu haben. Nachher war es, als wenn ein Hund mit losgerissener Kette über die Stiegen rase, aber keines wagte sich hinaus. Als die Herrschaft nach Hause kam und von dem Vorkommnis hörte, wurden Mädchen und Kinder — natürlich! — ausgelacht.

Ernster wurden Herr und Frau allerdings, als in unferner Zeit darauf Schwiegervater und Tante starben, auf deren Ableben dann der „Vorspuk" gedeutet wurde. — Hier sei einschaltend bemerkt, daß die Berichterstatterin sonst nicht im geringsten ängstlich ist, sondern allen derartigen oder ähnlichen Vorkommnissen beherzt auf die Spur zu kommen sucht. Bezüglich dieser Erlebnisse aber läßt sie sich nichts abmarkten und weiß auch wie noch viele Leute, daß in anderen Familien ähnliches vorkam und noch vorkommt; die große „Aufklärung" unserer Tage, die man fürchtet, legt freilich die „strengwissenschaftliche" Hand auf gar manchen Mund. Wir aber machen ihn auf!

V.

Dasselbe Mädchen (jetzt Frau) befand sich im Spätsommer 1886 wieder bei einer Herrschaft in N. bei Pforzheim, einem alten Schlosse, das ein früheres Kloster gewesen sein soll. — Eines Morgens stand das Mädchen wie gewöhnlich um 5 Uhr auf, um die Stiege hinunter und an ihre Arbeit zu gehen. Sie war ohne Licht und es herrschte Dämmerung.

Plötzlich sah sie vor sich einen großen, schwarzen Schatten, der immer vor ihr her ging und den sie noch gehen hörte. Er glich einer Nebelgestalt. Sie erschrak natürlich sehr und blieb stehen, was dann auch die Schattengestalt that, die stets vor ihr war. Beherzt, wie das Mädchen ist, wollte sie der Sache auf den Grund kommen und ging mutig dem Schattenbild nach, das sie aber nicht erreichen konnte und das endlich in einem Gange spur- und lautlos verschwand.

Als sie von dem Geschehnis erzählte, wurde ihr von andern Dienstboten bedeutet, das sei gar nichts so Seltenes und die Gestalt sei schon von vielen gesehen und gehört worden, sie solle nur ja nichts vor den Kindern erwähnen. — Später erzählten ein Knabe und ein Mädchen, sie hätten auf dem Oberboden (Bühne, Speicher) dieses Hauses von einer unsichtbaren Hand eine „Ohrfeige" erhalten.

*

Dies in Kürze die Erlebnisse der Frau N. Wolle sich jeder nach Belieben seinen Vers dazu machen. Die Okkultisten und Metaphysiker freilich wissen ganz genau, genauer wohl als die harmlose Erzählerin, wie der Schlußreim lautet.

* * *

Eine Nachschrift hierzu.

Von

Carl Kiesewetter.

Zu dem letzterwähnten Falle habe auch ich eine Parallele erlebt und zwar als etwa vierjähriger Knabe in dem von meinen Eltern und Großeltern bewohnten ersten Stocke eines Hauses zu Meiningen, an dessen Stelle nach dem großen Brand von 1874 das jetzige Postgebäude errichtet worden ist. Wir bewohnten eine hochparterre gelegene Zimmerflucht [1]), hinter deren Eingangsthür die Küchenthüre sich befand. Das vordere Zimmer war das Wohnzimmer meiner Großeltern, und jeder in die Küche Gehende mußte hier notwendig gehört werden.

An einem Sommersonntag Nachmittag, an dem sich nur mein Großvater, meine Mutter und ich im ganzen Hause allein und zwar in dem erwähnten Zimmer befanden, ging ich in die Küche, um eine Tasse zu holen. Dort sah ich am Herd eine schwarz — „närrisch", wie ich mich ausdrückte, weil ich den Begriff altmodisch noch nicht kannte, — gekleidete Frau mit großem durch Nadeln im Haar befestigten Schleier umhüllt stehen. Ganz harmlos erzählte ich das meinen Angehörigen, welche mir, nachdem sie vergeblich alles ausgesucht hatten, das Geschehene auszureden versuchten. Ich blieb aber bei meiner Meinung und beruhigte mich mit der Erklärung, daß es meine Großmama gewesen sei, welche aber gerade eine Landpartie machte.

Das kleine Ereignis wurde weiter nicht besprochen und vergessen. — Erst viel später erfuhren meine Angehörigen beiläufig, daß von altersher die Sage gehe, in dieser Küche lasse sich „eine schwarze Frau" sehen.

[1]) Man vergleiche hierzu den im Aprilheft 1889 S. 240 gelieferten Grundriß dieser Wohnung (ahiu).



Eine möglichst allseitige Untersuchung und Erörterung übersinnlicher Thatsachen und Fragen ist der Zweck dieser Zeitschrift. Der Herausgeber übernimmt keine Verantwortung für die ausgesprochenen Ansichten, soweit sie nicht von ihm unterzeichnet sind. Die Verfasser der einzelnen Artikel und sonstigen Mitteilungen haben das von ihnen Vorgebrachte selbst zu vertreten.

Freiheit des Willens.

Von

Voltaire.[1])

A. Hier wird eine Batterie Kanonen vor unsern Ohren abgefeuert; hast du die freie Wahl, ob du es hören willst oder nicht hören?

B. Gewiß kann ich nicht umhin, es zu hören.

A. Willst du, daß die Kanonenkugeln dir, deiner Frau und deiner Tochter, die mit dir spazieren gehen, die Köpfe abreißen?

B. Was machst du mir da für einen Vorschlag? ich kann so etwas nicht wollen, solange ich bei gesunder Vernunft bin; das ist mir unmöglich.

A. Gut, du hörst notwendig die Kanone, und du willst notwendig, daß du mit deiner Familie nicht durch einen Kanonenschuß beim Spazierengehen umkommst; du hast weder die Macht, nicht zu hören, noch die Macht, hier bleiben zu wollen.

B. Das ist klar!

A. Du hast deshalb etwa dreißig Schritte gemacht, um vor der Kanone sicher zu sein; hast du die Macht gehabt, diese wenigen Schritte mit mir zu gehen?

B. Ja, das ist auch ganz klar.

A. Und wenn du gelähmt gewesen wärst, so wärst du dieser Batterie ausgesetzt gewesen, hättest nicht die Macht gehabt, dahin zu gehen, wo du jetzt bist, hättest notwendig einen Kanonenschuß gehört und wärst getroffen worden, und wärst notwendig umgekommen.

B. Nichts ist wahrscheinlicher.

A. Worin besteht dann deine Freiheit, wenn nicht bloß in der Macht, die deine Person ausübt, dasjenige zu thun, was dein Wille mit absoluter Notwendigkeit verlangt?

B. Du machst mich verwirrt. Die Freiheit wäre also nichts anderes, als die Macht, das auszuführen, was ich notwendig will?

---

[1]) Wir drucken diesen Abschnitt aus Dr. Axel Wincklers Übersetzung von Voltaires „Dictionnaire philosophique“ (London 1764) in „Meyers Volksbüchern“ (Leipzig, 20 Pf.) auf Wunsch hier ab, um damit zugleich unsere Leser auf dieses kleine zum Denken anregende Bändchen aufmerksam zu machen. (Der Herausgb.)

A. Denke nach und sieh zu, ob die Freiheit anders aufgefaßt werden kann.

B. In diesem Falle wäre mein Jagdhund ebenso frei wie ich; er hat notwendig den Willen, zu laufen, wenn er einen Hasen sieht, und die Macht, zu laufen, wenn er kein schlimmes Bein hat. Ich habe also nichts vor meinem Hunde voraus; du setzest mich den Tieren gleich!

A. Das sind die armseligen Trugschlüsse der armseligen Sophisten, die dich erzogen haben. Das kränkt dich wohl recht, daß du frei bist wie dein Hund? Ei, gleichst du denn deinem Hunde nicht in tausend Dingen? hast du nicht Hunger und Durst, Wachen und Schlafen und die fünf Sinne mit ihm gemein? wünschest du anders als mit der Nase zu riechen? warum willst du eine andere Freiheit haben als er?

B. Ich habe aber eine denkende Seele, und mein Hund denkt so gut wie gar nicht. Er hat kaum einfache Ideen, und ich habe tausend metaphysische Ideen.

A. Schön, du bist tausendmal freier als er, das heißt, du hast tausendmal mehr Macht, zu denken, als er, bist aber nicht anders frei als er.

B. Wie? bin ich nicht frei, zu wollen, was ich will?

A. Was verstehst du darunter?

B. Das, was jedermann darunter versteht; sagt man nicht alle Tage: der Wille ist frei?

A. Eine Redensart ist kein Beweisgrund; erkläre dich deutlicher!

B. Ich meine damit, daß ich die Freiheit habe, zu wollen, was mir beliebt.

A. Erlaube, das hat keinen Sinn. Siehst du nicht ein, daß es lächerlich ist, zu sagen: ich will wollen? Du willst notwendig, infolge der Ideen, die dir erscheinen. Willst du heiraten, ja oder nein?

B. Aber wenn ich nun sagen würde, ich will weder das eine noch das andere?

A. So würdest du antworten wie jener, welcher sagte: die einen halten den Kardinal Mazarin für tot, die andern glauben, daß er lebt, und ich glaube weder das eine noch das andere.

B. Also gut, ich will heiraten.

A. Ah! das heißt antworten. Warum willst du heiraten?

B. Weil ich ein junges, schönes, sanftes, wohlerzogenes, wohlhabendes Mädchen liebe, welches vortrefflich singt, deren Eltern anständige Leute sind, und weil ich mir schmeichle, von ihr wiedergeliebt zu werden und ihrer Familie sehr willkommen zu sein.

A. Das sind Gründe. Du siehst, daß du ohne Grund nicht wollen kannst. Ich erkläre dir, daß du die Freiheit hast, zu heiraten, das heißt die Macht hast, den Ehekontrakt zu unterzeichnen.

B. Wie? ich könnte nicht wollen ohne Grund? Ei, was wird denn aus jener andern Redensart: sit pro ratione voluntas, mein Wille ist mein Grund, ich will, weil ich will?

A. Das ist Unsinn, lieber Freund; da gäbe es in dir eine Wirkung ohne Ursache.

B. Was! wenn ich „Gerade oder Ungerade“ spiele, habe ich da einen Grund, lieber Ungerade zu wählen als Gerade?

A. Ganz gewiß.

B. Und bitte, was ist der Grund?

A. Daß die Idee des Ungeraden sich deinem Geiste eher gezeigt hat als die entgegengesetzte Idee. Es wäre lustig, wenn es Fälle gäbe, wo du willst, weil eine Ursache des Wollens da ist, und andere Fälle, wo du ohne Ursache wolltest. Wenn du heiraten willst, merkst du den vorherrschenden Grund deutlich; du merkst ihn nicht, wenn du „Gerade oder Ungerade“ spielst, und dennoch muß doch wohl einer da sein.

B. Aber noch einmal: habe ich denn keinen freien Willen?

A. Dein Wille ist nicht frei, aber deine Handlungen sind es; du hast die Freiheit, zu handeln, wenn du die Macht hast, zu handeln.

B. Aber die vielen Bücher, die ich über die Freiheit des Willens gelesen habe . . .

A. Sind Thorheiten; es giebt gar keinen freien Willen; das ist ein Ausdruck ohne Sinn und Verstand, erfunden von Leuten, die keinen hatten.

* * *

Der Übersetzer fügt hier folgende Citate hinzu:

„Wenn der Gegner in der Hitze des Streites fortfährt und fragt: Steht es nicht in meiner Gewalt, mich zum Fenster hinauszustürzen? so werde ich sagen: Nein! und behaupten, daß, solange er seine Vernunft behält, die Begierde, mir seinen freien Willen zu beweisen, für ihn kein hinlänglich starker Grund sein wird, sein eigenes Leben aufzuopfern. Wenn mein Gegner dessenungeachtet sich zum Fenster hinausstürzte, um mir zu beweisen, daß er frei sei, so würde ich darum doch nicht glauben, daß er hierin frei handele, sondern nur, daß ihn die Heftigkeit seines Temperaments zu dieser Thorheit hingerissen habe.“ Baron Holbach, „Système de la Nature“, Bd. 1, Kap. 11, S. 160.

„Wir wollen uns einen Menschen denken, der etwa auf der Gasse stehend zu sich sagte: ‚Es ist 6 Uhr abends, die Tagesarbeit ist beendigt. Ich kann jetzt einen Spaziergang machen; oder ich kann in den Klub gehen; ich kann auch auf den Turm steigen, die Sonne untergehn zu sehn; ich kann auch ins Theater gehn; ich kann auch diesen oder aber jenen Freund besuchen; ja, ich kann auch zum Thor hinauslaufen, in die weite Welt, und nie wiederkommen. Das alles steht allein bei mir, ich habe völlige Freiheit dazu; thue jedoch davon jetzt nichts, sondern gehe ebenso freiwillig nach Hause zu meiner Frau‘. Das ist gerade so, als wenn das Wasser spräche: ‚Ich kann hohe Wellen schlagen (ja! nämlich im Meer und Sturm), ich kann reißend hinabeilen (ja! nämlich im Bette des Stroms), ich kann schäumend und sprudelnd hinunterstürzen (ja! nämlich im Wasserfall), ich kann frei als Strahl in die Luft steigen (ja! nämlich im Springbrunnen), ich kann endlich gar verkochen und verschwinden (ja! bei 80° Wärme); thue jedoch von dem allen jetzt nichts, sondern bleibe freiwillig, ruhig und klar im spiegelnden Teiche‘. Wie das Wasser jenes alles nur dann kann, wann die bestimmenden Ursachen zum einen oder zum andern eintreten; ebenso kann jeder Mensch, was er zu können wähnt, nicht anders als unter derselben Bedingung. Bis die Ursachen eintreten, ist es ihm unmöglich: dann aber muß er es, so gut wie das Wasser, sobald es in die betreffenden Umstände versetzt ist. Sein Irrtum und überhaupt die Täuschung, welche aus dem falsch ausgelegten Selbstbe-

wußtsein hier entsteht, daß er jenes alles jetzt gleich könne, beruht, genau betrachtet, darauf, daß seiner Phantasie nur ein Bild zur Zeit gegenwärtig sein kann und für den Augenblick alles andere ausschließt." Schopenhauer, Preisschrift über die Freiheit des Willens, S. 42 („Sämtliche Werke", Bd. 4).

* * *

Nachschrift des Herausgebers.

Dennoch hat der Ausdruck „freier Wille" den sehr guten Sinn: „mit Bewußtsein und Verantwortungsgefühl Wollen"; und daß der Wille des Tieres ohne diese Qualifikation und der Menschen mit derselben ganz verschiedene Wirkungen haben muß, liegt auf der Hand. Im sittlichen Bewußtsein der menschlichen Vernunft liegt eine Kraftpotenz von unendlich viel größerer Tragweite vor, als wir sie im Tiere finden. Der Mensch macht sich dadurch sein Denken, Reden und Thun, für das er sich nicht etwa nur rechtlich, sondern auch vor seinem eigenen Gewissen sittlich verantwortlich fühlt, in einer Weise zu eigen, welche für seine eigene Wesenheit Folgen und Wirkungen haben müssen, die genau das sind, was jeder Mensch empfindet, wenn er von der „Freiheit seines Willens" redet. Das „sittliche Bewußtsein" ist ein eigener, über diejenigen Ursachen, unter deren Einflusse das Tier steht, hinausgehender, beim Menschen neu hinzukommender Kausalfaktor.



Das hypnotische Verbrechen und seine Entdeckung.

Von

Franz Imkoff.

Der durch seine geistvollen Essays bekannte Philosoph Dr. Carl du Prel liefert uns in seiner neuesten Schrift „Das hypnotische Verbrechen und seine Entdeckung“[1]) einen besonders für Laien interessanten Beitrag zur Frage der forensischen Bedeutung des Hypnotismus für unser Rechtsleben.

Die erste Hälfte des Buches behandelt das Kapitel „Hypnotismus und Strafrecht“. Dasselbe stützt sich im wesentlichen auf „Suggestions-experimente der Nancyschule“ und vertritt die Ansicht des Professors der Rechte Liégeois, daß durch den Mißbrauch der hynotischen Suggestion zu verbrecherischen Zwecken soziale Gefahren entstehen können, die dem Juristen das Studium der „Suggestionslehre“ und sogar, nach Ansicht du Prels (wohl kaum nach derjenigen von Liégeois und anderer hervorragender Gewährsmänner, auf die sich der Verfasser bezieht), die Beschäftigung mit der transcendentalen Psychologie zur Pflicht mache. — Die philosophische Verwertung transcendentaler Probleme, worin ja das Hauptverdienst du Prels besteht, besitzt zwar eine um so unzweifelhaftere Berechtigung, je umfangreicher, und je sicherer das zu Grunde gelegte Thatsachenmaterial ist; allein ob diese, auch selbst im Falle ihrer Realität immerhin sehr selten auftretenden, Erscheinungen namentlich bei unserer Unkenntnis ihrer Bedingungen sich so unmittelbar an die auf regelrechter experimenteller Basis beruhende und deswegen selbst der strengsten Kritik Stand haltende Suggestionslehre reihen lassen, dürfte immerhin bei der bekannten Opposition der Fach-Psychologen zweifelhaft sein.

Auch inhaltlich können wir uns nicht ohne weiteres mit dem Verfasser einverstanden erklären. Während z. B. (S. 10) der gewöhnliche Schläfer wegen der Möglichkeit des Erwachens nicht ohne weiteres widerstandslos bei etwaigen Angriffen ist, glaubt der Verfasser derartige Zufälle bei Hypnotisierten ausschließen zu können, „denn Schlafdauer und Schlaftiefe liegen in den Händen des Hypnotiseurs“. Wir antworten: Gewiß, aber nur bei einem gewissen Prozentsatz hypnotisierbarer Personen, d. h. bei solchen, deren Suggestibilität — als conditio sine qua non — groß genug ist, um vor allen Dingen amnestisch nach dem Erwachen zu werden. Nun

---

[1]) Verlag der Akadem. Monatshefte in München 1889.

hat aber gerade die Nancyschule (Liébeault und Bernheim) den Beweis geliefert, daß trotz aller angewendeten Mittel nur etwa 15 Prozent aller Hypnotisierten Amnesie nach dem Erwachen zeigen. Aber auch im Zustande des Somnambulismus kann sehr wohl spontanes Erwachen eintreten, ebenso wie bei guten Somnambulen die Suggestionen nicht selten mißlingen. Und welche Garantie hat der Verbrecher, daß die suggerierte Amnesie wirklich eintritt? Ist es doch eine jedem erfahrenen Hypnotiseur bekannte Thatsache, daß bei scheinbar noch so sicherer Amnesie irgend ein mit der pseudoverbrecherischen Handlung verknüpfter Umstand, ein darauf bezügliches unabsichtliches Wort, ein Gegenstand associativ die ganze Kette der auf das Verbrechen bezüglichen suggerierten Gedanken als klare Erinnerung hervorzaubert. Ist es doch eine ebenfalls wiederholt beobachtete Erscheinung, daß die Reihe der in Hypnose suggerierten Gedanken und Handlungen sich automatisch im Traum des natürlichen Schlafes wiederholt und nach dem Erwachen erinnert wird. Wenn man also alle diese Einschränkungen berücksichtigt, namentlich auch die verhältnismäßig geringe Zahl von Personen, bei denen derartige Versuche gelingen, wenn man alle Schwierigkeiten und Hindernisse bedenkt, die der Verbrecher überwinden muß, — ohne dabei je das Gefühl absoluter Sicherheit haben zu können, dann dürfen wir es wohl als Übertreibung bezeichnen, wenn du Prel von dem im Hypnotismus bewanderten Verbrecher behauptet (§ 19), daß er es vermöge, jeder gesunden Person ein beliebiges Phantom vor Augen zu zaubern und jede beliebige Aufforderung von dem Phantom ausgehen zu lassen. (Diese Äußerung du Prels dürfte Dr. Eduard von Hartmann für seine Bekämpfung der Geisterhypothese sicher willkommen sein!) — Gott sei Dank, ist die Gefahr nicht so groß; denn die internationale Statistik zeigt, daß höchstens der 7.—10. Teil aller gesunden Menschen in die tieferen Grade (Somnambulismus) der Hypnose gerät, und von diesem 8. Teil ist wiederum nur ein bestimmter Bruchteil für suggerierte Hallucinationen empfänglich. Wenn wir hierfür die Hälfte annehmen, so wäre der Verbrecher gesunden Menschen gegenüber in der Lage, unter je 16—20 Personen nur eine zu finden, welche die von du Prel erforderte Schlaftiefe erreicht. Die Unmöglichkeit bei den übrigen 15—19 Personen könnte schon ein genügend deutlicher Wink für die Polizeiorgane sein.

Ebensowenig Berechtigung dürfte die Äußerung des Verfassers haben (S. 25): „jeder, der sich der hypnotischen Behandlung unterwirft, läuft Gefahr mißbraucht zu werden, er kann hypnotisch wie posthypnotisch zu allen Handlungen gezwungen werden (was wir oben widerlegt haben), die dem Hypnotiseur belieben." — Selbst wenn es möglich wäre (und das ist es nicht —), so setzt es voraus, daß die Ärzte Verbrecher und Bösewichte seien, denen es nicht darauf ankommt, ihre Patienten zu heilen, sondern sie als Spielzeug ihrer Laune zu benutzen. Der Narkotisierte ist in einer viel wehrloseren Lage, als der Hypnotisierte, weil die Betäubung durch Medikamente viel sicherer wirkt als die durch psychische Mittel. Auch die Narkose ist gemißbraucht worden. Wird man sie deshalb verwerfen? Gewiß nicht! Der Verfasser scheint die strafrechtlichen Bestimmungen zu

übersehen, denen ein Arzt unterliegt, der seinen Einfluß mißbraucht. — Denn der Hypnotisierte ist doch als ein der Fähigkeit der normalen Selbstbestimmung beraubtes Individuum anzusehen. So heißt es im deutschen Strafgesetzbuch § 144: „Mit Zuchthaus bis zu 20 Jahren wird bestraft, wer eine im willenlosen oder bewußtlosen Zustande befindliche Person ꝛc. — — mißbraucht." Ebenso liegt eine Körperverletzung im Sinne des Gesetzes vor, wenn durch Mißbrauch der hypnogenen Mittel die davon betroffenen Personen an der Gesundheit beschädigt werden (vergl. § 230 des R.-St.-G.-B.). So wenig man das Morphium und Chloroform verbannen kann, so wenig wird man die Hypnose als Heilmittel beschränken können. Der Gewissenhaftigkeit sachkundiger Ärzte bleibt die zweckentsprechende Anwendung überlassen.

Auf Seite 37 heißt es: „Es ist nämlich experimentell festgestellt worden, daß der bloße hypnotische Befehl: ‚Sie sollen von nun an durch niemand als durch mich selbst in Schlaf versetzt werden können!' vollständig genügt, um alle späteren Einschläferungsversuche mißlingen zu lassen." Neuere Erfahrungen lehren das Gegenteil. Durch Anwendung geeigneter Suggestionen läßt sich dieses Verbot umgehen. So gelang es dem Verfasser, experimenti causa, trotz ausdrücklichen Verbotes hervorragender Hypnotiseure (in Nancy und Zürich) — sogar in Gegenwart eines derselben, in kurzer Zeit den Widerstand der betreffenden Individuen zu besiegen und sie allen Suggestionen zugänglich zu machen, auch der des Schlafes. Die Möglichkeit der Umgehung des Verbotes ist in allen Fällen gegeben; und es bleibt nur der Erfindungsgabe des Hypnotiseurs überlassen, die für das jeweilige Individuum geeignete Form der Suggestion zu finden.

Ob aber die Hypnotisierung als Mittel zur Feststellung der Wahrheit, wie es du Prel vorschlägt, überhaupt benutzt werden darf, bleibt wohl eine offene Frage. Denn wie kann man auf so unzuverlässige Aussagen hin auch nur Verdachtmomente für die Untersuchung gründen? Solche Mitteilungen sind unter allen Umständen unfreiwillig, und wer die hervorragende Rolle kennt, welche die unbewußte Suggestion, der verfeinerte Sinnesapparat des Eingeschläferten und sein Bestreben, alle Wünsche des Hypnotiseurs zu verwirklichen, in diesem Zustande spielen, wird sich schwer entschließen, seine Zuflucht zu den Resultaten eines solchen erzwungenen Examens zu nehmen. — Die Beantwortung der schwierigen juristischen Frage bedarf noch der sorgfältigsten, vielseitigsten Erwägung; auch die Vorschläge des Verfassers dürften kaum hinreichen, sie ihrer Lösung näher zu bringen.

Im 2. Teile seines Buches, überschrieben: „Somnambulismus und Polizeiwissenschaft", begiebt sich du Prel von dem positiven Boden exakter Forschung auf das Gebiet metaphysischer Probleme. Sein Vorschlag geht dahin, die Polizei möge sich der Fähigkeiten hellsehender Personen zur Aufdeckung von Verbrechen ꝛc. bedienen, — weil es in einigen mitgeteilten Fällen gelungen sei, durch die Hilfe solcher Personen Diebstähle, Mordthaten ꝛc. ans Licht zu ziehen. Die Realität einer solchen Fähigkeit sucht der Verfasser durch 37 meist der älteren Litteratur (du Potet, Perty,

Kerner, Haddock) entnommene Beispiele zu beweisen; diese sind ihm die Grundlage für seine Hypothese von der Existenz des Hellsehens sowie auch für dessen praktische Verwertbarkeit. Wieweit diese Grundlage einer namentlich durch die Suggestionslehre verstärkten Kritik standhält, — läßt sich heute nicht mehr feststellen. Wir würden es vorziehen, die Frage nach der Thatsächlichkeit solcher Vorgänge lediglich von den Experimenten der Gegenwart abhängig zu machen, wobei das große negative Material, welches sehr exakte Forscher, wie Gilles de la Tourette, Bernheim, Burot, Forel, nebst den positiven Versuchen Richets, sowie auch die von der Londoner Psychologischen Gesellschaft gesammelten Belege für und gegen wegen der kritischen Analyse dieser Fälle die Hauptrolle spielen würden. Aber auch selbst zugegeben, daß diese „Somnambulen" (nach du Prels Sprachgebrauch) in einzelnen Fällen richtig ausgesagt haben, daß es einige Male gelungen ist, lediglich durch ihre Hilfe der Verbrecher habhaft zu werden: ist damit schon die Polizeiwissenschaft um eine neue Errungenschaft reicher? Gewiß nicht! Abgesehen von dem Mangel jeder Gesetzmäßigkeit, der für derartige Vorgänge geradezu charakteristisch ist, bedenke man nur den Mißbrauch, der durch eine solche Neuerung entstehen könnte. Wie viele Unschuldige könnten der lebhaften suggestiblen Phantasie dieser meist hysterischen Personen zum Opfer fallen, besonders wenn scheinbare Verdachtsgründe sich mit Auto- oder Fremdsuggestionen verbinden. Und wie wenig gelungene Experimente sind den mißlungenen gegenüberzustellen! Noch heute ist die Zahl der „Somnambulen" in Frankreich Legion! Man bemühe sich in ihre Kabinetts und prüfe sie vorsichtig! — In der überwiegenden Mehrzahl der Fälle wird man enttäuscht diese vom wundersüchtigen Publikum vergötterten Priesterinnen menschlicher Leichtgläubigkeit verlassen.[1]) Und welches Kriterium giebt es zur Begutachtung derartiger Fähigkeiten, wenn wir die nicht von dem Willen solcher Personen abhängigen, also rein spontan auftretenden Momente innerer Erleuchtung abrechnen? Wir wissen keines. Also auch hier dürfte die praktische Durchführbarkeit — selbst wenn es solche Personen giebt — unübersteigbare Schwierigkeiten bieten, sicherlich aber nach einem nicht auf gründliche eigne Erfahrungen sich stützenden Programm unmöglich sein. Würde der Verfasser, wenn man ihm die Vollmacht und alle Mittel zur Durchführung seiner Pläne zugestehen würde, nicht selbst in Verlegenheit geraten? Woher sollte man z. B. die Somnambulen nehmen? Und wenn irgend eine dieser Personen, sei es die in jener Schrift citierte Frau Narr oder irgend eine andere (in Paris

---

[1]) Bérillon: „Die Legende vom somnambulen Soldaten". (Revue de l'hypn. III, S. 97): Ein im Rufe der Hellseherei stehender Soldat, der den politischen Tagesblättern zufolge auch Diebstähle aufgedeckt haben soll, verlorene Gegenstände fand rc., wurde einmal im Spital von Rochefort durch die Prof. Bourru u. Burot auf seine Begabung unter den bei solchen Personen üblichen Kautelen sorgfältig geprüft, wobei sich herausstellte, daß derselbe nicht eine Spur hellsehender Begabung besaß. Ohne die in diesem Fall zufällig ermöglichte Prüfung seiner Fähigkeit — und das sich daraus ergebende völlig negative Resultat — würde der Soldat seinen Ruf behalten haben — und könnte mit demselben Recht von du Prel als Beleg citiert werden, wie die heute nicht mehr auf ihren Wahrheitsgehalt zu prüfenden Erzählungen du Potets u. a.

sehen deren 500 vom Hellsehen als Handwerk), auch nur mit annähernder Zuverlässigkeit ihre Aussagen macht, — warum benutzt man sie nicht, — und das ist auch ohne Polizei möglich — um die Spur des Londoner Frauenmörders zu finden, zumal bei dem hohen Preise, der auf seinen Kopf gesetzt ist?

Mit wieviel mehr Aussicht auf Erfolg würde der Verfasser seine Vorschläge formulieren, wenn er auch nur über ein einziges ihm selbst in ganz unantastbarer Weise gelungenes Experiment berichten könnte! Und so lange die experimentelle Bestätigung in zuverlässiger Weise fehlt, so lange wir nur auf den glücklichen Zufall bei solchen „Somnambulen" angewiesen sind, wird man die Qualität solcher Erscheinungen gewiß als eine sehr fragliche bezeichnen müssen; sicherlich läßt sie sich nicht in eine Linie stellen mit der wissenschaftlichen Anforderungen Stand haltenden Lehre von der Suggestion; und die Vermischung dieser beiden Gebiete bedeutet heute höchstens eine Abschwächung des Wertes der Suggestion und des Fortschrittes, den die Wissenschaft ihr verdankt. —

Wir möchten es übrigens nicht unterlassen, auf einige Ungenauigkeiten in dieser Schrift hinzuweisen, weil eine Korrektur derselben bei einer etwaigen 2. Auflage oder bei einer weiteren Bearbeitung desselben Stoffes die Klarheit der Darstellung und die sonst bei dem Verfasser bekannte Präcision des Ausdrucks erhöhen würde. — Wäre es nicht zur Vermeidung von Mißverständnissen zweckmäßig, dem Ausdruck Somnambulismus, namentlich da, wo der Verfasser von den Versuchen der Nancyschule spricht, in Klammern beizusetzen: im Sinne Puységurs. Denn, so unrichtig die heutige Nomenklatur sein mag, die Nancyschule und mit ihr alle Ärzte und Psychologen von Fach verstehen unter „Somnambulismus" nur den Schlaf mit Amnesie nach dem Erwachen, während Puységur und mit ihm du Prel als das eigentlich Charakteristische dieses Begriffes das Freiwerden übersinnlicher Fähigkeiten betrachten. — Auch auf folgenden sicherlich unbeabsichtigten Widerspruch möchten wir aufmerksam machen: Auf S. 10 heißt es: „durch das hypnotische Verfahren wird erzeugt, die Suggestionsfähigkeit", auf 12: „Und wie der wache Mensch für die Suggestion des Schlafes empfänglich ist, so auch für andere Suggestionen." Übrigens hat der Verfasser, wie auch aus dem weiteren Inhalt hervorgeht, wohl nur die „Steigerung" der Suggestibilität durch hypnogene Mittel gemeint. — Krafft-Ebing machte das vom Verfasser citierte Experiment nicht mit einem „Schlüssel", sondern mit einem „Metallbuchstaben". — Ferner ist das Wort „Chlorose" (Bleichsucht) an einigen Stellen für „Narkose" gedruckt worden.

Nachschrift von Dr. Carl du Prel.

Die wesentlichen Einwendungen des Herrn Franz Imkoff gehen dahin:

1. Daß ich die Gefahren des hypnotischen Verbrechens überschätze.
2. Daß dasselbe „voraussetzt, daß die Ärzte Verbrecher und Bösewichter seien".

3. Daß die Hypnotisierung als Mittel um ein Geständnis zu erreichen, nicht benützt werden darf, weil die Aussagen der Eingeschläferten auf Suggestion beruhen können.
4. Daß auch Somnambule in Fällen von Verbrechen oder Unglücksfällen zur Aufdeckung der Wahrheit von der Polizei nicht benützt werden können, weil auch hier Auto- oder Fremdsuggestion möglich sei.

Zu 1 und 2 habe ich zu sagen, daß ich nicht von den gegenwärtigen, sondern von künftigen Gefahren rede. Das hypnotische Verbrechen, bisher nur selten ausgeübt, ist eine Form des Verbrechens der Zukunft. Nur wenige Menschen können heute hypnotisieren, und nicht alle können hypnotisiert werden. Es ist aber nur eine Frage der Zeit, daß die Kenntnis des Verfahrens sich verallgemeinern wird, und daß ein verbessertes Verfahren eine ganz andere Prozentzahl von hypnotisierbaren Personen liefern wird, als wir heute haben. Alsdann wird aber die Hypnose nicht mehr bloß von Ärzten angewendet werden, und damit erledigt sich der zweite Einwurf des Herrn Imkoff von selbst. Gerichtliche Verhandlungen gegen verbrecherische Magnetiseure und Hypnotiseure hat es bereits gegeben. Die Gefahr besteht also; sie zu signalisieren und selbst zu überschätzen, wäre jedenfalls besser, als sie zu unterschätzen.

Zu 3 und 4 ist zu entgegnen, daß diese Einwürfe mir gegenüber keine Berechtigung haben, da ich sie selbst zur Einschränkung meiner Behauptungen vorgebracht und gesagt habe, daß das Geständnis eines Hypnotisierten nicht schon als solches als Beweis angesehen werden kann, sondern erst dann, wenn jede Möglichkeit einer Auto- oder Fremdsuggestion ausgeschlossen ist. (S. 45, 49—50 meiner Schrift.) Ebenso erhalten die Aussagen der Somnambulen über Verbrechen oder Unglücksfälle erst dann ihren Wert, wenn sie zu einem objektiven Beweis führen, wie etwa die Auffindung des corpus delicti 2c., wovon in meiner Schrift genug Beispiele sich finden.

Herr Imkoff tadelt mich, daß ich meine Belege für somnambules Fernsehen der Litteratur entnehme, statt mich auf eigene Experimente zu berufen. Ich bilde mir aber gar nicht ein, daß man meinen eigenen Experimenten mehr Glauben entgegenbringen würde, als den tausend anderen, die von verlässigen Experimentatoren bereits angestellt wurden. Ich gebe gleichwohl die Berechtigung des Einwurfes teilweise zu, ohne ihm jedoch abhelfen zu können. Solange bei uns in Deutschland Magnetiseure und Somnambule für Betrüger oder Betrogene angesehen werden — dieser Meinung sind fast ausnahmslos sämtliche Professoren und Ärzte — solange werden sich die Magnetiseure hüten, mir ihre Somnambulen vorzuführen, und diese selbst werden sich hüten, sich mir zu Experimenten anzubieten, die ihnen nur Spott, Hohn und moralische Verdächtigung eintragen würden. Das Gleiche gilt ja auch von den Medien. Ich bin nicht in der glücklichen Lage eines Prof. Crookes, dem sich ein Medium für jahrelange Untersuchung zur Verfügung stellte. Das konnte in England geschehen, aber nicht in Deutschland. Der Tadel des Herrn Imkoff kommt also darauf hinaus, daß ich in der Wahl meines Vaterlandes un-

vorsichtig gewesen sei, und — in meiner Eigenschaft als Mystiker wenigstens — bin ich das in der That gewesen.

Ich gebe zu, daß meine Schriften überzeugender wären, wenn ich überall auch eigene Experimente anführen würde. Das könnte ich nur mit Hilfe von Somnambulen und Medien, die sich aber besten Falls erst dann einstellen werden, wenn sie keinen Grund mehr haben, die Öffentlichkeit zu scheuen. Dieser Grund wiederum wird erst dann wegfallen, wenn die Überzeugung von der Wahrheit der Mystik in der öffentlichen Meinung bereits vorhanden sein wird. Dies ist ein ganz eigentlicher circulus vitiosus, in dem ich stecke, und aus dem ich nicht entrinnen kann, ich wäre denn in der Lage, ein Vermögen zu opfern, um wenigstens mit Somnambulen und Medien von Profession jahrelang zu experimentieren. Mit einem Worte: der eigentliche Nachteil, mit dem ich zu kämpfen habe, liegt darin, daß meine Schriften in deutscher Sprache geschrieben sind. Das ist schlimm, und wenn ich in der Sprache der Fidschiinsulaner schreiben könnte, deren ich leider nicht mächtig bin, so würde ich ohne Zweifel besseren Erfolg haben.

Brixen, 13. Oktober 1889. Du Prel.



Gebet oder geistige Suggestion?

Eine Mitteilung von

Bertha Mutschlechner.

Die in nachstehendem mitgeteilte plötzliche Genesung eines meiner Kinder möchte vielleicht für die Leser dieser Zeitschrift von einigem Interesse sein.

Ich besitze ein Töchterchen von vier Jahren, welches nun kräftig, gesund, körperlich und geistig vollständig normal und blühenden Aussehens ist. Dieses Kind verursachte uns vor kaum zwei Jahren schwere Sorgen durch einen peinlichen, rätselhaften Zustand.

Mit $2^1/_4$ Jahren erkrankte das Mädchen am Keuchhusten, zu dem sich bald Lungenkatarrh gesellte. Nach Verlauf von vier Monaten genas sie aber von beiden Leiden, welche einem andern, wirklich unheimlich zu nennenden, Platz machten.

Dasselbe begann damit, daß das Kind, ohne weitere äußere Krankheitserscheinungen, in große Körperschwäche verfiel, täglich bleicher und magerer wurde. Sobald sie aber nachts in Schlaf gesunken war, stieß sie, meist schon nach $^1/_2$ Stunde einen gellen Schrei aus, zitternd und in entsetzlicher Angst „Mutter! Mutter!" Dabei aber kannte sie alsdann weder mich noch ihren Vater, wenn wir sie auf die Arme nahmen. „Hinunter!" „Hinaus!" rief das Kind fortwährend unter Zeichen höchster Angst. Weder ruhiges, gütliches Zureden, noch Ernst und Drohung brachten es zum Bewußtsein; man mußte sie, auch mitten im Winter (November und Dezember) thatsächlich ins Freie, auf den Balkon, tragen. Seltener gelang es sie zu beruhigen, wenn man sie in ein anderes Zimmer trug. Kam sie dann zu sich, so sah sie mich mit großen Augen an, schmiegte sich an mich und seufzte, wie erlöst, „O Mutter!", worauf sie sich ruhig zu Bette bringen ließ und schnell einschlief. Nach kurzer Zeitdauer wiederholte sich diese ängstliche Szene und steigerte sich im Laufe der Zeit bis 8 oder 10 mal in einer Nacht. Wir versuchten es mit einer Ortsveränderung; ich verreiste mit dem Kinde.

In dem fremden Orte und Hause trat aber der Zustand fast noch heftiger auf, und das Kind erkrankte körperlich so sehr, daß ich am fünften Tage heimkehren mußte. Der Arzt, den ich konsultierte, meinte, es könnte von gesteigerter Gehirnthätigkeit infolge des Zahnens kommen und würde sich bald geben. Als aber die nächtlichen Anfälle an sechs Monate fortdauerten, die Kleine immer mehr verfiel und zeitweise auch am Tage Anfälle von tödlicher Mattigkeit hatte, da schüttelte der Arzt den Kopf und konnte mir für das schreckliche Leiden keine Hoffnung mehr geben. Bemerken muß ich noch, daß das Kind jedesmal mit dem Gebetläuten morgens ruhig wurde und kein Anfall mehr kam.

Als die Weihnachtszeit heranrückte, wurde mir das Herz so schwer. Es bangte mir, mein Kind zu verlieren, und wenn ich nachts wachend neben der Kleinen lag, sie beobachtend, wandte ich meine Seele in

einem heißen Flehen zu Gott, er möge den unsichtbaren Bann von dem Kinde nehmen, auch ihm eine fröhliche friedliche Christnacht geben, und während dieses Gebetes legte ich oft die Hand in einem innern Drang auf meines Kindes Stirn, mit dem heißen Wunsche, es befreien zu können.

So kam der heilige Abend und ich schmückte wie immer meinen Kindern den Baum. Schon am ganzen Tag war das Kind ruhiger, fröhlicher und genoß auch mehr Speise als sonst. Wir legten uns später als sonst schlafen, und zu unserer namenlosen Freude und Verwunderung schlief das Kind zum erstenmale, seit 7 Monaten, sanft, ruhig und ungestört bis zum Morgen. — Von da ab blieben die mir unerklärlichen Anfälle für immer aus. Das Kind erholte sich und nahm zu; — nie und bei keiner Gelegenheit aber war es mir möglich, nur ein Wort oder eine Andeutung aus demselben herauszubringen über die Art der bei seinen damaligen Anfällen gehabten Eindrücke. Wenn ich fragte, wurde ihr Gesichtsausdruck ernst und traurig, sie schüttelte ablehnend den Kopf, rückte enger an mich heran, und suchte schnell von einem andern Gesprächsthema zu beginnen.

* * *

Nachschrift des Herausgebers.

Auf unser Ansuchen erhielten wir von Herrn Mutschlechner, dem Gatten der Einsenderin, folgende Erklärung:

Ich bezeuge hiermit, daß mein nun vierjähriges Töchterchen Bertha fast 7 Monate hindurch an einer hallucinatorischen Krankheit litt, und daß die nächtlichen Anfälle plötzlich und für immer in der Christnacht 1887 aufhörten. Da durchaus kein äußeres oder sonstiges Mittel gegen das Leiden angewandt wurde, kann ich nicht umhin, die plötzliche Genesung mittelbar oder unmittelbar dem ernsten Wunsch und Willen meiner Frau zuzuschreiben, welche schon mehrere Wochen vor Weihnacht bei Tag und Nacht wiederholt äußerte: „Wenn das Kind nur ein frohes Christfest hätte und es von da aufhörte! Wenn ich nur das erbeten und bewirken könnte." Carl Mutschlechner.

Besonders interessant bei diesem Vorkommnisse ist allerdings die Lösung der als Überschrift gewählten Frage. Das religiöse Gemüt ist leicht geneigt, an die Einwirkung einer persönlich gedachten Vorsehung zu glauben. Seitdem wir aber mit der hypnotischen Suggestion und ihrer Wirksamkeit sogar bei übersinnlicher Willensübertragung vertraut geworden sind, liegt für uns die Annahme nahe, daß Frau Mutschlechner einen solchen Einfluß auf ihr Töchterchen ausübte. Die ohnehin zwischen beiden bestehende innige Seelenverbindung mag in diesem Falle noch dadurch erhöht worden sein, daß die Mutter durch die wiederholte Berührung des Kindes in den Augenblicken, wenn sie den inbrünstigen Wunsch hegte, dasselbe möchte gerade zur Weihnacht genesen, das Kind leicht mesmerisierte, ohne dies zu wollen und zu ahnen. Die „unbewußte" Seele des Kindes führte den stark suggerierten Wunsch der Mutter pünktlich aus.

Eine möglichst allseitige Untersuchung und Erörterung übersinnlicher Thatsachen und Fragen ist der Zweck dieser Zeitschrift. Der Herausgeber übernimmt keine Verantwortung für die ausgesprochenen Ansichten, soweit sie nicht von ihm unterzeichnet sind. Die Verfasser der einzelnen Artikel und sonstigen Mitteilungen haben das von ihnen Vorgebrachte selbst zu vertreten.

Die Wiederkehr des Elias.

Eine Besprechung von

Wilhelm Daniel.

Wahrhaft herzerquickend in unserer materiell gesinnten Zeit für alle, in denen sich ein religiöses Bedürfnis regt, ist eine kürzlich erschienene[1]) „religiöse Erzählung" von Dr. Paul Goldscheider: „Die Wiederkehr des Elias". Der Held dieser Geschichte ist „Johannes der Täufer", den wir aus den Evangelien kennen; hier aber ist diese kraftvolle Erscheinung durch einige sympathische Zuthaten, geschickte Stoff-Anordnung und geistvolle Ausschmückung zu einem ebenso naturwahren wie erhebenden Lebensbilde ausgestaltet. Hier wird wieder einmal in aufrichtiger Begeisterung das wahre Prophetentum anerkannt; und durch die gegebene Gegenüberstellung der Charaktere und eigenartigen Bestimmungen des Täufers und Jesu wird überdies die verschiedene prophetische Natur beider in wohlthuender Weise gekennzeichnet.

So wenig verhältnismäßigerweise auch der Verfasser in dieser Erzählung als Dichter zu gestalten und neu zu schaffen hatte, so sehr und um so mehr müssen wir gerade dieses Wenige für überaus geschickt und demgemäß gelungen erklären. Die kleine Schrift erscheint uns in jeder Hinsicht meisterhaft; die Diktion ist vortrefflich und auch die Nebenfiguren dieses Lebensbildes sind ausgezeichnet charakterisiert. Etwas zu unbedeutend ist vielleicht der liebenswürdig gutmütige Gamaliel geschildert, ganz nach dem Vorbilde eines wohlwollenden, aber klugen Weltgeistlichen, wie er allerdings zu allen andern Zeiten ebenso gewiß vorgekommen ist wie heutzutage. Besonders geglückt ist die Figur der Herodias, und es erscheint uns als ein feiner Zug, den Goldscheider seinem Bilde eingefügt hat, daß er dieses Weib, die des Johannes Tod bewirkt, die einzige sein läßt, welche je auf ihn als Weib einen Eindruck macht. Ebenso geschickt ist seine Verwertung der zuletzt in dem Täufer aufsteigenden Zweifel an der Messiasschaft Jesu und der Lösung derselben durch die ihm auf seine Anfrage zurückgesandte Botschaft Jesu; in befriedigender Weise klingt damit das Leben dieser kernigen Heldenfigur aus und hebt

[1]) Bei Jüngst & Co., Weimar 1889, 85 S., 2 Mk.

sich hell und klar ab von dem Gesamteindrucke der Disharmonie des Festgelages beim Herodes Antipas, welches mit der Hinrichtung des schlafenden Johannes und mit einer Auflösung in wüste Zerstörung endet. So läßt der Verfasser Jesus seiner bekannten Botschaft durch die Jünger hinzufügen: „An die Grenze des Himmelreiches ist Johannes gekommen; er hat es gesehen, wie Moses das heilige Land vom Berge Nebo. An den Anfang des Glaubens, an den Anfang der Hoffnung, an den Anfang der Liebe! Wo aber das Vollkommene ist, da hört das Stückwerk auf. Ich und meine Jünger, wir haben nicht den Geist des Zornes wie Elias, sondern den Geist der Barmherzigkeit."

Besondere Hervorhebung an dieser Schrift verdient noch, daß sie auch bei ihrer notwendigen Berücksichtigung einiger Thatsachen des übersinnlichen Phänomenalismus sich ebenso fern hält von allem flachsinnigen Rationalismus, wie sie sich beschränkt auf diejenigen Thatsachen, welche bereits heute durch die Experimental-Psychologie wissenschaftliche Anerkennung gefunden haben. Solche Phantasmen, wie das einer bei der Taufe Jesu vom Himmel herniedersteigenden Taube, welche die bekannte Verheißung der Gottessohnschaft Jesu zu reden scheint, sind heutzutage für denjenigen, der mit den Thatsachen der Telepathie und der unbewußten und unwillkürlichen Suggestion vertraut ist, nichts Unerklärliches mehr. In diesem Sinne muß man auch die Hineinziehung der Verklärung auf dem Berge Tabor am Schlusse dieses kleinen Werkes billigen; es geschieht dies als Traumvision, in welcher der Täufer seine spätere telepathische Erscheinung bei der Verklärung als Elias vorausschaut. Sehr hübsch ist übrigens hierbei die Zusammenstellung des Moses als des ersten Hauptbegründers, des Elias als des hauptsächlichsten Verteidigers und Jesu als des endlichen Vollbringers des Gesetzes mit dem Inbegriffe seiner Lehre und seines Lebens: „Die Liebe nur ist des Gesetzes Erfüllung."

Zuletzt sei hier noch erwähnt, was eigentlich der Zweck und Grundgedanke dieser Erzählung ist. Sie ist eine der vom Deutschen Schriftsteller-Verbande gekrönten Preisschriften der August-Jenny-Stiftung, welche sich zur Aufgabe gesetzt hat, den Gedanken der Wiederverkörperung volkstümlich zu veranschaulichen und zu verbreiten. Hier wird nun die Wiederkehr der rein geistigen Individualität (natürlich nicht der Persönlichkeit) des Propheten Elias in Johannes dem Täufer dargestellt, eine Anschauung, welche nicht nur damals in der Masse des israelitischen Volkes, sondern auch bei der ganzen Menschheit zu allen Zeiten und bei allen Völkern — unsere europäische Rasse allein ausgenommen — verbreitet war und ist. Es wird sich schwerlich ein anderes geschichtliches Beispiel als dieses hierfür finden lassen, welches uns näher läge und geeigneter wäre, eben diesen Grundgedanken alles individuellen Daseins zu versinnbildlichen ganz im Sinne Lessings und Schopenhauers.



Kürzere Bemerkungen.

Wiederverkörperung.[1])

Von

Christian Wagner

von Warmbronn.

Dieses Gehen, dieses Wiederkommen,
Dieses Wiederkommen und dies Gehn
Soll es nimmer der Erkenntnis frommen
Über Trennung wohl und Wiedersehn?

Ist dein Blick noch nie hindurch gedrungen?
Hat dein Ohr die Kunde nie erlauscht,
Daß das Sein bei Alten wie bei Jungen
Stets und ewig nur die Hülle tauscht?

Daß das Leben, das da ging verloren,
Daß das Schöne, das man trug hinaus,
Nur in andern Formen, andern Thoren
Wieder eintritt in das Vaterhaus?

Darum nur sollst du es nicht erkennen,
Dein Verlornes in dem bunten Spiel,
Daß du alles mögst das Deine nennen,
Statt des Wen'gen lieben künftig viel!

Ein Wahrtraum.

Vor einigen Tagen traf ich einen Verwandten, Herrn von W., auf der Ringstraße in Graz. Als wir uns begrüßten, fiel mir auf, daß er kleine Wunden im Gesichte und am Halse hatte. Er erzählte mir, daß er auf der Jagd angeschossen worden sei. Sein unvorsichtiger Nachbar

[1]) Entnommen aus dem kürzlich erschienenen 3. Bande seiner „Sonntagsgänge" (Stuttgart 1889, bei Greiner & Pfeifer), deren ersten beiden Teile wir bereits im Dezemberheft 1888 S. 385 f. unsern Lesern empfahlen. — Was den Gegenstand selbst betrifft, dessen Anschauung unserm europäischen Kulturleben noch so fremd ist, so weisen wir zur weiteren Erklärung desselben auf unsern Versuch einer allseitigen Rechtfertigung derselben hin: Djanma, Wiederverkörperung als Lösung des Menschenrätsels.

hatte in einer Entfernung von etwa vierzig Schritten das Gewehr gegen ihn abgedrückt, so daß er von Schroten ganz übersät worden sei. Ein Glück sei es gewesen, daß es nur kleine Schrote waren, sonst wäre er erschossen worden. Das Seltsamste dabei sei aber ein Traum gewesen, welchen er die Nacht vorher gehabt habe. Es träumte ihm nämlich, er sei erschossen worden. Dieser Traum habe ihn so geängstigt, daß er, gleich darauf erwachend, auf ein ihm erreichbares Papier — es war zufällig die Todesanzeige seiner vor kurzem gestorbenen Frau — seinen letzten Willen niedergeschrieben habe. Am andern Morgen erinnerte er sich des Traumes und, da er ein leidenschaftlicher Jäger ist, dem nie eingefallen wäre, daß er auf einer Jagd verunglücken könne, mußte er über seinen Traum lachen; ein Blick auf seinen niedergeschriebenen letzten Willen lehrte ihn erst, wie ernst er die Sache des Nachts genommen habe. Am selben Tage wurde er, wie erzählt, angeschossen.

Graz, 25. September 1889. F. v. K.

Auf unser Ansuchen schreibt Herr von W. über dieses sein Erlebnis, wie folgt:

Graz, den 5. Oktober 1889.

Ich war heuer Ende August zur Hühnerjagd am Leibnitzer Felde geladen und da mir das Revier als gut bekannt war, so freute ich mich schon sehr auf diese Jagd.

In der Nacht auf den Jagdtag erwachte ich öfters, und sonderbar, so sehr ich mich auf den Morgen freute, immer mit einem so beklemmenden Gefühle, daß ich schon geneigt war, nicht auf die Jagd zu fahren. — Dazu träumte es mir von meiner eben erst vor einigen Wochen (vom Jagdtage zurückgerechnet) verstorbenen teueren Frau und ich sah sie im Traume mich so besorgt ansehen, daß es mir war, als würde mir ein Unglück passieren.

Ich stand um 4 Uhr morgens auf, und ich sagte noch zu meinem Zimmerkollegen: Du, ich weiß nicht, mir ist es so beängstigend zu Mute, es kann mir auch auf der Jagd schließlich ein Unglück passieren, die Gefahr ist dann doch näher gerückt. Ich habe in meinem Nachlasse keine Ordnung; ich werde vorsichtsweise meinen letzten Willen für alle Fälle zu Papier bringen. — Ich suchte hierauf ein geeignetes Papier, konnte jedoch kein passendes Schreibpapier finden. Da kam mir ein Partezettel meiner teueren Frau in die Hand, und ich schrieb nun auf der Rückseite desselben in kurzem meinen letzten Willen auf.

Ich fuhr hierauf mit der Bahn nach Leibnitz, und $1^1/_2$ Stunden nach Beginn der Jagd, ca. gegen 9 Uhr morgens, erhielt ich einen Schuß in das Gesicht — ein Schrotkorn in die linke Wange, eins in den Mund, eins auf die linke Halsseite, eins gerade unterhalb des Kinnes, eins auf die Wurzel des linken Zeigefingers, zwei Schrote auf den linken Vorderarm und mehrere auf den linken Oberschenkel, welch letztere jedoch nur Kontusionen zur Folge hatten.

Ich entging einer schweren Verletzung nur einerseits durch einen glücklichen „Zufall“, andererseits durch die schlechte Munition des unvorsichtigen Schützen. G. v. W.

Gedanken-Übertragung.

Suggestion durch Gebet.

In den Erinnerungen aus einem Diakonissenleben von A. L.[1]) findet sich folgende Mitteilung:

Ein Erlebnis bei einer hysterischen Kranken, die ich im Jahr 1881 pflegte, verdient erzählt zu werden. Die Kranke (in Berlin) war eine von ihrem Gemahl sehr geliebte Frau, und weil die Ehe kinderlos blieb, hatte es sich der Mann doppelt zur Pflicht gemacht, seine ganze Kraft und Zeit der kränklichen Frau zu widmen. Es wurde mir diesmal besonders schwer, die Pflege zu übernehmen, denn schon dreimal war die Kranke im gleichen Zustande unter meiner Obhut gewesen. Diesmal hatte sie drei Krankenpflegerinnen binnen acht Tagen entlassen, weil dieselben es sich nicht gefallen ließen, daß der Mann die junge Frau auch mit pflegen wollte, weil sie von niemand anderem einen Trunk Wasser, oder was sie sonst genoß, anzunehmen zu bewegen war. Der arme Herr bedurfte aber selbst der Erholung und hielt es für einen Glücksumstand, daß er mich zu Hause antraf, indem er während meines Aufenthaltes der Pflege enthoben zu werden hoffte, um seinen Beruf wieder zu betreiben. Das war auch mein Wunsch; — ich wollte die Pflege nicht ablehnen, und hoffte die fixe Idee, von welcher die Kranke erfaßt worden war, mit Liebe zu beseitigen. Drei Wochen hindurch sah ich alle möglichen Versuche fehlschlagen, und konnte nicht beurteilen, inwieweit der Patientin das Nachgeben meinerseits gut sei. Die Krankheit der Dame bot eine Fülle der außerordentlichsten Erscheinungen. So wurde sie regelmäßig, wenn die Kirchenglocken ertönten, von einer tiefen Ohnmacht befallen, welche erst wich, wenn das zweite Glockengeläute den Schluß des Gottesdienstes anzeigte. Zuweilen behauptete die Kranke, genaue Kenntnis von der Zeitdauer ihrer Ohnmachten zu haben.

So verging Tag um Tag, und mein Herz war traurig; denn ich sah den sehr besorgten Gemahl dahinwelken, und von meiner Pflege keine Frucht. Da trat ich einst, als die Patientin schlafend lag, vom Bett ans Fenster, kniete nieder, klagte Gott mein Leid und bat Ihn, daß Er selbst zu der in Finsternis sitzenden Seele sprechen und ihr zeigen möge, was zu ihrem Heile diene. Mein Gebet bestand aber nur in leisen Seufzern; kein Wort kam dabei über meine Lippen. Während ich schon längst wieder am Bette saß, erwachte die Kranke und sah mich groß an; dann gebot sie mir, ihren Mann zu holen und nie mehr vor ihre Augen zu kommen. In der Meinung, die Kranke sei noch nicht recht zu sich selbst gekommen, ging ich ohne ein Wort der Widerrede und holte den Gemahl; ich aber wartete im Eßzimmer, bis der Herr endlich zu mir kam und mir erzählte, daß seine liebe Frau mich nie mehr sehen wolle. Er war darüber betrübt und fragte mich, was ich denn alles mit der Kranken gesprochen hätte. Als ich demselben sagte, dieselbe habe sehr süß geschlafen, und mir beim Erwachen jenen Befehl gegeben, sagte mir der geplagte Herr, daß seine Frau jedenfalls geträumt habe. Sie habe ihm erzählt, daß ich ihr eine lange Predigt gehalten und ihr vorgeworfen habe, daß sie, wenn sie wolle, gesund sein könne; und wie sie eine himmelschreiende Sünde damit begehe, daß sie ihres Mannes Kräfte ohne Not so sehr in Anspruch nehme, ja, daß derselbe, wenn das so fortginge, in Kürze sterben werde. Gott hatte über mein Erwarten mit der Kranken selbst geredet und mein Gebet auf wunderbare Weise erhört. Es blieb aber dabei und ich durfte nicht mehr an ihr Bett. Jedoch hatte ich die Freude, dies Ehepaar nach einem halben Jahre auf der Pferdebahn zu treffen und beide so wohl aussehend, wie ich sie noch nie gesehen hatte.

Meta Wellmer.

---

[1]) Basel, Verlag C. F. Spittler, 1887.

Telepathie mit Sterbenden und Verstorbenen.

Mein Vater, der im Jahre 1867 zu Dramburg (Pommern) verstorbene Pfarrer Kühn hatte die Silhouetten seiner Eltern und Brüder (dieselben sind jetzt in meinem Besitz). Diese Verwandten wohnten in Burgstädt (Königreich Sachsen), nur der Bruder in Stein bei Burgstädt. Auf der Rückseite der eingerahmten Silhouette dieses seines Bruders hat mein Vater folgendes aufgeschrieben:

„Karl Friedrich Kühn, geboren den 17. August 1787; starb den 7. Dezember 1856, in der Nacht. Dabei trug sich folgender merkwürdiger Fall zu. Ich saß an demselben Abend um 8 Uhr ganz allein in der Hinterstube meiner Amtswohnung und las Zeitungen. Da schurrte es über dem Fensterladen, wo ich saß, und gleich darauf über den anderen, nach der Stubenthür zu; dies hatte einen sanften, melodischen Klang. Ich nahm einen Stock, lief auf den Hof und war der Meinung, es habe mich jemand äffen wollen; zündete, als ich nichts sah und hörte, eine Laterne an und durchsuchte den Hof, fand aber niemanden. Zurückgekehrt blieb ich vor meinem Tische stehen und dachte: sollte auch in deiner Familie etwas vorgefallen sein? Am Mittwoch den 10. Dezember kam die Todesnachricht."

Mein zweiter Bruder war Rentmeister in Körlin a. d. Persante. Vorher hatte er in Neustettin gewohnt und dort seine zweite, 5 Jahre alte Tochter Klara durch den Tod verloren. Im Juli 1865 erkrankte auch seine Tochter Hedwig, ein zwölfjähriges, liebes und lernbegieriges Mädchen, und leider nahm die Krankheit, Diphtheritis, einen immer schlimmeren Verlauf. Eines Tages, nachmittags, saß die Gattin meines Bruders an dem Bette ihrer heißgeliebten Tochter; letztere war gerade frei von einem Anfall und geistig frisch wie früher. Sie sprach mit der Mutter. Mit einemmal, als sie den Blick geradeaus gewendet hatte, machte sie ein verklärtes, überaus glückliches Gesicht und lächelte selig. Dann erfaßte sie den Arm der Mutter, deutete mit der anderen Hand auf das Bettende und sagte hastig: „Ach, Mutter, sieh doch, da steht Klara! Sie lächelt mir zu und winkt mir; siehst du sie denn nicht?" Und immer schaute das Kind nach dem Bettende. „Du täuschest dich wohl, Hedwig!" entgegnete die Mutter. „Ach, sprich doch nicht so etwas", sagte das Kind; „siehst du denn unsere Klara wirklich nicht? Da steht sie ja!" Eine Zeitlang schaute das Kind, selig lächelnd, noch dorthin, dann sagte es: „Jetzt ist Klara fort, o wie freundlich hat sie mich und dich noch angeblickt!" — In der Nacht darauf starb das liebe Kind.

St. Johann a. d. Saar, 21. Oktober 1889. **Karl Kühn.**

Phantasma eines Sterbenden.

Einer meiner früheren Patienten, der Bergarbeiter Schubert aus Rödlitz, an dessen Schicksale ich aus mehrfachen Gründen lebhaften Anteil genommen hatte, erkrankte, während ich vor Wochen verreist war, von neuem und kam dabei in die Behandlung eines Kollegen, in der er bis zu seinem Tode verblieb. Seit Wochen hatte ich von dem Kranken nichts mehr gehört. Montag, den 14. Oktober, nachmittag $^1/_2$5 Uhr, als ich auf die Landpraxis fuhr, kommt mir auf der Hauptstraße unsres Städtchens, aus einer Seitengasse einbiegend, der Betreffende entgegen und geht

an mir, in eigentümlich trauriger Weise mich grüßend, vorüber. Mittwoch, den 16. Oktober, fahre ich zufällig an der Wohnung Schuberts vorüber und höre hier zu meinem Erstaunen, daß er an diesem Tage früh 1/23 Uhr gestorben ist. „Was", sage ich, „das ist ja unmöglich, vorgestern nachmittag ist er mir ja noch in der Stadt begegnet." Die Leute sehen sich erstaunt an und erklären mir, es müsse das ein Irrtum meinerseits sein, da Schubert bereits seit Sonntag, den 13. Oktober, besinnungslos im Todeskampf gelegen habe. Ich aber habe mich nicht getäuscht und stehe für das Erlebte mit meiner Person ein. War dies das „Phantasma eines Lebenden?"

Lichtenstein, den 25. Oktober 1889. Dr. Zenker.

Die vier Jahreszeiten.

Alle unsere Leser, welche für Naturpoesie Sinn haben, möchten wir hier auf ein jüngst erschienenes Büchlein von Armin Franke aufmerksam machen. [1]) Statt einer Empfehlung zweiter Hand mögen hier nur einige Strophen aus diesem kleinen Werke angeführt werden:

Im unermüdlichen Drang
nach Vollendung
Ringt sich aus dunklem Erdreich
das Wiesenblümchen
Und der Grashalm
empor zum Licht —
Der Entwicklung
vorgezeichneten Weg
Getreu zu erfüllen! (S. 34)
— — — — — — — — — — — —
Und auch du, o Mensch und Kind der Erde,
Der du mitten stehst in der Natur —
Daß dir gleiches Wonneleben werde,
Wandle nur getreu auf ihrer Spur! (S. 35)
— — — — — — — — — — — —
Kärglich und kurz
ist den sprossenden Kindern
Der Mutter Natur
zugemessen die Spanne Zeit —
Die ihres Lebens Kreislauf
vollendet!

Aber rastlos
und unermüdlich
Strebt alles aufwärts —
jeden Sonnenblick,
Des erfrischenden Taus
winzige Tröpfchen
Und den sprühenden Regen
sorglich nützend
Zum Gedeihen und Wachstum! (37—38.)
— — — — — — — — — — — —

[1]) „Die vier Jahreszeiten" von Armin Franke, Berlin 1889 bei Julius Bohne, 98 Seiten.

Willst du, o Mensch, auf des Lebens Bahn
In dem strebenden Ringen der Wesen
Einzig nur deines Zieles vergessen?
Siehe, dein Pfad, er führt himmelan —
Laß dich nicht blenden von eitlem Wahn! (39.)

— — — — — — — — — — — —

Der Schluß dieses Gedichtes kehrt auf das Wiedererwachen des Frühlings am Ende des Winters zurück.

Es geht durch die Natur
Ein Klingen und ein Singen
Man fühlt's,
Der Frühling naht —
Die Erde ist erwacht!

*

Halleluja!
Tönt's fern und nah,
In Wald und Flur
Durch die Natur —

Allüberall
Von Berg zu Thal
Ein mächtiges Regen
Und freud'ges Bewegen —

Ein Drängen und Streben
Und fröhliches Leben —
Ein Zwitschern und Singen,
Rauschen und Klingen —
Ein seliges Erfreu'n
Im goldenen Sonnenschein!
Halleluja!

*

Wie herrlicher Orgelklang
Durch die Wälder entlang
Rauscht ein mächtiger Chor —
Der stürzende Wasserfall
Mit tosendem Wiederhall
Ruft es empor —
Und der Ströme Gebraus
Donnert ins Meer hinaus:
Halleluja!

Es jauchzen die Himmel
Im Myriadengetümmel
Der Sternenpracht:
„Die Lebengebärende,
„Wesenvermehrende
„Erde ist aufgewacht!
„Ihr sei der Welten Gruß
„Und der Sphären Schwesterkuß
„Dargebracht:
„Heil! Halleluja!

*

Und wir, die wir schauen
Den ewigen Himmel, den blauen —
Das glänzende Sternenheer
Und das gewaltige Meer —
Der Erde Wunderpracht,
Die uns beständig entgegenlacht —
Und die wir genießen
Ihre Wonnen und ihre Lust —
Wir wollen sie grüßen
Aus freudig-bewegter Brust:
Halleluja! Halleluja!

*

Befreit aus Eisesbanden
Ist sie uns neu erstanden —
Vom Himmel uns wieder gegeben
Zu neuem fröhlichen Leben!
Freut euch, ihr Menschengebor'ne,
Für höheres Streben Erkor'ne:
Ihr Paradies will sie wieder erschließen —
Wir wollen mit Jubeltönen es grüßen:
Halleluja! Halleluja!

H. S.

*

Die Vertreibung der triumphierenden Bestie.

Indem wir eingehendere sachliche Würdigung uns vorbehalten, empfehlen wir schon jetzt unseren Lesern angelegentlich des Dr. jur. Ludwig Kuhlenbeck in diesem Hefte wiederum angezeigte Übersetzung des bedeutenden Werkes von Giordano Bruno, „lo Spaccio della bestia trionfante“, welche unter Modifikation des Titels[1]) jüngst erschienen ist.

[1]) Giordano Brunos „Reformation des Himmels“. Leipzig, Rauert und Rocco. 375 Seiten und 2 Sternkarten. 15 Mk.

Auf den nolanischen Dichterphilosophen hat die vor wenigen Monaten in Rom erfolgte Enthüllung seines Denkmals den Blick weiter Kreise gelenkt, und unseren Lesern ist des todesmutigen Mönches Weltanschauung und Lebensgang bereits in Dr. Kuhlenbecks liebevoller und packender Darstellung in den Juni- und Juliheften 1888 der Sphinx vorgeführt worden. Das gesteigerte Interesse, welches gegenwärtig der Ethik und ihren Problemen zugewandt wird, sichert demjenigen der berühmtesten Werke Brunos, welches vorwiegend gerade dieses Gebiet behandelt, allseitige Beachtung schon um deswillen, weil dasselbe bisher nicht ins Deutsche übersetzt war; und die vorliegende Verdeutschung verdient Anerkennung ebenso sehr wie die reichhaltigen und vielseitigen Anmerkungen, welche überall höchst anregend sind und in ihren Grundzügen auch Zustimmung bei denjenigen finden werden, die mit Bruno (S. 19) „dieses geistige Prinzip für die wahre Substanz halten, die den Menschen ausmacht, und nicht für eine zufällige Eigenschaft, die aus der bloßen Zusammensetzung hervorgehe“. —

Sympathisch berührt uns in den Anmerkungen insbesondere, gegenüber modernen Versuchen, die Ethik ganz „positivistisch“ zu konstruieren, die durchgehende Betonung der Notwendigkeit eines metaphysischen Prinzipes derselben. — Der Übersetzer steht auch auf solchen Gebieten, die das Programm dieser Zeitschrift direkt berühren, dem Standpunkt derselben immer noch etwas näher, als viele andere Gelehrte; freilich doch nicht eigentlich nahe, — nach den Verwahrungen, mit denen er seiner Mitarbeiterschaft an unserer Zeitschrift Erwähnung thut (S. 186 f.) und jetzt „als fast beschämend empfindet“, daß er seine Bruno-Vorträge dem Jahrgang 1887 „der inzwischen in das obskurantistische Fahrwasser geratenen Sphinx“ einverleibt hat.

Unseren Lesern ist bereits bekannt,[1]) daß derselbe nur einen richtigen allgemeinen (monistischen) Grundgedanken an der Astrologie — um diese handelt es sich nämlich — mit Bruno anzuerkennen vermag; und dieselben wissen auch, daß die Sphinx sich lediglich mit dem Versuch beschäftigt hat, zu erproben, ob die alten Astrologen diesem Grundgedanken eine zutreffende Anwendung zu geben in der Lage gewesen sind.

Übrigens hat auch dieses eingeschränkte Anerkenntnis unsern Übersetzer schon in den Geruch geringerer „Exaktheit“ gebracht, als er sich selbst vindiziert; in der „Nation“ (Nr. 5) wird die Hoffnung ausgesprochen, „daß die Übersetzung mit der Annahme eines wahren Grundgedankens der Astrologie ziemlich allein stehe“. Dieselbe im übrigen wohlwollende und sachliche Stimme ist der Meinung, „daß so mancher sich durch die philosophisch-religiösen Ausführungen in den Noten zum Widerspruch werde gereizt fühlen.“

Wir aber hoffen und glauben, daß gerade die zahlreichen trefflichen „philosophisch-religiösen“ Anmerkungen viele Leser weiter leiten werden in einer Richtung, der allerdings heute nicht die große Mehrheit zustrebt, und wir sind überzeugt, daß ein so begeisterter Jünger des Nolaners von

[1]) Vgl. Kuhlenbeck's geharnischte Verwahrung im Januarheft 1889, S. 51.

dieser „Mehrheit" immer, sei es auch nur durch Annahme von richtigen Grundgedanken, getrennt bleiben wird, ebenso unheilbar wie wir armen „Obskuranten", die wir nicht umhin können, solchen „allgemeinen Grundgedanken" in der durch sie gegebenen Richtung bis zu ihren letzten Folgerungen und Endzielen nachzugehen.

Herr Dr. Kuhlenbeck wird wohl wissen, wie weit er in der anderen Richtung gehen muß, wenn er für ganz und gar „exakt" will angesehen werden.

C. D.

Dasein und Ewigkeit.

Oftmals werden wir persönlich und brieflich nach einer vollständigen und gemeinverständlichen Darstellung und Begründung der Anschauungen des Spiritismus oder besser des „empirischen Spiritualismus" gefragt. Eine solche, die in weitherziger Weise alle verschiedenen Strömungen, und so namentlich auch die romanischen und die angelsächsischen Lehren in ein Gesamtbild vereinigte, hatten wir bisher nicht. Soeben aber geht uns ein solches Buch zu, welches diesem Bedürfnisse genügt. Allen und jedem freilich wird es niemand recht machen können, soweit dies aber doch von irgend einem Menschen erhofft werden darf, hat es der Verfasser dieses Werkes: „Dasein und Ewigkeit", welcher sich W. — Erdensohn nennt[1]), wohl erreicht.

Zur Empfehlung des Buches genügt hier ein Hinweis auf den reichen Inhalt der einzelnen Kapitel. Auch derjenige, welcher nicht mit den Ansichten dieser Geistesrichtung übereinstimmt, wird doch viele wertvolle Einzelheiten in dem Buche finden. Es huldigt in jeder Hinsicht dem wahren geistigen Fortschritte und strebt einer idealisierten Kulturgestaltung im verständnisvollen Anschlusse an die Natur zu.

Ein längerer Abschnitt ist den Phänomenen des empirischen Spiritualismus gewidmet, der zwar nur für Laien und nach älteren, nicht „exakten" Quellen berichtet, aber sehr hübsch zusammengestellt ist. Das Buch wird dadurch um so allgemeiner lesbar, wie es denn überhaupt recht eigentlich als ein volkstümliches Buch bezeichnet werden kann.

Es bekämpft in kraftvoller Weise gleichermaßen den Materialismus und den Kirchendogmatismus und vertritt (in der Anschauungsweise Allan Kardecs) die Grundweisheit der Menschheit, deren Träger ganz besonders unsere arisch-indische Rasse ist: Die Kausalität in der Geisteswelt und die aus jedem individuellen Streben nach Vollendung sich ergebende Thatsache der Wiederverkörperung. Dabei wird nebenher ein kleiner Feldzug gegen den Okkultismus der „Theosophischen Gesellschaft" geführt. Wir fühlen uns nicht berufen, in dieser Streitfrage für oder wider einzugreifen, können aber doch nicht unterlassen, einige kleine sachliche Mißverständnisse hier zu berichtigen.

---

[1]) Dasein und Ewigkeit. Betrachtungen über Gott und Schöpfung, die physische und psychische Entwicklung in der Natur, die Unsterblichkeit, den endlosen Fortschritt und die Bestimmung des Geistes. Von W. — Erdensohn. Leipzig (Oswald Mutze) 1889, 535 S., geh. 8 M., geb. 10 M.

Auf Seite 429 werden die „Sphinx“ und das „Occult Magazine“ in London als Vertreter der „Theosophischen Gesellschaft“ angeführt. Beide Zeitschriften sind aber durchaus unabhängig. Das Londoner Journal dieser Gesellschaft ist der „Lucifer“. — Unsere Sphinx dagegen ist ganz unparteiisch; sie läßt jeden sinnvollen Erklärungsversuch übersinnlicher Thatsachen in gleicher Weise zur Geltung kommen. Der „Theosophismus“ hat bis jetzt keinerlei Vertretung in Deutschland.

Unrecht thut der Verfasser dem Buddhismus, wenn er diesen für das Agitations-Programm der Theosophischen Gesellschaft verantwortlich machen will. Übrigens fehlt doch dem Buddhismus wahrlich nicht die progressive Kraft (S. 466), vielmehr unterscheidet diese, so vor allem seine Missionsthätigkeit, ihn vom Brahmanismus; und Kulturorganisation hat er im fernen Osten sehr viel mehr verbreitet als dieser. Solches Triebes initiativer Kraft rühmt sich freilich auch die Theosophische Gesellschaft nicht mit Unrecht; wir erinnern nur an die Leistungen ihres Präsidenten in Ceylon, Birma und Japan, sowie an deren 130 Zweig-Gesellschaften in Indien und 45 in anderen Ländern aller Welteile.

Nicht ganz gerecht will es uns ferner erscheinen, wenn der Verfasser dem Buddhismus (S. 464) dessen „im Verlaufe der Zeiten erlittene Ausartung und Anpassung der ursprünglichen, reinen Lehre an götzendienerische Gewohnheiten“ vorwirft; das soll ihn zum Nachteil von dem Christentume unterscheiden! Ja, ist denn unser Kirchentum mit seinen sinnenfälligen Vorstellungen, seiner Bilderverehrung und seinem Dogmenunwesen etwas Besseres? Zum mindestens hat sich der Buddhismus nie mit Gräueln von Märtyrerverfolgungen und Religionskriegen besudelt, nie Foltern und Scheiterhaufen der Inquisition zur Ausbreitung und Festigung seiner Herrschaft über die Menschengeister erdacht.

Dies wird der Verfasser auch anerkennen; denn „obwohl er nicht nur in den Schriften der Bibel offenbar gut belesen, sondern auch für die ideale Lehre Jesu voll begeistert ist, — oder vielmehr gerade deshalb — wendet er sich in der schärfsten Weise gegen „das kirchliche Dogmentum“. Dieses ist vielleicht sogar der allerlesens- und beherzigenswerteste Abschnitt des ganzen Buches. Ihm sind die schönen Verse von **Friedrich Gerhard** aus dem Februarheft 1888 (S. 132) der „Sphinx“ vorangestellt, und dazu hätten ferner auch die desselben bahnbrechenden Geistes aus dem Januarheft 1888 (S. 61) angeführt werden können. Beide geben in der That dem Geist dieses Kapitels treffenden Ausdruck:

Mag auch der Priester Schar sich eifrig mühen,
Durch sinnenfälliger Vorstellung Wahn
Des Ew'gen Bild mit Nebel zu umziehen,
Doch bricht Vernunft zuletzt des Wahnes Bann.

W. D.

Religion und Spiritualismus

war der Gegenstand eines Vortrages in der London Spiritualist Alliance von den Herren **Theobald** am 28. November 1888. Diese Rede erschien zuerst in dem Londoner Wochenblatte Light und ist jetzt in Separat-

abzügen für 3 d. dem weiteren Publikum zugänglich gemacht.[1] Daß „Religion“ dem „empirischen Spiritualismus“ überlegen ist, wird anerkannt (S. 6). „Religion ist die herrschende, unaufhörliche Thatsache im Menschenleben. Dies kann vom Spiritualismus nicht gesagt werden, denn die meisten Spiritualisten sind sich vieler Schwankungen in ihrem Verhältnis zum Spiritualismus bewußt.“ Ferner, „ein Spiritualist kann ein bodenloser Lügner, ein selbstsüchtiger Wollüstling, ein Schwindler und jede Art von Schuft sein, während ein Mensch, der nicht nur an den Spiritualismus nicht glaubt, sondern denselben gar wütend haßt, ein hochherziger Philanthrop, ein treuer Freund und ein Gott liebender Heiliger sein kann, voll des höchsten Strebens und des stärksten Glaubens“ (5). Vielen aber (die mehr an sinnenfällige Anschauungen als gerade an philosophisches Denken gewöhnt sind) befriedigt der empirische Spiritualismus thatsächlich ein religiöses Bedürfnis (17) und nimmt für sie dem „Tode seinen Stachel“ (22). W. D.

Unerklärliches aus Vergangenheit und Gegenwart.

Wiederholt ist in dieser Zeitschrift auf den Siegeszug hingewiesen worden, in dem sich unsere Geistesrichtung mehr und mehr die gesamte Presse des Inlandes zu unterwerfen im Begriffe ist. Hierzu mag auch einmal mit gebührendem Nachdruck auf den bedeutsamen Anteil aufmerksam gemacht werden, den „Schorers Familienblatt“ bisher an dieser Regenerationsarbeit genommen hat. Dieses hochangesehene Journal besitzt seit mehreren Jahren, seitdem der verdienstvolle Chef-Redakteur Dr. Franz Hirsch die Leitung übernommen hat, unter der auch hier für diese Bemerkung verwendeten Überschrift eine eigene Rubrik für die geschichtlichen, psychologischen und physiologischen Rätsel des Menschenlebens. Da finden wir historische Vorgänge geheimnisvoller Natur, wie die Trauung zu Rörwig, die unaufgeklärte Figur des Mannes mit der eisernen Marke, als Hauptmasse aber eine Anzahl von Problemen aus dem Gebiet der Telepathie und des Spiritismus. Ludwig Kuhlenbeck hat kürzlich dort die praktische Verwertung der Wünschelrute geschildert, Albert von Notzing Versuche übersinnlicher Eingebung in der Hypnose mitgeteilt und Max Dessoir die Wahrträume und das automatische Schreiben behandelt. Von anderen Autoren, die nicht Mitarbeiter der „Sphinx“ sind, können wir gleichfalls wertvolle Beiträge nennen, so die interessante Abhandlung Wirths über das Ende des Spiritismus. Der bekannte Schriftsteller Karl Wartenburg erzählte von einer mediumistischen Sitzung, der er beiwohnte und in der ein Gesichtsabdruck auf einer berußten Tafel stattfand. Mit einem Wort: in den bisherigen fünfzehn Artikeln der gesamten Rubrik steckt eine Fülle interessanter Lektüre für jeden, der sich ein Organ für das Geheimnisvolle in Natur und Geschichte bewahrt hat.

Mitarbeiter und Leser unserer Zeitschrift müssen hierfür dem Redakteur und dem Verleger zu aufrichtigem Dank verpflichtet sein, weil es immerhin noch als Wagnis gelten kann, dem großen Publikum eines populären Wochen-

---

[1]) Durch das Light-Office, London, 2 Duke Street, Adelphi W. C. und George Redway, 15 York Street, Convent Garden, London W. C.

blattes so oft die Lehre von der Unerschöpflichkeit des Unerklärten vorzutragen. Aber auch die Wissenschaft kann es nur mit Freuden begrüßen, daß durch solche Mittel ein Fortschritt in unserer Richtung angebahnt wird, und wir glauben, einem allgemeinen Wunsch Ausdruck zu geben, wenn wir es der Redaktion von „Schorers Familienblatt“ nahe legen, die bisher erschienenen Aufsätze in einem handlichen Sammelband herauszugeben. L. H.

Tarot.

Ein sehr interessantes Buch für Liebhaber des Geheimnisvollen und insbesondere des Wahrsagens bringt soeben Carré's Verlag in Paris heraus, von der Feder des bekannten Okkultisten, der sich Papus nennt: Le Tarot des Bohémiens.[1]) Der erste Teil dieses Buches giebt in 7 Kapiteln den Schlüssel zum Tarot auf Grund der magischen Zahlenlehre nach der Kabbala; der zweite Teil ist der Anwendung dieses Schlüssels auf das Verständnis von Symbolen gewidmet. Den Ursprung des Symbolismus findet der Verfasser in den 16 ursprünglichen Hieroglyphen und erkennt dieselben im Tarot wieder, den er für die älteste Überlieferung erklärt. Im dritten Teile endlich bietet Papus uns die praktische Verwertung des Tarot für die Erratung der Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft mittelst Spielkarten. Das Buch scheint uns ebenso originell zu sein, wie mit Gelehrsamkeit und Litteraturkenntnis bearbeitet. Es ist überaus reich illustriert und wird dadurch auch für minder Eingeweihte leichter verständlich.

H. S.

Statistik der Hallucinationen.

Wir machen unsere Leser besonders auf die dem gegenwärtigen Hefte beiliegenden Zirkulare der Psychologischen Gesellschaft in München aufmerksam. Gegenstand derselben sind die gewöhnlich sogenannten übersinnlichen Wahrnehmungen und Eindrücke. Der übersinnliche Charakter wird nicht von allen Erforschern derselben anerkannt; aber auch diejenigen, welche übersinnliche Ursachen dabei annehmen, können keinen Anstoß daran nehmen, daß dieselben, physiologisch betrachtet — also abgesehen von ihrer eigentlichen Verursachung — als „Hallucinationen“ bezeichnet werden; denn das sind sie in der That immer, auch wenn sie wahre „übersinnliche“ Wahrnehmungen sind.

Bei diesen Zirkularen nun handelt es sich darum:

1. festzustellen, in welchem Verhältnisse die Zahl der Personen, welche solche Eindrücke erfahren haben, zu denjenigen steht, die solche nicht selbst kennen, und

2. möglichst genaue Einzelangaben über alle solche Erfahrungen zu erhalten, um daraus Schlüsse auf Wesen und Ursachen solcher Wahrnehmungen ziehen zu können.

Wir empfehlen die Ausfüllung dieser Zirkulare angelegentlichst der Aufmerksamkeit unserer Leser und stellen gerne weitere Exemplare derselben zur Verfügung. H. S.

[1]) 350 Seiten, über 200 Abbildungen und Tafeln, Preis 9 Franks.

Für die Redaktion verantwortlich ist der Herausgeber:
Dr. Hübbe-Schleiden in Neuhausen bei München.

Druck und Komm.-Verlag von Theodor Hofmann in Gera.

Spiritistischer Kreis in Stuttgart.

Ein uns nahestehender Leser unserer Monatsschrift, welcher sich von der Echtheit der mediumistischen Vorgänge überzeugen möchte, wünscht zu dem Ende in einen spiritistischen Kreis einzutreten, in welchem überzeugende Manifestationen, womöglich auch physikalische, statthaben. Derselbe lebt in Stuttgart und ist deshalb darauf angewiesen, diese Gelegenheit ebendaselbst zu suchen. Wir bitten daher alle diejenigen unserer Leser, welche in der Lage sind, uns diesen Wunsch zu erfüllen, uns ihre Namen und Adressen mitzuteilen, indem wir bemerken, daß wir selbstverständlich für die Integrität und die ehrenhafte Gesinnung des Freundes, den wir bei ihnen einführen möchten, einstehen.

Neuhausen bei München. **Hübbe-Schleiden.**

Empfehlenswerte Zeitschriften.

Der Vegetarier (früher **„Thalysia"**). Zeitschrift für harmonische Lebensweise. Vierzehntägig. (Berlin, C. 22, Hermann Zeidler; jährlich Mk. 4.) — 22. Jahrgang. — Inhalt des Heftes vom 1. November 1889:

Berichte, Verhandlungen und Beschlüsse vom I. internationalen Kongress. Von G. Weidner (Fortsetzung). — Liste der Teilnehmer am I. intern. Kongress. — Die Fleischnahrung als einziger Grundsatz. Von Johannes Guttzeit. — Entgegnung zu dem Artikel „Auch ein Beitrag zur Erkenntnis der Seele". 1. Von Klemens Flegel. 2. Von Felix Thurnberg. — Flüchtige Eindrücke über Sportausstellung. Von A. Engel (Schluss). — Vereinsnachrichten. — Litterarisches. — Verschiedenes. — Briefkasten. — Anzeigen.

Prof. Dr. G. Jägers Monatsblatt. Organ für Gesundheitspflege und Lebenslehre (Stuttgart, W. Kohlhammer; jährl. M. 3.—). 8. Jahrgang. — Inhalt des Novemberheftes 1889:

Aus der Naturforscherversammlung. — Zur Seelenlehre. — Die epidemische Behandlung. — Pilz und Gestank. — Aus Briefen von Wollenen. — Kleinere Mitteilungen: Wollkleidung in den Bergen. Zur Duftlehre. Der Geruchssinn als Diebsfänger. Der Geruch der Heiligkeit. Edison über Erfindungen. Hund und Gichtleiden. Giftige Farbstoffe. Dichter und Duft. — Litterarisches. — Anzeigen.

Beilagen.

Diesem Hefte sind drei Beilagen beigegeben:

1. **Anweisung.** Zirkular der **Psychol. Gesellschaft** in München.
2. **Preisermäßigung** der Verlagsbuchhandlung von **Oswald Mutze** in Leipzig.
3. **Prospekt** (**G.** Bruno) des Verlages von **Rauert & Rocco** in Leipzig.